



# Die Heimat am Inn.

Gammelblätter aus der Geschichte Wasserburgs  
und Umgebung.

Begründet 1927 von Anton Dempf

**4. Jahrg. & 1930/31**

Stadtarchiv Wasserburg a. Inn

**FZ**  
**Hal**  
**4**

Druck und Verlag der Buchdruckerei Fr. Dempf  
Wasserburg am Inn.



# Die Heimat am Inn.

Sammelblätter zur Geschichte von Wasserburg und Umgebung

In zwangloser Folge erscheinende Beilage zum „Wasserburger Anzeiger“

Nachdruck verboten

Herausgeber und verantwortl. Schriftleiter: Wilh. Zils, Bad Reichenhall, Ludwigstraße 14

Nachdruck verboten

## Der Drischkirta

Von Peter Bergmaier, Nu bei Aibling.

Das Dreschen war ehemals nicht bloß eine wichtige, sondern auch eine anstrengende, harte Arbeit. Bei dem Überfluß an praktischen, die Menschenkraft schonenden und ersetzenden Maschinen haben wir keine rechte Vorstellung mehr, welche Mühe das Dreschen verursachte. Um 4 Uhr hieß es aufstehen, dann dreschen bis 5 Uhr. Um 5 Uhr gingen die Dirnen zur Stallarbeit. Hernach gab's gemeinsam die Morgensuppe, hierauf wurde (kurze Essenszeiten ausgenommen) wieder gedroschen bis zur abendlichen Stallarbeit (5 Uhr), die die Dirnen verrichteten, während die Knechte mit der Bank „Gjött machen“ mußten.

„Stroh um Stroh“ wurde gedroschen. Die hauptsächlichsten Arbeitsleistungen waren dabei der Reihe nach: „olegn“ (= Getreide auflegen am Tennenboden), „umkehrn“ — „auffschabn“ (helles a = das gedroschene Stroh zusammenbinden) — „orechan“ — „ost(u)sn“ (= abstoßen, d. h. das Getreide ins „Troadkammerl“ wegräumen), dann wieder „olegn“ usw. Die beweglichen Dreschsegel kannte man fast nicht, nur „Bengeln“, das sind gebogene, mit eisernen Ringen versehene Stangen. Man schlug im Taft, oftmals aber nur im Zweitakt, d. h. je eine ganze Seite zugleich.

Teils zur Gaudi, teils um den Dreschern ein Taftgefühl heizubringen, waren verschiedene Dreschreime in Übung. Besonders für den schwerfälligen 3-Takt gab's Reime, z. B.:

„Stich d' Raß o, häng d' Haut auf“

oder:

„Du bist a / rehta Depp“

oder ein 4-Takt:

„Zimmermo — haß an Bam,  
Kathl, klaub d' Schoatln jamm“.

Man hat mit solchen Reimen auch einen gewissen Spott verbunden. In Staudhausen lautete ein 4-Takt:

„Da Hafn, da Daveicht, da Dumm und  
Dusch“;

in Feilnbach (beim Daveicht):

„Da Grump und da Budl, da Daveicht  
und d' Urschl.“

Ein recht schneidiger 6-Takt, der das Fiebern des Tennenbodens unter den Schlägen der Drescher recht anschaulich wiedergibt, ist folgender:

„Didldi, dadldi, leedani Stadldi“

(leedani = Ioder, Stadldi = Diele)

Als 4- oder 8-Takter wurde obiger Reim umgeändert:

„Und stich d' Raß o und häng d' Haut  
auf.“

Die Dreschart des Habers war etwas anders als beim Wintergetreide. Er mußte zuerst „gschütt“ werden, dann wurde er beim „olegn“ mit der Gabel „ausgeschüttelt oder ausgebeutel“t, damit die Körner herausfielen.

Zur Beleuchtung diente „s Tenna-Lampö“, eine hölzerne Laterne, die in ein paar nach oben zusammengespißten Brettern bestand, unter denen ein „Leinölicht“ stand.

Beim „letzten Stroh“ richtete es der „Tenna-Moasta oder Wanddrescha“ (Baur oder Baumoaasta) meist so ein, daß eines von den jüngeren Leuten als letztes niederschlug und so der „Harra oder Hanna“ wurde. Auf diesen Augenblick war ja längst alles gespannt. Dem „Harra“ wurde sodann ein Strohband um den Hals gelegt oder es wurden ihm die Hände gebunden. So ging er zur Bäuerin und sagte folgenden Spruch:

„Bäurin, jag hi i da,

Droschn hama o (ab),

Dia gon an Rußn und uns gon an Ehr:

Jag, Bäurin, wos ghoast her? (= was verspricht?)

Die Bäuerin schüttelte den Harra an seinem Strohband hin und her oder löste

dasselbe von seinen Händen und versprach ihm dann die „Harra-Null“. —

War der Übermut recht groß, besonders wenn man zuerst mit dem Dreschen fertig geworden war, dann legte man den Harra auf den Schlitten und fuhr mit ihm unter Johlen und Schreien im Dorf herum.

In Willing war die Ehrung noch weiter ausgedehnt. Wer beim drittletzten Stroh zuletzt niederschlug, hieß „D' Radschl“, und wer beim vorletzten Stroh den letzten Schlag machte, wurde „Bonigl“ (Boden-Igl) genannt. Beide wurden dann ähnlich wie der Harra mit einer Null geehrt.

Das Dank- und Freudenfest über die vollbrachte, mühevollen Arbeit wurde dann am Stephanitag als „Dreschfest oder Drischkirta“ gefeiert. (Infolge des Dreschens durch die Maschinen und die Not während des Krieges ist der Drischkirta fast abgekommen!)

Die Bäurin hatte (hat) einen strengen Tag. Sie hat vollauf zu tun, um die Null, Strichl u. s. f. herzubringen. Zum „Drischmoi (= mahl) sind Fleischknödl“ Brauch, Bier u. s. w., und dann kommt die Nullschüssel wie am Kirta auf den Tisch hoch aufgerichtet mit allerhand „Küachln“ von Kleienbrot umrahmt, und oben drauf liegt die „Harra- oder Hanna-Null“, eine Null so groß, wie sie eben in der Pfanne Platz hat. Oftmals stecken „Kürzen“ (Kerzen) in den Rudeln, die wurden angezündet, für die „Mannatn“ lagen Zigarren drauf, für die „Weibatn“ Taschentücher, auch mancherlei Utensilien.

Nach der Mahlzeit ging ein richtiges Kirchweihreiben los. Alt und jung, Bauer und Diensthote ging in der Nachbarschaft von Haus zu Haus. Da wurde gefungen und getanzt (oft die ganze Nacht) und wurden „Gspielä gmaacht“, z. B. „Stoßschlagn — Handwerksburschen austreiben — stad und laut heiratn — Hasn ausn Staudn jagn —

Pfeiferl suacha — Weichstign — Da Graf fährt aus — u. s. f.“

Dabei wurde viel mit Wasser und Ruaf g'arbat, was besonders der Harra zu spüren bekam.

Um einen Begriff zu geben, wie solch ländliche Spiele, die immer gemacht werden, aussehen, sollen ein paar kurz beschrieben werden:

Handwerksburschen (= wercher) austreiben:

Der Anstifter (Arrangeur) des Spieles richtet die Anwesenden paarweise (immer „er“ und „sie“) auf den Bänken zusammen. Ein „er“ geht mit „sie“ vor die Tür hinaus und machen dort einen Beruf aus, in dem sie Arbeit suchen, und ein bestimmtes Instrument, z. B. Kupferschmied. Dann gehen sie herein und stellen sich als Kupferschmiedehelfer vor. Der Anstifter fragt dann die einzelnen Paare: Was braucht ein Kupferschmied. Wird das ausgemachte Werkzeug erraten, dann muß das betreffende Paar hinaus und sucht sich wieder einen Beruf u. s. f. Unterdessen geht der Anstifter bei

den einzelnen Paaren das einemal mit der Frage: „Taugt dir bei Mo?“ — das andere Mal „Taugt dir bei Wei?“ Kommt ein „na“, dann folgt Platzwechsel und das Wechselnde wird mit einem Tuch, an dem ein Knopf gemacht ist, geschlagen, bis es einen Platz gefunden hat.

„Der Graf fährt aus.“ Der Graf sitzt auf einem Stuhl, erzählt von seinen Fahrten. Die Anwesenden gehen im Kreis um ihn herum. Plötzlich schreit er „jezt fährt er hoam“ — da rennt jedes an seinen Platz und wer der letzte wird, gibt ein Pfand.

Weichstign: Zwei auseinandergerückte Stühle oder zwei Bänke werden mit einem weißen Tuch bedeckt. Unter dem Tuch ist ein Schaff mit Wasser. Rechts sitzt der Pfarrer, links der Kooperator. Bei wem willst weichsten, beim Pfarrer oder Kooperator? Antwort beim Pfarrer: „Also sitz di no glei her“ (aufs weiße Tuch). Im selben Augenblick steht der Pfarrer auf, läßt das Tuch aus und der Sünder sitzt im Wasser. Interessant sind die Pfänder. So z. B. muß der Schuldner in ein Ed (Ofeneck) und dort solange hersagen, bis ihn jemand erlöst:

Ich sitze hier und schneide Speck,  
wer mich liebt hat, host mich weg.  
oder beim Fenster hinausschreien:

I bin da größt Narr  
a da ganz Pfarr!

oder allerhand Stimmen geben:

Er muß unter den Tisch hinein und jedes in die Wadl zwicken und weil jedes anders schreit, gibts allerhand Stimmen. Natürlich wird dem Betreffenden der Schädel hübsch verklopft.

Die Ufkereien nehmen manchmal auch einen hoshaften Charakter an. So z. B. wurde folgendes gerne gemacht: Wer beim allgemeinen Drischkirta nicht abgedroschen hatte, dem ging man in die Tenne und hat zum Trutz und Spott auf dem leeren Boden gedroschen. Dieser Spaß hat zu mancher Feindschaft geführt. Oft wurden (und werden) bei dieser Gelegenheit auch die Mistkarren aus einer Drischkirta geholt und in Pyramidenform oder in Reih und Glied in einer anderen Drischkirta aufgestellt.

Was hier über Dreschen und Drischkirta niedergeschrieben ist, ist im Aussterben, aber noch aus dem Leben geschöpft.

## Joh. Kaspar Niblingers Reisetagebuch 1833

Zum 150. Geburtstag von Joh. Kaspar Niblinger am 23. Februar 1929

27./J un h. Ankunft in Rom um 8 Uhr. Die beiden Copisten del Gesu bringen ihre Copien dell'apoteosi — um 11 Sc: 4 Paolo und des Drama di Ferd: III um 2 Sc: 7 Paol: — Besuch des Profess: Maßmann<sup>93</sup> und des Ab: Santini. — Direktor Wagner ladet mich zur Tafel ein welche er den bayerischen Künstlern in Rom am S. Peterstag, den 29 dieß geben wird, wozu auch Graf v. Spaner, der k. b. Gesandte, kommen wird. —

Bei Santini hole ich das libro V de' mottetti di Palestrina (5 Sc:) ab. — Spaziergang Abends mit Abb: Tanni. — Später Besuch bei mir des Abb. Santini.

28 Jun h. Faccia capo (se vuole) di D. Faustino Altaems: So schrieb mir der P. Prior v. S. Calisto in einem Billet vor seiner Abreise nach Neapel. — Diesen Morgen gieng ich also wieder nach S. Calisto. In Faustino, welcher mich einfach und herzlich empfing, fand ich einen schon bejahrten, von schwerer und ernster Berufstätigkeit angegriffenen doch lebendig geistvollen Enthusiasten für Kunst und Wissenschaft. Während er mir seine mit eigener Hand elegant und korrekt geschriebene Musikwerke der berühmtesten Meister — eines nach dem andern — vorzeigte, schlug mir das

<sup>93</sup> Maßmann, Hans Ferd., deutscher Philolog und Turner, 1797 zu Berlin geboren, setzte sich 1826 in München fest, wo er Turnlehrer am Kadettenkorps wurde, 1827 sich habilitierte, 1828 an die Spitze einer allgemeinen öffentlichen Turnanstalt trat und 1829 zum außerordentlichen, 1835 zum ordentlichen Professor der deutschen Sprache und Literatur ernannt wurde. Starb 1874 zu Mustau in der Lausitz.

Herz ob des hohen Preises, welchen er am Ende fordern möchte und ich nun nicht mehr bezahlen konnte, und zugleich war ich von glühender Begier ergriffen, mit diesen Schätzen meine Sammlung zu bereichern. — So gieng eine Stunde und mehr dahin. — Zimmer legte er hier und da in seinen Schränken suchend, noch andere Werke zu dem bedenkenden Haufen. Endlich am Ende erklärte er: ich bin schon ein alter Mann und will mich nach Subiaco zurückziehen. Nehmen Sie alles dieses — ich schenke es Ihnen. So wird wenigstens meine Arbeit erhalten und aufbewahrt. — Mein freudiges Erstaunen läßt sich nicht beschreiben. — Das einzige was er sich erbath, war — ihm eine Kleinigkeit von meinen Kompositionen zum Andenken zu geben, und ihm, wenn ich nach München komme, zu schreiben, ich sey glücklich wieder in der Heimath. Voll Dank und Rührung küßte ich ihm die ehrwürdigen Hände. — Es sind 53 größere und kleinere Werke und vor meiner Abreise will er noch andere hinzufügen. —

Alles wurde sogleich in ein Tuch geschlagen, und der freundliche Abbi Tanni bemächtigte sich der süßen Last — bis ein Junge sich fand, der selbe in meine Wohnung trug. — Voll Jubel zeigte ich dem Grafen von Spaner diesen Schatz — dono del cielo<sup>94</sup> — ihm die ganze Geschichte erzählend. — D. Faustino Altaems ist aus bayerischem Stamme edlen Geschlechtes der Hohenemms. — Er selbst in Fermo geboren. Aus einem Manuscript seines Vaters über die Compo-

<sup>94</sup> Geschenk des Himmels.

sition mit vielen praktischen Beispielen erfaß ich daß er ein tüchtiger Theoretiker und Componist war. — Auch D. Faustino zeigte mir mehrere seiner eigenen Compositionen, welche Kenntniß, gute Schule, und Partgefühl darlegen. —

Um 5 Uhr Abends war ich bei maestro Fioravanti, die Copien aus dem Archiv v. S. Peter zu betreiben. Auch den Archivisten traf und sprach ich. Beide erklären, der Presetto Matteucci sey es, welches die Sache hemme und zögere. Fioravanti sagte mir in Vertrauen, daß Mons. Matteucci sich gegen ihn geäußert habe: per dio in confidenza, Sign: maestro, certe cose (von meiner Auswahl sprechend) pur non vorrei dargli<sup>95</sup> u. s. w. —

Später diesen Abend als ich eben mit dem canonico Capor aus dem Sotteraneo v. S. Peter heraus gekommen war sah und sprach ich Mons: Matteucci, ihn an sein gegebenes Wort — kein Hinderniß der Copiatur zu seyn erinnernd — Wegen der Ablieferung habe der k. b. Gesandte schon seine Nota bei dem Cardinal Staatssecretair Bernetti eingereicht. —

Am 6 Uhr begann der Einzug des Papstes — in die Peterskirche, um die Zmi vesperi zum morgigen S. Peterfest zu halten. Die Mauern des ungeheuren Tempels mit rothen Festtapeten, das von unzähligen Lampen beleuchtete Grab S. Peters mit Blumentränzen wunderschön geschmückt, der Papst in Mitte seiner Gardien, Priester und

<sup>95</sup> Bei Gott, im Vertrauen, Meister, gewisse Dinge sichte ich ihm dennoch nicht geben.

der Cardinäle in ihren rothen Schleppländern, gaben ein interessantes Schauspiel. Selbst die Statue des S. Petrus aus Bronze gegossen, dessen Fuß Tausende und Tausende küßten (eine antike sitzende Statue eines römischen Imperator, dessen Kopf man abschlug um das Haupt S. Peters daraufzusetzen) war heute mit prächtigem Goldmantel bekleidet — trug die byzantinische Krone, in welcher die kostbarsten Steine glänzten, und einen Diamantring von unschätzbarem Werth am Finger. Vier colossale Wachsfammen umstrahlten das Standbild. —

Die päpstliche Cappelle nach dem Einzug unter Hymne und Psalmenklang begann die Vesper mit einer Motette, dann *ad juv*: = *canto fermo*: *Antiph*: *falso bord*: Das *Digit* begann der *Sopr*: *Canto fermo*, dann tratt unmittelbar der *Coro* à 8 ein... in *Do*. — *Antiph*: *Canto fermo* und *falso bord*: *Confitebor Canto fermo*.

Nach der Vesper stieg ich in das sotteraneo v. S. Peter hinab, und kniete an den Stufen seines Altars und Grabes. — Ich traf den *Can*: *Capor*, welcher mich im ganzen Sottiraneo, in welchem nur Kaiser Otto, König Jakob, viele Päpste — und Cardinäle unter marmornen Sarcophagen in unge störtem Todeschlummer ruhen, — mir alles erklärend herumführt. Als ich aus dieser Urkirche S. Peter wieder herauf in den prachtvollen Tempel tratt den weithen Raum überschauend, schwebte mir das Doppelbild des einfachen Christenthums im Gegensatz mit dem weitausgebreiteten Glanz der neuen Kirche — vor der Seele. — Die Beleuchtung des Riesentempels und seiner Umgebung muß man sehen, um die Idee des Erhabenen mit dem Schönen vollends kennen zu lernen. —

29 Juny (S. Peterfest) Drey mal im Jahr liest der Papst in S. Peters Tempel die Messe, — Weihnacht, Ostern und S. Peterfest. — Bey solchem Pomp und Zudrang neugierigen Volkes wird die Kirche zum Marktplatz; des Geschwäzes und Lärmens, des Gassens und Herumdringens ist genug. Für den Beobachter möchte es interessant seyn, die weite Stufenleiter der menschlichen Gesellschaft in Physiologie, Gestalt, und Ausdruck vom rohen schmutzigen mit Lumpen bedeckten Ziegenhirten bis hinauf zum Haupte der Christenheit — bey diesem Zusammenströmen von Tausenden zu verfolgen. — Die päpstliche Capelle begann nach dem Einzug des Papstes die Motett wie gestern bey der Vesper; dann folgte in gewöhnlicher Form die Vesper, und die Messe *cantata* — Es scheint bey den *cantori pontifici* nicht die strengste Disciplin zu herrschen; denn ich bemerkte, daß bald dieser bald jener vom Chor sich entfernte um mit guten Freunden zu plaudern. Überhaupt geht in diesem weiten Raum die Wirkung des Gesanges einigermaßen verloren, während der archaische Bau der Sixtina ungewöhnliche Kraft und Schmelz mittheilt. Auch pflegen die päpstlichen Sänger außer der Sixtina die Sache nie mit wahrem Ernst zu treiben. Ich habe heute die päpstliche Capelle wahr scheinlich zum letztenmal gehört. So ein

abgeschlossener Künstlerverein bloß für diesen einzigen religiösen Zweck kann und soll ausgezeichnetes leisten. Es ist nicht zu leugnen, daß zur Ausführung der Werke des Palestrina und alla Palestrina ein zweckmäßig organisierter Singchor und intensive Übungen zwey unerläßliche Bedingungen sind. Daß Castraten durch Kraft und Haltung (*postamento*) der Stimme, so wie durch meisterhafte Schule und freien Schwung des Vortrags in solchem Singchor tüchtigere Elemente bilden als Knaben oder schüchternere Mädchen und leichtfertige Frauen, möchte wohl ebenfalls nicht zu leugnen seyn besonders wenn man die oft weitausschweifenden Overturen, und die Verschmelzung derselben mit den kräftigen Tenor und Bassstimmen in Betrachtung zieht. —

Man kann zwar einwenden, die erste Castratenstimme kam erst beyläufig im Jahre 1601 in die päpstliche Capella und in der großen Epoche religiöser Kirchenmusik vor und nach Palestrina im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert wurden jene berühmten Werke durch spanische und niederländische Fistsänger nebst Knaben (*putti*) ausgeführt. / So hörte ich einigemal im ehemaligen Kloster S. Saba durch die Abbati des Collegio germanico unter Leitung unseres ehrwürdigen Landsmannes Abbate Cios Werke des Palestrina sehr gut vorgetragen. / Uebrig scheinen die vieljährigen Leistungen in diesem Fache, welche in Heidelberg unter Thibaut, in Wien unter Riesewetter, in Paris unter Moron, in Berlin unter Zelter, besonders aber in der S. Michaelskirche und in der k. Hofcapelle zu München stattfinden, hinlänglich die Entbehrlichkeit der Castraten zu erweisen. — Aber die Ausführung eines Miserere in der Sixtina oder einer Motette: wie: *peccavimus cum patribus nostris* — *paucitas dierum* u. a. schlägt alle Gegenbeispiele nieder. — Es ist Thatsache daß seitdem die Humanität des Jahrhunderts das barbarische Institut der Castrati vertilgt hat, die Säulen des italienischen Kunsttempels in Hinsicht des Gesanges in Theatern und Capellen — gebrochen darniederliegen. Anstatt der Farinetti, Guadagni, Bachierotti, Marchesi Belluti, welche über die stillstehende Versammlung himmlischen Zauber ausgoßen, hörst du nun in Theatern nicht viel mehr, als ein wildes Losen — Gepolter und Geheul des Orchesters und plumper Choristen. Deutsche, Franzosen, Holländer, und Russen müssen gegenwärtig jene unsterblichen Coriphäen italienischer Kunst ersetzen und die Gegenwart begnügt sich damit. Profit! — Über den Zustand der Capellen von Mailand bis Neapel (die Sixtina ausgenommen) dürfte ein neuer Jeremias den unwissenden oder sträflich gleichgültigen Führern und Hauptern solcher religiösen Institute seine Klagen in die Ohren donnern.

Überall fehlen *le voci bianche* selbst in ganz Mailand und Neapel — wo doch so reich dotierte Conservatorien seit Jahren und Jahrhunderten bestehen. 4 und 8 stimmige Sätze werden von einem zufällig zusammengerasteten Männerchor, dem es nur um den Verdienst weniger Carlini oder Paoli zu thun ist, abgeheult; das lärmende Orchestra

leert die Lücken. Selbst in der k. Hofcapelle zu Neapel werden auf ähnliche Weise 4 stimmige Compositionen mit Weglassung der Soprani und Alt — von Tenori und Bassi brüllend abgehündelt. Mit einem Wort, die Capellen in Italien (wenige Ausnahmen) besonders die von Bergamo unter dem berühmten — edeln — ehrwürdigen Simon Mayr sind nun leider ein Augiasstall geworden. — So steigen und fallen die menschlichen Dinge! — *Franzo immaginario*. —<sup>90</sup>

Mit großer Erwartung tratt ich gegen 5 Uhr in die Peterskirche, um die berühmte Vesper zu hören, welche alljährlich an diesem Tage seit Jahrhunderten mit mehreren Singchören aufgeführt zu werden pflegt. Fioravanti sagte mir schon früher, daß aus Mangel von Sängern das *Digit* a 16 von Pitoni nicht gegeben wird. — Zwey ausgebehnte Musiktribunen mit roten Festtapeten bekleidet — auf jeder eine Orgel — und neben selber die Contrabassi — standen hinter dem Hauptaltar sich gegenüber. — In der Mitte derselben saßen die Cardinäle, Canonici u. s. w. Die Musikstücke waren folgende:

*Digit* a 8 di Burroni in Fa

*Laudate pueri* a 8 di Guglielmi

(*dal Si b transp*: in *as*)

*Credidi* a 8 — di Burroni

(*dal Do transp*: in *Si b*)

In *convertendo* a 8 — in *Si b* — di Guglielmi

*Domine probasti* a 8 — di Pittoni

*Juno* di Zomelli in *Do* — (*Duetto* di *Sopr.* ed *Alto c.* *Cori*)

*Antifone* tutte di Fioravanti

*Magnificat* a 8 v — *idem*. —

Die Chöre waren zahlreich besetzt; aus dem Kloster S. Michele, hatte man mehrere Knaben, wovon bey dieser Funktion jeder 6 Paoli erhält — bezogen; selbst ein castrat aus Assisi nebst wenigen seiner alten Genossen und ein paar Soprani *naturali* — oder Fistsänger — teilten mit den Tenori und Bassi die Solis. — Der maestro schlug kräftig den Takt, der Organist spielte die volle Orgel, die Grundbässe (ohne von Violoncellis erhellt zu werden) erregten bey ihrem basso continuo, welcher das Ganze stützen sollte, ein undeutliches Brummen, das Zeitmaß wurde immer schneller, das ganze Harmonie-Gebäude wankte und endlich war der zweyte Chor gänzlich aus der Reihe geworfen, — welchem bald auch der Erste folgte, so daß nur die Orgel sich noch festhielt.

Diese Sänger im Vatican gleichen den päpstlichen Soldaten, welchen, wie man sagt, der Pulverdampf Schwindel und Fieber zu verursachen pflegt. —

So sehr diese Compositionen des Burroni, Pitoni und Guglielmi durch Mangel an kräftigem und reinem Zusammenwirken, so wie durch das übertriebene schnelle Zeitmaß verunzert wurden, mußte man doch die großartige und den schönen melos derselben anerkennen. Desto komischer war der Contrast durch die Antifonen, — Arien im alten Perückenstyl, ohne Geist und Bedeutung. Auch das leichtfertige Orgelspiel zwischen jedem Versett des *Magnificat* stand wunderbar zum Ganzen. (Fortsetzung folgt.)

<sup>90</sup> Ein nur in der Einbildung bestehendes Maß.

## Zum neuen Jahr

Von Eduard Mörke.

Wie heimlicherweife  
Ein Englein leise  
Mit rofigen Fühen  
Die Erde betritt,  
So naht der Morgen.  
Jauchzt ihm, ihr Frommen,  
Ein heilig Willkommen!  
Ein heilig Willkommen!  
Herz, jauchze du mit!

In ihm sei's begonnen,  
Der Monde und Sonnen,  
An blauen Gezelten  
Des Himmels bewegt!  
Wende du und wende!  
Herr, dir in die Hände  
Sei Anfang und Ende,  
Sei alles gelegt!



## Der Klezenscherz

Von Peter Bergmaier, Au b. Mibling

Der Klezenscherz ist hierzulande zunächst ein Lederbissen; er ist aber auch mit zahlreichen Bräuchen umgeben, die nur auf dem Boden des echten Volkstums wachsen. Sein eigentlicher Name ist „Klobanbrot“. Dieses enthält „Kloban“ (oder „dürre Bien“) Feign, Ziwem, Zimmt, Pfeffer, Mobegewürz (= Piment), Nuxtern oder Mandeln, Nelken und wird vom „roggan Toag“ gemacht. „Von Kloban schnein muaf ois zuahelkn, a d' Mannaleut.“ Bei größeren Bauern sind 6 bis 8 Personen 3 bis 4 Stunden mit dem Schneiden beschäftigt, denn jedes im Haus bekommt einen „Klobanloab“, außerdem werden noch einige Laib für den Hausgebrauch gebacken. In der Zeit von Weihnachten ab bekommt der Gast Schnaps und Klezenbrot, sonst Apfel oder „Schneebain“ vorgekaut und für den „Drischkirta“ ist es auch notwendig, desgleichen gibt's Klezenbrot beim Haarbuchen. Am Vorabend vom Thomastag wird zum Klezenbrot hergerichtet. Sind dann am nächsten Tag die Wecken fertig und durch einen Spann „mit an Jöbei als March“ (Anfangsbuchstaben des Namens) für den Eigentümer kenntlich gemacht, dann ist für die „Mannerleut“ Zeit, einen Streich zu spielen, daß „d' Weiberleut“ keinen richtigen „Klezenscherz“ herunterbringen. In einem unbewachten Augenblick, der meist mit Hilfe der Lauerin herbeigeführt wird, stecken die Mannerleut lange Nadeln, Drähte, Stricknadeln u. dgl. dem Auge unsichtbar in das Ende des Weckens oder Laibes und, wenn dann die Weiberleut ihre Wecken anschneiden und nicht durchkommen und der Scherz auseinander springt, gibt eine Mordsgaudi. Und aufkommen muß die Blamage; denn entweder am Johannistag, mindestens aber am Kammerfenster in der Johannisnacht muß der Klezenscherz geopfert werden. Doch auch die Weiberleut wissen sich zu helfen. Sie geben dann den Klezenscherz, in Papier eingewickelt, her, und dann ist oft ein „Vorstück“ und

vgl. enthalten. Von vor dem  
len die Burschen manchen Streich. Vor  
allem wird „s Badofalud oder d' Schüssia  
roloitu“ (= versteckt), und wenn sich die  
Bäuerlein (was oft geschieht) nicht durch ein  
Reservetürl vorgesorgt hat, kommt sie in  
große Verlegenheit und muß sich die Rück-  
gabe mit Trinkgeld erkaufen. (Auch an  
Kirchweih wird das „Badofalud roloitu“,  
wenn's die Weiberleut übersehen.) Ist dann  
der Wecken gebacken, dann wird jedem im  
Haus derselbe warm ins Bett unter die  
Decke gelegt. Manche Dienstboten heben sich  
den Klezenwecken lange auf. Er gilt als ein  
Lederbissen.

\*

## Dienstboten-, Tag- und Handwerkerlöhne um das Jahr 1765

Von Martin Schneider.

In der Pfarregistratur Weichenried (Bez.-  
Amt Schrobenhausen) befinden sich in einem  
Salbuch des Jahres 1765 interessante Auf-  
zeichnungen über die Entlohnung von Tag-  
werkern, Handwerkern und Dienstboten. Die  
Aufzeichnungen stammen jedenfalls aus der  
Feder des damaligen Pfarrers Joseph Ber-  
ger in Engelmannsberg; sie sind außer-  
ordentlich wertvoll, da sie einen ziemlich ge-  
nauen Einblick gewähren in das Ausgaben-  
bereich eines landwirtschaftsbesessenen Dorf-  
geistlichen sowie in die sozialen und wirt-  
schaftlichen Verhältnisse der Arbeitnehmer.  
Es scheint, daß vor dem Jahre 1765 die  
Löhne etwas niedriger gehalten waren, denn  
der Chronist schreibt: „Den Lohn der Ehe-  
halten hab ich freylich Vor Zeiten nit sovill  
geben, allein dermahlen muß man wohl was  
mehreres thun.“

Er gab also  
Dem Oberknecht 23 fl und 2 Hemmeter,  
inklusive Schuhe.

Dem Mitterknecht 16 fl, 2 Hemmeter.  
Nach der Hand hat man mehrer geben  
müssen.

Es hat auch jeder Ehehalt ein paar  
Schuech, doch weillen die Schuechmacher der-  
zeit immerzu mit ihren Schuechen aufschla-  
gen, so hat der Oberknecht für seine Schuech  
1 fl, der Mitterknecht 48 kr, eben sovill die  
Dirn, die Mitterdirn 40 kr.

Der Zehentrager Von hir hat jederzeit  
gehabt 6 fl, dann ein Schober stroh, und  
die Kost und 1 Maß Pirr bestags.

Der Zehentrager von Kreitt 3 fl oder  
1 Schober Stroh, keine Kost.

Der Zehentrager von der Mühl hat ein  
halb Schober Stroh.

Wan aber der Zehentrager von hir kein  
kost verlangt, hat er statt dessen 3 Strich  
korn und 1 Maß Pirr des Tags.

Nach der Hand ist geschehen, daß der  
Zehentrager ohneracht der anstatt der kost  
3 strich korn hatte, jedoch zum essen kommeit.  
Hab solches abgebracht und gab wie anfangs.

Dem Tagwerker gibt Man Von Treschen  
6 kr, samdt der Kost, ohne Kost 12 kr.

Ein Tröschler, so in der Nacht bis zu an-  
brechenden Tag tröschet hat 3 kr, ein Stück  
Brod und die Frueh Suppe. Wann er aber

von der Nacht an bis Mittag tröschet, hat  
er 4 kr, das Mittagessen und eine Mubl nach  
Haus Zutrugen.

Eine Tagwerkerin in der Heuarbeit hat  
8 kr und die Kost samt einer Mubl nach  
Haus.

Zu anderen Zeiten in der gemeinen Haus-  
arbeit hat selbe 6 kr samt der Kost und  
einer Mubl.

Vom Mähen dem Tagwerker gibt man  
8 kr samt der Kost, und in der Frühe wird  
ihm hinaufgetragen jedem ein Maß Pirr,  
brod, und ein ahr Suppen, ohne Kost aber  
16 kr.

Von frohschneiden jeder 1 Maß Pirr.  
Von Gersten und haaber Mähen ein halber  
Tag 10 kr und Kost.

Von Schüb machen (Strohdach!) des Tags  
10 kr und Kost.

Von Heurechen des Tags 8 kr und Kost.  
Von Schrotten (Krautrübenhacken) oder  
klein Kraut machen 10 kr und das Maßl  
zu essen ohne Pirr.

Von Holz hacken 15 kr die Klaffter, hab  
auch schon 17 kr geben müssen.

Ist ein Schmid auf der Stür in der  
Herrarbeit, hat er Lohn 12 kr und die  
Kost, dan 2 Maß Pirr des Tags.

Der Bad(er) hat das Jahr für das  
wochentliche Balbieren (Haarschneiden) 2 fl,  
davon 1 fl für den Gang, für das Schrep-  
fen 6 kr und 1 Maß Pirr.

Der Sattler hat des Tags 20 kr und  
2 Maß Pirr, die Kost. Dann wie ordinary  
den Handwerksleuthen ein Stück fleisch  
auf das Kraut.

Des Sattlers gsöll hat des Tags 15 kr.

Der Ca... her hat das Jahr 1 fl.

Eine Wascherin von der Nacht an bis  
4 Uhr abents hat 8 kr, Kost samdt einer  
Mubl nach Hauj.

## Die Kriegsglocken des Bezirksamtes Berchtesgaden-Neichenhall.

Einer der traurigsten und ergreifendsten  
Tage während des Krieges war für ein  
Dorf, eine Gemeinde wohl der, als man  
vom Kirchturm die Glocken herunterholte,  
um sie in die Munitionswerkstätten zu  
zerren. Psychologisch war das einer der vie-  
len Mißgriffe, daß Staatsgewalt die ge-  
weihten Glocken dazu verdammt, tod-  
speiende Granaten, Blutwerkzeug zu werden.  
Glocken sind halt ein Stück Heimat, heiliges  
Stück. Und so begrüßen wir es um so herz-  
licher, daß der Heimatbücher-Verlag Mün-  
chen es unternommen hat, uns noch Kunde  
und Kenntnis von den Glocken der Kriegs-  
zeit zu geben. Einstweilen liegt uns vor die  
Sammlung der Glocken im Bezirksamt  
Berchtesgaden-Neichenhall. Der so jährlings  
verstorbene Oberarchivar Dr. Schraud-  
ner hat sie mühsam zusammengestellt. Her-  
kunft, Ton, Gewicht, Ausstattung und Schick-  
sal, alles finden wir sorgfältig angegeben.  
Ein Vorbild, wie man es anderswo auch  
machen könnte. Ich meine, an den beiden  
Hauptpflegestätten der Heimatliebe, in  
Schulhaus und Pfarrhof, soll das schlichte,  
preiswerte Büchlein zu finden sein. D. H.



# Die Heimat am Inn.

Sammelblätter zur Geschichte von Wasserburg und Umgebung

In zwangloser Folge erscheinende Beilage zum „Wasserburger Anzeiger“

Nachdruck verboten

Herausgeber und verantwortl. Schriftleiter: Wilh. Zils, Bad Reichenhall, Ludwigstraße 14

Nachdruck verboten

## Der Handschriftenfund im Stadtarchiv Wasserburg

Von Oberstudienrat Stadtarchivar A. Brunhuber †

Im Historischen Verein Wasserburg hatten wir schon so manchen genußreichen Abend zu verzeichnen durch die äußerst interessanten und lehrreichen Themata, die in diesem Kreise zur Debatte standen. So sah man auch dem für letzten Montag abends angekündigten Vortrag des Herrn Oberstudienrats Stadtarchivars Brunhuber über die Handschriftenfunde im Wasserburger Stadtarchiv mit großer Spannung entgegen. Ist es doch für die Stadt Wasserburg ein geschichtlich und wissenschaftlich großes Ereignis, daß ihr Stadtarchiv durch diese Funde, um die sie so manche andere Stadt beneidet, mit der Literaturgeschichte in direkte Beziehungen getreten ist. Die Stadt Wasserburg ist mit ihrem tüchtigen Herrn Stadtarchivar Oberstudienrat Brunhuber stolz auf diese Entdeckung.

Mit Freude konnte Herr Oberstudienrat Brunhuber die zahlreich erschienenen Mitglieder und Freunde literar-historischer Fragen begrüßen, und vor allem die Spitzen der sämtlichen Behörden in Wasserburg willkommen heißen. Dem Thema des Vortrags entsprechend, gab das von Herrn Hauptlehrer Böhm als Einleitung mit Bravour vorgetragene Vorspiel zu Wagners „Parzival“ dem Abend einen weisevollen Rahmen.

Sodann ergriff Herr Oberstudienrat Brunhuber das Wort zu seinem Vortrag. Er führte aus:

Der Wunsch jedes Archivars ist es, die stillen, verborgenen Schätze seines Archivs ausfindig zu machen und sie der Wissenschaft bekannt zu geben. Es begreift sich, daß auch ich diesen Wunsch hegte. Stets hatte ich das Gefühl, daß in den reichen Beständen des hiesigen Archivs irgendein für die deutsche Sprachwissenschaft wertvoller Fund zu machen sei. Im Sommer dieses Jahres erfüllte sich mein Wunsch. Bei Nachforschungen in den Baubüchern der Stadt aus den Jahren 1551 und 1564 fand ich auf Pergamenten, die zur Versteifung der Einbände eingeklebt waren, Verse einer mittelhochdeutschen Handschrift. Welch ein freudiger Moment!

Weiteres Suchen ergab in den Almosenbüchern des Reichen Almosen aus den Jahren 1557, 1559, 1560, 1561 und 1562 weitere Bruchstücke. Herr Prof. Dr. Gartenhof und Herr Archivar Dr. Frlinger, denen der Fund zugänglich wurde, stimmten meiner Ansicht bei, daß ein wertvoller Fund vorliege. Prof. Dr. Gartenhof machte mich auf den Namen Chyburg aufmerksam, der eine gewisse Richtung des Suchens wies. Im Juni reiste ich nach München zu dem Direktor der Staatsbibliothek, Herrn Geheimrat Universitätsprofessor Dr. Leidinger, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, und erlaubte mir, den Handschriftenfund in den sieben Bänden vorzulegen. Die Untersuchung desselben zeigte, daß die Bruchstücke zum Teil Wolframs von Eschenbach Parzival, dem wertvollsten deutschen Epos des Mittelalters, zum Teil dem dritten Epos Wolframs Willehalm, angehörten. Herr Geheimrat Dr. Leidinger erkannte in den Bruchstücken Willehalm, Herr Geheimrat Dr. von Kraus Parzival. Im August konnte ich in den Ratsprotokollen 1550 und 1551 nochmals Bruchstücke entdecken, die Herr Geheimrat Dr. Leidinger als Parzivalfragmente erkannte.

Im ganzen sind es zwölf Stücke, die der Zeit um 1300 herum angehören. Parzival umfaßt 447 Zeilen, Willehalm 819 Zeilen.

Die Buchstaben sind von guter Hand geschrieben, besonders die Parzivalfragmente. Von diesen gehören Verse zu I, Gamuret und Belafano, zu II, Gamuret und Herzeloude, zu III, Parzivals Erziehung, und zu V, Parzival auf der Graalsburg. Sämtliche Verse wurden von Herrn Oberbibliothekar Dr. Hartmann der Handschriftenabteilung nach den gedruckten Ausgaben festgestellt. Weiter ist zu sagen, daß eines der Pergamente einen Lagenvermerk zeigt, aus dem man wird feststellen können, welchen Umfang die Handschrift hatte. Die Pergamente wurden durch Herrn Werkmeister Madel sorgfältig ausgenommen. Die Ablösung erforderte große Vorsicht, da ein Teil der Buchrücken sehr moderig war.

Was mich bei meiner Arbeit recht in

Erstaunen setzte, war dies: Ich stieß auf drei Bände, aus denen die Fragmente bereits herausgenommen waren. Dieser Raub läßt sich daraus erkennen, daß teilweise der Text noch negativ am Einband klebt. Aus dem Text wird wohl mit Hilfe des Sriegels noch manches sich feststellen lassen. Beraubt sind die Spitalrechnungen aus den Jahren 1560 und 1563 im Gewölbe des Stifungsarchivs und das Ratsprotokoll von 1564 im anstoßenden Gewölbe des Kommunalarchivs. Der Schweinsleder einband des Ratsprotokolls weist drei Risse auf. Vielleicht lassen sich die verschwundenen Bruchstücke mit solchen in irgendeiner Sammlung identifizieren.

Was wissen wir nun noch? Nicht mehr, als das, daß um die Mitte des 16. Jahrhunderts ein Buchbinder, der doch zu den gebildeten Klassen gehören soll und muß, die Möglichkeit hatte, wertvolle Handschriften zu zerschneiden und nicht davor zurückschreckte. Wie tief muß nicht damals die Volksbildung gestanden sein! Wenn wir uns aber fragen, woher kamen die Handschriften, so werden wir wohl an Kloster Attl oder Kott denken. Aber es besteht durchaus die Möglichkeit, daß ein wohlhabender Bürger so ein wertvolles Buch vielleicht auf einer Reise erworben hat, um zu Hause die Heldenmären am Abend sich vorlesen zu lassen. Das Mittelalter hat ja stets danach gestrebt, Sachwerte anzuschaffen.

Für die wissenschaftliche Bearbeitung des Fundes hat Herr Geheimrat Dr. Leidinger den germanistischen Ordinarius der Universität München, Herrn Geheimrat Dr. von Kraus, gewinnen wollen. Da derselbe jedoch mit anderen Arbeiten überhäuft ist, so wird Herr Dr. Eduard Hartl, Privatdozent an der Universität München, der Spezialist auf dem Gebiete der Wolframsforschung ist, die Güte haben, die Herausgabe zu übernehmen.

Schließlich obliegt mir noch die angenehme Pflicht, auch an dieser Stelle Herrn Geheimrat Dr. Leidinger für die weitgehende Unterstützung und Förderung wärmsten Dank zu sagen.

# Joh. Kaspar Niblingers Reisetagebuch 1833

Zum 150. Geburtstag von Joh. Kaspar Niblinger am 23. Februar 1929

Herausgegeben von Oberstudienrat R. Brunhuber, Stadtarchivar †

Aus Ruinen konstruiert sich der kundige Architect und antiquar Tempel und Forum; so vergegenwärtigt. ich mir die großen Kunstleistungen eines Palestrina, Suriano, Agostini und Benevoli, Melani, Bisari, Pitoni in der auf immer verschwundenen italienischen Kirchenmusik, — und mein Geist beruhigte sich. —

Indessen war es dunkel geworden — und der weite Raum von S. Peters Dom mystisch beleuchtet von den vielen Lampen und Kerzen über dem Grabe S. Peters und des hintern Chores erfüllte das Gemüth des Betrachters mit Staunen und Ehrfurcht. — Beim Hinaustritten aus der Kirche war von außen schon alles rege, die erste Illumination zu besehen, bis um 9 Uhr die zweite helle Fackelbeleuchtung in wenigen Augenblicken die ganze Szenerie vom hohen Kreuz, die Kuppel und Fassade herab mit dem collossalen Perystil in ein architectonisch geordnetes Flammenmeer verwandelte. —

30 Juni und 1 July Nichts Bedeutendes.

2 July / Großes Diner bei Direktor und Prof. Wagner in der Villa Malta unser Königs. Es waren Cornelius, Thorwaldsen, Reinhardt, Graf von Spaner, Schwantaler, Nibel, Prof. Maßmann, Pittrich, ich und Direktor Wagner an der Tafel. Wein und Speisen waren ausserlesen, aber es fehlte lebendiges — geistvolles Gespräch. Überhaupt es war kein Sokratisches Symposion. —

Auch die Toast waren kalt, und die botighia roviscinta bey einem derselben was mag das bedeuten? Dieser Zufall, würde meine Schwester sagen, ist ein böses Vorzeichen (omen). —

Daß Schwester Sabina mir nicht schreibt, verursacht mir die peinlichste Unruhe. —

Dazu kommt die niederträchtige Doppeltzungigkeit des Herrn Matteucci, welcher meinem letzten Geschäft beim Archiv v. S. Peter von Tag zu Tag neue Zögerung entgegensetzt, welche selbst der b. Gesandte Graf v. Spaner durch diplomatische Kraft und Umsicht noch nicht zu besiegen vermochte; und es sind doch schon zwey Monathe vorüber, seit der ersten Einleitung dieses Gesuchs.

3 July Unnütze Gänge zu Fioravanti. — S. Petersdom! —

4 July Um 7 Uhr Morgens war ich mit Abb. Tanni wieder beim guten D. Faustino in S. Calisto. — Auch diesmal erhielt ich von ihm einige treffliche Werke zum Geschenk. —

Auch zu Fioravanti ging ich Nachfrage zu halten ob das Biglietto der Segretaria di stato, welches vorgestern vom Cardinal Bernetti dem b. Gesandten war zugesagt worden, erfolgt sey? Die Antwort war, er

wisse nichts; werde aber mit Matteucci selbst sprechen, und mir darüber bis Abend ein paar Zeilen schreiben. Auch dieß geschah nicht.

Um meinen Unmut zu zerstreuen gting ich Nachmittag nach dem Vatican, wo ich bei wenigen Zubrang von Neugierigen heute mit vollkommener Muße alle Kunstsäle beschauen konnte. Durch religiöse Kunst strahlt ein reinerer Himmel in dieß ernste — düstere Schattenleben. —

5 July Abends vor 5 Uhr war ich bey D. Faustino in S. Calisto. Auch dießmal schenkte er mir mehrere Musikwerke. Dann giengen wir nach E. Michele, um das dortige Ospizio apostolico zu sehen und die jungen Leute singen zu hören. Monsignore Losi, Präsident des ganzen weitläufigen — großartigen Instituts, empfing uns mit Güte und Herzlichkeit. Dann führte man uns durch die weiten Säle, wo die ersten Anfangsgründe der zeichnenden Künste bis zu den höhern Stufen der Maler — Bildhauer — Kupferstecher, welche als ausgezeichnete Künstler mit Ruhm die Wohlthat bezahlen, gelehrt werden. Mechanische Kunst, und liberale — sowie viele andere technische Arbeiten werden in diesem Institut — zum Unterricht und zur Beschäftigung einiger Hundert Jüglinge von Knaben und Mädchen betrieben. —

Die Musik — besonders Gesang, füllt die Nebenstunden aus. — Überdieß findet sich in diesen Mauern das Asyl des hilflosen Alters und der Magdalenen. — Das Gebäude enthält 6 große Höfe, und dehnt sich — gleich einem Königsbau — weit aus. Es ist eins der größten und ehrwürdigsten Denkmäler päpstlicher Pietät und Großmuth. Es sollen sich (wie es immer bey menschlichen Anstalten zu geschehen pflegt) viele bedeutende Mängel und Mißbräuche in selbes eingeschlichen haben. —

Im Gesang führten die Jüglinge folgende Stücke aus zwey Motetten von D. Faustino: dann Pange lingua a 8, Lauda Sion a 8 und Summ. ductor a 8 v. Bainsi.

Die leichte, einfache Composition dieser Werke war den Kräften der Ausführung angemessen.

Später besuchte ich Bainsi, wo sich ein paar andere Abbati fanden und die Unterhaltung war sehr lebhaft, und in jeder Hinsicht interessant. — Bei dieser Gelegenheit wurde sein berühmtes Dies irae hervorgezogen. — Es ist a 8 voci in La minore; alles spezzato gearbeitet mit vielen Fermaten und Soli a 3 u. 4. gearbeitet. Gegen den reinen Satz finden sich mehrere Anstöße; auch tritt die Nachahmung (die materielle) Palestrinas sehr oft in den immer sich folgenden Drehklängen und Beugungen der Mittelstimmen zu sichtlich hervor. Indes

die ästhetische Idee, welche dem Ganzen zu Grunde liegt, muß bey zweckmäßiger Ausführung immer überraschen und befriedigen. Solche Wirkung sucht er besonders durch seinen mannigfaltigen Rhythmus — (häufig ungebunden bloß declamatorisch gehalten) zu erzielen. —

Auch über die Einführung der Castraten in die päpstl. Cappella gab er bedeutenden Aufschluß. — Alles was Abami und Burnen etc. darüber sagen, ist falsch. — Schon im 13. Jahrhundert waren die spanischen Cantori pontifici castrirt. Durch die hohe Befolgung solcher castrirter Sänger angelockt trieben die Spanier den Unfug der Castration so weit, daß auf die Vorstellung des Königs von Spanien der Pappst Pius IV selbst durch eine Bulle Einhalt thun mußte. — Bainsi hat die Urkunden, welche sich auf dieses Factum beziehen, selbst gesehen und gelesen. Es war schon gegen 11 Uhr als ich Bainsi verließ.

6 Juli Morgens nach 1 Uhr erhielt ich durch Graf v. Spaner das biglietto della segretaria di stato — die Ablieferung der Kopien v. S. Peters Musikarchiv betreffend. Es ist ein merkwürdiges Aktenstück römischer Zweideutigkeit und Incorrektheit. Seit Anfangs May wurde der Cirkel durchlaufen — von mir zum Gesandten, von diesem zum Cardinal Bernetti; dieser wies an den Cardinal Galesti hin; durch Depesche dieser Eminenz gieng es an Monsignore Matteucci, den Musikpräfecten. Während meiner Abwesenheit von Rom blieb das Geschäft zwischen Matteucci und Fioravanti, dem Capellmeister von S. Peter, in voller Stockung. — Nach meiner Rückkehr aus Neapel begann der Weitzanz wieder von mir zu Matteucci, von diesem an Graf v. Spaner, von Cardinal Bernetti an den Pappst, — wieder an Cardinal Bernetti, Graf v. Spaner und endlich an Matteucci, seiner Willkühr die Sache anheimstellend. — Die Sache kommt doch einmal zum Schluß. —

Ich ging dann zu Abb. Bainsi, welcher die bewundernswürdige Geduld hatte die Copie des V Buches der Motetten v. Palestrina, welche Santini barbarisch incorrect um 5 Scudi mir abgeliefert hatte, nach meiner müß- und ärgervollen Correctur zu revidiren und mit seinem Exemplar zu vergleichen. — Und dieser verkappte Hebräer giebt sich der Welt als Compositeur und großmüthiger Propagatore di musica classica italiana her, wenn er Musikwerke per fas et nefas zusammenrafft — mit seiner Meisterfeder daran stümpert, die wohl selbst verfälscht und ergänzt oder taugt und so an Fremde verschachert um theuern Preis oder betrügerischen Austausch. — Abb. Bainsi, D. Faustino und andere ehrenwerthe Männer wissen schöne Hiftörchen von ihm zu erzählen.

Abb. Bainsi führte mich auch wieder in seine Bibliothek, wo die seltensten Kunstschätze aufgestellt sind. Unter anderem sah ich eine Menge kleiner — schön geschriebener Arien, Recitative und gemäs der frühesten Epoche des sich entwickelnden melos z. B. nach Palestrina, anfangs des siebzehnten Jahrhunderts. Auch eine gedruckte Oper von *Madama Caccini* im Jahre 1723 zeigte er mir bemerkend daß kein Schriftsteller bisher dieß Wert zu kennen scheint, indem es nirgends selbst von Doni u. andern florentinischen Autoren nicht erwähnt wird. Auch die ersten dramatisch-lyrischen Versuche des Caccini, Denzio Vecchi Peri u. dergl. — besitzt er. — Was mich aber innigst erfreute und rührte war die Versicherung Bainsi's, daß um jeder Versplitterung und theilweisen Vernichtung seiner kostbaren Sammlung vorzubeugen, er durch förmliches Testament die ganze Bibliothek dem Kloster zu S. Maria sopra Minerva — vermacht habe — so daß nach seinem Tode alles gesichert und religiös aufbewahrt seyn wird. —

Was mir Bainsi über Paccini's Messe anvertraute, beweist wie wenig anerkanntes Verdienst vor Kränkung und Unmuth schließt.

Paccini, der Theatercomponist, auch einer der Notenritter — widmete jüngst dem Papst eine Messe a 8 voci c. Org. wofür er von seiner Heiligkeit ein bedeutendes Geschenk erhielt. Nun will der Papst, der von Musik weiter nichts versteht, daß diese Messe bey der nächsten Feyerlichkeit in S. Apollinare von der päpstl. Cappella in seiner Gegenwart aufgeführt werde. Dem Abb. Bainsi wurde erst später die Composition mit dem Befehl der Ausführung vorgelegt. Er erklärt wiederholt diese sey für die päpstliche Cappelle eine nicht geeignete und zugleich unausführbare Aufgabe, und will dieß dem Cardinal Vicar Zurla, als Vorstand derselben — beweisen. Der categorische Befehl des Papstes lautet: sie muß ausgeführt werden. — Was bleibt dem guten Bainsi zu thun übrig, als sich ein paar Tage vor der Ausführung sich ins Bett zu legen und sich durch Unpäßlichkeit zu entschuldigen. —

Mich wenigstens würde es gar nicht wundern, wenn auch in der päpstl. Cappella die alten hundertjährigen Scharteden zur Ruhe gelegt würden, um Ihre Heiligkeit mit allen Eminenzen und Excellenzen bey Possinischen und Paccinischen Firrlanz im Tempel Gottes zu erbauen und wenigstens die Längeweise zu verschonen. Hat man doch selbst in Rom schon vor kurzer Zeit bey einer Cardinalmesse — Arien aus der Straniera von Bellini mit lateinischem Kirchentext unterlegt, und so zur Ausführung gebracht. — Und was spielen die Organisten während dem Offertorium, Sanctus u. Agnus in Kirchen anders als die beliebtesten Opernstücke unserer neuern Orpheus? — und wie werden selbe gespielt? — Geh zur Ruhe, guter Bainsi mit deinem Graukopf von Palestrina. —

Als ich Bainsi verließ — eilte ich zu Fioravanti mit meinem biglietto della segre-

taria di stato. Monsignore Matteucci fand ich nicht zu Haus. —

Nachmittags brachte ich die sauber Copie des V Buches der mottetti von Palestrina dem Abt Santini. Er schämte sich seiner Arbeit, bezahlte mir die 5 Thaler heraus, und sie blieb in seinen Händen. —

An der Tafel des Grafen v. Spaner, vor seiner Abreise nach Livoli, war mit ihm, und Direkt: Wagner die Unterhaltung erheitern und interessant. —

7 July (Sonntag). Als ich Morgens früh bey Mons: Matteucci meinen Besuch abtatten wollte, war er schon in S. Peter. — Ich gieng also dorthin, wo eben als am 1sten Sonntag des Monats feyerliches Hochamt und dann Proceßion gehalten wurde. — Die Messe cantata war wie gewöhnlich von den Sängern in vollem Schlenbrian bey voller Orgel — schlecht und übereilt abgehndelt; nur das Offertorium, ein Tenor Solo mit gewöhnlichem Eintritt des Tutti wurde noch mit einigem Anstand vorgetragen, sowie die Motette mit Chor während des Sanctus. — Beym Tutti hört auch das feinste Ohr nur einige schwache — gebrochene Töne des Sopran u. Alts. Die Tenori u. Basi schreyen aus vollem Hals, während die schnarrende Orgel alles übertäubt oder zu decken sucht. — Das Pange lingua (wahrscheinlich von Pittoni) während der Proceßion war barbarisch ausgeführt. —

Endlich nach der Funktion sprach ich endlich mit Mons: Matteucci. Das Resultat der langen Unterredung war: ohngeachtet aller Deferenz<sup>97</sup> gegen den bayerischen Hof — ohngeachtet meiner wiederholten Vorstellungen und Bitten — ohngeachtet seines schon früher gegebenen Wortes der Copiatur aller von mir gewählten Musikwerke kein Hinderniß zu seyn — könne er das Dixit a 16 v: di Pittoni, das Consitebor grande u. Beatus vir a 8 sowie das Ricordare von Guglielmo nicht herausgeben. — Morgen wenn ich zu ihm komme um 8 Uhr, werde er mir das Billet einhändigen, wodurch ich autorisiert werde, alles übrige in Empfang zu nehmen. — Da ich sowie Graf v. Spaner alles gethan haben, was nöthig schien, um einmal ans Ziel zu kommen, und da weder Zeit noch Verhältnisse gestatten den Beitanz mit diesen Camaeleonen von neuem zu beginnen, konnte ich mich beruhigen.

Ich gab dann dem Fioravanti zu Haus Nachricht, daß morgen das Geschäft beendet werden soll. —

Auch Toji, welcher mir mit heute die Copie des Agonia di Zingarelli abliefern sollte, erbath sich Zeit bis auf morgen.

Mit Abb. Tonnai vergaß ich bey dem Essen alle diese Unannehmlichkeiten. —

Abends, während die Bevölkerung Roms dem monte Pincio zuströmte, um die Wettrennen der campagna equestre di guerra im eigens erbauten Circus zu sehen, — gieng ich ins stille Nonnenkloster alla Trinità di monte pour entendre la benediction. — Gute

<sup>97</sup> Nachsiebigkeit.

Schwester Sabina! Deiner gedenke ich mit Behmuth und Sehnsucht. — Werde ich Dich noch wiedersehen? — Gott! dieses Stillschweigen seit Monathen sagt mir nichts gutes. Meine arme fromme Mutter! — und Schwester Clair und Christine! — Oh Allgütiger! sende einen Strahl deiner Gnade über uns alle! — Fortsetzung folgt.



## Handwerks-Sprüche aus der guten alten Zeit

(Entnommen aus dem Handwerksbuch eines ehrfamen löblichen Handwerks der Bäcker in der Hochfürstl. Residenz Stadt Freising Anno 1696.)\*

\* Befindet sich als Handschrift in der Bibliothek des Hist. Vereins Freising.

1.

Auf Gott und unser lieben Frauen wollen wir setzen all unser Hoffnung und Vertrauen.

2.

Wann wir tun werden, was wir sollen, so wird auch Gott tun, was wir wollen; wann aber dieses wird nicht geschehen, so wird's nach unserm Willen auch mit gehen.

3.

Die Geduld ist hoch zu rühmen an dem, der ein Christ sein will; Gott will haben, daß ein jeder alles mit Geduld erfüll'!

4.

Christen müssen ohne Verdrießen Kreuz genießen allezeit; und dabei allezeit gedenken, daß darauf folgt die ewig' Freud' und Seligkeit.

5.

Weil meines lieben Herrn Jesu Christ sein heiliges Leben lauter Kreuz gewesen ist, so gib ich mich geduldig drein, will gerne leiden Kreuz und Pein.

6.

Sei geduldig in Kreuz und Leiden und demütig in Gloria und Freuden.

7.

Was vor den Augen der Menschen oft recht und löblich scheint, das würde vor den Augen Gottes oft sträflich erfunden.

8.

Klein und kurz ist alles, was mit der Zeit vergeht.

9.

Gehe hin, wo du willst und durchsuche alles, was du willst, so findest du zu dem ewigen Leben keinen sicheren Weg als den Weg des heiligen Kreuzes.

10.

Lang ist nicht Ewig aber Ewig ist lang.

Joseph Scheuerl, Freising.

## Von Sitt' und Brauch

Nach Maria Eck, der größten Chiemgauwallfahrt, zogen die neuvermählten Frauen am 1. Samstag nach der Hochzeit und flehten um Kinderseggen.

\*

Ein Hauptsammelplatz der Hexen im bayerischen Oberland sei der Ringberg bei Egern am Tegernsee gewesen. Diese sagenhaften Hexentanzstätten sind als alte Opferstätten der heidnischen Vorfahren zu deuten.

\*

Als Mittel gegen Kopfwiehe läßt man die geweihte Asche des Aschermittwochs möglichst lange auf dem Kopf liegen.

\*

Buchenasche neunmal mit kaltem Brunnenwasser übergossen und mit Leinöl vermischt, war ein altes Mittel gegen Wundbrand.

\*

Die älteste Kirche des Isarwinkels wird wohl die von Gaislach sein. Die uralten vier Tölzer Mühlen mußten dorthin die sog. Altarlaibe, d. h. Brotlaibe liefern. Dahin fuhr auch in der Luft die Durlhege von Hohenwiesen zum Gottesdienst, diese Sage läßt auf eine altheidnische Opferstätte in Gaislach schließen. In den schlimmsten Tagen der Pest 1634 wallfahrteten die Tölzer zum uralten Michaeli-Heiligtum.

\*

An Stelle der Muttergottesfigur, die den Brunnen am Niblinger Marktplatz krönte, stand bis zum Jahr 1873 eine uralte, aus der Kirche von Thierham stammende Statue des Hl. Georg. Im 18. Jahrhundert wurde an diesem Georgbrunnen noch der sog. Metzgersprung gehalten, wie er auch in München bei der Freisprechung der Metzgerlehrlinge üblich war.

\*

In der Erdinger Gegend werden die vier großen Kerzen, die während des Seelengottesdienstes an der Bahre (Tumba) brennen, zum Schluß beim Biber in das Erdreich des eben zugeworfenen Grabes gesteckt. Bei Jungheirn und Jungfrauen tragen diese Bahrkerzen eine weiße Schleife, bei Verheirateten eine schwarze.

\*

Selbstmörder hat man früher unter die Fundamente der Friedhofmauern begraben, so daß sie gleichsam außerhalb des Gottesackers waren. Wurde ein Selbstmörder beerdigt, so meinte das Volk: Es schlägt bald ein oder ein Brand bricht aus.

(Maria Thalheim.)

\*

## Der älteste Schlittschuh Deutschlands.

RDV. Schon in der Zeit um 1000 vor Christi wurde Schlittschuh gelaufen. Dafür spricht der aus Pferdebein hergestellte Schlittschuh, den das Märkische Museum in Berlin aufbewahrt. Dieser Knochen-Schlittschuh wurde Mitte des 19. Jahrhunderts bei Ausschachtungen in Pfahlbauten auf dem

Stresow bei Spandau gefunden. Es ist anzunehmen, daß die Pfahlbauer der Steinzeit diese Art der Schlittschuhknochen unter ihre Lederandalen schnürten. Erst um die Mitte des 13. Jahrhunderts ist der Knochen-Schlittschuh durch einen eisernen ersetzt worden. Die ersten, die diese Art von Schlittschuhen hergestellt haben, waren die Holländer und die Franzosen.

\*

## Heimatliebe

(Lied der Deutsch-Wolhynier.)

D.A.S. Wir entnehmen dieses Gedicht dem in Chitago (Ill.) erscheinenden „Kirchenblatt der evang.-luth. Synode von Iowa“. Es zeugt von der starken Heimatsehnsucht und Heimatliebe der Deutsch-Wolhynier in Amerika, die auch in ihrer neuen Heimat nicht der alten Heimat vergessen können. Das Gedicht spiegelt die ganze Tragik des Auslandsdeutschtums wider, wie sie ja auch in der heutigen Wanderungsbewegung der russlanddeutschen Bauern sich offenbart.

Wolhonten, ich grüße dich  
Aus weiter, weiter Fernel  
O Heimatland, wie weilt ich  
Auf deinen Kluren gerne.

Mir liegt im Sinn bei Tag und Nacht  
Das Wogen deiner Felder,  
Der Wiesen fette grüne Pracht,  
Das Rauschen deiner Wälder.

Dort hat dein Feld mit frischer Kraft  
Mein Inn geßflüg, bebauet,  
Sein Haus gebaut, gewirkt, geschafft,  
Gehofft und Gott vertrauet.

Dort hat das Wiegenlied so traut  
Die Mütter mir gesungen.  
Dort hat im Felde hell und laut  
Des Vaters Senf geklungen.

Geraubt hat uns der Feinde Reid,  
Was Gott uns einst gegeben,  
Mein Heimatland ist nun so weit,  
Und schwer und hart das Leben.

Wir stehen, Gott, in deiner Hand,  
Du führst uns auf und nieder.  
Wolhonten, mein Heimatland,  
Wann sehe ich dich wieder? K i n l.

\*

## 1930 wieder Aachener Heiligtumsfahrt

RDV. Durch die Schwierigkeiten der Kriegs- und Nachkriegsverhältnisse ist der uralte Turnus, die Aachener Heiligtumsfahrt alle sieben Jahre zu veranstalten, nicht mehr eingehalten worden. Die letzte regelmäßige Heiligtumsfahrt hat 1909 stattgefunden und eine außerordentliche Heiligtumsfahrt im Jahre 1925. Nunmehr hat das Stiftskapitel des Aachener Münsters beschlossen, zu dem alten Turnus zurückzukehren und 1930 eine Heiligtumsfahrt zu veranstalten. Dem alten Herkommen gemäß wird die Wallfahrt vom 10. bis zum 24. Juli stattfinden. Die Aachener Heiligtumsfahrt verdankt ihren Ursprung Karl dem Großen, der seine zu Aachen erbaute Pfalzkapelle mit wertvollen Reliquienschatzen ausgestattet hatte. Sie wurden schon früh von andächtigen Pilgern verehrt. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts entwickelte sich der Brauch, die sogenannten großen

Heiligtümer jedes siebente Jahr im Juli zu öffentlicher Verehrung auszustellen, und ist seitdem, von wenigen Ausnahmen abgesehen, beibehalten worden. Damals, im 14. und 15. Jahrhundert, erreichten die Aachenerfahrten ihren Höhepunkt. Nächste Rom, San Sago di Compostella und Jerusalem hat sich wohl kaum ein anderer Wallfahrtsort eines stärkeren Besuches erfreut. Hauptsächlich aus Deutschland und den Donauländern, aus Böhmen und Ungarn, strömten große Pilgerscharen herbei, zu deren Beherbergung an den Straßen Herbergen und Hospitäler errichtet wurden. Auch in der neueren Zeit ist die Heiligtumsfahrt wieder kräftig aufgeblüht. Im Jahre 1874 hat man an zwei Sonntagen je 60 000 Pilger gezählt, im Jahre 1881 an drei Sonntagen zusammen über 158 000.

\*

## Bayer. Zeitschriftenchau

Dem Wintersport in Franken ist das erste Januar-Heft der bereits im 41. Jahrgang beim Bayerland-Verlag in München erscheinenden, diesmal besonders reich illustrierten Heimatzeitschrift „Das Bayerland“ gewidmet. Je ein Aufsatz über den Wintersport in der Röhre, im Fichtelgebirge, im Frankenwald, im Pegnitzjura, im Oberpfälzer Wald und im Speßart, aus berufener Feder, schildern uns die Naturschönheiten von eigenartigem Reiz, die das Frankenland auch im Winter seinen Gästen zu bieten hat.

\*

Im dritten Jahrgang gibt nunmehr die Kommission für bayerische Landesgeschichte bei der Bayer. Akademie der Wissenschaften in Verbindung mit der Gesellschaft für fränkische Geschichte ihre Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte heraus. Die fachmännisch geleiteten Hefte zeichnen sich durch große Reichhaltigkeit aus. Wir werden auf das Heft zurückkommen.

\*

Dem literarischen Feinschmecker wird Besonderes in den „Gelben Heften“, der in München erscheinenden historischen und politischen Zeitschrift für das katholische Deutschland geboten. Das uns vorliegende 4. Heft des 6. Jahrgangs enthält u. a. neben vier weiteren Artikeln historische und politische sowie philologische Inhalts auch einen interessanten Aufsatz „Moskau ohne Maske“ von Freiherrn v. Landsberg-Beten.

\*

Ein anspruchloses Heftchen ist es nur „Mein Heimatland“ betitelt, das als Monatschrift der „Schrobenhauser Zeitung“ beiliegt. Mit viel Liebe, Heimatfreude und noch mehr Sachkenntnis ist hier vom 15. Jahrhundert an zusammengetragen, was Kunde gibt aus unserer Vorfäter Tagen. Volkskunde, Wirtschaftsleben und Orts- und Siedelungsgeschichte kommen in dem ansprechenden Werkchen gleichermaßen zu ihrem Recht.

\*

„Lech-Isar-Land“ betitelt sich die Monatszeitschrift des Heimatverbandes Houthgau. reichhaltiger Inhalt ist in der Hauptsache wieder der Heimatgeschichte gewidmet.

\*

Der Bund „Naturschutz in Bayern“ gibt bereits im 13. Jahrgang seine Blätter für Naturschutz und Naturpflege heraus. Grün wie die Natur im Wald und Feld ist ihr äußeres Gewand und der Inhalt überrascht durch eine seltene Reichhaltigkeit. Es gibt wohl kein Gebiet heimatischer Naturkunde, das darin nicht, wirkungsvoll illustriert, ausführlich behandelt wird.



# Die Heimat am Inn.

Sammelblätter zur Geschichte von Wasserburg und Umgebung

In zwangloser Folge erscheinende Beilage zum „Wasserburger Anzeiger“

Nachdruck verboten

Herausgeber und verantwortl. Schriftleiter: Wilh. Zils, Bad Reichenhall, Ludwigstraße 14

Nachdruck verboten

## Kaspar Brunhuber †

Am 1. Januar 1905 wurde Kaspar Brunhuber von Neumarkt in der Oberpfalz nach Wasserburg versetzt und zum fgl. Reallehrer an der hiesigen Realschule befördert. Hier blieb er bis zu seinem jüngst erfolgten Tode. In den 25 Jahren seines hiesigen Aufenthaltes und Wirkens verwich er mit der Stadt und ihrem öffentlichen und gesellschaftlichen Leben aufs engste. Wasserburg wurde ihm zweite Heimat und Hauptschauplatz seines Lebens.

Kaspar Brunhuber wurde am 1. Juli 1868 in Burghausen an der Salzach als Sohn des Subrektors Kaspar Brunhuber geboren. 1872 wurde der Vater nach Straubing versetzt. So wurde die alte Herzogstadt an der Donau Brunhuber zur Heimat und ersten Bildungsstätte. In Straubing besuchte er die Volksschule und das Gymnasium. Die eindrucksvollen Bilder der schönen, altertümlichen Stadt, deren mannigfache Zeugen einer ehrwürdigen Vergangenheit und das ursprüngliche Volksleben, das sie als Hauptstadt der reichen Dornkammer Bayerns durchflutet, machten auf den Knaben und heranwachsenden jungen Mann einen unauslöschlichen Eindruck. Sie erzeugten in ihm eine tiefe Liebe zum Wesen des bayerischen Stammes und ein lebhaftes Gefühl für dessen bedeutungsvolle Vergangenheit und fesselten ihn dauernd an den bayerischen Heimatboden. Nur in Altbayern fühlte er sich wahrhaft wohl.

Im Jahre 1888 absolvierte Brunhuber das Gymnasium. Der ausschließliche Besuch der Hochschulen in der Landeshauptstadt München war ihm eine Selbstverständlichkeit. Wie der früh verstorbene Vater widmete er sich dem Studium der Philologie. Am stärksten war seine Begabung für das germanistische Fach; doch wandte er sich merkwürdigerweise dem Studium der neueren Sprachen zu. Später hat er diese Wahl manchmal leise bedauert; doch machte sie ihn nicht unglücklich; auch die von ihm erkorene Wissenschaft bot seinen besonderen Anlagen und Neigungen Gelegenheit zur Entfaltung. Zunächst genoss der junge Student die Reize der akademischen Freiheit in vollen Zügen; doch vergaß er darüber nicht die Förderung

seiner allgemeinen Bildung. Die Vorträge W. H. Riehls, des Altmeisters der Kulturgeschichte, der damals noch lebte und in München wirkte, verschafften ihm reichen Genuß und Anregung. Bis zum Ende seines Lebens gedachte er dieses Mannes in Verehrung und Dankbarkeit. Vorübergehend unterbrach er sein Studium und war am Schülerheim in Traunstein als Präsekt tätig. Diese Zeit war für ihn keineswegs verloren, sie kam seiner späteren Tätigkeit als Lehrer und Erzieher zugute.

1896 bestand er die Staatsprüfung in der französischen Sprache, 1897 in der englischen, 1898 brachte er sein Hochschulstudium und die Prüfungen mit dem wissenschaftlichen Spezialexamen zum Abschluß.

Schon im folgenden Jahre erhielt er die erste staatliche Anstellung als Musikhilfsassistent an der Realschule in Gunzenhausen, vom April bis Juli 1899 verließ er diese Stelle. Noch im Herbst des gleichen Jahres wurde er als ständiger Assistent nach Neumarkt berufen; dort blieb er bis zu seiner Beförderung zum Reallehrer an der Realschule in Wasserburg im Jahre 1905. 1918 erhielt er den Titel eines Professors, 1920 wurde er planmäßiger Studienprofessor. Im Jahre 1928 zwang ihn der fortschreitende Verfall seiner körperlichen Kräfte, um die Versetzung in den dauernden Ruhestand nachzusuchen; unter Verleihung des Titels eines Oberstudienrates wurde sie am 1. Mai des gleichen Jahres gewährt. Nur anderthalb Jahre durfte er sich der willkommenen Muße, die er für weitere Forschungen und Studien zu nützen gedachte, freuen. In der Nacht vom 17. auf 18. Januar heurigen Jahres wurde er vom Schläge gerührt, dem er noch am Freitag, den 18. Januar, in sanftem, schmerzlosem Tode erlag. Am 20. Januar wurde seine irdische Hülle auf dem Friedhofe der Stadt zur letzten Ruhe gebettet.

Brunhuber hat Wasserburg niemals auf längere Zeit verlassen. Das Jahr 1906 führte ihn zu einem mehrwöchentlichen Studienaufenthalt nach Dijon. Schon früher hatte er Wien besucht. Häufig kam er nach Salzburg; diese Stadt hatte es ihm durch die Schönheit ihrer Lage, ihre reichen geschicht-

lichen Erinnerungen und nicht zuletzt durch die Heiterkeit ihres Lebens angetan. Erst im Jahre 1928 entschloß er sich, auch einmal die Maingrenze zu überschreiten und Leipzig zu besuchen, um dort der Verlobungsfeier seines ältesten Sohnes beizuwohnen.

Dreiundzwanzig Jahre wirkte Brunhuber als Lehrer an der Realschule in Wasserburg, vier ganzen Schülergenerationen widmete er also hier seine unterrichtliche und erzieherische Tätigkeit. Die Freundlichkeit und das Wohlwollen, das Verständnis und die Großzügigkeit, die jedermann für den Menschen Brunhuber einnahmen, kamen seinen Schülern in ungewöhnlichem Maße zugute. Dabei ließ er es nie an der Bestimmtheit und Festigkeit fehlen, ohne die ein gedeihlicher Unterricht undenkbar ist. Alle, die Brunhuber in der Zeit der Vollkraft seiner Jahre als Schüler zu Füßen saßen, rühmen an ihm den feinen Humor, womit er seinen Unterricht würzte, die Freiheit von jeder Pedanterie und Kleinlichkeit in der Behandlung des Lehrstoffes, sein redliches Bemühen, die Schüler von der ersten Klasse an in den Geist der fremden Sprachen und fremder Kultur einzuführen, vor allem aber sein eigenes Verständnis für deren ästhetische Werte wie seine Kunst, dieses Verständnis in der ihm anvertrauten Jugend zu wecken. Gern ließ er seinen Blick aus der Enge der Schulstube hinausweisen über Welt und Leben, und so wurden gar manche seiner Unterrichtsstunden den Schülern zum unvergeßlichen Genuß.

Zeitweise übernahm Brunhuber auch den Unterricht in der Geschichte. Hier fühlte er sich wenigstens ebenso in seinem Element wie in den Zweigen seiner Fachwissenschaft. In unserer Zeit wird die Forderung erhoben, daß sich der Geschichtsunterricht, wenn irgend möglich, an die Geschichte der Heimat anlehne. Schon vor dem Kriege war dies für Brunhuber ganz selbstverständlich. Bei seinem reichen Wissen um die Geschichte der Heimat war deren Verknüpfung mit der allgemeinen Geschichte ihm ein Leichtes. Manche Kapitel der Geschichte behandelte er völlig vom Standpunkte der Heimat aus; was dadurch an Weite vielleicht verloren-

ging, wurde durch Innerlichkeit und Wärme mehr als ersetzt.

Unter den Lehrern seiner Fachwissenschaft hatte der Anglist Jos. Schick den stärksten Einfluß auf ihn ausgeübt. Schick regte ihn auch zu den Arbeiten an, mit denen er in Fachreisen Beachtung und Erfolg errang. Nach jahrelangen Vorarbeiten erschien 1903 bei M. Edelmann in Nürnberg die literar-geschichtliche Studie „Sir Philip Sidneys Arcadia und ihre Nachläufer“. Sie fand in zahlreichen wissenschaftlichen Zeitschriften, darunter im Neuphilologischen Zentralblatt und in der Deutschen Literaturzeitung, anerkennende Besprechungen; auch im Ausland wurde man auf die Studie aufmerksam und die Revue bourguignonne bedachte den Verfasser mit reichem Lob. Übereinstimmend rühmte die Kritik den Fleiß und die Sorgfalt der Quellenuntersuchung, die zwingende Beweisführung, die Neuheit der Ergebnisse und das besonnene Urteil des Forschers.

1904 veröffentlichte Brunhuber als zweite Arbeit eine Übertragung aus dem Italienischen ins Deutsche, „Jacopo Sannazaros Arcadia“. Diese Dichtung war Sidneys Hauptvorbild für seinen Schifferroman „Arcadia“ gewesen. Brunhuber besaß ein feines Gefühl für ästhetische Werte und die besondere Gabe der Nachempfindung. So war er für eine Übersetzertätigkeit, die künstlerisches Verständnis erforderte, wohlbefähigt. Die Übertragung fand die freundlichste Aufnahme. „Der Übersetzer hat in sorgsammer und feiner Arbeit sowohl rhythmische als auch vokalische Schattierungen abgewogen und so den Worten, Sätzen und Abschnitten die harmonische Glätte zu wahren versucht, welche der Jünger Boccaccios dem poetischen Ausdruck seiner Herzenserlebnisse gegeben hatte“, urteilte die Deutsche Literaturzeitung von der Arbeit und hob noch besonders den künstlerischen Geschmac hervor, von dem sie zeugte.

Nach diesem glücklichen und aussichtsvollen Anfang auf dem Felde der literar-geschichtlichen Forschung erwartete die neuphilologische Fachwissenschaft vom Verfasser weitere Versuche gleicher Art. Doch inzwischen hatte sich Brunhubers Neigung der Geschichte zugewendet, und dieser Wissenschaft gehörte von nun an seine Liebe bis zum letzten Atemzuge.

Bald nach seiner Versetzung nach Wasserburg wurde Brunhuber die Ordnung und Verwaltung des städtischen Archivs angetragen. Brunhuber war schon für Wasserburg Vertrauensmann des Historischen Vereins von Oberbayern und sah darinnen eine gewisse Verpflichtung, sich mit den „historici urbis“ zu beschäftigen. Bereitwillig übernahm er das angebotene Amt. Er belastete sich dadurch mit keiner geringen Aufgabe.

Das Archiv der Stadt Wasserburg gehört zu den reichhaltigsten und wertvollsten, die in Städten von gleicher Größe und Bedeutung wie Wasserburg zu finden sind. Im ganzen hat ein glücklicher Stern über den Archivalien Wasserburgs gewaltet; aus den letzten vier Jahrhunderten ist der größte Teil von ihnen auf unsere Zeit gelangt. Doch war der Reichtum schwer zu nutzen. Seit Heiserers Hingang im Jahre 1858 waren die Regesten zu den Urkunden und Akten vielfach abhanden

gekommen und diese selber in Unordnung geraten. In jahrelanger, geduldiger Arbeit schuf Brunhuber die notwendige Ordnung, auch machte er sich an die Anfertigung der erwünschten Regesten. Wenn er damit nicht zu Ende kam, kann ihm daraus kein Vorwurf gemacht werden. 4000 Urkunden, 2200 Bände mit Rechnungen u. dgl., 1100 Sonderakten, das war die Masse des Archivgutes, das der Bearbeitung harzte. Hätte Brunhuber nichts geleistet als die Ordnungsarbeit, schon dadurch hätte er sich den dauernden Dank der Stadt und aller Benutzer des Archivs gesichert. Aber noch unter der Ordnungsarbeit der ersten Jahre reiften die Früchte der ständigen Beschäftigung mit den anvertrauten archivalischen Schätzen. Vom Jahre 1905 an beginnt die Reihe der Abhandlungen, Aufsätze und Notizen, die Herausgabe von Urkunden und Aktenstücken, die gesammelt einige Bände füllen würden. Sie sind in zahlreichen Zeitschriften (Bayerland, Zeitschrift für Bibliothekwesen, Mittbayerische Monatschrift usw.) und Beilagen zu Tageszeitungen zerstreut, vor allem aber im „Wasserburger Anzeiger“ und von 1927 an in dessen Beilage „Die Heimat am Inn“ erschienen und haben zur Aufhellung der Geschichte Wasserburgs vieles beigetragen. Durch diese Arbeiten hat sich Brunhuber einen ehrenvollen Platz neben Dionys Reithofer, Jos. Heiserer und Christoph Schnepf erworben, die bis auf Brunhuber das meiste zur Erforschung der Wasserburger Ortsgeschichte getan hatten. Zu den Veröffentlichungen im Druck kamen noch die Vorträge zur Geschichte Wasserburgs; ihre Zahl läßt sich auch nicht annähernd feststellen; die meisten hielt er während der Kriegsjahre zur Unterhaltung der Verwundeten und Kranken im Lazarett zu Wasserburg.

Die Gesamtleistung Brunhubers für die Geschichte Wasserburgs vermöchte nur ein vollständiges Verzeichnis seiner Arbeiten ins rechte Licht zu rücken. Hier soll nur an die wichtigsten erinnert werden.

Am bekanntesten geworden ist die Abhandlung „Zur Geschichte der St.-Jakobskirche und ihrer Denkmäler“. Sie erschien im Jahre 1911. 1928 konnte sie neu aufgelegt werden; dabei wurde sie um den Abdruck eines Kircheninventariums vom Jahre 1644 vermehrt und mit guten Bildern ausgestattet. In der Schrift ist der Stoff, den die „Kunst- und Denkmale des Königreichs Bayern“ über die Kirche bringen, verarbeitet und aus den Akten des Archivs ergänzt. Um so dankbarer ist der Freund der Wasserburger Geschichte wie der Forscher der Kunstgeschichte für diese Arbeit, als seit Jahren der Wasserburg behandelnde Band der „Kunst- und Denkmale“ vergriffen und kaum mehr zu haben ist.

Die ergebnisreichste unter allen geschichtlichen Arbeiten Brunhubers sind die „Beiträge zur Geschichte der lateinischen Schule in Wasserburg am Inn“ (1912). Ihnen folgten 1913 die „Dokumente zur Schulgeschichte Wasserburgs am Inn“. Ihre Herausgabe geschah mit großer Sorgfalt. Weitere schulgeschichtliche Beiträge brachten die auch als Sonderdrucke erschienenen Aufsätze

über das „Wasserburger Volksschulwesen 1786—1796“ (1922) und über „Das Schulhaus in der Hofstatt in Wasserburg a. J.“ (1923). Auch später wandte sich seine Forschung noch häufig der Geschichte des Wasserburger Schulwesens zu. Das Gesamtergebnis dieser Arbeiten wurde in einer „Geschichte der lateinischen und deutschen Schule in Wasserburg am Inn“ zusammengefaßt. Ihr Erscheinen steht unmittelbar bevor. Der Verlag von Friedrich Dempf in Wasserburg, bei dem Brunhuber die meisten seiner Abhandlungen herausgeben konnte, wird auch diese Arbeit herausbringen.

Unter den herausgegebenen Archivalien verdienen „Das Baubuch des Baustadeltnechts Rhorimesser in Wasserburg 1674 bis 1686“ (1914), „Das Tagebuch des Landgerichtsprokurators A. Thaler in Wasserburg“ (erschieden in drei Teilen 1918, 1919 und 1925) und „Jos. Kaspar Aiblingers Reisetagebuch 1833“ vor allem Erwähnung. Das „Baubuch“ stellt eine wichtige Quelle für die Kulturgeschichte der Stadt im 17. Jahrhundert dar, Thalers Tagebuch führt die bewegten Jahre 1800—1801, 1805—1806 und 1809, wie sie in Wasserburg erlebt wurden, vor Augen. Das Baubuch und Thalers Tagebuch erschienen als selbständige Schriften, Aiblingers Reisetagebuch dagegen wurde in der „Heimat am Inn“ abgedruckt und ist zur Zeit noch nicht vollständig herausgekommen.

Das weitaus umfangreichste und für spätere Zeiten zweifellos bedeutungsvollste Werk Brunhubers ist seine Kriegsgeschichte von Wasserburg. Sie wurde bei Ausbruch des Weltkriegs begonnen und umfaßt auch die ersten Jahre der Nachkriegszeit. Bis jetzt liegt sie nur handschriftlich vor. Eine wertvolle Ergänzung dazu ist die Sammlung von Kriegsbildern, Flugblättern, Plakaten und Maueranschlägen, die Brunhuber noch lange über den Krieg hinaus fortsetzte. Auch sonst ergänzte Brunhuber nach Möglichkeit die Bestände des städtischen Archivs, und es ist ihm manche schöne Erwerbung geglückt.

Im Jahre 1906 übernahm Brunhuber auch die Verwaltung der städtischen Bibliothek. Die Verhältnisse waren hier noch schlimmer als im Archiv. Er fand einen wüsten Haufen von Büchern vor, den er in wenigen Jahren völlig in Ordnung brachte. Außerdem legte er einen Zettelkatalog an, so daß die Bücherei auch benutzt werden konnte. Schon nach den ersten Ordnungsarbeiten konnte er die Öffentlichkeit mit der Mitteilung überraschen, daß Wasserburgs Stadtbibliothek eine Reihe wertvoller Wiegendrucke enthielt; von ihrem Dasein war bis dorthin nicht das mindeste bekannt geworden. Er bildete für sie eine eigene Abteilung und verzeichnete ihren Bestand in einem eigenen, lateinischen Katalog. Nur noch einmal hat Brunhuber die gleiche Entdeckersfreude erlebt wie damals. Dies war im Jahre 1929, wo er im Archive Bruchstücke von Handschriften zu Wolfram von Eschenbachs Parzival und Wilhelm auffand.

Das dritte Amt, das Brunhuber im Laufe der Jahre noch zufiel, war das der Verwaltung des städtischen Museums. Die An-

fänge des Museums gehen noch auf die Zeit Heiserers zurück, Rechtsanwalt Schnepf förderte als Bürgermeister der Stadt seinen Ausbau und erwarb manches seiner besten Stücke. Es wurde in der ehemaligen Michaelskirche untergebracht. Brunhuber ordnete seine Bestände, soweit dies die Beschränktheit des Raumes zuließ und gab sich viele Mühe, sie zu vermehren. Dabei wandte er seine Aufmerksamkeit auch den Funden zur Vorgeschichte zu, und es wurde in Wasserburg und dessen Umgebung keine Grabung vorgenommen, bei der sich Brunhuber nicht einfand, um nach Zeugnissen ältester Vergangenheit Umschau zu halten. Im Laufe der Zeit weckte er selbst in den einfachsten Arbeitern ein gewisses Verständnis für den Wert solcher Funde und bewahrte dadurch manches vorgezeichnete Zeugnis vor dem Untergang. Zahlreiche, für die Heimatgeschichte belangreiche Stücke des Museums sind unter Brunhubers Verwaltung der Sammlung einverleibt worden.

Infolge seiner Tätigkeit als Archivar, Stadtbibliothekar und Verwalter des Museums wurde Brunhuber häufig als Sachverständiger bei der Beurteilung alter Urkunden, alter Bücher, alten Hausrates, alten Schmuckes u. dgl. von der Bevölkerung in Anspruch genommen. Dadurch vermochte er noch in anderer Hinsicht segensreich zu wirken. Er benutzte solche Gelegenheiten, um den Sinn für geschichtliche und kulturelle Werte der Vergangenheit zu wecken und für deren Erhaltung Sorge zu tragen. Manches Hauszeichen, manches Hauschild, das die Freude des Besuchers von Wasserburg erregt und Gasse und Platz belebt, ist durch Brunhubers Bemühungen vor dem Verderb bewahrt und wieder zu Ehren gebracht worden.

Das Bild seines öffentlichen Wirkens wäre nicht vollständig, würde nicht seiner Tätigkeit in Vereinen, seiner Inanspruchnahme als Festredner bei den verschiedensten Gelegenheiten und seiner Fremdenführungen gedacht.

Der Verein, der ihm am meisten am Herzen lag, war der von ihm gegründete Historische Verein der Stadt Wasserburg. Er selber legte dort in zahlreichen Vorträgen den Mitgliedern des Vereins die Ergebnisse seiner Forschungen vor; außerdem gewann er hin und wieder Gäste, die ihn in seiner Vortragsarbeit unterstützten. Auch in den anderen Vereinen, denen er angehörte, ließ er sich gern für Vorträge gewinnen; dadurch hob er das Leben manches Vereins zweifellos auf eine höhere Stufe und verbreitete zugleich in weiteren Kreisen der Bevölkerung den geschichtlichen Sinn, dessen Pflege ihm so sehr am Herzen lag.

Die erste größere Feier, bei der Brunhuber als Hauptredner des Festes sprach, fand im Jahre 1905 statt. Sie galt dem Andenken der im Jahre 1705 am Magdalenenberg bei Wasserburg erschlagenen aufständischen Bauern. Von da an gab es lange Jahre keinen feierlichen Anlaß, sei es ein vaterländisches Fest, ein besonderes Schulfest, eine Heimattagung, ein größeres Vereinsfest, bei dem Brunhuber nicht sprechen mußte.

Durch seine vielseitige Beschäftigung mit der Vergangenheit der Stadt wurde Brunhuber allmählich zur lebendigen Chronik von Wasserburg. Keine Gasse, kein Haus, keine Familie, kein Denkmal, kein Stein, er kannte die Geschichte aller Dinge, aller Verhältnisse. Ein Gang mit ihm durch die „Reisen“ Wasserburgs wurde für den Freund der städtischen Geschichte zu einem wahren Hochgenuß. Saxa loquuntur, die Steine reden, dieses sein Lieblingswort gewann dann eine besondere Bedeutung. Brunhuber war die lebendige Zunge der redenden Steine unserer Stadt. Und wie gern war er bereit, deren Sprache zu künden! Für viele Hunderte von Besuchern Wasserburgs ist die Vorstellung von Wasserburg mit dem Bilde Brunhubers auf Lebenszeit verknüpft; denn viele Hunderte hat er als unermüdlicher, freundlicher Führer die Stadt durch seine Augen schauen lassen und ihnen die Liebe zu ihrem Wesen erweckt.

Im Jahre 1920 beabsichtigte Brunhuber, von sämtlichen Ämtern, die er für die Stadt verwaltete, zurückzutreten. Der Stadtrat ließ es jedoch nicht zu, sondern bat ihn dringend, die übernommenen Aufgaben weiter zu versehen, solange es seine Gesundheit irgendwie erlaubte. Brunhuber fühlte sich dadurch tief geehrt und trug nun die ihm liebgewordene Last bis zum Ende seines Lebens. 1928, anlässlich seines 60. Geburtstag, stattete ihm die Stadt einen Teil ihrer Dankeschuld ab, indem sie diesen Tag zu einem Ehrentag für ihn gestaltete. Sie überreichte ihm eine Ehrenurkunde, außerdem veranlaßte sie Paul Hölz, sein Bildnis zu schaffen, und verleibte dieses der Sammlung der Bildnisse von Persönlichkeiten ein, die sich um Wasserburg besonders verdient gemacht haben. Das ehrenvolle und dauerndste Gedächtnis hat Brunhuber sich jedoch selber errichtet; es besteht in seinen hinterlassenen Arbeiten und Veröffentlichungen. Dr. Gartenhof.

## Eine Degradierung in Wasserburg 1526

Von K. Brunhuber.

Reithofers Geschichte der Stadt Wasserburg<sup>1</sup> berichtet uns, daß 1526 auf Veranlassung des Stadtpfarrers Michael Keller die lutherischen Lehrsätze der drei Wasserburger Kooperatoren zu Augsburg auf der Kanzel verkündet wurden.

Herzog Wilhelm IV., dem dieses berichtet wurde, ließ die drei Kooperatoren arretieren und prozessieren. Sie wurden auf dem Landhause auf der Burg zu Wasserburg verhört und dann degradiert. Über diese Degradierung war Näheres bis jetzt nicht bekannt; doch konnte ich bei Ködel<sup>2</sup> folgendes finden:

... Des Pfarrers drei Cooperatoren mußten ihr neues Bekenntnis schwer büßen. Sie wurden zu Wasserburg auf dem Landhause (in der sogenannten Burg) als Kezer gerichtet, unter voller Formalität der Priester Würde entrißen, und dem weltlichen Gerichte übergeben, welches wahrscheinlich die Todesstrafe verhängt hatte.

Dieser Vorfall verschüchterte die Bekenner der neuen Lehre auf Lebenszeit; denn er war mit einer schauerlichen Feiher vollzogen.

Angezeigt durch einen päpstlichen Rundschafter und italienischen Rechtsgelehrten, wovon jener die Messe abweichend gelesen sah, und dieser die Ohrenbeichte versuchte — erschien ein päpstlicher Richter mit Notar und zwei Beiständern und verhörte

die arretierten Kooperatoren. Das Protokoll wurde sechs Assessoren vorgelegt, es waren zur Hälfte Prälaten und theologische Doktoren. Die Sitzung entschied für die Degradation dieser Priester und wurde von denselben Assessoren bei dem Meßopfer noch bekräftigt. Die Degradation selbst war in dieser Form: Auf dem Landhause vorn der schwarz überzogene Tisch mit Kerzen, Kelch, Meßbuch und Gewand; vor ihm ein Schrank, hinter selbem Sesseln. Das Kezer Gericht nahm Platz, die Gefangenen stunden vor dem Schrank und tief hinter ihnen die Richter sich bereit. Neben Absagung der päpstlichen Bulle gegen Kezer; der Prokurator des Fiskus gab das Klagniß dem Notar; dieser verlas das Vernehmungsprotokoll. Die Gefangenen hatten nicht widerrufen, daher wurde das schon gefaßte Urtheil verkündiget.

Nun wurden im Nebenzimmer die drei Schuldigen mit dem Meßgewande bekleidet, während die Prälaten Ornat, Inful und Stab angezogen und zur Entweihung der Richter sich bereitete. Neben Absagung der Formeln nahm man Stück vor Stück das Meßgewand ab, auch den gewöhnlichen Priesterrock; und der Bedell hieß sie einen Layen Kittel anziehen und den Hut aufsetzen.

Darauf wandte sich der Richter zum herzoglichen Hofmeister Christoph von Schwarzenberg und anderen Räten und bat, diese drei Menschen, die nun entlassen seyn, der herzoglichen Barmherzigkeit zu empfehlen, und sie nicht an Leib und Leben zu bestrafen. Dieser ließ sie zum Kerker führen, und versprach dem Kezergericht, um Gnade zu bitten.

Dieser Unglücklichen Namen und ferneres Schicksal ist nicht auf uns gekommen.

<sup>1</sup> Reithofer, Franz v. Paula Dionys: Kurzgefaßte Geschichte der königl. bayerischen Stadt Wasserburg. Wasserburg 1814. S. 27.

<sup>2</sup> Ködel, Johann Joseph von: Geschichtliche Nachrichten über den Veruch und Fortgang der evangelischen Lehre in der bayerischen Stadt Wasserburg. Nach der Handschrift des Dr. Fr. Dionys Reithofer, Konventualen des Klosters Kaisersheim, bearbeitet. Museum. Für sich selbst angelegt. S. 93 ff. Handschrift Al. 325, Staatsbibliothek München.

## Zur Geschichte der Familie Strixner

Aus der Geschichte des Heilbades Rosenheim ist der Marktphysikus Strixner um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts bekannt; ein Sohn von ihm, 1755 in Rosenheim geboren, wurde gleichfalls Mediziner und stirbt 23. Mai 1833 als Gerichtsarzt in Wasserburg. Porträt und Doktordiplom im Museum der Stadt Wasserburg. Er hatte 16 Kinder. Aus erster Ehe stammt Joh. Nep., der 1797 nach München kam, Lithograph wurde und in der Maillinger-Sammlung in München durch die Nr. 1147 bis 1168 (Kopien oder Studien, meist nach holländischen u. italienischen Meistern) vertreten ist (vgl. Bilder-Chronik der R. Haupt- und Residenzstadt München II, 77, wo Strixner als geborener Wittlinger bezeichnet ist). Aus zweiter Ehe stammen Joh. Bapt. (Büchsenmacher in Wien), Joseph (ledig verstorben in München), Katharina (ledig verstorben) und Ursula, erste Frau des Wasserburger Bürgermeisters Schweighart. Aus der dritten Ehe gingen 11 Kinder hervor; 5 davon sind uns unbekannt, die anderen 6 waren: Maria (led. verst. in München), Jakob, ein Maler (led. verst.), Creszenz, verh. an Bader Schillinger in Wasserburg, Karl (led. verst.), Sophie, verh. an Maler Peter Bayberger in Geisenfeld, Anna, verh. an Tuchmacher Sutor.

Mitteilung v. R. Brunnhuber.

\*

## Schlachtfest im Spital zu Wasserburg a. Inn (Stadtarchiv Wasserburg, Spitalrechnungen.)

Ausgab auf das Bier beim Schlächtn:

1766 Zu Weihnachten beim Schlächtn sind durch 2 Metzger, dann Hausmeister und Ehehalten, welche zugeholfen, 37 Maß braunes Bier getrunken und für jede 13 d, sohin in allem bezahlt worden mit 2 fl 1 $\frac{3}{4}$  h

1767 1 E. e. Bier = 2 fl 30 kr, für jede Maß 11 d bezahlt worden

1768 36 Maß Bier à 3 kr = 1 fl 48 kr

1769 22 Maß à 3 kr = 1 fl 6 kr

1770 26 Maß à 3 $\frac{1}{2}$  kr = 1 fl 31 kr

1771 26 Maß à 3 $\frac{3}{4}$  kr = 1 fl 3 $\frac{1}{2}$  kr

1772 41 Maß à 4 kr = 2 fl 44 kr,

dann eine Maß Brantwein

1773 40 Maß à 3 kr 1 d = 2 fl 10 kr

Ab 1774 wurden die Ausgaben für das „beim Schlächtn und Schweinstich“ konsumierte Bier nicht mehr eigens ausgewiesen. Auf Weihnachten wurden damals im Spital gewöhnlich sieben Schweine gestochen.

Mitteilung v. R. Brunnhuber.

\*

## Christus als Apotheker

Dort, wo an den Wegen Botivtafeln und Marterln, auf den Fluren Feld- und Wegkreuze sich häufen, wo die Krippenbauer und Herrgottschnitzer zu Hause, wo die Wallfahrtskirchen und Klöster so zahlreich sind,

daß selbst die gläubigen Herren dieses Landes, die Wittelsbacher, den Teil in der derbfrommen Sprache vergangener Jahrhunderte den Pfaffenwinkel nannten, ja, hier an den oberbayerischen Seen, in den weiß-blauen Vorbergen und Gebirgstälern, bis hinein ins fürstbischöfliche Salzburger Gebiet und die Tiroler Lande, ist das menschlichste und naivste aller christlichen Botivbilder beheimatet: „Christus als Apotheker.“

An dem schönsten dieser Seen wohnt denn auch jener gütige Geistliche und kenntnisreiche Heimatforscher — Expositus Roderer in Rimsting am Chiemsee —, der seit Jahren mit christlichem Sinne und geschichtlichem Interesse diesen Bildern nachspürt. Freilich sind solche Bilder auch sporadisch in anderen Gegenden zu finden, aber nirgendwo anders kann man in einer Tageswanderung wohl ein Duzend davon beschauen und nirgend wo anders kann man über Entstehung und frommen Sinn dieser Bilder so nachsinnen wie unter dem blauen Himmelszelt dieser schönen bayerischen Landschaft. Hier bitt- und wallfahret noch heute das Landvolk zum himmlischen Arzt und Apotheker und opfert wunderliche — volkstündlich hochinteressante — Botive der „himmlischen Apotheke“ für überstandene Krankheiten und Heilung menschlicher Gebrechen. In Stephanskirchen, Rimsting, Pittenhart, Prien, Pinswang, Tassenreut, Frauenschmied, Aufham bei Bad Reichenhall, Wartstein bei Salzburg, Teisendorf und Mittergars, in Klöstern und Kirchen, Sakristeien, Pfarrkirchen und Wegkapellen grüßt uns Herr Jesus Christ als himmlischer Apotheker:

„Ich bin ein Arzt der Sünder,  
Und helfe jedem gern:  
In Krankheit, Schmerz nicht minder,  
Bin ich von euch nicht fern.  
Ich hab' für euch gelitten,  
Gab Fleisch und Blut für euch  
Und baue für euch Hütten,  
Dort, dort im Himmelreich.“

So spricht der Jesus des Ölbildes (1786) der Kirche zu Stephanskirchen zum Besucher, und auf den Gefäßen lesen wir weiter im oberbayerischen Marterstil bäuerlich-schlicht:

„O Mensch, wann deine Seele ist verwund',  
So versäum' ja keine Stund.  
Ich mache Leib und Seel' gesund.“

\*

## Sagen der Heimat

Entstehung der Wallfahrt in der Grünstiel bei Weßling.

Einer von den herrschaftlich Seefeldischen Jägern verirrete sich einmal im riesengroßen Weßlinger Wald. Die Nacht brach herein, die Wölfe heulten schon aus der Ferne. Da wurde es dem Jägersmann doch recht bang. Und so fing er zu beten an und gelobte der Gottesmutter, wenn er das grüne Tal am Eiterschlag erreiche, die sog. grüne Stiel, dann wolle er dort ihr ein frommes Bild aufstellen. Der Jäger erreichte glücklich die Talsenke und übernachtete in

der Einöde Schluifeld. Bei dem dortigen Bauer sah er in irgend einem staubigen Winkel ein ganz vergriffenes Madonnenbild. Er bettete es dem Bauern ab und stellte es in einem hohlen Baum auf. Allmählich kamen immer mehr Leute vertrauensvoll zur Maria in der Grünstiel, bis man schließlich aus den reichen Opfern eine Kapelle bauen konnte.

In der Nähe dieses Waldkirchleins soll es auch öfter gespukt haben. Leute, die spät nachts vorbeigingen, haben einen schwarzen Pudel ohne Kopf dort herumlaufen sehen. Das Volk nannte das Geistertier den Grünstielker Pudel. (Nach Schöppner.) S.

\*

## Die Preiselbeeren

In den Bergen lebte einmal ein recht frommer, gottesfürchtiger Klausner. Sein Seelforgerberuf führte ihn häufig in die Häuser und Hütten der Armen und Kranken. Da sah er viel Elend und Not. Er sah, wie es den Kranken oft am Allernotwendigsten gebrach, damit der leidende Körper wieder zu Kräften komme. Inniges Mitleid ergriff sein Herz. Er eilte in sein Kirchlein und betete, betete um Hilfe. Da kam ihm ein Gedanke: Wie wäre es, wenn du die heilige Mutter Gottes recht herzlich bitten würdest, in unserer rauhen Gegend, wo kein Obst mehr gedeiht, recht wohltschmeckende, heilsfähige und erfrischende Beeren wachsen zu lassen? Er tat es. Und siehe! Maria stieg vom Thron auf den Altar. Sie schritt hinaus in den Wald, nahm den Rosenkranz mit den roten, glänzenden Perlen vom Haupte, löste ihn auf und streute die glänzenden Perlen über die Berge. Seit dieser Zeit wachsen die Beeren so reichlich, daß sich die Hügel des Waldes röten. (Der Strauch heißt darum auch „Liebfrauenstrauch“ und „Marienpalm“, die Beeren „Muttergottesirschen“.)

F. J. Bronner, Bayerisch Land und Volk in Wort und Bild. München (1904).

\*

## Denksprüche bayer. Regenten

Karl der Große: Man muß unternehmend sein. — Ludwig I.: Bedachtig und berechnend die Folgen. — Otto der Erlauchte: Des Fürsten gutes Beispiel belehrt und bildet am besten das Volk. — Ludwig II. der Strenge: Nichts unversucht. — Ludwig der Bayer: Nur das ist gut, was recht schaffen — Stephan mit der Haite: Gott dienen, den Nächsten lieben. — Herzog Johann: Sei zuerst liebenswürdig, und man wird dir gut sein. — Herzog Ernst: Das Staatswohl ist das erste Gesetz. — Herzog Wilhelm III.: Ausdauernd im christlichen Glauben, klug im Gebrauche der Macht. — Albrecht III.: Zuerst Christ, dann Mensch und endlich Fürst. — Albrecht IV.: Traue nicht jedem. — Herzog Siegmund: Sei fromm, geduldig und verschwiegen, was nicht dein ist, das laß' liegen. — Wilhelm IV.: Ein Gott, ein Glaube, ein Fürst, ein Volk.



# Die Heimat am Inn.

Sammelblätter zur Geschichte von Wasserburg und Umgebung

In zwangloser Folge erscheinende Beilage zum „Wasserburger Anzeiger“

Nachdruck verboten

Herausgeber und verantwortl. Schriftleiter: Wilh. Fils, Bad Reichenhall, Ludwigstraße 14

Nachdruck verboten

## Wasserburg in den Urkunden des Stadtarchivs Rosenheim

Hall in Tirol, Rosenheim und Wasserburg sind die drei wertvollen Stadtarchive am Inn. Sie geben Aufschluß über die Verhältnisse der Innhandelsstraße und der Innhandelsstädte, vermögen sich daher gegenseitig glücklich zu ergänzen.

Nachdem die Wasserburger Stadturkunden durch Herrn Oberstudienrat Brunhuber aufs beste geordnet sind, mag es wissenschaftlich wertvoll sein, was die von Herrn Oberstudienrat Direktor Eid hergestellten Urkundenregister der Stadt Rosenheim über Wasserburg enthalten.

Da erscheinen die Wasserburger Bürgermeister Ludwig Fallhammer (1675), Thomas Greiderer (1767) und Joh. Mich. Gafner (1767, 1772). Fallhammer siegelt am 2. April 1675 einen Kupferschmiedelehrlingsvertrag als Mitglied „des inneren Rats und Handelsmann, der Zeit Amtsbürgermeister“ [Urk. Reg. Nr. 203]. Matthias Greiderer, Sohn des gewesenen Bürgermeisters Thomas Greiderer und dessen noch lebenden Frau Maria Theresia, begleitet von seinem Stiefvater Joh. Mich. Gafner, Bürgermeister in Wasserburg, trifft am 15. Sept. 1767 eine Heiratsabrede mit Maria Barbara, Tochter Joh. Georg Höfers sel., gewesenen Bürgermeisters, Weinhändlers und Schiffmeisters zu Rosenheim, und dessen noch lebenden Frau Maria Barbara. Beiständer des Hochzeitlers ist der Bürgermeister von Wasserburg, Beiständer der Hochzeiterin der Bürgermeister von Rosenheim Franz Anton Hafner [Nr. 108]. Der folgende Heiratsbrief vom gleichen Datum [Nr. 109] schreibt statt Schiffmeister „Schöpfmeister“. Vorausgegangen war am 8. Mai 1767 der Übergabevertrag der Witwe Maria Barbara Höß für ihre Tochter Maria Barbara über 8453 fl. 32 Kr. [Nr. 217]. Am 4. Juni 1772 findet ein Erbvergleich statt zwischen Joh. Mich. Gafner, freireisignierten Bürgermeister zu Wasserburg, und Matthias Greiderer, Weinhändler und Weingastgeber zu Rosenheim, Stiefsohn des Gafner.

An Wasserburger kurfürstl. Pfl.- und Stadtgerichtsprokuratoren sind in der Rosenheimer Urkunde genannt: Martin Schaller (1675 2. April) als Beiständer [Nr. 203], Christoph Luber (1767 15. Sept.) als Ge-

richts- und „Staats“procurator bzw. Hochzeitsbeiständer [Nr. 108, 109]. Im Erbvertrag vom 4. Juni 1772 sind Siegelzeugen Martin Mair, Stadt- und Pfl.-gerichtsprocurator, und Franz Matthias Freisinger, Stadtrichteramtsschreiber [Nr. 218].

An Wasserburger Bürgern und Einwohnern tauchen auf: Hans Kulbinger (1550),



Stadtarchivar Professor Brunhuber †

Jörg Ansdorfer und seine Frau Magdalena Weidacher (1750), deren Bruder Christof Weidacher zu Murnau und Caspar zu Rosenheim, ferner Edler Jakob Höller, fürstl. Rat und Mautner als Kaufzeuge 1578 1. Mai. 1601 verkauft Wolfgang Mayr, Bürger und des Rats zu Wasserburg seine Liegenschaften und Güter zu Rosenheim, die er von seinen Eltern Hieronymus Mayr, Bürger- und Schiffmeister und dessen Frau Margaretha Westermayrin, beide ehemals in Rosenheim, geerbt hatte [Nr. 350]. Thoman Wolfschlager, Färber zu Wasserburg, besitz

1 fl. Hypothek auf der Behausung des Alexander Gebhardt, Bürger und „Guetter“ zu Rosenheim. Hans Hauser, Bürger und Handelsmann zu Wasserburg, ist Zeuge für eine Pferdekaufschuld in Crayburg 1648. Der Bäcker Hans Kharrer und der Uhrmacher Hans Behrl sind 1675 Siegelzeugen für Sebastian Hofmahr, Kupferschmied zu W., und seine Frau Marie Niderndorferin. Diese quittieren 50 fl. und verpflichten sich zum Unterhalt des minderjährigen Bruders Caspar Hofmahr und zur Aufnahme desselben als Kupferschmiedelehrling [Nr. 203]. Der Wasserburger Stadtphysikus und Med.-Doctor Jakob Burchinger ist 1647 Heiratszeuge. 1726 am 23. Juli stiftet Joh. Georg Hefengraber, des Rats Getreidehändler und Weißbierschenk, nach Absterben seiner Mutter Elisabetha H., Bürgerin und Weißbierschentin zu Rosenheim, in die dasige St. Josephskapelle vier hl. Jahresmessen mit einem Kapital von 120 fl. [Nr. 753]. Die verwitwete Bürgermeisterin, Kupfer- und Getreidehändlerin Maria Elisabetha Steib hat für verkauftes Kupfer ein Guthaben von 200 fl. zu 3% bei Andree Wöstermahr, Kupferschmied zu Rosenheim 1772 6. Febr. [Nr. 584].

Bemerkenswerte Nachrichten enthalten die Rosenheimer Stadturkunden über Wasserburger Zünfte u. dgl. So wurde 1478 „am Erichstag neigt vor sand Craxentag“ ein Vertrag zwischen den Hoffsichern zu Wasserburg und den zu Rosenheim wegen der Fischerei am Inn geschlossen. Hiervon liegt eine beglaubigte Abschrift von 1759 vor [Nr. 592]. 1661 war ein Streit zwischen der Leineweberzunft zu Wasserburg und dem kurfürstl. Pfl.-gericht daselbst entstanden wegen des der Zunft angefallenen Handscharwercks. Dieser Streit wurde vom kurfürstl. Ferdinand Maria unterm 19. Juli dahin entschieden, daß die Zunft von den Gütern, welche sie nach dem 1. Februar 1631 erworben, künftig die landesgebräuchliche Scharwerck entrichten solle. Hierüber wurde vom kurfürstl. Hofrat auf Ersuchen der Leineweberzunft eine Urkunde ausgestellt [Nr. 884, 885]. Am 22. Oktober 1696 werden die Ansprüche der Traidthandlungskompagnie von

Wasserburg auf die Gantmaße der Georg Wiskerschen „Schiffungen“ zu Neuenpeuern durch den Rosenheimer Rat zurückgewiesen, nachdem diese „Schiffungen“ schon 1693 auf Befehl des kurfürstl. Mautamtes zu Rosenheim vom Schiffmeister Abraham Wisker zu Neuenpeuern ausgeliefert worden seien [Nr. 602].

1814—1816 greift die K. Stiftungsab-

ministration Wasserburg in die kirchlichen Geschicke Rosenheims ein. Sie verkauft am 28. Sept. 1814 eine der Loretokapelle gehörige 3-Tagwert-Wiese im Badvonbrangen um 400 fl., am 18. März 1816 eine der Hl. Geistkirche gehörige 2-Tagwert-Wiese in Stieranger um 500 fl. und am 11. Juni 1816 ein dem Reichalmosen Rosenheim gehöriges Haus um 565 fl. [811, 535, 737]

Dies ist die Ausbeute, welche die Rosenheimer Stadtarchivurkunden über Wasserburg liefern. Sie ist an sich geringen Umfangs, aber inhaltlich bemerkenswert. Mehr Material liegt noch in den Fassikeln der Ratsbeschlüsse, welche leider nicht registriert sind. Eine spätere Untersuchung soll darüber Aufschluß erteilen.

Dr. Thoma.

## Joh. Kaspar Niblingers Reisetagebuch 1833

Zum 150. Geburtstag von Joh. Kaspar Niblinger am 23. Februar 1929

Herausgegeben von Oberstudienrat R. Brunhuber, Stadtarchivar.

8 Juli Morgens vor 8 Uhr war ich bey Mons. Matteucci, welcher noch im Bette lag, wie mir eine der dienenden oder herrschenden Nissen sagte, welche, während ich eine lange Antichambre machte, geschäftig ein- und aus trippelten. — Endlich kam der seine Monsignore im Morgenüberwurf und führte mich unter wortreichen Entschuldigungen in sein Arbeitszimmer. — Nach manigfaltigem Gespräch schrieb er endlich ein flüchtiges Billet an maestro Fioravanti, wodurch die fertig gewordenen Copien mir eingehändigt werden sollen. Für das noch übrige muß ich Mittwoch Morgens wieder bey ihm versprechen. — Qual pazienza! — Nörigens war alles äußerst charmant und poli; — und so schieden wir. — Anders gieng es bey Fioravanti: — die Responsorien von Pittoni waren noch nicht fertig — seit beynabe zwei Monaten — (vom Credidi lagen zwey Copien vor — und für 9) neun einfache Musikstücke forderte er 23 Scudi! —

Ich bezahlte und äußerte mit Kraft meinen Unmuth über solche Prellerey. Den Schurken fehlen nie Worte um ihre Niederträchtigkeit zu beschönigen; — aber selbst dieser letzte Funke von Ehrgefühl scheint diesem maestro Lazzarone zu fehlen. —

Da die Bogen nicht einmal numeriert und mit einem Faden geheftet waren, versprach der Copist dieß bis Abends 6 Uhr zu besorgen und mir den zu thuer erkauften Plunder ins Haus zu bringen. — Wenn er nicht Wort hält (und dieß ist bey diesen Leuten gewöhnlich der Fall) entsteht wieder neue Unruhe und Verlegenheit. — Vedremo!

Vor Ärger konnte ich selbst in S. Peters Dom kein andächtiges Vater unser beten. —

Tosi hat auch heute sein Wort nicht gehalten. — Bey dieser Gelegenheit lernte ich den maestro Socci kennen. —

Abends 6 Uhr brachte mir der Copist des Fioravanti, wie er versprochen hatte, die Musik. —

9 Juli Morgens 7 Uhr war ich in S. Calisto bey D. Faustina. Er machte mir wieder andere Werke unter andern ein Manuscript von seinem Vater — eine Abhandlung über den Contrapunkt — zum Geschenke. — Dieser gute — außerordentliche Spender so vieles Herrlichen ist mir ein wahrer Angelo tutelara<sup>98</sup>. Schade, daß ich ihn nicht gleich

bey meiner Ankunft in Rom kennen gelernt! Welche kostbare Sammlung hätte ich bloß durch ihn gewonnen! — Nach langen traulichem Gespräch schied ich von ihm mit dem Versprechen ihn heute Nachmittag um 5 Uhr wieder zu besuchen.

Mit Tosi gieng ich zu maestro Socci, welchen ich gestern zufällig kennen lernte. — Er war längere Zeit in England mit seiner, wie es scheint, einst sehr galanten und pfiffigen Frau. Auf seinem zierlich gestochenen Visitenbillet steht: enseigne le chant, le Piano, l'accompagnement et l'harmonie. — Er zeigte mir seine aufgetührten Partituren von ihm componierter Opern in Neapel, Venedig, Florenz, Rom etc. Er schmähete fürchterlich über die jezigen maestri und über ganz Italien. Die Agonia von Zingarelli, welche Tosi für mich copiert hatte, taugte nichts, sagte er; er habe den nämlichen Text in London für die Chiesa del Re di Baviera eigens componiert. (Ich wußte nie, daß der König von Bayern in London eine Capelle hatte. Er behauptete es ganz fest.) — Seine Composition müße ich hören, um zu erfahren, welche Originalität und Filosofia di parole er dargethan. Die Malibeu, Fedra, Lablache, Borroni, und Kotzki hätten selbe ausgeführt und allgemeines Staunen habe sich der Zuhörer bemächtigt; so dehanerte er fort in Gegenwart von Tosi und von mir. —

Dieser Wundermann, von welchem ich ohngeachtet meines langen Aufenthaltes in Italien — und wiederholter Reisen nie eine Silbe gehört habe, dachte ich, ist gewiß ein ciarlatano und vielleicht auch impostore! — Und so fand ich es; denn als er nicht bloß diese agonia (eine wahre arme Sündermusik) sondern auch sein Miserere a 4 alla cappella — sein von ihm erfundenes non plus ultra von neuer Compositionsgattung — am Clavier — rümpelnd singend und spielend vortrug, — war der unwissende — und gleißende Ciarlatano entlarvt. — Als er mir dann eine große Meße, welche er nun für die Hoicapella zu Florenz zu componieren vorgiebt, zeigte, mir eine Fuge aufschlagend am Ende des gloria — traute ich weder meinem Auge noch Ohr. Ich fand nur ein paar schlecht gestellter Imitationen im Anfang und in der Mitte eines unsinnigen Tutti. —

<sup>98</sup> Schutzengel.

Soll dieß die Fuge seyn? fragte ich ihn. — Endlich legte er eine Fuge a 5 in domini: in meine Hände, sein Nahme stand auf dem Vorblatt. Die Handschrift ist aber nicht sein. Als ich das Tema und die riposta al rovescio sah, war ich befremdet. Dieß Tema sowie die Riposta, sagte ich, habe ich Note für Note in einer Composition des maestro Grazioli gesehen, in einem 8stimmigen Werk. Betroffen erklärte er, seine Fuga sey schon weis Gott wann geschrieben. — Grazioli müße sie gestohlen haben. — Dieß habe wenig auf sich, entgegnete ich; denn gleiche Fugenthemen werden häufig auch von den berühmtesten Meistern — verschiedenartig bearbeitet; übriges sey diese Fuga a 5 ein tüchtiges Werk. — Aber die Wahrheit zu gestehen, getraue ich mir beim Merkurstab zu schwören, daß diese Fuga so wie sie vor mir liegt, nicht von dem nämlichen Manne componiert seyn kann, welcher obige agonia und das erwähnte Miserere schrieb. — Ecco l'impostore! Wahrscheinlich theilen sich Grazioli und Socci in das Plagiat. Wer die Italiener kennt, wird sich über solche facta nicht wundern.

Abends wollte ich den kranken Schwannthaler besuchen. Er schlief; ich störte seinen Schlummer nicht. — Schläfst auch du, Schwester Sabina? — Bald wird sich das Kästel lösen. —

10 Juli Schon seit ein paar Wochen war täglich der freundliche Himmel, welcher über Rom glänzend sich ausbreitet, von Zeit zu Zeit mit düstern Gewitterwolken umhüllt. Diese Nacht begann endlich der mit heftigen Windstößen begleitete Regengstrom, welcher auch den Tag fortwährend die glühende Luft dermaßen abkühlte, daß ich glaubte, nicht in Rom, sondern in München zu sein. — Der heftige Regen, da ich keinen Regenschirm habe, und doch den Mantel nicht gebrauchen wollte — hielt mich ab den weiten Weg bis nach Monserrato zu Monsign. Matteucci zu gehen, um das Geschäft von S. Peters Archiv abzuschließen. — Ich arbeitete zu Haus, bis Prof. Maßmann durch seinen langen Besuch mich unterbrach. — Seine in Neapel und Rom angekauften Bücher für die Universitätsbibliothek in München werde ich meinen Papieren, welche ich in eigener Kiste absenden muß, beypacken.

Nach Tisch, wo ich bey Lepre mit Direktor Wagner zusammentraf — arbeitete ich wieder zu Haus. — Um 8 Uhr gieng ich getrieben von Sehnsucht einmal ans Ende zu kommen — zu Mon. Matteucci. — Die freundliche Ninse sagte mir beim Eintreten, Monsignore Matteucci schlafe jetzt, aber ich soll nur Platz nehmen und ein wenig warten. — Ich ließ mir dieß um so mehr gefallen, weil ich nun einmal wußte, daß er zu Hause sey, — und ich entschlossen war, die Sache zu Ende zu bringen. Über das antichambre machen, ließe sich eine reichhaltige Abhandlung schreiben. — Endlich nach mehr als ¼ Stunden kam Monsignore in seinem weißen Nachtkleid und schwarzeidenen Strümpfen zum Vorschein. Seine Entschuldigungen erwiderte ich ebenfalls mit Entschuldigungen, ihm beschwerlich zu fallen. Als er sich an seinen Schreibtisch setzte, erklärte er, er sey mit so dringenden Arbeiten belastet, daß es jetzt unmöglich sey, mein Geschäft vorzunehmen. Ganz demüthig antwortete ich, es handle sich bloß um ein paar flüchtige Zeilen von seiner Hand, damit Fioravanti ermächtigt werde, mir die übrigen zwei Stücke abzuliefern; sollte eine weitere Formalität nöthig seyn, so könne S. Excellenz dieß morgen oder übermorgen durch Fioravanti zur Unterschrift senden. — Unter neuen Einwendungen begann er zu schreiben. Aber es gieng nicht; er legte das Blatt weg und begann von neuem. — Plötzlich stand S. Excellenz auf, gieng ins andere Zimmer, um wahrscheinlich die schlaftrunkenen Augen sich zu reiben. — Als er wieder eintrat und sich an den Schreibtisch setzte, äußerte er, nur ich sey es, der ihn dahinbrächte, diese Arbeit jetzt zu leisten. — Dieß sey mir zwar sehr schmeichelhaft, entgegnete ich, und ich erkenne es mit Dank an; aber zugleich möge mich in meiner Zudringlichkeit meine Lage entschuldigen: ich sey auf dem Punkt in ein paar Tagen diese erste Stadt der Welt zu verlassen; vieles bleibe noch zu thun übrig; und übrigens hab ich meine Beine schon tüchtig in Contribution gesetzt, da die weiten Straßen der großen Stadt für den Fußgänger immer gegen schnelle Rosse einen nachtheiligen Wettkampf veranlassen. — Er gab sich darein, und nach manchem copirten Blatt kam endlich die Note der mir abzuliefernden Musikdrucke, mit meinem Empfangschein zu Stande. — Parturium montes, nasceatur ridiculus mus,<sup>99</sup> dachte ich, unterschrieb, dankte, und gieng. —

Bey Fioravanti zahlte ich 16 Paoli für die Copie des Lauda Sion von Fornelli und Dixit von Guglielmi. Er legte mir ein paar Kleinigkeiten von ihm als Andenken bey; versprach mir das Dixit a 16 v. Pittoni, welches Monsignore gegen sein Wort zurück behielt, mit der Zeit zu verschaffen / favola / und wir schieden als Freunde.

Dann obwohl es schon dunkelte, eilte ich nach S. Calisto zu meinem guten großmüthigen D. Faustino, welcher mich mit mehreren bedeutenden Werken wieder be-

<sup>99</sup> Wird gesagt von denen, die große Erwartung erregen, am Ende aber wenig zustande bringen. Hor. art. poet. 139.

schenkte. — Nach freundlicher — längerer Unterredung — da es schon finster war, schied ich von ihm und gieng etwas wenig zu essen nach S. Claudio und von da — meinen Musikpack immer mit mir schleppend — nach Haus.

Florenz den 16 July Ich sitze nun um 8 Abends in meinem stillen Zimmer und will nachholen, was in den letzten Tagen sich für mich Bedeutendes ereignet hat. —

11 July Da nun meine Geschäfte in Rom geschlossen waren, dachte ich sobald als möglich abzureisen. Die diligence welche über Foligno geht, so daß ich durch vetturino nach Perugia und dann mit diligence nach Florenz hätte reisen können, war mir nicht

mehr zugänglich, da alle Plätze schon ausgefüllt waren. Die Langsamkeit der Vetturini und der vielfache Zank mit ihnen bewogen mich, einige Thaler mehr zu verwenden um mit dem österreichischen Courvir, welcher Sonntags Mittag von Rom nach Florenz reist, den Contract abzuschließen. — In dessen wurde die Kiste, in welcher meine gesammelten Musikwerke nach München transportiert werden sollen, beim Schreiner bestellt, und das Geschäft mit dem Expeditionär de Sanctis verabredet.

Nachmittags entwarf ich die kurz gedrängte Relation an den Kronprinzen über die Resultate meiner Bemühungen in Rom und Neapel. —

(Fortsetzung folgt.)

## Das Faschingschnalzen

Alljährlich beginnt in der Südoftdeck Bayerns, im Rupertwinkel, nach Weihnachten, spätestens Heiligdreikönig, mit tödlicher Sicherheit das Faschingschnalzen. — Straßauf, straßab und in Höfen zerstreut, sammeln sich tags die Buben und mit Beginn der Dämmerung auch die Burschen jedes Dorfes in kleinen Gruppen und schnalzen um die Wette. Von nah und fern ist die Luft erfüllt wie von einem Trommelfeuer der Gewehre, keine Gruppe bleibt der anderen die Antwort schuldig. Wer am lautesten knallt, der ist der Held des Tages. Ein höchst zweifelhafter Ehrenschaus!

Freilich braucht man, wie zu allem, auch hier das richtige Werkzeug. In einem für sonst ungewöhnlich kurzen Stiel hängt eine bis über zwei Meter lange, ungleich dicke Schnur, an die am Vorderende ein Stück Bast geknüpft ist. Je dicker die geflochtene Schnur am oberen und je feiner sie am unteren Ende ist, desto lauter wird der Knall. Das ist das ganze Geheimnis dieser Kunst. Darin übt sich schon jedes Bürschlein, noch ehe es die Schule besucht, um es mit zunehmendem Alter und wachsender Kraft endlich zur Meisterschaft zu bringen. Drei bis fünf stehen hintereinander, schwingen die Peitsche der Reihe nach dreimal nach einer Richtung im Kreis auf das Kommando: „Aufdraht! Dane, zwö — de Dritte geht a so!“ Beim Zurückschwingen nach der entgegengesetzten Seite gibt es einen Knall, der sich jeweils im Drei- oder Fünftakt wiederholt wie beim Dreschen mit der Drischel, bis die Er schöpfung eintritt. Nach einer kurzen Ruhepause oder auf Anruf einer anderen Gruppe geht es wieder weiter.

Welches ist der Sinn und Ursprung dieses Brauches? Zweifellos ist es ein Brauch aus alter, heidnischer, abergläubischer Zeit, da man noch die Naturerscheinungen als das Wirken und Walten von Göttern, Unholden oder bösen Geistern deutete, da — besonders in den sogenannten „Loznächten“ — noch von den auf weißen Windrossen wild jagenden Gefährten Wotanz, dem „wildem Gejaid“, oder von den „schlachen Perchten“

gesprochen wurde. Diese alle galt es, durch allerlei Lärm mit Peitschen und Knallen aus Haus und Umgebung zu vertreiben.

Mit der Verbreitung des Christentums aber wurden die heidnischen Sitten und Gebräuche teils ausgerottet, oder es wurden ihnen nach der neuen Lehre christliche Gebräuche gegenübergestellt. Ein solches Beispiel ist neben anderen (Winterjohanniswende — Weihnachten, Sommerjohanniswende — Johannisfest) auch die Fastenzeit, während welcher die bösen Geister nun durch Fasten, Gebet und Erbauung bekämpft werden.

Der Name Faschingschnalzen kommt aus dem Mittelhochdeutschen „vaschanc“, d. i. Fastnacht. Das war der Vorabend und die Nacht vor Beginn der großen Osterfasten, die sich allmählich unter Schmausereien (Faschingskrapsen!) und Trintgelagen, Tänzen und Maskeraden und dergleichen als Ausgleich und Entschädigung für den Ernst und die Enthaltensamkeit der nachfolgenden Fastenzeit über Tage und Wochen vorher bis zum 7. Januar ausdehnte unter dem Namen Carneval oder Fasching. (Carneval bedeutet: O Fleisch, lebe wohl! und findet den sinnensfülligen Ausdruck in dem bekannten Prinzen Carneval, der in der Fastnacht vor dem Aschermittwoch „begraben“ wird.) Der weltliche Fasching schloß sich an jene heidnische Sitte an, zu deren Bekämpfung Papst Gregor der Große seinen Priestern für die damalige Zeit den trefflichen Rat gab: „Laßt ihnen einige ihrer äußeren Freuden, sie werden dazu dienen, die inneren Freuden desto besser zu kosten!“ — Aber die Zeiten ändern sich, und es ist heute schon, besonders im Hinblick auf das Faschingschnalzen, nicht mehr alles gut, was Brauch heißt. Mit Recht ergeht heute von der Kanzel der Ruf und die Bitte an alle Erziehungsberechtigten, dahin zu wirken, daß dieser auf der Straße verkehrsstörende Brauch mit dem ohrenbetäubenden, nervenerregenden, ruhe- und nicht selten schlafraubenden Lärm wenigstens im Umkreis von Schwerkranken aus menschlichen Rücksichten verhindert werde.

## Klassizismus

Es hat wohl im ganzen Wechsel der kunstgeschichtlichen Formen keine größere Gegenföhrlichkeit, kein härteres Aufeinanderprallen der Ausdrucksprache gegeben als in der Zeit, wo auf das Rokoko der Klassizismus folgte. Rokoko — dieser Schwelgen in Form und Bewegung, dieser Lebensreichtum, der Klassizismus — die ewige, eiserne Ruhe, die erstarrte Würde! Die wissenschaftliche Forschung hat eigentlich bisher die Finger weg gelassen von der Entwicklung dieses Stiles. Anscheinend hat das innere Werden dieser Formsprache psychologische Schwierigkeiten in der Erklärung gemacht. Das neueste Werk des Kunstgeschichtlers Graf Bückler, Limburg, füllte nun mit aller Breite und Sicherheit diese Lücke aus: Der Klassizismus in der deutschen Kunst, Heimatbücher-Verlag Müller & Königer, München und Bad Reichenhall.

Der Verfasser entwickelt den Keim der klassizistischen Kunst aus den wissenschaftlichen und literarischen Anschauungen um 1755, besonders aus der Einstellung Friedrich Herzs. Wir wissen ja, wie Goethe durch Winkelmann dieser Kunstform nahe kam. Uns im Altheimatland interessierte vor allem natürlich der Klassizismus in Süddeutschland, besonders in Bayern. Unsere Heimat, der ja Barock und Rokoko so sehr aus dem Herzen gesprochen war, konnte lange keinen Geschmack an dieser starren Form finden, erst Schwanthaler gelang es, um 1800 mit Plastiken Fuß zu fassen. Wir auf dem althayerischen Land treffen klassizistische Bauten in den Pfarrkirchen Schwindkirchen bei Dorfen und Haag bei Freising, die allerdings der Verfasser nicht erwähnen konnte. Kirchliche Innenräume finden wir so umgestaltet in Mammendorf bei Bruck, in der Stiftskirche zu Tittmoning, in St. Leonhard, ...

Das jüngste, so verdienstvolle Werk des Heimatbücher-Verlages — nobel ausgestattet und mit 28 Abbildungen versehen — wird wohl auf längere Zeit hinaus der einzige erschöpfende, richtunggebende Führer zum und durch den deutschen Klassizismus sein. Freilich, leichte Unterhaltungslektüre zum Kaffee ist es nicht, wohl aber ernster Stoff des Studiums. Es wird in jeder vollwertigen Bücherei des Kunstgeschichtlers seinen Platz fordern dürfen. D. S.



## Frühlings Sehnsucht

Uns hat der Winter geschadet über al:  
heide unde walt sint beide nu val,  
da manic stimme vil suoze inne hal.  
sache ich die megde an der straze den hal  
werfen! so kaeme uns der vogele schal.

— Möchte ich verlassen des winters zitt!  
wache ich di wile, so han ich sin nit,  
das sin gewalt ist so breit unt so wit.  
weizgot er lat auch dem meien den stit:  
so lise ich bloumen da rife nu lit.

(Walther von der Vogelweide † 1230).

## Von Sitt' und Brauch

Die Glemgau-Wallfahrt Maria Ed soll dadurch entstanden sein, daß Holzknechte an den Vorabenden der Frauentage auf einer Waldhöhe drei hin- und herwandernde Lichter sahen, die erst verschwanden, als an der Stelle die Marienkirche mit drei Altären gebaut war. In der Nähe der Wallfahrtskirche soll jetzt noch ein großer, sitzförmiger Stein liegen, auf dem man heute noch die Eindrücke der dort rastenden Gottesmutter sehen kann.

\*

Ein landesherrlicher Befehl, der die Kirchenzucht betrifft (aus Altheimberg, 1658):

1. Die außer Land in Dienst oder Wanderschaft Gehenden haben sich beim Ortspfarrer zu melden, sollen einen Schein über Verhalten und religiöse Betätigung bekommen und zum Besuch der Kinderlehre angehalten werden.

2. Alle Jahre müssen sie ihren Osterbeichtzettel aufweisen.

3. Die Pfarrer müssen die Beichtzettel einschicken und die Ungehorsamen der weltlichen Obrigkeit anzeigen.

4. Die keherischen Büchl, Traktätl müssen ausgemustert und beseitigt werden.

\*

Auf dem Bötberg bei Wall (Bezirksamt Miesbach) steht unter großen Linden eine uralte Kolomanns-Wallfahrtskapelle. In der Vorkalle war früher eine ganze Menge von hölzernen Schädeln, Armen und Füßen aufbewahrt, die von den Wallfahrern dreimal um den Altar getragen und dann auf diesem niedergelegt wurden. Diese hölzernen Teile des Menschenleibes dürften wohl ein Ersatz des in heidnischen Zeiten üblichen blutigen Menschenopfers gewesen sein.

\*

Höhler erklärt die kirchlichen Opferstücke, von denen die älteren ein blechumkleideter Baumstumpf sind, als Überreste des heidnischen Kultbaumes, zu dem unsere Ahnen ihre Opfergaben brachten. An Stelle dieser heidnischen Opferstätten seien eben später christliche Heiligtümer gebaut worden. Der Holzstock aber blieb als Stelle, wo die Gaben niedergelegt wurden.

\*

Zum Grab des hl. Ulrich in Augsburg gingen einst die hilfessuchenden Kranken mit Stöcken, die aus der „hochheiligen“ Haselnußtaube geschnitten waren

\*

## Eine echtdeutsche Jahrtausendfeier

Am 9. Februar sah Gandersheim, das altberühmte braunschweigische Städtchen, eine große Feier, die echt deutschen Charakter trug und nicht nur lokale Bedeutung hat, deren Bedeutung in alle deutschen Gaue hinausstrahlt — es ist die Jahrtausendfeier zu Ehren der ersten deutschen Dichterin, Roswitha von Gandersheim.

Die Erinnerung an sie führt uns zurück in das 10. Jahrhundert, in jene Zeit, da die Klöster die einzigen Kulturstätten unseres Volkes waren. Dort wurden die sieben freien Künste — das Quadrivium und das Trivium — gelehrt. Dort wurde besonderes Gewicht auf die Pflege des Lateinischen gelegt; denn unsere deutsche Sprache lag im argen, und wer Geist und Witz besaß, bediente sich der lateinischen Sprache. In all diesen Wissenschaften unterwies die hochgebildete Äbtissin des Benediktinerinnenklosters Gandersheim ihre Nonnen und führte sie auch in die Werke der großen Lateiner: Virgil, Ovid und Terenz ein. Gerberga war eine Nichte Kaiser Ottos I. — von ihrer großen Schülerin Roswitha (Hrotswitha = die stark tönende Stimme) hat die Zeit kaum mehr bewahrt als ihren Namen. Weder Abstammung noch Geburt können exakt angegeben werden. Vermutungen, die durch wissenschaftliche Forschungen zu ziemlicher Sicherheit gesteigert wurden, lassen in ihr eine sächsische Adelige erkennen, die um 930 geboren und 40 Jahre alt wurde. Heimlich in ihrer Zelle schrieb sie ihre ersten Hexameter und wagte es lange nicht, aus Furcht vor einem abfälligen Urteil, sie der gelehrten Äbtissin vorzulegen. Nachdem diese schließlich doch Einsicht genommen und sie ermuntert hatte, weiterzuschreiben, widmete sie sich mit ganzer freudiger Kraft ihrer Dichtkunst und erreichte darin eine Bedeutung und Höhe, die die Kritik späterer Jahrhunderte mit staunender Bewunderung erfüllte.

Als ihrem Geiste zunächst liegend, schrieb sie zuerst acht Legenden, die in das Gebiet der Epik gehören. Ihren größten literarischen Ruhm sicherte sie sich aber mit ihren Dramen, in denen sie ein Gegengewicht gegen die Dramen des Terenz schaffen wollte, die sittlich sehr wenig hoch standen, zu ihrer Zeit aber viel gelesen wurden. Zwar bediente sich Roswitha, dem Geist der Zeit entsprechend, der lateinischen Sprache; aber trotzdem verdienen ihre Dramen „deutsche“ genannt zu werden, nicht nur darum, weil sie die ersten auf deutschem Boden geschriebenen waren, vor allem, weil es Roswitha verstanden hatte, den Stoff aus der Heimat zu nehmen. Das verleiht ihren Dramen neben hohem literarischem Wert eine kulturgeschichtliche Bedeutung. Roswitha, die stille Nonne von Gandersheim, hat den Ruhm, die erste deutsche Dichterin zu sein.

Von der eigenen Zeit nicht nach Gebühr und Verdienst gewürdigt, kam es, daß sie durch Jahrhunderte in Vergessenheit versank, bis der Humanist Celtes eine Abschrift ihrer Werke in St. Emmeram in Regensburg fand und 1501 dem Druck übergab. So anerkennenswert Celtes' Bemühungen: um diese literarischen Werte waren, weniger Verdienst bedeuteten seine Korrekturen, die er daran vornahm.

Diese einzige erhaltene gebliebene Handschrift, versehen mit den Korrekturen von Celtes, findet sich in der Münchener Staatsbibliothek.



# Die Heimat am Inn.

Sammelblätter zur Geschichte von Wasserburg und Umgebung

In zwangloser Folge erscheinende Beilage zum „Wasserburger Anzeiger“

Nachdruck verboten

Herausgeber und verantwortl. Schriftleiter: Wilh. Zils, Bad Reichenhall, Ludwigstraße 14

Nachdruck verboten

## Alte Beschreibung u. lb. Frauen Stift- und Pfarrkirchen allhie zu München

### Erbauung u. lb. Frauen-Kirchen.

„Der Durchlauchtigst Fürst und Herr, Herr Sigismund, Herzog in Bayern, seines Alters 29 Jahr, hat zu Ehren der allerheiligsten Jungfrau Maria, die kurfürstliche Stift- und Pfarrkirchen Unser Lieber Frauen allhie zu München erbauen lassen.

Ist angefangen worden, den 8. Tag nach Unser Frauen Lichtmess, im Jahr 1468 und ohne das Fundament mit lauter pachen Stein gebaut worden.

Hat die Hauptmauer dieser Kirchen 5 Werkfuß und in der Länge der Kirchen 336 Schuh, und in der Breite halt sie in sich 128, und von der Erden bis oben an das Gewölb seind 115 Schuh; von dem Gewölb bis oben an den First seind 75 Schuh.

Und beim Überzimmer seind 1400 Flöß, hat jeder Flöß in die 15 und 16 Bäum gehabt.

In dieser Kirchen sind 25 Kapellen, eine jede Kapell in die Tiefe 14 Schuh, in der Breite 20 $\frac{1}{2}$  Schuh, und seind 24 runde Säulen herum: 23 Schuh, 4 Zoll.

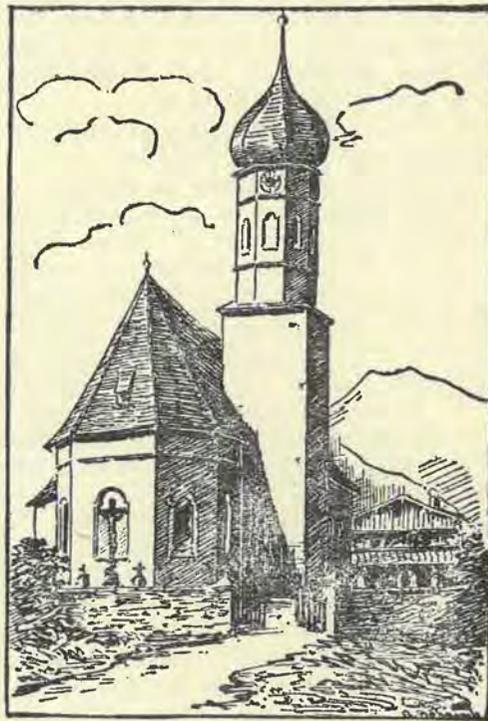
Und seind 30 große Fenster darin; ist jedes Fenster in der Höhe 70 Schuh und halten 793 gemalte Stud und 1303 ungemalte Stud, machen zusammen 2096 Fensterstud.

Seind auch darin 30 Altär und im Jahr 1620 haben Ihre Churf. Durchl. Maximilian den Choraltar aufsetzen lassen: stehet ganz frei, ist 90 $\frac{1}{2}$  Schuh hoch, die Breite 39 Schuh.

Im Chor stehet des Kaisers Ludwig IV. sein Begräbnis, ganz von schwarzem Marmelstein und von Messing und Metall herumgeziert; seind auch auf den vier unteren Ecken vier ganz gossene Wächter von Metall, größer als mannsgroß; hält ein jeder ein „Standtär“ in der Hand. Zwischen den zwen Wächtern, auf der rechten Hand, stehet Herzog Albertus, ganz wie er gewesen ist. Hält in der rechten Hand ein bloßes Schwert und zu der linken Hand stehet sein Herr Sohn Wilhelmus, auch wie er gewesen ist. Auf den vier oberen Ecken stehen vier große Leuchter von Metall. Zu obrist auf der Kuppel liegt ein Riß, darauf lag die Kaiser-

liche Kron; vor und hinter der Kron passen zwei Jungfrauen, hebt die vordere das kaiserliche Szepter samt dem Reichsapfel, die hintere aber hebt den bayerischen und österreichischen Schild und an der rechten Hand

### Altbayerische Landkirchen



Die Pfarrkirche von Roschel  
Nach einer Zeichnung von Aug. Wöhler  
(Siehe Text auf der letzten Seite)

das kaiserlich Schwert. Herunten aber auf den vier Ecken, seind auf jedem Eck zwei Engl und haben das bayerisch und österreichisch Wappen; ist alles von gegossenem Metall; in der Begräbnis drin liegt Kaiser Ludwig, ganz von Marmelstein gehauen, wie er gewesen. Diese Begräbnis ist in der Länge 16 $\frac{1}{2}$  Schuh und in der Breite 11 Schuh, in der Höhe 13 Schuh.

Das Gewölb St. Bennonis ist in einem Tag von Gips gemacht worden; der heruntere Chor ist in der Tiefe 30 $\frac{1}{2}$  Schuh, in der Breite 74 Schuh; seind darin 3 Altär: Sancti Bennonis, dessen Leib stehet gegenüber diesem Altär; ist ein Kasten mit Glas, darin der Habit, so St. Benno 200 Jahr im Grab angehabt, und dessen Pluvial, Inful und Stab auch dabei. Auf dem mittleren Altär ist St. Ursuli ganzer Leib und der Altär ganz von Silber; auf der anderen Seite ist St. Egidii-Altär und ein ganzer Leib von St. Antonio, dem Martyrer.

Der Vitrich-Altär, als jetzt der Marmelsteiner, ist um 100 Jahre älter als die Kirchen.

Inmitten der Kirchen hängt ein großes u. lb. Frauen Bild im Rosenkranz: um sie seind 6 Engel, unter ihnen bei den Füßen seind 6 Leuchter mit weißen Kerzen: hat's die gemeine Stadt Weillhaimb zu dieser Kirchen verehrt.

Und in dieser Kirchen seind 622 Mannsstühl, auch 600 Frauenstühl.

Unter der Orgel ist ein Stein. Wann man gerad darauf stehet, siehet man kein einziges Fenster in der ganzen Kirchen.

Beim Taufstein stehet Ecos homo; darunter seind die zwen Wertmeister, so die Kirche gebaut haben: der in dem Täfel ist der Zimmermeister und der ander, da Unser Herr mit den Füßen aufstehet, ist der Maurermeister dieser Kirchen.

Sie hat 5 Kirchtüren, halten in die Höhe 24 Schuh und in der Breite 13 Schuh.

Die Orgel hat in der Höhe 62 Schuh, in der Breite 50 Schuh und in der Tiefe 33 Schuh 4 Zoll; hat 12 Blasbälg, 70 Register und 1414 Pfeifen. Die große vieredete Pfeifen in dem „sub Baß“ hat in sich 1018 Maß, mißt in der Länge 34 Schuh; die große runde Pfeifen ist so groß, daß ein Mann gar leicht dareinschließen kann: in der Länge hält's in sich 24 Schuh.

So lang die Kirchen, so hoch seind beide Türm. Sie hat vier Sakristeien. Von der Kirchen an bis oben an den Knopf hinauf seind 33 Stiegen oder 450 Staffel. Die Hauptmauer an dem Turm ist ganz und

11 Schuh dick; inwendig die Weite in dem Turm ist ganz viereckig, hält 29 Schuh. In die Messing-Knöpf auf beiden Türmen gehen in einen jeden Knopf: 2½ Schäffel Korn.

Die große Salve-Glocken im Turm wiegt 120 Zentner, ist 7 Schuh 3 Zoll breit; die kleine Salve-Glocken 60 Zentner, 60 Pfd.

und St. Vermonis-Glocken 45 Zentner. Es sind in beiden Türmen 10 Glocken. Die Uhrstrich sind 32 Zoll lang; beide Türme sind mit Kupfer bedeckt.

Der Landshtuter Turm mißt 464 Schuh.  
Der Wiener Turm 443 Schuh.  
Der Straßburger 578 Schuh.

Die Straßburger Brück 507 Schritt lang und hält 60 Foch.

Der Babylonisch Turm soll hoch gewesen sein: 5870 Schuh.“

Nach vergilbten Aufzeichnungen aus der Schwedenzeit (Parrarchiv Schrobenhausen) veröffentlicht von Gewerbehauptlehrer Gg. A. Reischl.

## Joh. Kaspar Niblingers Reisetagebuch 1833

Zum 150. Geburtstage von Joh. Kaspar Niblinger am 23. Februar 1929

Herausgegeben von Oberstudienrat R. Brunhuber, Stadtarchivar †

12 Juli Prof. Maßmann war so gefällig, weil die Zeit drängte, den Glenco<sup>100</sup> meiner Sammlung abzuschreiben, damit ich selber als Beilage zu meinem Berichte anschließen kann. — Der Gesandte Graf v. Spaner kam von Livoli zurück, und ich theilte ihm meinen Aufsatz mit, welchen er vollkommen billigte. Ich will ihn hier niederlegen als Skizze meines Treibens in Beziehung auf das mir gewordene Geschäft.

Kurzer Überblick

des  
von Unterzeichnetem pflichtmäßig geleisteten im Auftrag

S. R. Hoheit des Kronprinzen Maximilian von Bayern.

Der Auftrag mit welchem S. R. H. mich zu beehren geruhten, war in Italien über die Musikarchive und Sammlungen berühmter Meisterwerke Forschungen anzustellen, und nach Möglichkeit mit dem zum Ankauf angewiesenen Fond durch Acquisition von Originalen oder Copien, die musikalischen Kunstschätze der k. Hofbibliothek in München zu bereichern.

Zu diesem Endzweck — versehen mit Empfehlung Schreiben an Cardinal Bernetti, Cardinal Zurla, Gessi, Provinciale nel collegio romano, an Bainsi, Santini, Graf von Spaner u. a. m. kam ich den 23 März in Rom an. Da ich den Labyrinthgang römischer Formalität kannte, suchte ich durch meine Privatverhältnisse mit Künstlern und Freunden in möglichster Eile und mit besonnener Thätigkeit zu einem genügenden Resultat zu kommen, bevor ich an die ehernen Pforten des päpstl. Archives pochte. Der Erfolg, wie der k. b. Gesandte bezeugen wird, rechtfertigte diesen Plan. Ich will nun einen gedrängten Überblick hinstellen

I Über die Quellen aus welchen ich schöpfte

II Über die Resultate

III die Desideranda oder was noch zu thun übrig bleibt.

Rom

I Quellen, welche ich benutzen konnte.

1) Die Privat-Sammlung des Abbate Santini — kritisches Urtheil, genaue Nachricht, und bedeutende Kosten bedingen ihren zweckmäßigen Gebrauch.

<sup>100</sup> Geordnetes Verzeichnis.

2) Bibliothek des Abbate Bainsi, Directors der päpstlichen Capella. Edelmüthig theilte mir der gelehrte Eigentümer derselben schätzbare Werke mit.

3) Bibliothek des Collegio romano. Mit ausgezeichnete Humanität und Güte wurde mir die Benützung derselben zugestanden. Da aber die meisten alten Musikwerke nur in parti cavati<sup>101</sup> (gedruckt oder geschrieben) vorhanden sind, so erheischte die Anfertigung relativer Partituren doppelte Gelddauslage. Die Benützung derselben mußte daher unvollständig bleiben.

4) Bibliotheca del Gesu. Den redlichen Beystand, welchen ich in diesem Institut (del collegio germano) besonders durch unsern würdigen Landsmann, den Abbate Closs fand, erkenne ich mit Dank an.

5) Manche Privatsammlung gewährte mir schätzbare und discrete Ausbeute. —

6) Archivio di S. Pietro in Vaticano.

Dieses Hauptarchiv ist der Schlüssel zur Eröffnung der andern in S. Maria maggiore, und S. Giovanni in Laterano, welche alle unter den Auspizien S. Heiligkeit stehen. Ich mußte daher die diplomatische Mitwirkung des k. b. Gesandten Grafen v. Spaner ansprechen, welcher auf die großmüthigste Weise mich zu unterstützen die Güte hatte. Den täuschenden und ermüdenden Kreisgang römisch-päpstl. Formalität während mehr als zwey Monathe — um nur etwas zu erreichen — kann ich jetzt nicht schildern. — Der k. b. Gesandte Graf v. Spaner wird S. R. Hoheit, sofern es in Hochdem Wunsch liegt, über den ganzen Vorgang Bericht erstatten.

7) D. Faustino Altemp (aus edlem bayerischen Familienstamm) ein ehrwürdiger Benediktiner in S. Calisto zu Rom, machte mir eine bedeutende und schätzbare Sammlung, mit eigener Hand geschriebener Partituren — vorzügl. Meisterwerke — zum Geschenk, welche ich zu den Füßen S. R. Hoheit unterthänigst niederlege.

II Resultat

Beyliegendes Verzeichnis A wird das Ergebniß meines Strebens nachweisen.

III Desideranda

Ein ungemehenes Feld zur Nachforschung bieten noch folgende Archive dar:

<sup>101</sup> Ohne Partituren.

1) S. Pietro in Vaticano

2) S. Maria maggiore

3) S. Giovanni in Laterano

4) S. Maria in Trastevere

5) S. Chiesi nuova

6) S. Damaso u. S. Apollinare — nebst anderen Privatsammlungen.

Die Kiegel aber zu sprengen unter welchen Egoismus oder Indifferentismus die schätzbaren Meisterwerke dem Moder oder der Vergessenheit preiszugeben, scheint viel Zeit, viel Geld und transcendente Einwirkung in Anspruch zu nehmen. Auf dem Privatweg freundschaftlicher Verbindung und thätiger Benützung glücklicher Conjunctionen — immer durch obiges bedingt — ließe sich in Italien für so edeln Zweck noch sehr viel thun.

Neapel

Die neapolitanische Schule der Musik, ausgezeichnet durch Leo, Durante, Scarlatti, Pergolese, Jomelli und so viele andere berühmte Meister — wenn sie auch nie die einfache Erhabenheit und die ernste Würde der römischen erreichen konnte noch wollte — ist dennoch in Hinsicht anderer Vorzüge auf gleich hohe Stufe gestellt, auf welche Künstler und Kunstforscher mit Bewunderung hinblicken. — Für meine Forschung boten sich während der kurzen Zeit meines Aufenthaltes daselbst folgende Quellen dar:

I Quellen

1) Archiv des Conservatorio.

Cap. Zingarelli, der Rector italienischer Meister, an welchen ich durch Simon Mayr empfohlen war, behandelte mich mit Freundschaft und ausgezeichnete Güte. Das Archiv stand mir offen. Leider ist selbes sehr unvollständig, und nicht gehörig geordnet. Viele Werke sind bloß in parti cavate ohne Partituren vorhanden, so daß die Anfertigung derselben Zeit und doppelte Auslage erfordern. Werke altclassischer Kirchenmusik fehlen beynahe gänzlich.

2) Archivio de Padri Gerolomini.

Bellotti, der Sohn des k. b. Consuls in Neapel war so gefällig, mir in der letzten Zeit meines dortigen Aufenthaltes den Weg zu selbem zu bahnen. Es enthält schätzbare Musikwerke aus dem XVI, XVII, XVIIIten Jahrhundert theils manuscript, theils gedruckt.

Die Werke sind größtentheils wie immer bey alter Musik, ursprünglich in libretti separati oder parti cavate vorhanden. Die Anfertigung der Partituren (wie ich oben bemerkte) erfordert eigene Kunstübung, doppelte Zeit und doppelte Auslage. —

3) Musiksammlung des Abbate Tresca. Sie ist reichhaltig an Kunstschätzen, weniger in Hinsicht auf den einzelnen Zweig classischer Kirchenmusik als in Betreff allgemeiner Kunstgeschichte.

4) Musiksammlung des Abb: Selvaggi.

Die wenigen Werke von Durenta, Lotti, Scarlatti, Fago, d'Anletta, Gabelloni, Conti, Carezana, Speranza et die dort noch sich vorfinden, sind nur die Trümmer seiner größern Sammlung, welche er früher an Lord Northampton verkauft hat.

5) Archivio della cappella Reale Cav: Surmiento, der Hofkapellmeister, welcher sehr gefällig gegen mich war, versicherte, es sey in selbem nichts von altclassischer Bedeutung enthalten. Die Wahrheit dieser Behauptung konnte ich in den obwaltenden Verhältnissen nicht erörtern.

6) Archivio di S. Lorenzo  
Es sollen, wie ich erforscht habe, in selbem interessante Werke liegen. Da aber der Zutritt zu solchen Privatarchiven immer von zufälligen Conjunktoren und persönlichen Verbindungen abhängt, so kam ich wegen Kürze der Zeit und beschränkten Mitteln nicht dazu, mir selbe zu öffnen.

## II Resultat

Da für meinen bestimmten Kunstzweck Rom den Hauptschacht mir darboth und ich für die Ausbeute aus selbem den größten Theil des von S. K. Hoheit zum Ankauf von Musikwerken angewiesenen Fonds von 500 f, sowie meiner Reiseperiode verwenden mußte, war ich, durch Zeit und Geldmittel beschränkt, — gezwungen mich vorläufig nur auf das Gebieth der Forschung zu werfen, um so mehr der Abb. Tresca und Selvaggi ihre Sammlungen nicht vereinzelt — sondern in gesammter Masse veräußern wollen.

1) Vom Archiv des Conservatorio habe ich den älteren Catalog der Musikwerke, durch welche die Königin Carolina dasselbe begründete, in Händen.

2) Der äußerst gefällige D. della Valle, Archivist der Gerolomini erlaubte mir die im Archiv befindlichen Werke zu notiren. Auch meine Anfrage ob es erlaubt würde, Copien von einigen derselben zu beziehen, beantwortete er günstig. —

3) Was die Musiksammlung des Abb: Tresca betrifft, befinden sich in der Beilage F die Gründe für und gegen den Ankauf derselben niedergelegt.

4) Der Preis von 600 Ducati napolitani welche Abb. Selvaggi für die Druckstücke seiner Sammlung (die Werke des Speranza mit eingegriffen) ist auch auf weniger als die Hälfte herabgesetzt immer zu theuer gegen den wirklichen Werth derselben. —

Ubrigens habe ich Einiges in Neapel selbst copirt und einige classische Werke aus Freundeshand zum Geschenke erhalten, welche ich der Sammlung beigelegt habe.

Ich bemerke noch daß ich auf meiner Rückreise von Neapel nach Rom im Kloster Monte Casino, wo die guten Religiosi die großmüthigste Gastfreundschaft gegen mich übten, ein merkwürdiges Archiv fand. Aber mein Aufenthalt dort, während des Abends und der Nacht, war zu flüchtig um es genau zu durchforschen. Einige Notaten habe ich gemacht.

## Ökonomischer Nachtrag.

471 f sind für Ankauf von Musikwerken in Rom bezahlt nebst der Kiste zum Packen. Die Kosten des Transportes, der Kiste von Rom bis München sind noch nicht in Anschlag gebracht. Es bleiben also von 500 f Ankauffond nur 29 f übrig zu fernerer Verwendung.

In Mailand und Bergamo, wo ich schon beym Anfang meiner Reise einige wichtige Bestellungen machte, um bey meiner Rückkehr damit die Sammlung zu vervollständigen, muß ich die Copie-Kosten mit dem mir nach 5 monatlicher Reise noch übrigen Diät-Geld decken.

Die Reise nach Venedig, wo durch meinen einst mehrjährigen Aufenthalt mir die reichhaltigsten Quellen offen stünden, kann ich nicht mehr vollführen. Florenz u. Bologna biethen mir umsonst ihre auserlesenen Kunstschätze dar; denn ich bin außer Stand eine fernere Auslage zu machen.

Wenn aber S. K. Hoheit zu erwägen geruhen, mit welchen Schwierigkeiten, Hindernissen und Opfern jedes edelmüthige Unternehmen unausweichbar verknüpft ist und welch bedeutendes Resultat, wie beyliegender Glenco nachweist, durch sonderbare Fügung errungen wurde, so host der unterthänigst gehorjamst unterzeichnete, daß die erhabene — schöne Idee aus welcher der Auftrag hervor gieng, durch die Wirklichkeit nicht umschattet werde.

Glücklich — dreymal glücklich würde ich mich schätzen, wenn von S. K. Hoheit die allergnädigste Anerkennung treu-erfüllter Pflicht mir zu Theil würde.

Rom den 12 July  
1833

Joh. Casp. Niblinger  
f. b. Capellmeister.

Abends besuchte ich noch den guten — edelmüthigen D. Faustino. Je mehr ich diesen einfachen — frommen Mann kennen lerne, desto höher steigt die Verehrung gegen ihn. Er erzählte mir einige Begebenheiten seines Lebens wie er z. B. auf dem Rückweg mit einem andern Religiosen von S. Paul einen halb verhungerten Knaben vom Tode rettete, welcher ihn nach mehr als 20 Jahren wieder erkennend — als Lebensretter begrüßte; — wie er in monte Casino und in Rom immer Musikwerke berühmter Meister sammelte, und sie in Winternächten abschrieb, um sie diesem und jenem Musikfreunde mitzutheilen, damit selbe wieder ins Leben treten möchten.

Er ist alt, und die Welt liegt nun hinter ihm. — Tief ergreifend war der kurze Abschied: er lächelte, und ich sah ihn zum letztenmal. —

13 July Diese letzten Tage vergiengen in den Geschäften des Einpackens der Kiste

sowie des kleinen Reiseoffers, der wenigen Besuche und Unterredungen mit Freunden. Abschiedsbesuche machte ich weder bey Cardinal Bernetti, noch bei Zurla, ect: welche nichts als schöne Phrasen spendeten. —

Meine Relation an den Kronprinzen wurde ebenfalls von mir rein geschrieben, dem Gesandten Grafen von Spaner in die Hände gelegt. —

Prof. Maxmann, geschickt in technischen Geschäften, half mir treulich und freundschaftlich. —

14 July Um ½1 Uhr Nachmittag saß ich neben dem österreichischen Courir im Reisewagen und a d d i o R o m a. Unendliche Sehnsucht zog mich hin seit meinen Jugendjahren nach dieser berühmten Hauptstadt alter und neu-christlicher Welt. — Wer aus dem Schiffbruch des Lebens sich rettet, oder der die reine Kunst — abgesehen von der Gegenwart — pflegen kann, dem wird Rom immer der liebste Aufenthalt bleiben. Aber weder das geräuschvolle und schmutzige Neapel noch das lebensleere und trügerische Rom würde ich zum Wohniz mir erwählen. —

Vom 14 July um 1 Uhr nachmittag — über Siena Tag und Nacht reisend — kam ich um 1 Uhr nach Mitternacht — den 16 July hier in Florenz an, wo ich vom Courir im Hôtel der Mad: Sombert abgesetzt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

\*

## Der starke Görgl von Wolfersdorf

Neben dem Hause des Klas zu Wolfersdorf bei Au stand eine sogenannte Marterssäule mit Inschrift: Anno 1779 den 21 mai ist hier Georg Huber, Klasesohn von Wolfersdorf, erschossen worden im 32. Jahre seines Alters. Gott gebe ihm die ewige Ruhe. Damit hat es folgende Verwandtnis: Georg Huber war ein wegen seiner Stärke gefürchteter, übrigens aber gutmüthiger Bursche. Als er kurz vor dem 21. Mai Abends von seiner Geliebten, welche er in Halsberg besucht hatte, heimkehrte, sah er vor sich einen ungeheuren Graben und daneben ein Ungethüm, das ihm den Übergang verwehrte. In seiner Angst setzte er mit einem gewaltigen Sprunge über den Graben und lief in einem Athemzuge nach Hause, wo er von Schweiß triefend ankam und — den Verstand verloren hatte. Da man ihn in seiner Raserei im Hause nicht haben konnte, so suchten ihn die Diener der Gerechtigkeit nach Au zu transportiren, aber im Handgemenge entwischte er ihnen. Da feuerte einer derselben auf ihn seine Schußwaffe ab, und der Unglückliche stürzte entseelt zu Boden. So endete die Liebe des starken Görgl, den man den Hallertauer Christoph hätte nennen können.

\*

Quelle: Oberbayerisches Archiv, Band 22, Seite 109. J. D. Prechtl, einige Nachrichten über die Hallertau.

## Die Pfarrkirche in Kochel

Von August Böhm b.

Wenn die alten Landkirchen immer wieder ihren Zauber auf uns ausüben, so verdanken sie dies zumeist ihrer malerischen Lage und der innigen Verbindung, die sie von Anfang an mit der Kunst eingingen. So zieht uns auch die in stiller Traulichkeit etwas abseits vom großen Verkehr liegende katholische Pfarrkirche in Kochel in ihren Bann.

In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts erbaut, zeigt sie ein Langhaus mit drei Jochen und einem eingezogenen Chor mit einem Abschluß von fünf Seiten eines Achtecks. Der Turm, im unteren Teil viereckig, im oberen achteckig, mit einfacher Kuppel bedeckt, steht an der Nordseite des Lores. An der Südseite befindet sich die Sakristei und westlich der Eingang mit Vorzeichen. Im Turm sehen wir ein Tonnengewölbe mit Stichkappen und einfacher Stuckdecoration.

Der Hochaltar stammt aus der Erbauungszeit, Anfang des 18. Jahrhunderts, und ist eine recht gute Arbeit. 1883 wurde er renoviert. Die Seitenaltäre sind aus späterer Zeit. Besonders beachtenswert ist ein Gemälde aus Holz aus der Zeit um 1600: „Die Hochzeit des Tobias.“ An einer Tafel sitzen der Engel Raphael, das Brautpaar und sieben Angehörige der Familie; ein Knabe schenkt eben Wein ein. In der Ecke rechts im Hintergrund fliegt Raphael ins Freie, dabei steht staunend Tobias mit seinen Angehörigen. Außerdem sehen wir an den Wänden der Kirche noch mehrere andere alte Bilder in pietätvoller Weise aufbewahrt. Wenn es auch nicht Werte ersten Ranges sind, so ist es doch sehr loblich, daß ihnen als Werken der Volkskunst hier ein bleibender Platz zuteil wurde.

\*

## Von Sitt' und Brauch

Bivin hatte im Gebiet seiner Besitzungen dem hl. Einsiedler Alto ein Stück Wald geschenkt. Zum Zeichen der Besitzergreifung machte Alto in die einzelnen Bäume Einschnitte (anschnaitten). Diese „Kaitbäume“ fielen nach der Sage von selbst um, ohne daß eine Axt sie berührte. Beim Aufarbeiten dieses Holzes halfen die Vögel den Arbeitern und trugen die kleineren Äste weg. Bloß die Elster beteiligte sich nicht, deshalb darf auch keine Elster in diesem Wald bei Altomünster nisten.

\*

Einem Rittersmann im bayerischen Innthal war geweissagt worden, daß ihn einmal der Blitz erschlagen werde. Aus Angst vor diesem Schicksal flüchtete er in die Berge, in die heutige Gegend von Nußdorf, wo er sich einen viertelstündlangen, unterirdischen Gang graben ließ. Seinen Freunden hatte er aufgetragen, wenn ihn wirklich der Blitz treffe, solle man seine Leiche auf einen Wagen legen, der mit Röhren bespannt sei und den Tieren das Ziel ganz überlassen. Wirklich erschlug ihn

der Blitz bei wolkenlosem Himmel, man erfüllte den letzten Wunsch des Ritters, und die Röhren blieben da stehen, wo heute die kettenumspannte Leonhardikirche zu Nußdorf steht.

## Ehren-Urkunde

Herr Professor Franz Holzner von der Realschule in Wasserburg, hat im Auftrag der Schi-Abteilung „Schizunft“ der Alpenvereinssektion Wasserburg eine sehr interessante und gut gelungene Ehrenurkunde für



verdienstvolle Personen hergestellt, einen zweifarbigen Linolschnitt, an dessen Kopf das Stadtwappen Wasserburgs, der ältestgefundene Löwe mit origineller Figur, mit einem Ausschnitt der Stadt Wasserburg, der alten Brud'n und der Innleiten — im Hintergrund — prangt. Die Urkunde ist von der Buchdruckerei Dempf, dahier, angefertigt.

## Fruchtbare Volkskunde

Die Volkskunde als Studiengebiet und Unterrichtsfach ist eine Errungenschaft jüngerer Jahrzehnte. Sie hat insbesondere in den Reihen der Volksschullehrer viel liebevolle Pflege gefunden. Die Beschäftigung mit der Volkskunde hat den Lehrer im allgemeinen näher zum Volke hingeführt und hat dadurch seinem pädagogischen Wirken einen großen Dienst erwiesen.

Und dennoch besteht die Gefahr, daß die Volkskunde bei einem gewissen wissenschaftlichen Hochstande ihres größten Wertes, nämlich der pädagogischen Rückwirkung auf das Volk, der Förderung von Volkspflege und Volksbildung verlustig geht. Ebensovienig wie derjenige, der heute Töpfe und Truben sammelt und fort-schleppt, Liebe und Sinn fürs Volkstum verrät, braucht auch derjenige innerlich etwas fürs Volk übrig zu haben, der künstlerische und wissenschaftliche Abhandlungen über Mundarten, Trachten, Sitten und Gebräuche zu schreiben vermag. Gerade der Pädagoge muß mit dem wissenschaftlichen Interesse für diese Dinge die aufrichtige Liebe zum Volke verbinden.

Um diese Seite der Volkskunde zu fördern, also um die Volkskunde wirklich fruchtbar wer-

den zu lassen, hat der Sozialpädagogische Ausschuß des Katholischen Lehrerverbandes das letzte Dezemberheft seiner sozialpädagogischen Monatschrift „Lehrer und Volk“ (Volkvereins-Verlag, M.-Glabach, vierteljährlich 2 Mark) dieser Aufgabe gewidmet. Außer dem vom Schriftleiter, Hauptlehrer F. M. Giesen, Neuß, verfaßten Leitartikel enthält das Heft eine Reihe von Beiträgen sehr namhafter Volkskundler, wobei an erster Stelle Dr. Joseph Feiten zu nennen ist, dessen Abhandlung „Lehrer und Volkskunde“ in größter Deutlichkeit und Zielsicherheit die Aufgaben schildert, vor denen die Schule und der Lehrer in bezug auf Volkstumspflege stehen. Professor Karl Schöm von der Lehrerbildungsanstalt Freiburg i. B. legt dar, welche Stellung die Volkskunde in der neuen Lehrerbildung einnimmt. Dann sei noch hingewiesen auf eine Abhandlung von Dr. Adolf Botthoff, Gelsenkirchen: „Ansätze für ein der Industrie entsprechendes Volkstum im Ruhrgebiet“.

Alles in allem ist der Geist des vorliegenden Sonderheftes dahin gerichtet, die Volkskunde vor der Einseitigkeit zu bewahren, daß sie sich nur auf das Landvolk und seine Lebensumstände oder sogar nur auf die Vergangenheit beschränkt. Denn Proletariatskunde und Spießbürgerkunde müssen integrierende Bestandteile einer Volkskunde von heute sein, und der Industrie- und Großstadtlehrer steht, wie im Leitartikel ausgeführt wird, vor der Frage: Wie mache ich die Volkskunde für meine Verhältnisse fruchtbar? Was kann ich an meiner Stelle in der Schule und Schulgemeinde tun, damit die bunt zusammengewürfelte Masse meiner Schulkinder und der Familien meines Schulbezirkes wenigstens eine Ahnung bekommt von der Verbundenheit des Volkes in Nachbarschaft und Heimat, in Schul- und Pfarrgemeinde?

\*

## Fastnacht 1930

So leb' denn wohl, du Faschingszeit,  
Du Zeit durchtanzter Nächte,  
Du bunter Schmuck, du Karrenkleid,  
Du Bannkreis toller Nächte!

Wie viele zog es mit Gewalt  
In deinen wirren Strudel!  
Du schontest weder jung noch alt,  
Verschlängst schier ganze Rudel.

Ist Maskentreiben heute recht  
Und Unsinn zu verzeihen,  
Kann unser Volk, des Feindbunds Anecht,  
In solcher Luft gedeihen?

Herrlich Karneval auch noch so toll,  
Die Not wird er nicht bannen,  
Das Hilfswort nährt nur kummervoll,  
Wenn Arbeit schlecht von bannen.

Ihr, die ihr deutsches Los bestimmt,  
Vom Volk gewählte Kammer,  
Sorgt, daß die Not ein Ende nimmt,  
Sonst folgt ein Regenjammer.

Wie 1911... Volk noch nie gefeh'n,  
Ein Bolshew... mütter,  
Dess' Gift versucht was lieb' erkeh'n  
Germania, un're Mutter.

Ein Aschermittwoch schwer und grau,  
Ein gräßliches Erwachen,  
Verspielt ihr Farben Weiß und Blau,  
Verstummt des Löwen Rachen.

Des Volkes Not zum Himmel schreit,  
Ein Nas für welsche Geier,  
Und doch zum Fronen noch bereit,  
Mehr Sklave denn als Freier.

Wird Deutschland wieder aufersteh'n?  
Das ist die bange Frage.  
Ermanne dich, hör' auf zu fleh'n,  
Erst wäge und dann wage!

Friz M o l l.



# Die Heimat am Inn.

## Sammelblätter zur Geschichte von Wasserburg und Umgebung

In zwangloser Folge erscheinende Beilage zum „Wasserburger Anzeiger“

Nachdruck verboten

Herausgeber und verantwortl. Schriftleiter: Wilh. Zils, Bad Reichenhall, Ludwigstraße 14

Nachdruck verboten

## Das Bodopfer

Ein altgermanischer Osterbrauch in den bayerischen Bergen

Von Dora Zantner-Busch, München

Seit urdenklichen Zeiten, bis vor etwa 75 Jahren, war in der Tachenu, dieser stillen, sonnigen Talschaft, die die wildrauschende Tachen vom Dister des Waldensees bis zur jungen Tzar durchstößt, am ersten Ostertage das sog. Bodopfer Brauch, eine Tradition, die sich sicherlich auf den Frühlingswidder der alten Germanen zurückführen läßt, sich aber auch nur in der stillen, Wald und Berg behüteten Weltabgeschiedenheit des Tachentales so lange Zeit zu erhalten vermochte.

Wohl war es bis vor 100 oder 150 Jahren in den bayerischen Bergen unter Bauern und Mmmern hin und wieder noch bräuchlich, gemeinsam zum Osterfest ein Lämmlein zu opfern, aber es verlor sich diese uralte Volkssitte immer mehr und mehr, je weiter sich bäuerliches Bräuchtum und bäuerliches Leben im Laufe der Zeit verflachte. Einzig die absolute Abgeschlossenheit der Tachenau war bis ins vorige Jahrhundert ein natürlich gegebener Widerstand gegen jede Verflachung ihres Bauernlebens.

Vom Sonnenkult der Tuder und dem persischen Widderfeste über die alttestamentlich-jüdische Passahfeier war das Sacrificium des Osterlammes Herkommen vieler Völker, aus tiefen religiösen Gründen geboren, im keltischen Sonnendienste wurzeln.

Diese heidnischen, diese griechischen und römischen Gesslogenheiten um die Frühlingswende lebten weiter in der urdeutschen Osteropfermahlzeit der Germanen, und die christliche Heilslehre ließ diesen beim alten deutschen Berg- und Almenvolk liebgewordenen Väterbrauch als nicht minder bedeutungsvolles Symbol für die Karwoche, für das heilige Osterfest weiter gelten.

Die altgermanische Hausfrau pflegte zur Sonnenwende der Frühlingsgöttin Ostara allerlei Speisen zur Weihe darzubringen, wie auch das römische Bodopfer der Luperkalien, diesem Hauptfeste des italischen Herdengottes Faunus der Besprechung der Herden galt, und dies Fest mit solchen Tieropfern im Luperkal, der heiligen Grotte, eingeleitet und mit einem Opfermahl beschlossen ward.

Entsprechend dem Sonnenzeichen des Frühlings, des Widders, ward auch bei den alten Germanen aus der Herde ein Böcklein dem Gotte Donar geopfert, Fruchtbarkeit des Bodens, Fruchtbarkeit der Herden zu erlösen. Von solchem Opferschmaus, dem Wald- und Herdengott zu Ehren, eignete sich der Wächmann, der Gode, das war der Priester, kraft seiner hohen Würde das bevorzugteste Stücklein des Opfertieres, die Leber an. — Sicherlich steht die heute noch übliche Bezeichnung „Pfaffenstüchtl“ für das fastigste Bratenstücklein damit in Zusammenhang. Ähnlich weltlichen Ausklang in einem tapferen Osterschmaus nahm auch das Tachenauer Bodopfer.

\*

Die alten Tachenauer Almbauern ließen jeweils die Spende ihres „Anlafwidders“, wie sie den Osterbock auch benamseten, alljährlich von Haus zu Haus, von Siedlung zu Siedlung, also reihum gehen. Von den ehemals 36 Wald- und Almberechtigten, den großen Hofbesitzern, die sich früher „Selber“ im Gegensatz zu den nicht Freien nannten, mußte jeder einmal einen Bock zum Besten geben, und diese Opfergabe verband sich dann auch in einem jeden solchen Hofleben mit besonders festlichem Gelingen, malen auf ein Mannesalter hinaus diese Zeremonie, diese Spendelehre, sich ein zweitesmal kaum mehr in der Familie selbst wiederholte, sondern erst der nächsten Generation vorbehalten blieb.

So war es nur zu natürlich, daß der schönste Bock aus der Herde stets ausgesucht, reich, rauch und schön an Wolle, feist und zart zugleich an Fleisch.

Schon tags zuvor ward unter dem Jubel der Tachenauer Kinderchar das Tier, festlich mit Buchs bekränzt, bunt behändert und mit vergoldeten Hörnern geschmückt, begleitet vom festlich gekleideten, froh und heiter gestimmten Gesinde, voran der Hirt des Bodkes, im ganzen Tale herumgeführt von Hof zu Hof, wobei man niemals vergaß, eine kurze Station auf einen kleinen Imbiß zu

machen, den die durch die Vorführung des Osterbockes geehrte Bäuerin auch gerne spendet. Auch die Schlachtung dieses ausgesuchten Tieres bedeutete für das schlichte Volk im Tachentale ein besonderes Ereignis.

Am Ostermorgen ward dann von der Hausfrau und ihren Dirnen das gebierteilte Lamm fein knusprig gebraten, zu alter Zeit natürlich ungeteilt am Spieß über lustig flackerndem Feuerbrand, und dann trug unter dem Geläute der Osterglocken, umrauscht von frommen Litaneien und Gebeten der Erbe des jeweiligen Hofes, malen aber ein solcher dem Hause versagt, der erste der Knechte den fein säuberlich in einem großen, mit weißem Linnen ausgelegten Dorbe wieder kunstgerecht zusammengesetzten Bod in die kleine Kirche des hl. Nikolaus zur östlichen Weihe, nicht ohne ihn vorher wiederum mit Buchs und Blumenzier zu bekränzen, bunt zu behändern und ihm die Hörner neu zu vergolden, wie es einst in der klassischen Welt bei den alten Griechen geschehen und bei den Opfertieren des germanischen Heidentums heilige Ursitte gewesen.

Nach der feierlichen Benediction durch den Tachenauer Pfarrherrn — bis zum Jahre 1803 war die ganze Tachenau dem Stifte Benediktbeuern untertan und zinspflichtig — zog die ganze Gemeinde, der Ortsweise oder der Dorfälteste, sozusagen der Bürgermeister, voran zum Wirtshaus, nahe und gleich unterhalb des Kirchleins, auch er wie die anderen in kurzer, hirschlederner Hose, in weißen, schafwollenen Wadenstrümpfen, langen, grünem, silberbeknopftem Rocke und Spizhut mit Spielhahnsfeder, dann die gestandenen Männerleut, die Hofbesitzer alle, folgend ihnen die Jungen und die Soldner, in der Mitte, umringt von strammer männlicher und holder weiblicher Jugend, der stolze Träger des Osterlammes in festlicher Gewandung und feierlichen Gehabens. Die weltliche Feier, das Opfermahl begann.

Das herrlich duftende, braunglänzende Böcklein ward vollends zerteilt. Der Wirt allein nur hatte das Amt inne, den Fest-

braten zu zerlegen. Jeder der Tal- und Bergbauern, der Herrenbauern, bekam sein Stück. Der Hirt eines jeden Hofes durfte ja nicht übersehen werden. Nicht vergessen auch der Pfarrer, der das Opfermahl zuvor noch gesegnet, der Mesner, der Lehrer, der die Orgel während des Gottesdienste betreute und den Gesang der Gemeinde leitete. — Der golden gehörnte Kopf mit der Kranz- und Bandzier fiel dem Hirten des Hofes zu, aus dessen Stall jeweils die Opfergabe dargebracht wurde. Den Rest aber konnten die Söldner unter sich verteilen. Musik,

Tanz, frohes Bechen umrahmte diese weltliche Osterfeier eines prachtvollen, lebensfrischen Bergvolkes.

Bis zum Jahre 1854 hat sich dieser schöne ehrwürdige Altbrauch zu erhalten gewußt, bis zum Tode des Sachener Bürgermeisters Johann Baptist Wörner. Dann erlosch er, hat sich aber sicherlich in den bayerischen Bergen, am längsten hier im Fjarwinkel, in der stillen schönen Sachenu, behauptet.

Ein ehedem heidnischer Opferdienst, Urwättertum erhielt sich wunderbar lebensfro-

und lebensfröh wie die Bewohner dieses Tales selbst, in einem christlichen Gewande als christlicher Brauch.

Schade um seinen Niedergang in dieser ursprünglichsten Form. Die heut noch übliche Speisenweihe am Ostermorgen aber vermag jenes uralte Bodopfer in der österlichen Zeit in seiner ureigensten und ureigentlichen Bedeutung ebenso wenig zu ersetzen, wie es ein immerwährender, unwiederbringlicher Verlust bleiben wird um jedes Versinken solch ehrwürdigen Brauchtums in unserem Volke.

## Aus der Heimatgeschichte von Pfaffing

Pfaffing, das ist bei den Leuten des Pfapho (vgl. Bd. II S. 533), scheint ursprünglich die Wohnstätte des Seelsorgers für das wohl ältere Übermoos gewesen zu sein. Ein hier sesshafter Edler, Pabo de Pfaphing, tritt mit seiner Gemahlin Williberech 1166 als Wohltäter des Stiftes Garz auf (Mon. Boic. I. 35). Im 13. Jahrhundert existierte jedenfalls schon die Pfarrkirche. Am 25. Mai 1260 wurde vom Papst, von Anagni aus, dem Kloster Weihenstephan das Patronatsrecht über die Kirche Übermoos und Pfaffing bestätigt (iux patronatus, quod in ecclesia de Pfaffingen, quarum una dependet ad alterna, obtinetur, [Mon. Boic. IV. 405]). Am 29. Mai 1269 inkorporierte Bischof Konrad II. die Pfarrei Pfaffing pleno jure dem Stifte Weihenstephan, das wegen erlittenen Brandschadens und der Kosten seiner Hospitalität einer Aufbesserung bedürftig war. (Deutingers Beiträge VI, 46.) Ein Pfarrer Heinrich von Pfaffing, Canonicus von St. Veit, wird schon unter Abt Heinrich von Weihenstephan (1251—1255) erwähnt. Dieser erhielt aber die bischöfliche Bestätigung nicht. Sein Nachfolger war Ulrich Laupack, Chorkherr von St. Andra in Freising, der um das Jahr 1270 gestorben zu sein scheint. (Voc. cit.) Ein langwieriger Streit zwischen dem Pfarrer Christian Fues von Pfaffing und einem gewissen Bartholome Kray von Übermoos, welcher letzterer sich u. a. den Zehent von den Trappfeldern der vier Kirchen Pfaffing, Übermoos, Eberach und Kettenbach aneignete, wurde am 24. Januar 1415 von dem geistlichen Richter des Kapitels Freising, Hilprand von Kammer(er), zugunsten des hiesigen Pfarrherrn entschieden. (Abschr. im erzbischöflichen Ord.).

Im Jahre 1473 am Erch-Tag in der ersten Fastenwoche stiftete der Pfarrer Konrad Werther von Pfaffing in die Pfarrkirche daselbst eine Wochenmesse auf jeden Freitag (laut der Schmidtschen Matrikel „in ara S. Bartholomei olim auf der Pfarrkirche sita“) für sich und seine Eltern. In der hierüber ausgestellten Urkunde bemerkt er, er habe zur Kirche dafür gegeben ein gutes, neues Messbuch, zwei neue Gebetbücher und einen guten Psalter; er habe auch Geld, Werth, Steuer, Speis und merklich Hilf zum Kirchenbau gespendet und jährlich 3 dl. nie

angenommen. (Regest. im Erzbischöflichen Ordinariat.)

Unter den „Clenobien“ der Pfarrkirche zu Pfaffing führt Pfarrer Johann Maier in seiner Pfarrbeschreibung vom Jahre 1585 auf: 1 Silberine Monstranzen, darin man das heilige Sakrament corporis Christi dem Volk zeigt und herum trägt. Mer 1 Silberin Monstranzl, darin etliche Reliquie Sanctorum behalten werden. 1 Silberin kreuzl darin venerab. Euch Sacram behalten wiert. 1 Silberiner Kößl, daraus man den Kranken post Sacra sumptionem zu trinkhen gibt.

Im Jahre 1665 war hier Pfarrvikar P. Daniel Mayr aus Rosenheim, der vorher einige Zeit als Missionär in England gewirkt hatte. Nach dem Tode des Abtes Ildesons von Weihenstephan erging laut bischöflichen Dekretes vom 20. Juni 1735 die Verfügung, „daß von nun an nicht mehr ein Regulargeistlichen, sondern nur Weltpriester als ständiger Vicar zu Pfaffing präsentiert und instituiert werden solle“. Übrigens kam diese Vorschrift lange nicht zum Vollzuge; im Jahre 1743 wurde als Pfarrvikar dahier aufgestellt P. Nonnosus Schindler aus Weihenstephan, dem 1748 P. Roman Weizer und 1763 P. Stephan Hörl aus demselben Stifte folgten. Erst mit Johann Gg. 1765 setzt sich wieder die Reihe der Pfarrvikare aus dem Säkularklerus fort. Mit der Auflösung des Klosters Weihenstephan 1803 unter dem Pfarrvikar Joseph Hutter wurde Pfaffing selbständige Pfarrei.

Über Pfaffing vergl. Deutingers älter. Matr. S. 366, 393, 609, 691; Reg. Boic. V, I, 304; Zimmermanns Geistl. Kalender I, 319; Deutingers Beitr. V, I, 54, 229—231; Aprians Topogr. von Bayern, S. 118.

Eberach (Eparaha, Fluß, an dem Eberhausen), schon bei den ersten Schenkungen zum Dome in Freising 760 genannt (Meichelbeck I. 2. N. 9), kommt mit Gerold de Eparaha in den Jahren 1029—1060 vor. Dieser Edle ist insoferne bemerkenswert, als er Schirmvogt des Klosters Ebersberg war. (Hundt Cartular S. 11 und 24.) Von der hier befindlichen particula S. Crucis wird 1585 bemerkt: „Ein Silberines Kreuzl, damit man dem volck divinis peractis Benedictionem gibth.“

Kettenbach, rotinpah, zum roten

Bache, ist jenes merkwürdige Gotteshaus (Oratorium), das im Jahre 791 durch Priester Tutila und seine Familie erbaut und vom Bischof Otto konsekriert wurde. Zum St.-Petters-Altar daselbst (ad altare dedicatum in honore S. Petri) gab Tutila mit seinen Angehörigen sein ganzes Erbe. Er bezieht sich die Kirche als Lehen vor, wurde aber von Widersachern in deren Besitz angegriffen und konnte durch die Mission Karls des Großen, Kerolt (den Seligen) und Meingifrid in seinem Rechte geschützt werden. (Meichelbeck, Hist. Frising. I. 2. No. 103.) Hier hatte vor Zeiten die edle Familie von Schobing ihr Begräbnis; auch wurde 1587 daselbst von Georg Gumpelshaimer und Gebr. ein Jahrtag fundiert.

Übermoos, Ueparmussi, über dem Moose oder Moore gelegen, wurde mit zwei Zehentberechtigten um das Jahr 1030 vom Bischof Egilbert von Freising an das Kloster Weihenstephan vertauscht. (Mon. Boic. IX, 358.) In der Pfarrbeschreibung vom Jahre 1585 wird der dritte Altar, der jetzt der seligen Jungfrau geweiht ist, mit dem Titel des hl. Marinus aufgeführt. Die Schmidtsche Matrikel vom Jahre 1740 schildert die Filialkirche: „Silbermeeß elegantis — formae conseratione nova indrigens.“ Pfarrer Joseph Esterl schreibt dagegen 1818 von derselben: „Ein alte Gebäude mit hölzernem Gefas und einem festen, aus Tuffstücken erbautem Turme.“

Die älteste Kirche der Gegend war wohl das Gotteshaus ad S. Pancratium in loco Steinhard, in dem schon um das Jahr 773 eine Schenkung zu eben dieser Kirche abgeschlossen wurde. (Hundt, Urk. der Agilolfingerzeit, S. 73/74.) Die Matrikel vom Jahre 1315 kennt dieses Gotteshaus nicht mehr. (Vergl. Meichelbeck I, 2. No. 125.) Als Pfarrvikar wirkte hier 1748—1762 P. Roman Weizer aus Erding, früher Professor zu Salzburg, Freising und Rott am Inn. Derselbe veröffentlichte 16 verschiedene Schriften philosophischen und theologischen Inhalts. Er starb am 1. Mai 1764 zu Weihenstephan als Senior seines Klosters. Zu Pfaffing ist 1781 geboren P. Franz Esterl, Benediktiner zu St. Peter in Salzburg, gestorben 30. März 1848. Derselbe schrieb: Chronik des Frauenklosters Nonnberg zu Salzburg 1841. Von M. in C.)

# Joh. Kaspar Niblingers Reisetagebuch 1833

Zum 150. Geburtstag von Joh. Kaspar Niblinger am 23. Februar 1929

Herausgegeben von Oberstudienrat R. Brunhuber, Stadtarchivar †

16 Juli Als ich nach wenigen Stunden Schlaf erwachte und zum Fenster hinausblickte, sah ich den Schild des Gasthauses: grand hotel de Mad: Lombert. Dieß erschreckte mich um so mehr als auch die Bedienung im ganzen sehr schlecht war. Ich suchte sogleich, nachdem ich meine valigia<sup>102</sup> und meinen Nachtsack vom Courir erhalten hatte, den H. v. Mezger, an welchen ich von Ottl empfohlen war, in seiner Wohnung auf. — Sein erster Anblick öffnete ihm mein Herz. — In einer Stunde war ich durch seine freundschaftliche Vorjorge einquartiert via dell' alloro No. 4621 — wo ich für das Zimmer nur 1 Paul täglich zu bezahlen habe. — Auch den Maler Förster, welcher mit seinem kundig geführten Fischer ebenfalls hier im Auftrag Sr. k. H. des Kronprinzen arbeitet, suchte ich in seiner Wohnung Hotel de la grande Bretagne am Arno auf. Seine Familie (er war außer Haus) empfing mich mit Herzlichkeit. — Nachdem ich um endlich alla trattoria della stella den unruhigen Magen — denn seit Samstag hatte der arme Teufel nur Brod, kalten Braten und Orvietto Wein verschluckt) — zu Frieden gestellt hatte, gieng ich mit dem geistvollen jungen Raffaele Mezger und Herrmann dem 8jährigen Knaben des Förster spazieren. — Ich sah den palazzo Pitti — dieses Vorbild des Königspalastes in München — sah dann die Bildhauer Werkstatt des maestro Fragoni, wo der gefällige Künstler unter andern den busto antico der Giulia — mit Kerzenbeleuchtung mir sehen und bewundern ließ. Er wollte dieses antike Meisterwerk unserm edeln König auf seiner schnellen Durchreise durch Florenz vor ungefähr 8 Tagen, — zum Ankauf anbieten, aber der König wollte es nicht sehen, um der Anlockung auszuweichen. Er sagte zu Mezgers: Die Zeiten sind kritisch; ich muß vielem entsagen, um meinem Gewissen genug zu thun. —

Gegen Abend sah ich das battisterio, mit den von Ghiberti gegossenen Himmelsportalen<sup>103</sup>; den Dom — S. Maria maggiore — und S. Lorenzo. Abends 8 Uhr war ich in meinem Capuzinerstübchen und schrieb an diesen Blättern. —

Wäre es doch möglich, meine Gedanken und Empfindungen meiner guten Schwester Sabina mit der Schnelligkeit des Sonnenstrahls mitzutheilen, oder von ihr Nachricht zu erhalten! — — —

17 Juli Morgens um 8 Uhr führte mich Mezger zum maestro Ristri, welcher die Knaben zum Dienst der Hofcappella unterrichtet. — Es geschieht hier doch etwas für Kirchenmusik wie es scheint. — Aber

nur in der Hofcappella bekommt man etwas zu hören, und immer neue instrumentierte Meßen von den beyden Haydn, Mozart, Kozeluch usw. — Von alten Werken eines Palestrina, Cacciacari, Allegri usw. wissen sie kaum den Nahmen. — überhaupt scheint hier in Florenz auf meinem Gebieth wenig oder nichts zu erbeuten seyn. — Der freundliche Mezger führte mich dann zur Abbadia casinense, wo ich aber den Abbate, an welchen ich von D. Faustino empfohlen war, nicht traf, da er in Livorno die Heilbäder gebraucht. Der Camerlengo und auch der padre maestro wollen für mich seine Stelle erzezen. —

Nachmittag gieng ich einsam spazieren, wohin mich der Fuß trug, um diese schöne Stadt näher kennen zu lernen. Ich kam vor der porta romana zum poggio imperiale<sup>104</sup> hinauf, und besah die herrliche Gegend sowie den anstoßenden Garten. —

Abends brachte ich ein paar angenehme und interessante Stunden im Kreise der trefflichen Familie Förster — bey häuslichem Souper in lebendigem Gespräch zu. — Es ist für Geist und Herz so behaglich sich freymüthig und mit gegenseitiger Theilnahme ausprechen zu können! —

18 Juli Morgens schrieb ich wieder einen Brief an meine Schwester Sabina. Ich vermüthe leider, daß sie ihren fatalen Vorsatz, während meiner Abwesenheit in fremden Dienst zu treten — um der fürchterlichen Einsamkeit auszuweichen — ausgeführt habe. — Auch mit Lehner könnte etwas Unangenehmes vorgefallen seyn. — Dieses lange hartnäckige Stillschweigen bedeutet nichts gutes. — Um 10 Uhr war ich in der Abbadia casinense um mit dem padre maestro zu Lorenzi zu gehen. Er führte mich auch in die Wohnungen der maestra di musica Cecherini via Fiesolana No. 6882 — (und Magnelli) in der nämlichen Straße No. 6981) —

Keinen dieser Herrn war ich so glücklich anzutreffen. — Der freundliche Mann war auch mein Wegweiser zur chiesia S. Croce, wo die Denkmäler des Dante, Michelangelo, Galilei, Machiavelli, Alfieri und so vieler anderer berühmter Italiäner — aufgestellt sind. Meistergemälde bilden Dich von allen Seiten an. Man wird nicht müde den hohen Geist der alten Florentiner zu bewundern, welcher überall in Tempeln, Palästen und Denkmälern so schön und herrlich sich ausdrückt. Auch die schönen Portici degli uffizi zeigte mir der gefällige Mann.

Dem kleinen 8jährigen Herrmann Förster machte ich das Jerusalem liberata von Tasso zum Geschenk bey Gelegenheit seines heutigen Geburtstages. Förster arbeitet hier mit dem jungen Fischer im Auftrag des Kronprinzen. Abends hörte ich in der Abbadia eine sehr langweilige und abgeschmackte

Predigt. Die Hymnen der Madonna sang das Volk unisono abwechselnd mit einem jungen Schreyhals als Vorjänger. Die Melodie der Litania fiel mir auf; hier ist sie. (Folgt die Melodie). Bemerkenswerth ist die Präcision, mit welcher das singende Volk Ton und Rhythmus hielt.

Bei dieser Gelegenheit will ich auch die Hauptmelodie der Tarantella napolitana hersezen, wie mir sie oft zu Ohren kam, gepfiffen und gesungen. (Folgt die Melodie).

19 Juli Ich besuchte diesen Morgen H. v. Mezger, welcher mir über die Wege Auskunft gab, welche ich nachher meiner Geschäfte wegen zu machen hatte. In der Kirche S. Lorenzo sah ich beyde Sacristen, die von Brunelleschi<sup>105</sup> und die andere v. Michel Angelo. Die wunderschöne Architectur dieser letzten, sowie die beyden Gruppen links und rechts il crepuscolosa l'aurora aber besonders die berühmte Statue: la notte erfüllen jeden Beschauer mit hoher Bewunderung gegen diesen colossalen und so viel umfassenden Künstler. Auch in das innere Mausoleum der Mediceer, welches nun vollendet werden soll, geschmückt mit einem Deckengemälde von der Meisterhand des cav. Benvenuti, wurde ich geführt. Der Baustyl dieser großen Cappelle ist schlecht, aber überreich an den kostbarsten Stein und Marmor-Verzierungen. —

Auch S. Marco u. S. Annunziata sind reich an Kunstschätzen. In S. Marco dem daranstoßenden Kloster lebte und wirkte der fromme Giovanni da Fiesole, von welchem Förster eben die Grablegung — ein wunderschönes — tief und rein empfundenes Kunstwerk in dem Saal der Accademia delle belle arti copiert. —

In diesem Saal ist die Stufenfolge von den ersten unförmlichen und steifen Versuchen der Kunst vor Giotto aufsteigend bis zu Raphael und hierüber bis zu ihrem Verfall — ein interessanter Vorwurf des Studiums. —

Dann suchte ich Sign: Musini auf, maestro di cappella della corte di Prussia an welchen Brizzi in Tegernsee mir ein Empfehlungsschreiben gegeben hat. Er diente dem vorigen König von Preußen und lebt schon seit vielen Jahren hier zurückgezogen — ohne Kunstthätigkeit — von seiner, wie es scheint, reichlich ihm zugefallenen Pension. Er ist ein großgewachsener — bejahrter — in der Lebenspraktik wohl erfahrener Italiäner. — Ich zweifle sehr, daß ich durch ihn für meinen Zweck hier etwas realisire; und überdieß findet sich, wie ich von allen Seiten höre — in Florenz nichts oder wenig für meine Forschung. überdies fehlt mir der nervus rerum gerendarum — Geld. —

<sup>105</sup> Brunelleschi, Filippo, geb. 1377 zu Florenz, besonders berühmt wegen der Erbauung der Kuppel des Domes zu Florenz. Michel Angelo erklärte, es sei schwer Brunelleschi nachzuahmen und unmöglich ihn zu übertreffen. Er starb 1444.

<sup>102</sup> Koffer

<sup>103</sup> Von diesen bronzenen Toren sagte Michel Angelo, daß sie wert seien, den Eingang des Paradieses zu schmücken. — Ghiberti, Lorenzo, Bildhauer, geboren 1378 zu Florenz, starb um 1455.

<sup>104</sup> Festung.

## Von Sitt' und Brauch

In einem Gehölz zwischen Egling und Deining (Wolfratshausen) im sog. Edelbuch ist ein „Hegenberg“, eine scheinbar von Menschenhand aufgeführte Erhöhung etwa 20 Schritt im Durchmesser. Das Volk sagt: Wer dreimal um dieses Hegenberg herumgeht, findet aus dem Wald nicht mehr heraus.

\*

Im Niblinger Rathhustürmchen hängt eine uralte Glocke, die aus der Kirche von Thierham stammt. Noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts wurde sie als Mahnung zur Einzählung der Gemeindesteuer geläutet. Heut' kam sie bei dieser Bestimmung wohl nie mehr zur Ruhe.

\*

Eine hochgeehrte Zufluchtsstätte in Pestnot war die Sebastianskirche in Buch bei Fürsteneckbrunn. Alljährlich kam ein volles Duzend Wallfahrzöge dorthin, darunter auch der Kreuzgang der Münchener Ländler, bei deren Geschäft natürlich die Ansteckung und Übertragung der Pest besonders gefährlich war.

\*

Propst Valentin von Weyarn schreibt in seinem Hausbuch von den gemahlten Galläpfeln des Eichbaumes, die früher als Wundheilmittel benützt wurden:

Ist am Michaelitag eine Spinne in diesem Pulver, so bedeutet es ein kommendes Unglücksjahr, ist eine Fliege drin, ein mittelmäßiges, eine Made, ein gutes Erntejahr. Ist nichts darin, so kommt ein großes Sterben.

\*

Im Tannenbühl bei Pfraundorf (Nibling) soll ein Ort versunken sein, dessen Gebäude man bei hellem Wasser in den kleinen beiden Seen noch erkennen kann.

\*

## Der Vollbart

Die Bierge unserer Vorfahr-Germanen soll wieder zur Mode kommen, ob aber wieder in der „Größe“, wie uns aus alter Zeit Beispiele berichten, mag dahingestellt bleiben.

So trug einst ein Bürgermeister in Braunau einen so langen Bart, daß er ihn um einen Stab wickeln mußte, um nicht darauf zu treten.

Und Graf von Hegenberg, der erste Statthalter von Ingolstadt, besaß einen Bart, den er in einen Beutel von rotem Samt steckte und diesen statt des Brustlages gebraucht; er konnte sogar „auf demselben stehen, wenn er ihn frei stehen ließ“...

Ergo: Deutsche Männer: Bärte her!  
Sy.

\*

## Wallfahrtskirche Frauenornau

Hoch vom Hügel grüßt bei Schwindegg die Kirche der Muttergotteswallfahrt Frauenornau, die besonders durch die drei goldenen Samstage im Oktober berühmt ist, wo von

weit und breit die Gläubigen kommen. Schon in alten Zeiten war U. L. Frau von Ornau hochgeehrt beim Volk. So hing zum Beispiel der Edle Sebastian von Haunsberg, der in der Seeschlacht bei Lepanto 1571 mitgekämpft und in türkische Gefangenschaft geraten war, zum Dank für seine glückliche Befreiung in der Marienkirche seine 15 Pfund schwere Kette auf. Und ein Nachfahre von ihm auf Schwindegg, Graf Josef Fugger, verlobte sich nach Frauenornau, als ihm in der Schlacht von Lobositz 1756 ein preußischer Dragoner einen feurigen Hieb über die Schläfe gegeben hatte. Seinem Gelübde treu ritt der Graf jeden Samstag von Schwindegg her zur hl. Messe, ein halbes Jahrhundert lang bis zu seinem Tod 1804. Im Turm der Wallfahrtskirche hängt eine uralte Glocke, worauf die Heiligen Leonhard und Wolfgang sowie Grillen und Heuschrecken abgebildet sind. Das dürfte wohl auf verheerende Insektenplagen hinweisen, gegen die der beiden Heiligen Fürbitte angerufen wurde.

\*

## Alter Schwundsegen

Bei alten Volksheilkundigen im Chiemgau ist folgender Schwundsegen gebräuchlich:

† † †

Du hast geschwunden fürwahr,  
Durch Haut und Haar,  
Mark und Bein  
Fleisch und Blut und Nerven.

† † †

Im Namen Jesu sollst du nicht mehr schwinden  
und das Fleisch und Blut soll wachsen,  
wie das Wort Gottes im Himmel thut  
wachsen.

† † †

Das wird dreimal gesprochen, dazu ein Vaterunser oder drei zu Ehren des bitteren Leidens und Sterbens an einem neuen Freitag oder Sonntag (wohl der erste Freitag bzw. Sonntag im Monat).

Ein anderes Mittel gegen Schwinden:

Man nimmt vor Sonnenaufgang einen Stein, der unter der Dachrinne liegt, nimmt ihn in die Hand und spricht den Segen:

Im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit! Nerven † † † Flachsen † † † Fleisch † † † Blut † † † und Wein † † †, dazu hilft dieser Stein.

Dazu betet man fünf Vaterunser und Ave Maria.

Der Stein muß aber dann vor Sonnenuntergang wieder an seinen alten Platz gelegt werden.

Der ganze Zauber muß an einem neuen Freitag oder Sonntag geschehen.

Als Schwendtage sind bekannt.

Januar: 1., 2., 6., 11., 17., 18.

Februar: 8., 16., 17.

März: 1., 12., 13., 15.

April: 1., 3., 15., 17., 18.

Mai: 8., 10., 17., 30.

Juni: 1., 7.

Juli: 1., 5., 6.

August: 1., 3., 18., 20.

September: 15., 18., 30.

Oktober: 15., 17., 30.

November: 1., 7., 11.

Dezember: 1., 7., 11.

H.

\*

## Sprachdecke

Mitteilungen des Deutschen Sprachvereins.

Der hermetische Verschluss.

Wenn man sich bei dem Fremdwort hermetisch überhaupt etwas denkt, glaubt man wohl, es mit einer Ableitung von dem Namen des griechischen Gottes Hermes zu tun zu haben; aber wie soll der den Handel beschützende Götterbote, „der flug mit dem Beutel schaltet“ (Mörke), mit einem luftdicht schließenden Siegel und dgl. in Verbindung gebracht werden? Er gilt zwar als Erfinder der Leier, aber nicht als der einer technischen Einrichtung. Als Gott des glücklichen Zufalls hat er deutsche Schriftsteller veranlaßt, ihre zufälligen Gedanken, Schnitzel, Lesefrüchte unter dem Titel Hermetica zu vereinigen. Der Erfinder des hermetischen Verschlusses aber ist ein ägyptischer Gott Thoth, den die Griechen im 2. Jahrhundert nach Christus Hermes Trismegistos nannten, d. i. der dreimal große, soviel wie der allergrößte Hermes. Er war der Gott der Schrift und der Gelehrsamkeit, genauer der Geheimwissenschaften, wie wir heute sagen würden, er lehrte die Geheimnisse der Alchemie und der Magie und wußte durch magische Siegel angebliche Schätze und Gefäße unzugänglich zu machen und vor der Luft zu sichern. Bei Wieland sucht ein Jünger dieses Weisen „die edle hermetische Kunst“ zu empfehlen, d. h. die von dem Gotte Hermes geschickten Geheimlehren. Aber auch wenn man das weiß, ist kaum zu sagen, was Th. Mann unter hermetisch versteht, wenn er in seinem Roman „Der Zauberberg“ 2, 629 eine Geschichte als eine weder kurzweilige noch lange, sondern als eine hermetische bezeichnet — eine geheimnisvolle kommt nach dem Zusammenhang nicht in Betracht.

C. M.

\*

## Morgensegen

Bewahre mich, o Vater der Geschide,  
Daß kein Verleumder bösen Schall posaune,  
Kein Flüß'rer Gift mir in die Ohren raune,  
Kein Lauerer meinen Fuß geheim verfeide!

Berühle, daß kein falscher Gruß mir nide,  
Gib mich nicht hin dem Spiele fremder Laune,  
Daß mich nicht sehn das Lachen wilder Faune  
Und nicht des bösen Aug's Medusenblide!

Doch, was verlang' ich, Vater! Daß ich fester  
Als Erz mich fühle, gib, o gib dem Schwachen  
Schuldlose Kindereinfalt nur zur Schwester!

So die mich schirmt, was will des Tigers Ra-  
chen?

Mit bloßer Hand ergreif' ich Schlangennester  
Und unbefädigt wandl' ich über Drachen.

Johannes Schrott.



# Die Heimat am Inn.

Sammelblätter zur Geschichte von Wasserburg und Umgebung

In zwangloser Folge erscheinende Beilage zum „Wasserburger Anzeiger“

Nachdruck verboten

Herausgeber und verantwortl. Schriftleiter: Wilh. Zils, Bad Reichenhall, Ludwigstraße 14

Nachdruck verboten

## Volksbräuche um Ostern

Von Peter Bergmaier, Au bei Nibling

Die Einleitung zur Karwoche bildet der Palmsonntag. Kirchlich ist er der Erinnerung an den Einzug Jesu in die Stadt Jerusalem geweiht. Damals streuten die Juden echte Palmzweige auf die Straßen, die der Heiland durchritt. In Ermangelung echter Palmzweige bringt man in den katholischen Kirchen die recht bald im Frühjahr Blüten treibenden Weidenzweige, die außerdem leicht zu bekommen sind, zur Weihe. Diesen Brauch verstehen wir erst, wenn wir wissen, daß schon in vorchristlicher Zeit den Palmkätzchen, die verschluckt wurden, eine gewisse vorbeugende Kraft gegen Krankheiten und Blitzschlag zugeschrieben wurde. Um diesen heidnischen Dämonenglauben auszumerzen, legten die deutschen Missionäre auf diese ersten Frühlingsblüten die kirchliche Weihe, damit sie nicht mehr durch sich selbst, sondern durch die Kraft des Segens wirksam wären.

Je nach der Gegend ist die Größe und Fierde des Palmbaumes recht verschieden. Im Alpenvorland sind die Palmbäume mäßig groß, besenartig gebunden und selten mit Apfel, Brezeln oder farbigen Bändern geziert. Den Baum zur Weihe zu bringen, ist Vorrecht der Schulbuben. Die Entlohnung besteht, besonders für fremde Palmbäume, in einem Osterei oder 10—20 Pf. Der Palmbaum wird auf der „zweiten Soam“ aufbewahrt, unterm Vordach. Zweiglein jedoch werden in jeder Kammer, Stall und Scheune aufgesteckt; kommt ein Gewitter, so werden im Ofen Zweige verbrannt zur Abwendung von Blitzschlag und Hagel.

Ostern ist das höchste Fest in der katholischen Kirche. Da muß auch im Hause alles festlich aussehen, und darum wird in der Karwoche in allen Räumen gepußt und gewaschen. „D' Mannerleut san granti, weil's dö Weibatn nimma gon arbeiten han

finna, und d' Weiberleut san feindselig wie immer beim Puz'n.“

Die Karstage (Kar-Plage) beginnen mit dem Gründonnerstag, Speispfinsta, Weispfinsta. An diesem Tag wird abends „besser gekocht“ (geschnittene Null), weil der Karfreitag strenger Fasttag ist (war). Eine besondere Bedeutung kommt den „Speispfinsta“-Eiern zu. Von diesen werden stets einige aufbewahrt, und wenn es irgendwo brennt und man wirft ein „Speispfinstaoar“ ins Feuer, dann bleibt dieses beisammen; auch wird kein „Speispfinstaoar“ finklat“. Während des Jahres wird von Zeit zu Zeit ein solches Ei verkocht, denn es herrscht der Glaube, daß jeder Mensch vom „Speispfinstaoar“ essen soll, „damit neamöö brüchig werd“. Wenn man die „Speispfinstaoar“ einer Henne unterlegt zum Ausbrüten, dann „kriag'n dö Hendl, die draus hervorkommen, alle Jahr andersfarbige Federn“. Diese „Speispfinsta“-Eier werden in ähnlicher Weise als Sympathiemittel auch für die Tiere verwendet.

Der Karfreitag ist kirchlich der strengste Fasttag und wurde (und wird) in den meisten Familien auch so gehalten. In der Frühe gab's nichts zu essen; alles ging in die Kirche und wohnte den ergreifenden Zeremonien bei. Da weder von Milch noch von Schmalz oder Butter gekocht werden durfte (darf), gab's (gibt es) „Knödl mit Wasser angemacht und Wassererbensuppe“. Sonst ist Bohnensuppe Brauch, aber Bohnen soll man ja nicht essen am Karfreitag, sonst bekommt man „Eiße“ (Furunkel). Zur Brotzeit am Nachmittage wurden gesottene Kle'n (Klo(a)ben) mit Brot verabreicht und am Abend, vor der Predigt und Grabmusik, zur Mahlzeit „Daam (Bohnen) mit Kraut oder Wasserzwillsuppe oder saure Knödl“. Am Karfreitag darf nicht gepußt werden, um die Grabesruh des

Herrn nicht zu stören. Am Nachmittage geht man fleißig in die Betstunde und zum Besuch des Hl. Grabes, in der Volkssprache „gon Dufferln geh'n oder go unfern Herrgott geh'n“. Viele Leute legen sich an diesem Tage ein freiwilliges Bußwerk, „ebbas Grouß“, auf, z. B. nicht rauchen oder nicht schnupfen, nicht ratschen u. dgl.

Die Zeremonien am Karfreitag beginnen mit der Feuerweihe. Die Nachbarn um die Kirche herum liefern das Holz, der Mesner schlichtet es im Friedhof auf einen Haufen zusammen und zündet es an, indem er den Funken aus einem Stein schlägt. Ist das Feuer geweiht, wird es in irgendeiner Weise zum häuslichen Herd gebracht. In Ruhpolding z. B. trägt man es durch angeglühte Schwämme fort, in Niederbayern in Gestalt „des Brandes“, d. h. der alte Palmbaumstiel wird am Ende in so viele Teile gespalten, als man Weizenäcker hat, diese werden im neuen Feuer angekohlt und dann heimgetragen, und hier holt man die glühenden Kohln (Koin) in Blechbüchsen oder auf Ofenschaukeln heim. Natürlich haben es die Schulbuben dabei sehr eilig, müssen nicht selten raufen, weinen dabei und werden von der Hausmutter für ihre Tüchtigkeit mit ein paar Ostereiern entschädigt. Auch Osterwasser wird viel nach Hause getragen und anstatt Weihwasser verwendet. Unterm „Glorialäuten“ läuft man in den Garten und schüttelt die Bäume, dann tragen sie reiche Früchte. Ehedem, in der guten, alten Zeit, schickte der Wirt Andrelang am Karfreitag seinen „Kohbuam“ zu den Kundschäften und Gäften mit „Osterladen und Geselchtem“. Während des Tages wird in Haus und Hof noch alles fertig gepußt, faubergemacht und festtäglich hergerichtet. Die Auferstehung ist sehr gut besucht. Hernach muß noch das Grab abgebrochen und

und die Kirche gepuzt werden, wozu sich mehrere „Mannsbilder und Weiberleut aus der Nachbarschaft“ zur Verfügung stellen. Nach der Arbeit, die oft lange dauert, werden die „Mannatn in der Sakristei mit Bier, die Weibatn beim Mesner mit Kaffee bewirtet“.

Ostern ist nicht bloß ein Hochfest in der Kirche, sondern auch im Bauernhause. Zur Speisenweihe werden getragen: Fladen, Geselechtes (Schinken), einige Eier (nicht immer soviele als Personen im Hause sind) und Hausbrot. (Osterlämmer vom Konditor sind auch vielfach zu sehen.) Gleich nach dem Gottesdienst wird das Geweihte ausgeteilt. Jedes Stück Vieh, selbst die Hühner, erhalten geweihtes Brot. Die Eierschalen wurden früher in das Feld gebracht und eingegraben. Ostern gehört zu den „guat'n Tagen“, d. h. es gibt das beste Essen, das auf dem bäuerlichen Speisezetteln steht. Brauchgemäß werden in der Frühe „Schmoiznull“ (d. s. kleine Nudl aus Topfen mit etwas Honig darüber) und Brotsuppe aufgetischt. Doch tritt heute an deren Stelle schon oft Kaffee mit Popp. Das Mittagessen besteht in Suppe (Fleisch- oder Leberknödel), Boressen, Fleisch oder Braten, das Abendessen ebenfalls in Braten. Neben Kartoffelsalat gibt es auch Eingekochtes.

Der eigentliche Osterfestgedanke ist der Glaubenssatz von der Auferstehung des Erlösers, die auch Vorbild der Auferstehung aller Menschen ist. Ein vortrefflicher Prediger dieses Festgeheimnisses ist das Ei, das

in der ganzen Schöpfung vom göttlichen Gesetzgeber dazu bestimmt wurde, die Keime für neues Leben zu enthalten. Dieser Tatsache folgend, hat die Kirche das Ei erwählt, um in erster Linie den Auferstehungsglauben zu symbolisieren, und legt seit dem 12. Jahrhundert am Oftertage die Weihe darauf; daß diese Eier gefärbt werden, mag erst im Laufe der Zeit sich eingebürgert haben. Bis vor einem Menschenalter kannte man ja nur rote Eier, vielleicht noch erinnernd an den Gott Donar, dem der Donnerstag (Eier vom Gründonnerstag!) und die rote Farbe heilig waren. Diese rote Farbe wurde ehemals erzielt, indem man „in die Schotkfarb rote Kugellack“ einschob. Mit besonderer Kunstfertigkeit werden heute „D' Marbeioar“ (= marmorierte Eier) hergestellt. Um die verschiedenen Farben zu erzielen, werden sie eingebunden in: Heublumen (gibt grünlich), Zwiebelschalen (gelb), Pappeln (heißblau), Kugellack (rot) und Beilchen (dunkelblau). Zu den Osterfreunden gehört „'s Darspih'n“. Der eine hält sein Ei hin, der andere haut mit seinem Ei darauf. Wessen Ei „ganz“ bleibt, bekommt beide. Um zu diesem Zweck recht feste Eier zu haben, stellt man „Pechoar“ her, d. h. man läßt das Ei durch eine feine Öffnung auslaufen und füllt die Schale mit Pech an, und das Ei wird fast unzerbrechlich.

Um anderen das Eieressen zu verleiden, macht man in ein ungekochtes Ei ein feines Loch und steckt ein langes Rohhaar hinein. Das Ei wird dann gekocht und gefärbt und hergeschenkt. Ein schlimmer

Streich ist's auch, wenn aus Bosheit das Ei gefärbt, aber nicht gekocht wird, damit der Beschenkte dann den „Baz“ in der Tasche hat.

Besuche werden an Ostern mit 1—2 Eiern beschenkt, ebenso erhalten „Gödn und Gödna“ an Ostern 6—8 Eier und 50—100 Pfennige (früher meist 1/2 Gulden oder Zwölfer), „Gödnar und Gödnegeld“ genannt. Den „Mannatn“ gibt die Bäuerin am Oster Sonntag 8—10 Stück Eier, die „Weibatn“ dürfen die Eier selbst abtragen, und zwar die Oberbirn am Oster Sonntag, die Unterbirn am Ostermontag und 's Kuachibirndl am Osterdienstag.

Am Ostermontag gehen die Mannsbilder an Hoagaricht“ um Ostereier bei Tag und auch bei Nacht. Je größer die Zahl der erhaltenen Eier, desto mehr „proßt“ der Besitzer. Manchmal gehen die Burschen truppenweise mit der „Kürm zum Darbetteln“. — Die Liebste muß bei Nacht wenigstens 3—4 Eier geben. Diese Geschenke werden oftmals mit poetischen Herzensergüssen durch „Schoadwasser“ verziert; z. B.:

Ich schenk dir ein Osterei  
und bleibe deiner Liebe treu.

Ich hab mit einem Ei an dich gedacht,  
jedoch aus Liebe ist es nicht angebracht.

Ich schenk dir doch ein Ei,  
und denkst, daß es von der andern (Urtschl,  
Kessl) sei. (Schmollende Lieb.)

## Joh. Kaspar Niblingers Reisetagebuch 1833

Zum 150. Geburtstage von Joh. Kaspar Niblinger am 23. Februar 1929

Herausgegeben von Oberstudienrat R. V r u n h u b e r, Stadtarchivar.

Abends hatte ich beim botteghone mit Musini ein appuntamento um mit maestro und negoziante di musica Sign: Lorenzi bekannt zu werden. — Es war aber wieder verlorne Zeit. —

Mein Hausherr sagte mir, er habe nach mühevoller Nachforschung endlich De Paoli aufgefunden. Er heißt nicht mehr de Paoli, sondern Giusti / Cesare / und ist kein Eisen- sondern Farbenkrämmer. —

20 July Heute war für mich ein böser Tag der Langeweile; — und Langeweile hier in Florenz! — Man hat nicht immer Lust, Merkwürdigkeiten zu begaffen. Wenn der Unmuth die Seele trübt, wird auch ein Paradies zur Einöde. —

Abends nach 8 Uhr kam ich endlich durch maestro Musini zur Bekanntschaft mit maestro Lorenzi, — dem Archivisten der großherzogl: Hofcapelle. Nach einer vorläufigen Unterredung in seinem negozio führte

er mich in seine Wohnung via larga No. 6211 wo blühende Töchter mit der Gattin desselben uns freundlich umschwebten.

Er brachte dann seinen noch nicht fertig gearbeiteten Catalog der Musikwerke welche im Archiv der Hofcapelle niedergelegt sind. Dieser Catalog ist trefflich entworfen und mit großem Fleiß ausgeführt. Er theilt sich in 3 Bücher, I, Musica di chiesa II, di camera e teatro, III musica strumentada. Er ist generale, speciale, u. zugleich reale; besonders die Durchführung z. B., der graduale u. Offertorien nach dem ritus der Kirche, so wie der psalmen, responsorien u. s. w. ist sehr zweckmäßig.

Ich war übrigens um so mehr überrascht durch den mannigfaltigen Reichthum der darin aufgeführten Musikwerke als man mir gesagt hatte, es sey das meiste durch Krieg, Wechsel der Dynastie und andere Unfälle zerstreut, geplündert und auseinander ge-

zettelt worden. — Der freundliche maestro Lorenzi will mich morgen nach der Funktion in der Hofcapelle ins Archiv führen. Er erlaubt mir zugleich aus seinem Catalog nach Musis Notaten auszuziehen. Diese glückliche conjunctur, indem sie meiner Forschung ein ganz hier unerwartetes Feld öfnet, belohnt zugleich das Opfer meines hiesigen Aufenthaltes. —

21 July Sonntag Der Großherzog ist seit ein paar Tagen von seinem Badaufenthalt hier zurückgekommen; folglich war heute Dienst in der Hofcapelle. — Ich war sehr begierig eine ihrer Leistungen zu hören. Der junge Raphael Mehger war mein Begleiter zum großherzogl. Pallast Pitti. — In dem Portico vor der Cappelle hatte ich das Vergnügen De Paoli und seine Frau, einstige Mitglieder der italienischen Oper in München — nun Farbenhändler — auf einige Minuten zu sprechen. Er trägt nun

den Rahmen Giusti; daher war es so schwer ihn aufzufinden. — Nun erschien der Großherzog mit seiner schönen Frau in der rechten Tribune. Die Messe cantata begann mit dem introito = canto fermo — u. alla cappella mit Orgel und Contrabaß. — Die Introiti sind von Keutter — (per tutto l'anno)<sup>106</sup>. Die Introiti, welche in München nicht eingeführt sind — geben nach dem Ritus der Kirche der messe cantata — wie besonders in der Sixtina zu Rom — einen feierlichen Anfang. — Sie bilden sozusagen die Vorhalle des Tempels. — Die Messe war von Vogeluch mit vollem Orchester; eine unbedeutende Compozition in Hinsicht auf Erfindung u. Technik. — Die Soli wurden von Tenoristen und Baßisten — nicht immer — rein u. sicher genug — im Quartett-satz — da Männer die Sopran u. Altstimmen ausführten — unerträglich — barbarisch vorgebracht; die Instrumentalisten waren auch nicht immer präzis — und menschliche Schwachheit gab sich mehrmal zu erkennen. — Partout comme chez nous. Es ist doch auch in unsrer Hofcappelle oft der nämliche Fall, sogar das nämliche laute Geschwätz, und unsinnige Prädambuliren — fand sich auch hier. — Wenn der Capellmeister nicht vom Fürsten unterstützt wird, wenn die Sänger und Virtuosen weder für gute oder schlechte Leistungen — Lohn oder Tadel zu erwarten haben — wann überhaupt die belebende Sonne von Oben sich einem Kunst-institut entzieht, — muß natürlich alles in gemeinen Schlendrian oder unerfreulichen Camaschen-Dienst sich auflösen. —

Aber besonders traurig und niederschlagend ist es für den Verehrer reiner Kirchenmusik — beinahe durch ganz Italien in den Capellen keine Sopran und Altstimmführer mehr zu finden. — In der hiesigen Hofcappelle werden Knaben zum Dienst unterrichtet. Heute waren 3 gegenwärtig, welche man nur ein paarmal ein wenig hörte, und immer von Männerstimmen unterstützt, so daß es scheint, der Unterricht und die Kunstbildung derselben müssen äußerst unvollständig sein.

Überdies wie selten eignet sich ein Knab zum Solo-Vortrag! —

Während der Funktion hatte der Himmel seine Schleusen eröffnet und der Regen fiel stromweis viele Stunden anhaltend. Ich war indessen mit dem maestro Lorenzi und seinem Sohn im Archiv der Hofcappelle. — Es besteht aus zwey großen Zimmern, von oben erleuchtet, ringsumher gemalte Schränke, in welchen die Musikwerke — eingeschlagen in zierliche Cartoni, — nebenher die eigens gebundene Partitur — sehr zweckmäßig aufgestellt sind. So wie der Catalog, wie ich oben bemerkte, ein Muster des Fleißes und genauer Ordnung ist, so erscheint auch dem Beobachter das reichhaltige — und wohl geordnete Archiv als würdiger Gegenstand der Aufmerksamkeit. Unser flemmatische Buchhalter Sedlmayr könnte hier was lernen! — Ich habe Manches in selbem nachgeschlagen. Von Vogler sind zwey Messen, die in G und C — mir neu gewesen, da wir selbe in München nicht haben. Von Campion dem

ehemaligen Hofcapellmeister vor Pazzaglia sah ich einige gut gearbeitete Responji per la 7 ma santa = settimana santa = heilige Woche, so auch die von Pazzaglia a 2 cori, jeder zu 3 Stimmen, Alt, Ten. und Baß mit Begleitung della viola und Contrabaß. — Aus Neugierde sah ich auch einige Werke von Le Suer durch, da sie mir vollkommen unbekannt waren. In seinem fantastischen — zerhackten Styl geht alles auf Effekt los. — Überraschend war mir in dieser großherzoglichen Musikversammlung neben den Heroen der Kunst — die Werke eines Kobrich, Dreher, Dedler, Bühler und Consorten aufgestellt zu finden. —

Endlich mußte ich ohngeachtet des heftigen Regens ohne Regenschirm zu H. Förster eilen, wo ich mit H. v. Mezger zum Mittagessen eingeladen war! — Da ich mir durch Verkältung einen Brustschmerzen zugezogen hatte, legte ich mich früher zu Bett.

22 July Um 10 Uhr Morgens war ich bey der liebenswürdigen Familie des maestro Lorenzi, hörte die eine Tochter mit dem Bruder ein quatre-mains — spielen, u. die Enrichetta<sup>107</sup> singen. — Dann setzten ich und der Sohn des Lorenzi uns an den Schreibtisch, und in ein paar Stunden war der Catalog für meinen Zweck excerptiert. —

Nachmittag war ich in Maria Novella, welche Michel Angelo die Sposa — zu nennen pflegte. — Dann gegen Abend machte ich einen einsamen Spaziergang außerhalb Florenz und brachte nach 8 Uhr ein paar Stunden im Hause des Lorenzi zu unter Musik u. freundlichem Gespräch. —

23 July Diesen Morgen wurde im Hause des maestro Lorenzi ein Psalm des Marcello mit Enrichetta durchgegangen.

Nach 12 Uhr waren wir alle die Gallerien in den Uffizi zu sehen, wo wir beinahe bis 3 Uhr im Schauen und Betrachten der manigfaltigen und ausgezeichneten Kunstschätze zubrachten. Der Saal der Niobe und jener der Venere di Medici (die Tribune) verdienten allein, aus fernem Landen eine Wallfahrt zu machen nach Florenz, über welches Natur und Kunst ihre schönsten Himmelsgaben so reichlich ausgießen.

Gegen Abend besah ich, geleitet von der freundlichen und treflichen Hausfrau und ihren beyden Töchtern die villa, welche der verständige und umsichtige Meister Lorenzi — welcher die Kunst versteht Noten in Gold zu verwandeln — nun hinter dem Kloster S. Marco in Mitte der Gärten zu bauen unternahm. Der Bau wird im Januar bis December vollendet. Das Panorama über Florenz und die weite mit zahllosen Gebäuden geschmückte Bergkrone rings umher — welches man von der obern Terrasse des Hauses genießt, ist wahrhaft einzig. —

Abends wurde ich noch spät in die Abendgesellschaft des Auditors de la Ruota Vecchini eingeführt. Es ist eine Freude diese Florentiner höhern Standes über die wichtigsten Angelegenheiten des öffentlichen Le-

bens sprechen zu hören. — Auch einige Damen, welche gegenwärtig waren, ausgezeichnet durch Schönheit, und unaffectede Grazie, gaben der Gesellschaft Leben und Anmuth.

24 July Um 10 Uhr wurde Marcello wieder aufgeschlagen im Haus Lorenzi's und psalmirt. Dann begleitet von Fernando nach der sogenannten specula — sah ich die schön und reich geordneten und ausgestatteten Gabinetti anatomici und fisici. —

Die anatomischen Studien in Wachs posiert — bis in die feinsten innern Theile des menschlichen Körpers sind für jeden Beobachter ein Gegenstand der Bewunderung und des Nachdenkens. — In den 3 in Wachs posierten Darstellungen der Pest in Florenz ist alles erschöpft, was das menschliche Leben schauderhaftes und grausenvolles in solcher Periode enthält. — Erfreulicher war der Gang durch die schönen Gartenanlagen in Boboli.

Den Abend brachte ich im Familienkreise Lorenzi's unter Musik und erheiterndem Gespräch zu.

25 July Um 11 Uhr wanderte ich mit der Familie Lorenzi gegen den großherzoglichen Pallast Pitti<sup>108</sup>, um die glänzenden Gemälder und die dort sich befindenden kostbaren und seltenen Gemälde der größten Meister zu sehen. Zuvor wurde (da ein halber Feiertag, S. Jakob) war, in der Hofcappelle eine Messe gehört. Man zeigte uns dann die Silberkammer und das kostbare und schön gearbeitete Tafelgeschirr. Die Frauenzimmerchen hatten daran viel zu schauen. Mich interessirten die herrlichen Gemälde von Raphael, Andreas del Sarto, Rubens und so vieler anderer unsterblicher Meister. Leider hatten wir eine unglückliche Stunde gewählt, wo uns die schon geschlossene Gallerie bloß durch besondere Gefälligkeit geöffnet wurde. Es fehlte daher an Zeit und gehörigem Licht.

So prachtvoll auch die Gemächer dieses berühmten Palastes sind, so möchte der neue Königsbau in München unter den Auspicien unsers erhabenen Ludwigs ein würdiges Gegenstück zu jenem bilden.

Wenn in Italien die großen Todten ihre Apotheose feierten, so eröffnete König Ludwig den lebenden Künstlern einen würdigen Tempel des Ruhmes.

Heute mußte ich an der Tafel der Familie Lorenzi den Ehrenplatz einnehmen.

Nach dem Essen führten mich Lorenzi und Ferdinando zum freundlich-schlauen Vicario im Kloster dell' annunziata, um das Archiv der Musik, welches schätzbare Werke von Marco da Galliano, — v. Dreher (einem ehemaligen Religioso daselbst), v. Braccini, Pellesche, Felici, Pazzati u. a. m. enthalten soll, durchforschen zu können.

Der Padre Vicario erklärte sich bereitwillig, mir Gelegenheit zu verschaffen, alles durchsehen zu können; ma e s t r a n e d e l l e

<sup>108</sup> Der Palazzo Pitti, ein aus dem 15. Jahrhundert stammendes, nach seinem ersten Besitzer genanntes Bauwerk, birgt in seinen 900 Zimmern und Sälen eine der bedeutendsten Gemäldesammlungen der Welt.

<sup>106</sup> Das ganze Jahr hindurch.

<sup>107</sup> Henriette.

co se non è permesso<sup>109</sup>. — Hier lebte auf seinen Vorbeern ruhend der berühmte Senesino. — Ich sah seinen Grabstein in der Klosterhalle. — Gute Kirchenmusik wurde einst hier regelmäßig, wie man mir sagt, aufgeführt, daher das Musik-Archiv. Da keine Fonds mehr vorhanden sind, um eine Capelle zu unterhalten, muß der Padre Vicario bey Gelegenheit einige Musiker zusammenbetteeln. —

Für dieses Kloster arbeitete der große Andrea del Sarto viele Meisterwerke um ein Mittagessen, oder einen Sack voll Getreid. Die Seitenwände in der Vorhalle der Kirche sind größtentheils von ihm gemalt. — Auch die Madonna del sacco im Klostergang ist bekannt.

Abends gegen 9 Uhr begleitete mich der dienstgefällige G. v. Mezger in das Haus des Hofcapellmeisters Magnolli, wo eine auserlesene Gesellschaft zu einer musikalischen Abendunterhaltung versammelt war. Solche musikalische Soirées gleichen sich in allen Hauptstädten Europas so ziemlich; es ist meistens kloßes Wiederkauen abgedroschener Theaterstücke was man hört; — was man sieht, ist meistens interessanter, wenigstens für ein Männeraug Blumentöpfe reizend und schön, immer aber nur die Folie gesellschaftlichen Lebens. — Maestro Magnolli, welcher auch jetzt noch obgleich alternd, einen zweiten Tenor singt, verstand in glücklicher Periode als Singmeister seine Waare an Engländer und Engländerinnen, Franzosen und Russen mit Vortheil an den Mann zu bringen, und so ist er nun wohlhabend und lacht in die Faust. — Klugheit regiert die Welt mehr als das Verdienst. Tugend und Genies brechen mit eigener Aufopferung die Felsenbahnen, auf welchen das langsame oder eilige Menschengeschlecht in der Folge Vortheil und Vergnügen sucht und findet. — Die Gabe florentinischer cortesia empfing ich mit herzlichem Dank. —

26 Juli Traurig ist es in großen Städten, unter Tausenden und Hunderttausenden als einsamer Fremdling ohne herzliche Theilnahme von Freunden und Bekannten — herumzuwandeln. Ich fand zwar auf meiner jetzigen Reise durch Italien überall edle Freunde und Bekannte. Mein verehrungswürdiger Simon Mahr, — auf welchen jeder Freund des Guten und Schönen mit Bewunderung hinblicken würde — bahnte mir durch seine Empfehlungsschreiben dazu die Wege. — Aber in dem herrlichen Florenz — von Natur und Kunst umwunden mit den schönsten Blumenkränzen — finde ich mich so heimisch und beseligt, daß mir ein Tag nach dem andern wie ein holdes Traumbild entschwindet, und ich mit Schlichternheit hinausblide auf das was kommen soll und kommen muß. — Der Allgütige hat mir unwürdigen so unnötig viel gewährt, daß ich mit stummen Dank, und mit dankbarer Ergebenheit hinnehme — was immer mir — von Trübsal und Leiden noch zufallen mag. —

Heute sollte ich wieder an der Tafel der Familie Lorenzi mit dem Direktor der groß-

herzogl. Capelle Campanelli — einem Schüler des berühmten Martini speisen. — Es war eine Art von Mißverständnis, welches mich abhielt auch heute beim Tische zu erscheinen. Ferdinando suchte mich in der trattoria della stella, wo ich zu speisen pflege, auf, — und beim Desert war ich gegenwärtig. — Es reut mich, solchen Fehler begangen zu haben; denn der Direktor Campanelli, sowie die edle — gute Familie Lorenzi hätten mir das Opfer meiner Bequemlichkeit oder meines mißverständlichen Zartgefühls reichlich ersetzt. — Indessen erhielt ich volle Verzeihung. — Abends gieng ich mit der ganzen Familie Lorenzi, welche jede Gelegenheit sucht, mir Gefälligkeiten zu erweisen, in den Garten des Marchese Torregiani. — Wer die Villen in Rom und Neapel gesehen hat, kann so eine Anlage, obwohl kostspielig und manigfaltig angelegt, nicht bewundern. Aber der Thurm, auf dessen Höhe man ganz Florenz, sowie das wunderschöne Amphitheater der mit unzähligen Gebäuden geschmückten Berge, welche Florenz weit umher — in zauberischen Formen umgürten, überschauen kann, ist vielleicht einzig in der Welt; — Himmel und Erde bilden Florenz zu einem Eden, und kein Wunder, wenn in diesem reinen Äther die größten Genies ihre Wiege und Entwärlung hier fanden. —

27 Juli Ich war gefonnen, heute als Posttag, weiß Gott wohin Briefe zu schreiben. — Aber die zauberische Gegenwart, — sowie das dolce far niente<sup>110</sup> — welches mich hier durch die Luft, durch die Sommerwärme — oder durch ein anderes Medium gefangen und gebunden hält, ließ alles beim guten Willen bewenden. —

Das interessanteste, was mir aufstieß, war der Abend. — Maestro Lorenzi, welcher mir die Compositionen des Pazzaglia kennen lernen wollte, (von welchem ich übrigens schon im Archiv seine Responsi per la 7 ma f. durchschaut hatte) — war so gefällig, eine Musikprobe einiger Psalmen, welche am 13ten künftigen Monats in Casciano bey einer Sonnetität ausgeführt werden sollen, nun im Saal der jetzigen Caserma delle guardie nobili (ein einstiger Sommeraufenthalt der Mediceer —) zu veranstalten. —

In dem mit trefflichen Fresken geschmückten Saal versammelten sich nach und nach die Künstler und Virtuosen der Hofcapelle. —

Die Musik begann; — es waren nur wenige Sänger und Instrumentalisten; auch der Direktor der Hofcapelle — Campanelli war gegenwärtig, sowie unter den Zuhörern der berühmte buiso cantante — Brocchi, welchen ich vor vielen Jahren mit Raffanelli und Strinasacchi — auf Italiens Opernbühne glänzen sah. Unter den Sängern war der Capellsänger (jetziger Domecapellmeister) Cecherini durch Stimme und Vortrag ausgezeichnet. — Auch Mori der Ilte Tenor hat Kraft und Schwung, so wie der Basssänger. Keine Soprani und Alt, wie jetzt gewöhnlich; — folglich monoton. Aber diese wenigen Sänger und Instrumentalisten

machten in diesem gewölbten Saal — besonders beim Tutti einen fast betäubenden Lärm. Beweis ist es, daß die warme elastische Luft in Italien den Stimmen und Instrumenten doppelte Kraft ertheilt. Die Compositionen des Pazzaglia sind weder durch Erfindung noch durch künstliche Factur ausgezeichnet. — Seine responsi mögen wohl das beste seyn, was er componierte. Er war Tenorsänger; lange Zeit in London; Hausfreund von Coopers — endlich großherzogl. Capellmeister; — aber curios ist es, welchen Maasstab die heutigen Italiäner in Kirche und Theater an ihren Tonwerken anlegen. — Sie gehen indessen immer auf Bewegung und Leben in ihren Kunstzwecken los, während wir so gerne mit hohlen Formen uns begnügen. (Fortsetzung folgt.)

## Bayer. Zeitschriftenschau

**Zeitschrift für Bayerische Landesgeschichte.** In der Zeitschrift ist, was die Herausgabe angeht, insofern ein Wechsel eingetreten, als Herr Geheimrat Dr. Leidinger, ein Mitbegründer der Zeitschrift, infolge seiner Wahl zum 1. Vorstand der Kommission für Bayer. Landesgeschichte, gebeten hat, von der Schriftleitung entbunden zu werden. Sein Nachfolger, Herr Generaldirektor Dr. Otto Kiedner, widmet aus dem Anlaß des Ausscheidens Herrn Leidinger Worte des Dankes für dessen Verdienste um die Schaffung und Einführung der Zeitschrift. In dem neuesten Hefte sind außer den Berichten über die Kommission für Bayer. Landesgeschichte und der Gesellschaft für Fränkische Geschichte zu erwähnen, die Auseinandersetzung von Dr. Schmeidler über Bamberg den Codex Albarici und die Deutsche Reichsverwaltung im 11. und 12. Jahrhundert. Dann die Ergänzung zu dem Streit um Donauwörth (1605–11) von Dr. Breitling. Professor Dr. Brandt handelt über die mittelaltliche Politik im Deutschen Bund nach der Revolution von 1848. Gabriele Gräfin von Reschberg untersucht die Vererbung des Grafen Bernhard von Reschberg in den bayerischen Staatsdienst.

**Deutsche Gane.** Von den beliebten grünen Heften liegen die ersten drei Lieferungen des 31. Bandes vor. Sie zeigen wieder die alte Frische und bringen eine Fülle von Material. Insbesondere möchten wir auf das Vorwort des Herausgebers hinweisen, das ein wichtiges Fachblatt für die Auswertung von Geschichte, Volks- und Heimatkunde enthält. Die Vorträge, die sich bereits glänzend bewährt haben, bringen diesmal mit den hübschen Bildern Fastenzeitbräuche, die bis weit in den April hineinreichen und Oster- und Pfingstzeitbräuche bis zum Mai. Der Bezugspreis ist immer noch der gleich billige, nämlich RM. 3.40 im ganzen Jahr.

**Wald-Jarland.** Die Monatschrift des Heimatverbandes Quosigan entwickelt sich immer mehr. Im Märzheft finden wir u. a. die Fortsetzung der Biographie des Augustiner Chorherrn Steigenberger, eine Ortsgeschichte von Heckenwang, von Dr. Wendinger, neue Bauweisen auf dem Lande von Dipl.-Ing. Reuter, ferner ein Preisauschreiben, in dem die Volkskunde sich die moderne Vorliebe für das Rätselraten zu eigen macht und dieses auf ein gewisses Niveau erhebt. Der Bezugspreis ist 3 RM.

## Bergfrühling

Der Lenz ist da, die Lawine fällt,  
Sie rollt mit Tosen und Säusen ins Tal;  
Ich hab' mein Hüttlein daneben gestellt  
Auf grüne Matten am sonnigen Strahl.

Und ob auch die Lawine mein Hüttchen trifft  
Und nieder es führt im donnernden Lauf —  
Sobald wieder trocken die Alpen trifft,  
Bau' ich mir singend ein neues auf...

Aus: Gottfried Keller, „Buch der Natur“.

<sup>109</sup> Aber etwas daraus zu excerptieren ist nicht erlaubt.

<sup>110</sup> Das süße Nichtstun.



# Die Heimat am Inn.

Sammelblätter zur Geschichte von Wasserburg und Umgebung

In zwangloser Folge erscheinende Beilage zum „Wasserburger Anzeiger“

Nachdruck verboten

Herausgeber und verantwortl. Schriftleiter: Wilh. Zils, Bad Reichenhall, Ludwigstraße 14

Nachdruck verboten

## Oberammergau und sein Passionspiel

Das Pestgelübde von 1633 — Die neue Passionspielbühne.

Von Franz F. Schwarzenstein

RDV. Man kann sich die Welt ohne dieses kleine Dorf Oberammergau in den oberbayerischen Bergen kaum mehr vorstellen! Es ist mehr als „berühmt“, es gehört fast zu den Weltwundern, die die Menschen der ganzen Erdkugel ehrfürchtig betrachten, zu denen sie seit Jahrzehnten hinpilgern, um mit eigenen Augen zu schauen, mit eigenen Ohren zu hören, wovon so viele in freudiger Erregung sprechen. Nennt mir einen Ort von zweieinhalbtausend Einwohnern irgendwo auf der Welt, der die Sehnsucht so vieler Menschen wäre, wie dies Oberammergau und sein Passionspiel! Es gibt kein zweites in seiner Art.

\*

Wie wurde der Ruhm Oberammergaus? Die alte Kelteniedlung zerstörten die Römer und machten sie zur Militärstation „Ad Coveliacae“ (zu den Bewohnern am Roselberge) an der wichtigen Straße von Parthanum (Partenkirchen) nach Campodunum (Rempten) und Augusta vindelicorum (Augsburg). Als der dröhnende Marschschritt der römischen Legionen verklungen war, zog der Kaufmannsfarren den steinigen Weg durchs Tal der Ammer von Italien nach Schwaben. Und wieder ward Oberammergau Stützpunkt. Jetzt für friedliche Kaufmannszüge, die hier rasteten, Waren stapelten, Pferde wechselten, zechten. Dieser Blutstrom der „großen Welt“, der an der kleinen Siedlung für kurze Augenblicke rastend stockte, half ein geistig bewegliches, körperlich gewandtes Völkchen bilden, das sich allein mit dem Vorspanngeschäft für die schweren Plandwagen der Kaufleute nicht ewig begnügen mochte. Landwirtschaft war — und ist — im Ammertal nur in ganz geringem Umfang möglich. So kamen die Bewohner auf andere Betätigungszweige: Holzschnitzen und Töpferei. Oberammergau wurde eine Hochburg der „Herrgottsschnitzer“, jener begnadeten Kunstgewerbetler, die aus Linden- und Fichtenholz mit dem einfachen

Schnitzmesser Heilandsgestalten von tiefempfundener, lebenswahrem Ausdruck des Schmerzes und der himmlischen Verklärung zu formen vermögen. Nach den Worten des Dichters Gangahofer kommt überhaupt jeder Oberammergauer als Herrgottsschnitzer schon auf die Welt! Die verkehrstechnisch günstige Lage Oberammergaus an der alten Alpenstraße kam der Entwicklung von Schnitzerei und Töpferei zugute. Schon im Mittelalter hatten die Oberammergauer eigene Verkaufsniederlagen ihrer Erzeugnisse in wichtigen Absatzländern, namentlich in den Niederlanden.

\*

Dadurch, daß Generationen mit der Gestaltung des Erlösers am Kreuze sich beschäftigen, und zwar nicht nur rein handwerklich, sondern auch künstlerisch und geistig,

entstand jener tiefreligiöse Sinn, jenes seelenvolle Empfinden der Bewohner des kleinen Alpendorfes, das uns heute durch das erhabene religiöse Schauspiel der Passions- und Erlösungsgeschichte des Heilandes, 2000 Jahre danach, tief erschüttert.

Die Oberammergauer Herrgottsschnitzer hatten — nachdem Mönche von Rottenbuch ihnen das Schnitzen beigebracht — schon früh unter Anleitung Augsburger Mönche auch das Laienspiel mit Fleiß erlernt, um nach der Sitte des Mittelalters kleine biblische Stücke „Mysterienspiele“ genannt, namentlich während der Passionszeit in ihrer Dorfkirche aufzuführen. Der älteste Oberammergauer Passionstext ist eine aus dem 15. Jahrhundert stammende Handschrift aus dem Kloster St. Ulrich in Augsburg. Das Wunder, das Oberammergau berühmt gemacht hat, geschah während des Dreißigjährigen Krieges.



Das neue Passionspieltheater in Oberammergau

RDV

Freund und Feind wüteten im Dorf. 1633 kam die Pest dazu und raffte die Menschen hin. Wenn auch Oberammergau selbst von der Seuche zunächst verschont blieb, weil es Fremden den Zutritt verwehrt — plötzlich war der schwarze Tod doch im Dorf! Ein Dorfbewohner, der im benachbarten versuchten Eschenloß arbeitete, hatte sich unbemerkt auf die Kirchweih geschlichen. Ein großes Sterben begann, bis eines Tages die noch nicht von der Seuche befallenen Einwohner in der kleinen Kirche sich auf die Knie warfen und gelobten, alle zehn Jahre das Leiden und Sterben Christi aufzuführen, wenn das große Sterben aufhören würde. Das Flehen ward erhört, kein Oberammergauer erlag mehr der Seuche. Schon im nächsten Jahre (1634) wurde die Passion in Oberammergau gespielt.

\*

Es ist in diesem Jahre das 31. Mal seit 1634, daß die Passionsspiele in Oberammergau stattfinden. Seit 1680 wird nämlich immer im 10. Jahr des Jahrzehnts — statt vorher im vierten — gespielt, abgesehen von einigen durch äußere Verhältnisse erzwungenen Ausnahmen. Wie z. B. 1922, da es infolge der Nachkriegswirren nicht möglich war, 1920 die Aufführung zustande zu bringen. Ursprünglich wurde in der Kirche gespielt. Später auf dem Friedhof. Vor genau hundert Jahren, 1830, errichtete man auf dem heutigen Passionsspielplatz die erste primitive Bühne, mit Sitzbänken davor, und nun strömten nicht nur die Bewohner der umliegenden Dörfer und Städte zu den Passionsspielen, sondern auch aus ganz Deutschland und aus dem Auslande — insbesondere aus England, später aus Amerika — kamen alle zehn Jahre Gäste nach dem kleinen Dorf an der Ammer. Die Aufführungstage wurden vermehrt. Noch 1898 zählte man nur 12 Aufführungen während des Sommers; heute sind es allein 33 Hauptspieltage, hinzu kommen noch einige Wiederholungsspiele, die hauptsächlich für die Bevölkerung der umliegenden Dörfer bestimmt sind (so daß man dafür Eintrittskarten auch nicht im voraus bestellen kann).

\*

Für die diesjährigen Passionsspiele ist die gesamte Bühnenanlage mit einem Aufwand von 800 000 M. erneuert worden. Die alte Bühne war baufällig und zum Teil feuergefährlich. Die Zuschauerhalle faßt nach dem Umbau statt 4200 nunmehr ca. 5200 Personen. Die Bühne, deren vorderster Teil unüberdacht geblieben ist, stellt ein technisches Novum dar. Da man den wundervollen Ausblick auf die Berge der Umgebung, die seit Jahrhunderten als natürlicher Hintergrund der Kulissenbauten dienen, beibehalten wollte, ist der Schnürboden gewissermaßen zu einem „Schnürkeller“ geworden. Die Kulissen hängen nicht, wie sonst üblich, über der Bühne, sondern sie sind auf Walzen gewickelt und werden in die Höhe gedreht. Die Vervollkommnung der Bühnentechnik und des Zuschauerraumes sind die einzigen Konzeptionen an die Neuzeit. Wenn auch die 700

Mitwirkenden, darunter mehr als 120 Sprechrollen, jetzt auf einer durchaus modernen Bühne arbeiten, wenn sie auch durch eine elektrische Lautsprecheranlage zu den einzelnen Szenen gerufen werden, in allem anderen ist die Tradition beibehalten: Keine Perücken, keine Schminke, selbstgemachte Kostüme, nur Laienschauspieler, die durch das 22köpfige Komitee aus den 2500 Einwohnern des Dorfes sorgfältig ausgewählt wurden.

\*

Der Passionsspieltext, der den diesjährigen Aufführungen zugrunde liegt, ist mit geringen Änderungen der alte geblieben, ergreifend in seiner Schlichtheit. Es hat einst Zeiten gegeben, in denen es bei den Oberammergauer Spielen recht herb herging, so daß 1770 und 1810 in allen bayerischen Orten die Passionsspiele verboten wurden. Jedermal wurde bei Oberammergau eine Ausnahme gemacht und das Verbot dort wieder aufgehoben. Zum Teil hatten sich die Verbote in Darstellung und Sprache dort im Laufe der Zeit eingeschlichen, andererseits enthielt aber auch der Urtext vom Jahre 1634, den die Ettaler Mönche verfaßt hatten, manche komische Szene. Es sei z. B. nur erwähnt, daß dem Judas — der sich nach Jesu Verrat erhängt — auf der Bühne von leibhaftigen Teufeln die Gedärme aus dem Leibe gerissen und mit Wohlbehagen verspeist wurden, wobei allerdings bemerkt werden muß, daß die „Därme“ aus — frischen Würsten oder Gebäck bestanden...

\*

In diesem Sommer erwartet man in Oberammergau rund 300 000 Besucher. Alle Häuser sind frisch gestrichen. Die Holzkofresken der Giebelwände — meist Schöpfungen des „Lüftmalers“ Franz Zwink, den man den „Oberammergauer Veronese“ genannt hat, leuchten in der strahlenden Frühlingssonne. Die Straßen von Oberammergau, die mit 700 000 M. Kosten verbreitert und verbessert worden sind, sehen fast ebenso frisch gescheuert aus wie die Dielen in den Häusern. Alois Lang, der Christusdarsteller, hat sich ein neues Haus bauen lassen. Anni Kutz, die seit langer Zeit erste blonde Maria, kann wegen der Proben nicht mehr alle Tage an der Schreibmaschine im Sägewerk in Unterammergau sitzen, auch Hansi Preisinger, die Maria Magdalena, hat keine Zeit mehr, soviel in der „Alten Post“ bei der Wirtschaft zu helfen, und der Petrus, Peter Rendl, ein Schmied, muß seinen Amboss oft verwaist lassen. Sie werden nicht viel zur Arbeit am eigenen Werk kommen in diesem Jahre, die Oberammergauer, und daher kann man ihnen auch den geringen Ertrag aus dem Spiel wohl gönnen, der für den einzelnen Mitwirkenden voraussichtlich kaum größer sein wird als der gewohnte Arbeitsverdienst. Für die Hauptdarsteller bedeutet es eine starke körperliche und geistige Leistung, volle 8 Stunden lang, von 8—12 und von 2—6 Uhr, mit Anspannung aller Kräfte ihre Rolle zu verkörpern, in einzelnen Monaten fast an jedem zweiten Tage und bei jeder Wetterlage. Aber das Gelübde der Väter muß erfüllt wer-

den, und die Tradition verlangt die Mitwirkung der Mehrzahl aller Dörfer, sogar der größeren Kinder, von denen jeder — wenn auch nicht als Spieler oder Musiker, so doch in irgendeiner anderen Form — für das Passionsspiel oder seine Besucher tätig ist. Und sie tun es allesamt aus innerstem Herzen. Was Anton Lang, der jetzt 55jährige Darsteller des Christus der letzten drei Spiele und Prologssprecher dieses Spieles, einmal sagte, scheint — mehr oder weniger bewußt — jeden Oberammergauer zu bewegen: „Ich kann nur bekennen, daß ich von der kulturellen Mission des Passionstheaters und seiner sittlichen Berechtigung überzeugt bin. Die vollserzierische und veredelnde Wirkung, die von diesem Weisespiel ausgehen kann, ist unbestreitbar. Mancher ist schon als Befehlshaber aus der Halle getreten, und schon oft hat unser Spiel das Gute geweckt, das in jedem Menschen verborgen ist!“

\*

### Wenn man einen Maibaum stiehlt

Um einen schönen und billigen Maibaum sich zu verschaffen, holte man in der guten, alten Zeit sich einfach die schönste Tanne aus dem nächstbesten Staatsforst. Die Klagen der Waldheger brachten es schließlich so weit, daß 1690 das Maibaumsetzen überhaupt kurzerhand vom bayerischen Landesherrn verboten wurde. Es drohte der alte Brauch tatsächlich ganz zu verschwinden, da wagten die Bauern von Teising bei Mühldorf etwa 100 Jahre später, gegen das kurfürstliche Verbot zu protestieren. Nach jahrelangen Verhandlungen geschah das kaum Glaubliche: Die Bauern bekamen recht. Der Maibaum entstand wieder, allerdings mit dem Stehlen aus dem Staatswald war es vorbei.

\*

### Berchtesgadener Glockenausschriften

Große Glocke:

„Als man zelt 1596isten jar, den 12. Marzi ist gwiß und war, bis Gotthaus samt 8 Glockhen abprunnen, mancher mit Leben kaum entrunnen. Gott will ferner mit seiner Gnad uns bhüten früh und spat.“

Die älteste Marienwallfahrt in Altbayern ist Feichten bei Burghausen. Die 798 schon bestehende Kirche wollte man der Sage nach zuerst in einem nieder gelegenen Feld erbauen. In der letzten Nacht aber vor Beginn des Baues trugen Engel die Baustoffe an die Stelle der heutigen Kirche, da, wo ein aus Stein gehauenes Marienbild in einer großen, hohlen Fichte sich befand.

\*

In der Sakristei der Reichersbeurer Kirche hängt ein Rosenkranz mit faußgroßen, schweren Holzperlen. Der wurde früher ungezogenen Kindern als Strafe für ungehöriges Benehmen in der Kirche öffentlich umgehängt.

# Joh. Kaspar Niblingers Reisetagebuch 1833

Zum 150. Geburtstage von Joh. Kaspar Niblinger am 23. Februar 1929

Herausgegeben von Oberstudienrat R. Brunhuber, Stadtarchivar †

28 Sonntag In dem von der Kunst so reichlich ausgestatteten Kloster dell'annunziata war in früherer Zeit immer eine von tüchtigen Meistern geleitete und vortrefflichen Künstlern unterstützte Capelle. Jetzt geschieht der Dienst durch Künstler und Dilettanten unter dem Einfluß des thätigen Padre Vicario Sacchi — freiwillig. — Heute bei der messa cantata wollten sie mir einige alte Meisterwerke der florentinischen Schule zu hören geben. — Zwei große Orgeln sind an den Wänden des Mittelschiffs in der Kirche aufgestellt — eine der andern gegenüber. Hinter dem Hochaltar ist der Chor von hölzerner Einfassung rings umschlossen. Auch hier ist eine Orgel aufgestellt, welche den Gesang begleitet, während die eine der Seitenorgeln die Cadenzen und auch präambula vorträgt. — Ein Contrabaß, Violoncell und eine Bassposaune unterstützen das Ganze. — Aber leider war die Ausföhrung der Messa cantata höchst ungenügend — ja barbarisch. — Ebenso war abends die Vesper, bei welcher die Werke eines Braccini, Padre Deher, und anderer fürchterlich mißhandelt wurden.

Es versteht sich, daß alles ohne Soprani und Alt (oder vielmehr dies von Männerstimmen abgeholt) vorgetragen wurde. — Ich konnte nicht umhin, ich weiß nicht wie und warum, nach der messa cantata vor diesem Herrn eine kräftige Philippika gegen diese allgemeine Verwahrlosung der Kirchenmusik durch ganz Italien — zu halten. Die Kirchenmusik, sagte ich, war der Grundstein, auf welchen unsere Kunst sich empor hob. Wissenschaft, Genie und religiöse Gefühle erzeugten die großen Männer, deren Namen im Tempel der Unsterblichkeit glänzen. — Italien war einst der klassische Boden, auf welchem, besonders durch Fürsten, Klöster und Institute begünstigt, so wie durch Himmel und Erde — die würdigsten Meister und Virtuosen empor blühten. — Jetzt ist es beynähe — von Bergamo bis Neapel eine Unmöglichkeit geworden einen Singchor in Capellen — a 4 parti reali zu verwirklichen. Ja, soweit ist der fein-organisierte Italiener gekommen, daß es ihm gleichgültig ist, die schönen und notwendigen Verhältnisse der Oberstimmen mit den untern durch den rohen Einsatz von schreihenden Tenori und Bassi zu ersetzen, oder wohl gar, wie in der Hofcapelle zu Neapel, vom 4stimmigen Satz die Soprani und Alt wegzulassen so, daß nur die verstümmelten Unterstimmen von lärmenden Instrumenten dürftig gedeckt, die Idee des Meisters darstellen sollen. — In manchem Dorf meines Vaterlandes, — auch von wenigen hundert Einwohnern — belebt von einem würdigen Pfarrer oder Schullehrer — hört man die schönsten 4stimmigen Kirchengesänge. In den größten Städten, Rom, Neapel, Florenz, welche Hunderttausende von

Einwohnern zählen, sind die Tempel und Capellen nun stumm und verödet. — Es fehlt an Fonds — an Geld, sagt man immer. — An gutem, ernstem Willen, an innerer Begeisterung für Religion und Kunst fehlt es hauptsächlich, möchte ich entgegenen. — In Neapel spendet die Regierung jährlich über 30 000 ducati napoletani für das dortige Conservatorio di musica und Soprani und Alt fehlen gänzlich. Das Conservatorio di Milano im Jahre 1807 von Kaiser Napoleon großartig begründet, und von der österreichischen Regierung mit 24 gratuit plätzen für Mädchen auf dem nämlichen Fuß bis heutigen Tag unterhalten, hat bis jetzt — nicht eine einzige Virtuosa di prima sfera — hervorgebracht. — Das Geld thut nicht alles in der Welt; Geist und Herz schaffen mehr. — Überall gibt es Seminarier, Schulen und Institute; eine Stunde der Gesangschule — zweckmäßig geleitet — würde bald Tempel — und Capellen neuerdings beleben, und die großen Meisterwerke religiöser Tonkunst würden dem Staub und Moder entzogen. — Meine Predigt wirkte, daß ein dicker fein-gekleideter Abbat. — mit Kragen und Mantel — sich bereit erklärte gratis 4 oder 6 Knaben im Gesang zu unterrichten, — wenn maestro Lorenzi oder sonst jemand ihm selbe — als tauglich auffinde. —

29 July Nichts Bedeutendes. —

30 July Seit dem 25 dieß, da ich erfahren, daß im Kloster dell'annunziata bedeutende Musikwerke im dortigen Archiv liegen glich ich gewissermaßen einem Jäger, welcher unablässig der Fährte nachspürt, um seine Beute zu erreichen. — Vergangenen Sonntag stellte ich, nach der Vesper, bei Gelegenheit des Salve Regina von Braccini, wobei auch ich neben dem Capellmeister Pellesetti mitsang, an den Padre Vicario — in Gegenwart von Direktor Campanelli, mstro Lorenzi, des freundlichen Abbate mit Mantel und Kragen die Bitte — eine copia von diesem Salve zu erhalten, denn ich wünsche sehr, fügte ich hinzu, Seiner l. Hoheit aus Toscana, und besonders aus diesem Kloster, wo einst so berühmte Capellmeister, wie Braccini, P. Dreher, Borriceto als Mitglieder dieses Ordens hier lebten und wirkten, ein würdiges Kunstwerk darbiethen zu können. — Der treffliche Direktor Campanelli, der umsichtige maestro Lorenzi, der freundlich Abbate mit Mantel und Kragen unterstützten lebhaft mein Gesuch: Der gute Capellmeister Pellesetti — (selig die Armen im Geiste) stellte alles dem Willen des Padre Vicario anheim. — Der P. Vicario endlich erklärte, daß er die Sache als würdig aller Beachtung seinen Superiori vortragen werde — und was von ihm abhängt, wird er gerne thun für einen so erhabenen Fürsten und zur Ehre des

Vaterlandes und des Klosters. — Heute um 11 Uhr, denn diese Stunde war bestimmt, um eine entscheidende Antwort zu erhalten, theilte mir der P. Vicario in Gegenwart des Ferdinando Lorenzi, welcher mich begleitete, die günstige Entscheidung mit, daß mit Bewilligung der Obern mir, was ich immer auswähle, zu Gebote stehe, um es dem Kronprinzen darbiethen zu können. Ich fand Gelegenheit, dem P. Priore, in welchem Taubeneinfalt mit Schlangenflugheit sich einen, meinen herzlichsten Dank auszudrücken, sowie dem padre Vicario. — Er war so launig mir zu sagen, daß der Fürst seine Leute gut zu wählen wisse, denn es sey schwer meinen Vorstellungen zu widerstehen. — (Ob auch der Kronprinz so denke, wird die Zukunft lehren.) —

Wegen der Auswahl der Stücke wurde heute mancher Schritt gethan. — Ich theilte die ganze Geschichte dem edelmüthigen G. v. Mezger, dem Agnaten des Königs und des Kronprinzen — mit, und bewog ihn morgen mit mir zu den guten Religiosi zu gehen, um dem Geschäft das Siegel der Wahrheit und würdigen Bekräftigung aufzudrücken, um so mehr, da es mir unmöglich wird, die Copie abzuwarten, und ich daher alles in seine Hände legen muß. — Der gute treffliche Mann versprach mir mit freudiger Bereitwilligkeit seine Mitwirkung.

31 July Um 9 Uhr Morgens, da die Reisegährung wieder eingetreten, hielt ich Nachfrage bei den Letturini um über Genua nach Mailand zu reisen. — Um 11 Uhr hatten Mezger, ich und Fernando Lorenzi die Ehre im Gasthale des Klosters der Annunziata — mit hoher cortesia empfangen, dem Padre Vicario und Padre Priore unsern Besuch abzustatten. — Alles wurde freundlich besprochen; die bis jetzt ausgewählten Partituren wurden mir vorgelegt, und so war endlich das Geschäft würdig abgethan. — Auch mit maestro Lorenzi machte ich G. v. Mezger bekannt. —

Von einem maestro Valenti, Florentiner, wäre vielleicht manches durch seinen dürftigen Erben zu erhalten. — Ich soll morgen von seinen Compositionen etwas kennen lernen. —

Mit dem lebenswürdigen — trefflichen Maler — Menzi — meinen gewöhnlichen Tischgenossen alla trattoria della stella — schloß ich nach 2 Uhr den Contract mit dem Vetturino ab, um Samstag nach Genua zu reisen. —

Dann sah ich im Pallaste Caselli einige herrliche Deckengemälde des pittore Menzi, sowie größere Arbeiten desselben in seinem studio im Kloster S. Spirito. — Auch die wunderschöne — von Brunelleschi — in corinthischen Styl erbaute Kirche, sowie das prächtige Kloster besah ich mit freudigem Staunen über das, was Kunst — durch

Religion begeistert — in besserer Zeit zu schaffen wußte. —

Den Abend brachte ich im Haus des maestro Lorenzi zu, welcher mir eine Menge von Kirchencomposizioni des einstigen Hofcapellmeisters Pazzaglia vorlegte. — Ich fand, ohngeachtet alles Anrühmens, in selben nichts weniger als klassische Arbeit. —

Ich merkte schon seit einiger Zeit den Fuchs; er möchte gerne seine Papiere in Silber oder Gold umwandeln. —

Aber I, habe ich keine Fonds mehr, und Itens will ich die Kasse nicht im Sack kaufen. — Übrigens ist maestro Lorenzi aller Beachtung werth; besonders vielleicht in der Folge. — —

1 August Diesen Morgen schrieb ich neuerdings einen Brief an meine Schwester Sabina, sowie an die Mutter um ihr zum Rahmenstage meine Segenswünsche aus der Ferne zu senden. Ich hatte gehofft, meine Reise so einrichten zu können, daß ich zum Rahmenfest der Mutter in Wasserburg eintreffe. Der verlängerte Aufenthalt in Rom und in Florenz hat dieß unmöglich gemacht, da ich noch die Reise nach Mailand und Bergamo zu machen habe. —

Um 9 Uhr war ich bey H. von Mezger, wo ich den armen guten Valenti sah, welcher mir einige Werke seines Vaters und Bruders, beyde einst tüchtige Meister, zum Geschenk anbot. — Nachmittags brachte er noch mehrere. — Es versteht sich, daß auch für den armen — gutmüthigen Geber etwas gethan werde. — Bemerkenswert ist, daß beynabe allen diesen spartiti auch die ausgeschrieben Stimmen beyliegen. — Der gute Mann war gesonnen, selbe den Klosterfrauen als Futterzeug zu überlassen. — Ich redete ihm dieß aus, und sie bleiben bey den Partituren. —

Dann ging ich auf die Polizei um meinen Paß in Ordnung zu bringen. Auch de Paoli (Giusti) besuchte ich in seinem Kaufladen und wir schwätzten viel. — Den Abend brachte ich bey der Familie Lorenzi zu. —

2ten August Diesen Morgen erfuhr ich daß beyhm Betturino ein Hinderniß eingetreten ist, morgen abzureisen. Sonntag soll die Reise vor sich gehen. Dann besuchte ich H. v. Mezger, wo Antonio Valenti, der mir einige Werke von seinem Vater und Bruder gestern zum Geschenk gemacht, — sich einfand. Er brachte wieder einen neuen Paß Musik, welcher zu dem vorigen gelegt wurde. — Er war so gefällig mich zu einem maestro zu führen, welchem er vor 2 Jahren den größten Theil der Werke seines Vaters und Bruders zum Geschenk gemacht hatte. Dort fand ich eine Menge von Composizioni, Messen, salmi<sup>111</sup>, Introiti, mottetti usw. a due a 3 voci meistens für Tenor und Bass; denn schon damals d. h. in den Jahren 1745 bis 1790 fehlten in den Capellen Soprani u. Alt. — (Der gute Antonio weiß nicht einmal wann sein Vater geboren und gestorben ist. Er konnte mir nur sagen, daß Nicolo Valenti / il padre / in S. Maria novella u. a. S. Trinità als maestro functionirte, welchem sein Sohn Francesco folgte. —) Auch Antonio war maestro di <sup>111</sup> Psalmen.

musica. Er functionierte im Kloster delle ancille della quieta, und gab Musikstunden; aber langwierige Krankheiten, und andere schwere Anfälle, sowie halbe Blindheit führten den armen, doch heitern und wie es scheint, lebensfrohen Mann wirklich zur quieta, und er will nichts mehr von Kunst und maestro wissen. — Sein Bruder Francesco starb aus Gram über die Zerstörung, welche die französische Revolution in den neunziger Jahren über Florenz ausgoß.

Über diese Künstler-Familie könnte ein Kunstroman geschrieben werden.

Antonio und sein Freund ließen mich aus aufgethürmten Musikwerken wählen, was ich für meinen Zweck als das Beste erkannte, um selbes copieren zu lassen; aber mit der Bedingung, daß die Originalien derselben mir gehören, und die bezahlten Copien bleiben dem maestro-Freund des Antonio. —

Aber das Sonderbarste hier in Florenz ist, daß ich — abgesehen was dem guten Valenti für sein Geschenk entgegnet wird, für die Copien im Kloster dell' annunziata und der Werke des Nicolo Valenti (discepolo del P. Martini) hier keinen Heller Auslage zu machen habe. Alles fand sich in den letzten Tagen, und die Copiatur erheischt Zeit, während ich von hier abreisen muß. — Der edelmüthige Joh. v. Mezger, (welcher mir auch sagte, er habe noch Geld vom Kronprinzen zu fernerer Disposition) will auch in meiner Anwesenheit der Geschäftsträger seyn. — Er wird die Copien bezahlen und mir alles nachsenden. — Er ist überzeugt, daß der Kronprinz alles genehmigen wird. Bedremo! — Himmel! Was wollte ich erbeuten, wenn ich die nöthigen Fonds und mehr Zeit hätte! — Da mir beyde Bedingnisse fehlen, kann und wünsche ich auch nicht nach Bologna, und Venedig — diesen reichen Fundgruben musikalischer Schätze — zu gehen; — denn es ist Tantalus Qual, diese goldenen Früchte und diesen Lebensquell zu sehen und nicht erreichen und daraus schöpfen zu können. — — —

Noch muß ich bemerken, über innere und äußere Tüchtigkeit und Erfahrung — besonders auf Reisen — ist das Wort oder der Buchstabe zu schwerfällig, und zu unbehüllich — um die tausendfachen — wie Blitz entschwindenden Erscheinungen festzuhalten und darzustellen. —

8 August Seit gestern 5 Uhr nachmittag bin ich nun im prachtvollen Genua, welches einst des Großen und Würdigen so viel erzeugte und auch nun, ohngeachtet verlornen Selbstständigkeit in der Krone der wunderschönen Italia einen der kostbarsten Edelsteine bildet. — Doch ich will die vergangenen Tage kurz nachholen. —

3 August Das lästige Einpacken und einige Abschiedsbesuche füllten den Tag. — Die Familie Lorenzi mit ein paar Hausfreunden gaben mir in ihrem Garten ein ländliches italiänisch-einfaches Souper, wobei freundliche Toaste nicht fehlten. Der Schimmer des Mondes über die paradiesische Gegend ausgegossen — beleuchtete sanft die Abschiedsstunde. —

Die Rahmen Lorenzi Giuseppe und Fer-

dinando Donna Maria, Enrichetta, Luigia, Teresa und Aurelia werde ich nicht vergessen.

4 August Um 11 Uhr war ich bereit zur Abreise, welche indessen erst gegen 6 Uhr stattfand. — Im großen Reisewagen saß zu unsrer großen Überraschung — nur ich und ein Padre Agostiniano, so daß die Reise bis Genua ohne mindeste Beschwerde vor sich ging, um so mehr, da auch die Luft nicht drückend heiß war. — In Pistoja wurde zu Mittag gegessen; dann ging es durch wunderschöne, mannigfaltig gruppierte Thäler bis nach Lucca, wo wir übernachteten.

5 August Von Lucca, welches außer dem Spaziergang um die Stadt und dem Pallaste des Herzogs wenig Bemerkenswerthes uns darbot; gieng der Weg, über den Kastanienreichen Berg della chiesia (forse chiesia) nach Pietrajanta, einer kleinen, — zum Empfang des Großherzogs eben schön geschmückten Stadt. — In Massa wurde Mittag gehalten. Nach dem Essen weilte ich eine Stunde auf der mit seltenen Blumen geschmückten Terasa, das unermeßliche Meer wieder überschauend und gedenkend der Heimath. — Eine Vanillia-Blume legte ich in mein taccaino zum Andenken an meine ferne Schwester Sabina. — In Sarzana wurde übernachtet. Der Berg wurde bestiegen, (zur großen Qual meines biden Reisegenossen) um die Aussicht auf das nicht ferne Meer zu genießen. Morgens den 6ten August ging die Reise durch Gegenden, welche Natur und Menschenleiß in Zaubergärten, wie nur ein Tasso oder Wieland sie malen könnten, mit Worten — umgebildet haben. — Der Anblick des Golfs di Spezia überrascht jeden Freund des Schönen. — Von da zog sich der Weg über das steile Felsengebirg — la foce della spicia — bis zum Dorf — borghetto<sup>112</sup> — hinauf und hinab. — Dort wurde zu Mittag gegessen. Da ich einen Teil des Gebirges zu Fuß gemacht hatte, schmeckte das Essen desto treflicher. Die Kunststraße, welche sich hier über das Gebirg del braco bis nach Sestri zieht, ist ein Meisterwerk neuerer Ingenieur-Wissenschaft; so wie die von Sestri bis Genua über Felsenhöhen, wo das Maulthier im Nebel seinen Weg sucht, neben Schwindel erregenden Abgründen, durch Felsen Mauern gebrochen, und immer fortlaufend aufwärts und abwärts auf fein geebnetem Boden. — Mein Auge konnte sich nicht satt sehen an diesen Wundern der Schöpfung und des menschlichen Unternehmungsgeistes; freudig bewegt schlug ich in die Hände bey manch überraschender Wendung des Weges. — In Sestri, am Meere liegend, fanden wir ein trefliches Gasthaus, in welchem Geist und Körper sich erquicken konnten. —

7 August Von Sestri geht die Straße auf und abwärts fortlaufend das Meer immer zur linken, über Suaggi, Rappallo bis zum Felsenthor von Riva unbeschreiblich überraschend zeigt sich hier — durch die schöngebaute Felsengallerie das tief unten liegende Meer und das prächtige Genua

<sup>112</sup> Einkleiner Flecken.

am Fuße der Apenninen mit seinen Thürmen, Castellen und Ballästen. — Dieser Anblick allein wäre lohnend eine Hundertmeilen weite Reise. — Ich war sehr erfreut, daß unserer wackeren vetturino hier zum Mittagessen ein paar Stunden verweilte. — Während mein bequemer und indolent: padre Giuseppe-Reggente nach

dem Essen sich, wie gewöhnlich, im Wagen einschloß, um Fliegen zu fangen, sein brevier zu betten, oder zu schlafen, bestieg ich wieder über dem Gasthaus den Berg, um Meer und Land zu übersehen. — Wolken zogen sich zusammen, und wir mußten abreisen. — Der Regen mit Gewitter begleitete unsere Einsart in Genua. (Schl. f.)

## Der Gründer von Hallbergmoos

Von Franz Schaehle.

Acht Kilometer südlich von Freising, wo vor 100 Jahren noch eine menschenleere Sumpflandschaft sich dehnte, liegt das Dorf Hallbergmoos. Es zählt heute etwa 1000 Seelen. Entstehung und Namen dankt es einem Manne des deutschen Hochadels, der, wie kaum ein zweiter seiner Zeit, im Brennpunkte der öffentlichen Aufmerksamkeit gestanden ist. Die Nachwelt freilich kennt sein Bild nur mehr in ungerechter Verzerrung und ungelesen bleiben seine umfangreich überlieferten, geistvollen Schriften. Das Wissen über seine Persönlichkeit beschränkt sich auf den unwidersprochenen Abklatsch einer seichten Tagesliteratur, die sich billige Wige darüber leistet, daß Theodor Maria Hubert Freiherr von Hallberg dem Modeschmack seiner Zeit keinerlei Zugeständnisse gemacht hat; daß er allezeit unbeirrbar Eigenart zeigte in Kleidung, Wohnung, Lebensgewohnheiten. Die goldene Mittelmaßigkeit des Durchschnittslesers verwechselt unbedenklich Eigenart mit Unvernunft und weidet sich an der Zeichnung eines Dreiviertelnarren, dessen Tollheiten aus Verbrecherische grenzen. Sogar die Gründung der Kolonie Hallbergmoos, eine mühe- und dornenvolle Leistung, deren Hundertjahrfeier heuer begangen wird, ist zu einem geldgierigen, gewissenlosen Streich umgedeutet worden. Dieser Vorwurf soll an anderer Stelle widerlegt werden. Fürs erste gilt es, die wahrhaft seltene, geschichtliche Persönlichkeit des Reichsfreiherrn von unbedingter Verunglimpfung zu reinigen.

Hier die Umriss seines Lebensganges: Geboren 1768 aus dem Stammschlusse Broich bei Duisburg, wurde Hallberg für den Offiziersberuf ausgebildet. 1813—15 hat er sich mit Geschick, Eifer und Unerschrockenheit in hervorragenden Kriegsaufgaben gegen Frankreich betätigt und erhielt dafür den Titel eines Generalleutnants, sowie hohe preussische, bayerische und russische Orden. Hieran reihten sich später noch (1821) ganz ungewöhnliche Gnadenbeweise des Papstes und des Schahs von Persien (1842). Was der Erscheinung „Hallberg“ von der Schulbank bis zum Grabesrande für das Auge des ruhigen Bürgers einen abenteuerlichen Anstrich gab, war seine Leidenschaft, auf dem Erdball spazieren zu gehen, d. h. durch sämtlicher Herren Länder zu Fuß zu reisen. Und noch durch ein anderes erregte er jahrelang unliebsames Aufsehen: durch seine Befessenheit, den großen Korzen zu Fall zu bringen, eine Leidenschaft, die er unermüdet an den Tag legte, zu einer Zeit, wo es noch keinem

Menschen einfiel, das mit Hurra und Festedruck zu begrüßen. Wiederholt ist er dadurch in Lebensgefahr gekommen. Aber er war und blieb ein Mann von Eigenguß, sich selbst treu bis zum Sterbend, allen Widerständen zum Trotz, weit entfernt, der Außenwelt irgendwelche Zugeständnisse zu



machen. Mit unserer bayerischen Heimat ist er verknüpft durch den Erwerb der alten Schlösser Fußberg bei Gauting (1819), Birkened bei Freising (1824), Hörmannsdorf bei Dingolfing (1850). Im letzten hat der greise „Eremit von Gauting“, wie er sich selbst mit Vorliebe nannte, seinen Lebensabend in völliger Erblindung zugebracht, bis zu seinem Tod 1862. Sein einziger Sohn, der die Burg Chameregg im Bayerischen Wald bewohnte, war ihm schon elf Jahre vorher kinderlos vorausgegangen.

Hallberg gehörte zu den Leuten, die im Herzen ewig jung bleiben. Daß seine Naturburschenart der zeitgenössischen Gesellschaft seltsam vorkam, ist begreiflich. Daß aber auch die Nachwelt noch über seinem Andenken nur leicht hin die Achseln zuckt, das ist das Werk seines „Freundes“ Joh. Gistel, der 1863 zu Berlin eine „Skizzierte Lebensgeschichte des preussischen Generals Freiherrn von Hallberg-Broich“ herausgegeben hat. Aus diesem Machwerk, als ausschließlicher Quelle, schöpfen seither alle, die in wort-

getreuer Nachbetung auf Kosten eines angeblich verrückten Junkers „Lachen, um einen Haufen alberner Zuschauer zum Lachen zu bringen.“ Die Nachprüfung des Tatbestandes ist ein Gebot der Gerechtigkeit.

Welcher Art war das Verhältnis Hallbergs zu seinem Biographen? Gistel studierte in München Naturwissenschaft. Als 21jähriger Jüngling ließ er in der Zeitschrift „Volksfreund“ Verse erscheinen, voll der Lobhudelei auf den 42 Jahre älteren, allgemein bekannten Freiherrn und erreichte durch persönliche Zufindung nebst entsprechendem Begleitschreiben Antwort, Besuch und Einladung. 22 Jahre lang genoß der Sänger die erlungene Gastfreundschaft und brachte hierzu auch seine Studiengenossen mit. Er lustwandelte Arm in Arm mit dem Gastgeber, plauderte, rauchte und speiste mit ihm; er war sein Wandergefährte in Württemberg, ließ sich mit Reiseandenken aus dem Morgenlande beschenken, biederete sich mit Hallbergs Familie an und ward erst dann unsichtbar, als dieser das Augenlicht verlor. „Erloschen war der Sonnenglanz, zerstoßen war der Müdchentanz.“ Am Kopfe des Gistelschen Buches ist eine inhaltreiche Elegie abgedruckt, die Hallberg vorgeblich „den Freunde und Gefährten“ gewidmet hat.

So ungern wir Gistels Spuren folgen, so ist es doch für unsere Aufgabe unerlässlich, Proben seiner Aufzeichnungen und seines Geistes zu geben. Zu einer gemeinsamen Spaziersfahrt nach Starnberg bemerkt er nachträglich: „Wo wir anhielten, wurden die Armen beschenkt, so daß diese Wagenpromenade einem wahren Triumphzug des guten Herzens glich, was an Hallbergs Seite viele Tränen hervorlockte und wieder schnell trocknete, denn alle Tränen verdampfen gern.“ Dies ist eine der zahlreichen übelwollenden Glossen, womit G. rückschauend alle Lebensäußerungen Hallbergs planmäßig verziert. Sein eigenes Verhältnis zu ihm stellt er so dar, als ob der Freiherr ihm größten Dank dafür schulde, daß G. die adelige Langeweile im Leben des Sonderlings habe vertreiben helfen. Wie gründlich verkehrt das ist, begreift jeder, der sich überzeugt hat, daß Hallbergs Leben von unermüdetlicher Tätigkeit restlos erfüllt gewesen ist. Bergelich suchen wir nach einem einzigen überzeugenden Bekenntnis, daß der junge Mann, der bei Hallberg fast täglich zu Tische saß, der mit dem Worte „Freundschaft“ verschwenderisch um sich wirft, irgendein Gefühl menschlicher Wärme bekundet hätte. Wo aber umgekehrt Hallberg Liebe und Teilnahme dem Freunde versichert, da wird das mit Selbstverständlichkeit und Behagen urkundlich wiedergegeben. Sogar ein langatmiger Brief von Hallbergs Sohn findet wortgetreue Aufnahme „zum ehrenden Gedächtnis“. In Wahrheit ist der Inhalt herzlich unbedeutend, aber Gistels Kenntnisse in den Naturwissenschaften sind eben darin rühmend erwähnt. Dem Freiherrn wird angekreidet, er habe beim Gewitter die Pfeife weggelegt. An sich etwas ganz und gar Gleichgültiges. Aber G. kann diese Kleinigkeit brauchen, um sich selbst, wie gewohnt, ins helle Licht zu rücken: „ich fände einen

Heroismus, ein Glück darin, vom Blitz und Schlag zerfchmettert unterzugehen.“ (!) Wo bleibt bei folgendem Vorgang der einfachte Herzenstakt? G. rühmt sich mit überlegenem Lachen, in einer Gefellfchaft vor den Ohren feines Freundes, der als gefchworener Haffer Napoleons bekannt war, eine fchwulftige, reichlich fchlechte, gereimte Verhimmelung des Franzofentaisers mit folchem Schwung vorgetragen zu haben, daß Hallberg empört aufstand und fluchend den Saal verließ. Wie foll ein anftändiger Mensch darüber denken, wenn G. für den blinden Greis, abgesehen von einigen fpärlichen, ganz oberflächlichen Redensarten, die im Herzen keinerlei Wurzel haben, nichts weiter mehr aufbringt als eine Fülle von Stilkübungen, wie „mumifiziert“, „Füße wie dünne Stelken“, „Geficht von einer fchmutzigen Membran noch umspannt“, Zähne ausgefallen und Haare des Kopfes, nur der weiße Bart haftet noch treu am Kinn, wie die weißgrünliche Urtina an der ftattlichen Baumleiche“. Nach der vergeblichen Augenoperation sah er den „Freund“ ausgeftreckt „ein Bild der Erosion der Zeit und der Leidenschaften“ (— für letzten fehlen die Beweife böllig —); „die abgelegten Kleider gleichen den Überresten eines Bartuches“. Eine der durchaus wörtlich, nicht etwa bildlich gemeinten Entgleisungen lautet: „Die Ohren trug der Befitzer fortwährend steif.“ Das fordert geradezu heraus zu der naheliegenden Gegenfrage, wie der Schreiber sich die Normalftellung der Ohren denkt und ob er sie selbst willkürlich regulieren konnte. Man legt das fragwürdige Buch gern wieder aus den Händen und bedauert es, daß das inhaltreiche Leben eines Mannes, der sich an regierenden Höfen bekundeter Wertschätzung erfreut hat, den König Ludwig I. freundschaftlich duzte, eine fo gründliche Verzeichnung erfahren hat, daß sein eindrucksvolles Bildnis für ganze Geflechter verdunkelt erfcheint.

Aus der peinlichen Flut kleinlicher Bosheiten heben sich grell heraus zwei fchwerwiegende Vorwürfe, die an sich wohl geeignet find, unsern Glauben an die Denkfähigkeit und den guten Willen Hallbergs, unsere Teilnahme für ihn zu erfchüttern. G. hat nämlich feinen Macherzählern berichtet: 1832 habe Hallberg „in einem Anfall von Paroxyfimus“ feiner Gattin befohlen, „um ihre Liebe aufs Neue zu befeunden“, vom ersten Stockwerk des Schlosses Birkeneck („12—16 Fuß Höhe oder Tiefe“) herunterzufpringen, sie habe sich zwar nicht verlegt, „fränkelte aber täglich mehr, bekam bald die „Hämorrhagie“ und farb 35 Jahre alt. Aus den hinzugefügten, verftiegenen Redebliuten kann man sich mühsam herausrechnen, daß der Tod etwa 14 Tage nach dem Vorfall eingetreten wäre. Die anderweitig bekundete Behauptung, die Todesursache sei Sumpffieber gewesen, tut G. mit fünf kurzen Worten als falsch ab und ergeht sich dann in deſto weitfchweifigerem Wortfchwall über feine eigene Schwärmerei für die Tote, bringt deren einzigen an ihn gerichteten Brief zum Abdruck, der in kühlformeller Kürze für eine ihr wider Willen aufgenötigte Buchwidmung dankt, und fügt

noch eine zweite Erzählung an: Es sei nämlich einmal die Herzogin von Leuchtenberg zu Befuch gekommen und habe von einer Magd erfahren, daß der Baron „die gnädige Frau bereits schon den ganzen Tag im Taubenschlage gefangen halte.“ „Aufs höchste entrüstet über diese Nachricht, befiehlt die Königsstochter, deren Stolz im Weibe tief beleidigt war, der Magd, sofort die Leiter zum Taubenkobel zu besteigen und mit Gewalt die Kiegel der Türe zu sprengen, was denn auch fogleich vollzogen und die Gefangene, welche den ganzen Tag über geweint und gehungert hatte, befreit wurde.“ Darauf erklärte die Freifinger Damenwelt dem Baron „den wütendsten Krieg“, einige ihrer Männer forderten ihn, „der aber nicht los ging“ uff.

Wer kleinftädtische Verhältnisse kennt, mit ihrem Drum und Dran von Bier- und Kaffeestuben, von Basen und Bektern, vernimmt aus alledem den wohlvertrauten, wenn auch wenig ansprechenden Klang. Dem Historiker freilich stehen solche Hiftörchen übel zu Geficht, es sei denn, daß er gleichzeitig und unaufgefordert einen überzeugenden Beweis anträte. Keineswegs darf er dem von der Fama Verfolgten die Aufgabe zuschieben, zu widerlegen. Bloße Plaudereien und Amüfements auf Kosten fremder Ehre find ein Gewerbe, das sich selber richtet. G. hat mit der Herausgabe feines einzigartigen „Freundschaftsdenkmals“ zugewartet bis genau ein Jahr nach Hallbergs Ableben. Er wußte, daß keine unmittelbaren Nachkommen vorhanden waren. Zu juriftischem Einpruch befaß niemand eine Vollmacht. Aber der gewünschte Erfolg, das „Hört, hört!“ war um fo lauter und nachhaltiger zu erhoffen, je kräftiger Zeichnung und Farbe den Moritatenstil trafen. Eigentlich erledigt sich die Angelegenheit mangels eines Beweifes selbsttätig. Wir vermiffen aber dabei auch jede äußere und innere Wahrfcheinlichkeit. Hat Schreiber und Nachfchreiber eine klare Vorstellung davon, was ein Taubenkobel ist? In den „Deutschen Gauen“ oder in „Volkskunst und Volkskunde“ find solche befchrieben, im althayerischen Land find sie an Ort und Stelle zu betrachten. Kann man darin, feien sie auch noch fo ftattlich, erwachsene Personen einsperren? Es ist eine ganz und gar nicht vorftellbare, beifpiellose Gefchichte, daß die Freifrau, sofern sie selber ihrer Sinne mächtig war, hätte über eine Leiter empor in einen solchen Kasten eingeliefert werden können. In welcher Stellung hielt sie sich dort auf? Wo foll der Kiegel angebracht gewesen fein, der gewaltfam gesprengt werden mußte? Innen? Dann hätte sich die merkwürdige Frau selber eingesperrt und das Sprengen scheint überflüssig. Oder außen? Kiegel pflegt man einfach zurückschieben. Haben denn die Kobel überhaupt Kiegel? Wer folch fragwürdige und zudem ehrenrührige Dinge in die Welt bringt, mußte füglich jedes Wort auf die Waagschale legen und vor allem selber höchsten Vertrauens würdig fein. Gab es denn in Birkeneck kein geeigneteres Haftlokal als den hoch in den Lüften thronenden Taubenkobel?

Das ist derart toll ausgedacht, daß, wenn wir es als wahr annehmen, der Freiherr keineswegs mehr als Sonderling oder Narr, wie deren genug herumlaufen, sondern als gemeingefährlicher Irresinniger bezeichnet werden mußte. Wir wissen sowohl durch Künzberg, („Hinterlassene Papiere des Freiherrn“, 1862), auf dessen Glaubwürdigkeit kein Matel haftet, wie aus Hallbergs eigenen Schriften, wie hoch G. die Frau, den Wert der Liebe, des Zueinanderaufgehens fchätzte, wie verwerflich ihm jede Konventionsehe erfchien. Ja Hallberg selbst äußert sich über Gewalttaten anderer Adeliger gegen ihre Ehefrauen in Ausdrücken wie „pöbelhafte Gemeinheit“, „armfelige Niedrigkeit“. Wir haben ferner beurkundete Belege für Hallbergs Menschenliebe, feine Uneigennützigkeit, feine Wertschätzung der Religiofität. Und vor allem: eine Eigenschaft wahrte er sich bis in die letzten Lebensjahre, die der Prüfstern ist für den Wert eines Herzens, die Liebe zum Tier. So läßt sich die üble Nachrede über die angebliche Roheit gegen seine Frau in sein inneres Charakterbild fo wenig einordnen wie in feinen äußeren Lebenslauf.

Um der Verleumdung den Boden zu entziehen, ist es nötig, Gistels sachliche Unzuverlässigkeit aufzuzeigen. Sie ist erfichtlich auf Schritt und Tritt. Die Handschrift Hallbergs wird von ihm gekennzeichnet als „fo leferlich, daß es schien, als wäre sie mit dem Schwerte gefchrieben, überall äußerft unkorrekt, bis ins schülerhafte“. Das ist sachlich unrichtig. Die Schriftproben, die wir in Händen hatten, find flott gefchrieben, gut leferlich und nicht im mindesten unkorrekt. Dagegen ist Gistels eigene Handschrift, fo gar in einer Eingabe, an deren Erfolg ihm viel gelegen war, unftreitig fchlampig und fahrig. In ähnlich verkehrter Weise äußert G. sich über die Redeweife des Freiherrn: „Seine Wortfügung war unblühend“ (?) Dem gegenüber steht das ganz anders geartete Urteil Künzbergs: „Es war ein Genuß, den Freiherrn, einen der geiftvollsten Männer feiner Zeit, sprechen zu hören.“ Ein ähnlicher Gegenfatz: G. höhnt über die Gastfreundschaft Hallbergs und feine Wohnräume, sie feien von der Art gewesen, daß, wer einmal kam, nicht leicht wiederkehrte. Wir beifigen dagegen das Zeugnis eines Rufsen, der die Gastlichkeit, die feingebildeten Manieren Hallbergs, als eines „der hochherzigsten Männer, die ich auf meinen Reisen durch Europa kennenlernte“, die gefchmackvollen Eindrücke in Hallbergs Behausung, begeistert verzeichnet. Weiterhin erzählt G., Hallbergs Gattin habe ihren Mann durch Kniefall vor Napoleon aus dem Gefängnis befreit. Nach glaubwürdigerer Darstellung war es Hallbergs Mutter, die sich erfolgreich an die Kaiserin Josefina gewendet hatte. Ein weiterer Widerfpruch! Demselben Hallberg, der auf Reisen u. a. den Homer mit sich zu tragen pflegte, wirft G. die Berftändnislosigkeit gegenüber dem Schrifttum vor und prahlt mit feinem eigenen wohlgefüllten Bücherschrank. Mit anderen Worten: der Fall Wagner gegen Faust.

Eine ganz besonders beliebte „Gaudi“ gibt

allen Gistelianern das Heiratsinserat ab, das Hallberg in vorgerücktem Alter auf Grund einer Wirtshauswette zu München veröffentlichte und das in seinem Inhalt durchaus Hand und Fuß hat. G. giebt darüber eine Laugenlut des Spottes, redet von einer gräßlichen Enttäuschung Hallbergs, daß die Mädchen nicht „in personis“ erschienen, und verschweigt die Tatsache, daß 640, zum guten Teil sehr ernsthafte Angebote aus allen Ständen einliefen, auf die Hallberg in keiner Weise erwiderte, weil er sich abgestoßen sah v. dem Geld- und Versorgungshunger, und weil sein feines Empfinden das nicht fand, was ihn allein hätte locken können, persönliche Wertschätzung und Liebe. Es ist wohl unnötig, auf weitere der Gistelschen Kleinstadtgeschichten einzugehen, die er dem Andenken des Freiherrn anklebt.

Statt dessen eine Feststellung: Wer war Gistel? Geboren 1808, studierte er zu München, suchte 1837 sich in der Au als „Privatgelehrter“ und Bräutigam einer Kindergärtnerin ansäßig zu machen, wurde aber, trotz seiner großspurigen Angaben über den Wert seiner Sammlungen, über seine schriftstellerischen Aussichten und seine Verkäufe von Sammelgegenständen ins Ausland, vom Münchener Armenpfllegschaftsrat „wegen der Unsicherheit seiner Erwerbungsquelle“ abgewiesen. Hallberg selbst hat sich damals bemüht, dem jungen Mann eine Anstellung zu verschaffen. Auf dem Titelblatt seines Buches nennt G. sich gelehrter Dr. und G. — Tilestinus und zählt eine große Reihe wissenschaftlicher Vereinigungen (vorwiegend in Frankreich) auf, mit denen er „korrespondiert“ haben will. 1872 begegnet er uns wieder in München als Realgymnasiallehrer a. D. und ist hier im Jahre darauf gestorben.

Über diese nackten Taten hinaus ist meines Wissens von ihm nichts weiter auf die Nachwelt gekommen als sein Stil. Der Stil ist der Mensch. Da ergibt sich nun noch einmal das gleiche unerfreuliche Bild: G. hat nämlich nicht nur Hallbergs Persönlichkeit mit dem Brandmal „abfunder Sonderling“ versehen, sondern auch dem ausgedehnten Schrifttum Hallbergs, seinen Reiseschilderungen, durch die Abstempelung „bizarr, barock, verschroben, widerförmig, sprunghaft“ und dergl. den Weg in die Öffentlichkeit erschwert und gesperrt. Alle diese durchaus unbilligen Bezeichnungen sind in sämtliche Nachschlagewerke übergegangen, ohne daß ihre Herausgeber Zeit und Anlaß fanden, sich durch eigenes Lesen ein Urteil zu bilden. „Freund“ G. äußert sich u. a. so: „Hallbergs Stil ist schlecht, der Periodenbau ohne Ende und oft gänzlich undeutsch“, — „er ist ein Gassenjunge, der barfuß auf den Straßen herumläuft, im Sommer mit Rot und im Winter mit Schneebällen wirft, wenn er einen Juden sieht „hepp, hepp!“ schreit und dann, aus Furcht, Prügel zu bekommen, schnell ausreißt, und wenn er sich sicher glaubt, die Zunge herausstreckt, Rübchen schabt und hohnlächelnd „ätsch, ätsch“ ruft — „der Stil widerte an, er roch nach Schnaps und Tabak.“ All das paßt durchwegs ganz und gar nicht auf Hallberg, es klingt geradezu wie eine Selbstzeichnung

Gistels. Unbedingter Grundsatz ist doch allezeit, daß der Stilrichter selbst vorbildlich sei. Hier sind einige von G. selbst gefertigte Musterfäße: „Ein neuer Gewinn möchte wohl des verlorenen halb wert sein.“ „Der Zivilisation spricht der Freiherr, am wenigsten der französischen, das Wort nicht.“ „Was darinnen begraben ruht, mag sein, was es war und — bleiben.“ „Wüstes Lärmen, welches das Ohr in seiner Selbstermarterung in Sieges-, Schreckens- und Jammertöne zerlegte, hallte.“ „Eine Göttin hatte ihren ehernen Fuß über die Schwelle des Hauses Hallberg, von dem letzten seines Stammes trostlos bevölkert, gesetzt.“ „Aber man wollte sagen, möchte sagen, der Eremit blieb unverbesserlich.“ All das ist in der Tat gänzlich undeutsch, ebenso wie „promethetisch“ gänzlich ungriechisch. Was dagegen Hallberg schrieb, ist durchaus fesselnd und lehrreich, es ist die ungeschminkte, ehrliche, mit gesundem, giftfreiem Witz gewürzte Sprache des Mannes, der zu denken gewohnt ist, der das Herz auf dem rechten Fleck hat und die Welt kennt. Wenn ihm G. endlosen Periodenbau vorwirft, derselbe G., der ausgerechnet an gleicher Stelle, wo er Stilkritik treibt, 12—15zeilige Satzungenhäufte aufhäuft, die das unentwertbarste Juristendeutsch des 17. Jahrhunderts noch übertrumpfen, so ist dies Gebaren geradezu einzigartig. Es fehlt der Raum, einem dieser Mattenkönige von Nebenätzen wiederzugeben, bei dem wir nach mehrmaligem Lesen immer noch ratlos dem Zusammenhange der Glieder nachgrübeln. Gistels Stil ist nicht nur schlecht, sondern, und das ist das Schlimmere, er ist unehrlich. Er deutet an, er überfällt aus dem Dunkeln, ohne sich vor seine Behauptungen zu stellen, er schillert in billigen Fremdwörtern, er stelzt einher in gelehrten Zitate; da tänzelt die Götterwelt aller Zonen ihren Buchstabenreigen, es werden aufgeboden die Ardinghellos und Diavolos, die Demokritos und Heraclites, die „homöopathischen, allopathischen und aphrodisisch-dynamischen Mittel zur Magnetisierung reicher Erbinnen“, — lediglich um Bluff zu machen und den dürftigen Umfang dieser sonderbaren Lebensgeschichte auf ein 4- oder 5faches zu vermehren. Und hinter all diesen wuchernden Blüten versteckt sich die betäubliche Tatsache, daß G. wohl gerne Aufsehenerregendes künden möchte, im ganzen aber recht wenig Stoff verfügbar hat. Besonders peinlich wirkt z. B. die Schilderung einer Schlacht. Es ist unglaublich, was da alles herhalten muß an Gerassel und Gedonner und Gefunkel und Gebrause und Flammen und Finsternis und wunderbaren Schatten an den schauerlichen Wänden und Säulen der Wälder und was derlei Schreibtischblüten mehr sind, wobei ausgerechnet für Hallberg, der als erster den Rhein überschritt und sich dem Korfen stellte, der Vorwurf abfällt, „daß er sich nicht habe wie Schill totschießen lassen“. Würde es sich nicht um die Ehre eines Dahingegangenen, also Wehrlosen handeln, es würde sich wahrlich nicht lohnen, von solchen Brusttönen Notiz zu nehmen. „Ich vergesse“, so schreibt G. selbst zutreffend, „daß ich keine Anekdotensammlung, sondern eine biographische Skizze zu schreiben habe.“ Seine Zungenfertigkeit

macht sich mit Vorliebe über Familienangelegenheiten her, die Fremde durchaus nichts angehen. Dabei passiert ihm mehrfach das Mißgeschick, seine eigene Wesensart als die eines gewohnheitsmäßigen Leuteausrichters an den Pranger zu stellen.

So erfahren wir nebenbei, daß er Gelegenheit fand, dem König Ludwig I. die Schilderung einer dritten Person beizubringen, die die Wirkung hatte, daß der König auf offener Straße vor dem Betroffenen ausspuckte. G. hat lange Seiten eingeschaltet, die sich ausschließlich mit der höhnischen Durchhechelung von Personen befassen, und nur in lockerster Beziehung zum Thema stehen. Auch sind darin aufs unzarteste Bemerkungen wiedergegeben, die nicht in den Mund eines Mannes, und erst recht nicht in ein ernsthaftes Buch gehören.

Es ist ein übles Zeichen einer zeilenschlingenden Zeit, daß in regelmäßiger Wiederkehr die Fabeln über Hallbergs „Marrentum“ aufgetischt werden können, ohne daß die Schwächen ihres Gewährsmannes bemerkt werden. Es ist unrecht, im Wüste unbürgter Klatschereien darüber kurz hinwegzugehen, daß Hallberg mehrfach und freiwillig durch öffentliche Dankschreiben verschiedener Gemeinwesen geehrt worden ist. Er heißt darin ein Wohltäter der Armen, es werden ihm „kindliche Liebe, reinste Verehrung“ und „alle Gefühle der Neigung“ ausgesprochen. Aus seinen eigenen Schriften blicken unverstellt die Züge des aufrechten Mannes, des Kämpfers gegen Unnatur und Unvernunft, des Freundes von Vaterland und Menschheit. Möchte, gerade im Hinblick auf die Hundertjahrfeier seiner Gründung Hallbergmoos, die nur allzu reichlich ausgebeutete, trübe Quelle des Hallbergklatsches versiegen und dafür das Bild seiner eigenartigen, ungewöhnlichen Persönlichkeit verbiedermaßen neu erstehen!

\*

## Von Sitt' und Brauch

Hochberühmt im ganzen Chiemgau ist das Hl. Grab zu Aschau. Besondere Anziehungskraft haben die zwei lebendigen Wächter in der Uniform römischer Soldaten, die dann bei der Auferstehungsfeier am Karfreitag, sobald der Priester das dritte mal gesungen hat: „Christus ist erstanden“, wie betäubt zu Boden stürzen. Stundenweit kommt das Chiemgauland nach Aschau, um dieses uralte, kirchliche Schauspiel zu genießen.

\*

Die Polizeistunde war in der guten alten Zeit, vor etwa 150 Jahren, im Winter auf 9 Uhr, im Sommer auf 10 Uhr festgesetzt. In Städten und Märkten gab man dazu mit der sog. Wein- oder Bierglocke das Zeichen, am Land geboten es die Gerichtsdiener.

\*

Der erste Blikableiter in München wurde 1780 von den Kapuzinern auf ihrer außerhalb des Karlstores stehenden Kirche angebracht. W. J.

## Die Hallertau in Reim und Lied

Wir werden um Abdruck des folgenden Aufrufs gebeten: „Wie viele Gegenden unseres schönen Vaterlandes, hat auch die Hallertau ihre Säger und Dichter gefunden; auch sie ist in Reim und Lied besungen worden, in ernsten wie in heiteren. Jedoch wer kennt sie, wer singt sie? Ganz wenige, und die nur in engeren Kreisen. Einzig das sogenannte Hallertauer Lied: „O hl. St. Kastulus“ ist weiter bekannt, aber da oft nur in Verkennung seines Charakters. Statt als Scherzlied, wie es der Hallertauer mit seinem bisweilen derben Humor auffaßt, wird es draußen gar häufig als ein Spottlied betrachtet.“

Ich habe nun die Absicht, einmal alles, was in Reim und Lied an Ernstem und Heiterem über die Hallertauer irgendwie existiert, zu sammeln, zu sichten und dann zu veröffentlichen. Dazu brauche ich aber die tätige Mithilfe aller Freunde unserer Hallertau. Ich bitte daher jeden, ob studiert oder nichtstudiert, der Gedichte oder Lieder (gleichgültig, ob ältere oder jüngere) kennt, welche die Hallertau und ihr Leben betreffen, diese Gedichte und Lieder (event. mit Melodie) an mich gelangen zu lassen. Sind dieselben schon irgendwo veröffentlicht, bitte den Fundort und, wie überall, den Verfasseramen (wenn bekannt) beizufügen. Es ist nichts anscheinend so geringfügig, was nicht etwa für unsere Zwecke passen könnte, also auch mundartliche oder schriftdeutsche Gelegenheitsgedichte und -gesänge, soweit sie die Hallertau oder ihre Popsen, ihr Bier usw. betreffen, G'stanzeln und Schnaderhüpfeln, Ernte- und Trinklieder, Arbeitsgesänge und Zupferlieder, event. auch epische (erzählende) Gedichte usw.

Einsendungen, für die schon im voraus bestens gedankt sei, sind erbeten an H. H. Josef Reindl, Pfarrer, Sandelzhäuser, Post Mainburg.

\*

## Die Wasserproben bei den alten Germanen und Indern

Es ist bekannt, daß die alten Franken und Alemannen, die um den Rhein wohnten, am Ufer des Flusses beteten, Lichter anzündeten und Opfergaben darbrachten. Diese Verehrung soll ihrem Hauptflusse, dem Rhein, in erster Linie gegolten haben:

Die bekannte Wasserprobe zur Ermittlung der Echtheit oder Unechtheit neugeborener Kinder deutet darauf hin. Die ältesten Anwohner hielten nämlich den Rhein für so wunderkräftig, daß sie ihre Kinder gleich nach der Geburt zur Prüfung ihrer ehelichen Zeugung dem Strom übergaben, welcher die rechtmäßigen Abkömmlinge wieder sanft an das Ufer spülte, die Unechten aber „mit ungestümen Wellen und reißenden Wirbeln als ein zorniger Rächer und Richter der Unreinigkeit“ hinabzog und dem Tode preisgab. Ein deutsches Volkslied erwähnt einer ganz ähnlichen Prüfung noch ungeborener Kinder, bei welchen der Rhein ebenfalls über Echtheit oder Unechtheit entscheidet. Diese

Sitte befremdet bei einem Volke, bei dem der Ehebruch etwas sehr Seltenes war.

Nach der indischen Legende, die wir durch Goethe kennen, schöpft die reine, schöne Frau des Brahmanen täglich aus dem heiligen Gangesfluß ohne Krug und Eimer, weil sich dem seligen Herzen, den frommen Händen die bewegte Welle zu kristallener Kugel gestaltet. Aber nur so lange sie rein bleibt: sobald der leiseste Schatten auf sie fällt, rinnt ihr das Wasser durch die Finger. Auf ganz übereinstimmenden Begriffen beruht die schöne Sage von der heiligen Nika zu Koblenz, die trockenen Füße über den Strom ging, der sie aber gleich zu tragen weigerte, als ein Zweifel die Heiterkeit ihres gläubigen Bewußtseins störte. Beide Überlieferungen setzten die Heiligkeit des Flusses voraus. Auch hier, wie bei jener Wasserprobe, trägt der Strom die Schuldlose, Reine, während das Untersinken ein Verdammungsurteil bedeutet.

\*

## A Ausred'

Zum Tanz'n bin i neulings ganga,  
Mei Freund, der Schorsch, war aa (auch) dabet.  
Dös is da sei a zünft'ger Kerl,  
Wo ebbas is, da muach er sei.  
Drahn (drehen) tuat der dir! Und erst beim Saufa,  
Do kimmt eahm wirkli loana für (vor).  
Und schließli is nöt zu veracht'n  
Des würzig' süßig' bayrisch Bier.  
So um a elki war er b'luffa;  
d'Welt, die hat er sei nimma kennt.  
Mei, wird da den sei Wei(b) empfangt!  
Do hat er si mol schö neig'rent.  
Und na dö Predigt und dö Watsch!  
No, Brüderl, do gehts dir net s'guat.  
Denn, wird sei Wei erst richti zorn,  
Ra vaßt er in loan alt'n Huat.  
Drum bin i mit eahm fest hoanganga,  
Hab na a Ausred' zammstudiert,  
Und mia is na a glei wos eig'falln,  
Sei Mii wirt heut schö ausg'schmiert.  
Mit Schrein und Schimpf hots uns empfangt,  
Sänell hob i g'red't und a weng deit (gedeutet).  
„Mei, hörns dös Unglück mit'n Schorsch!  
Es is ja schreckli, is ja g'leit (geseht)!“  
„O Gott, o Gott, was is für'emma?  
Du Schorsch! geh nur glei ins Bett!“  
Und i hob'n na eini g'toh'n —  
Ja, Schorsch!, heut gibts loa Duett!  
„Jag lassens eahna sag'n Frau Moser,  
Nähns mia an Schorsch'n ja nöt o!  
Der hat iak d'Pavageienkrantat“  
Und na bin i gar schnell davo.

Hans K. Kraus.

Schon lange, lange bevor Wiessee sich zum großen Badeturort aufschwang, galt das Wasser der Mangfall, die ja aus dem Tegernsee fließt, als heilkräftig, besonders für Gicht und ähnliche Leiden. In Gmund befand sich am Flußufer eine eigene Badstube, die 1819 abgebrannt ist. Die vor 20 Jahren entdeckten Schwefelquellen haben den Alten rechtgegeben.

\*

In der Unterkirche des Freisinger Domes stand bis zum Jahre 1708 der uralte Grabaltar des hl. Konnosus. Hier schlossen Leute mit Rückenschmerzen zwischen Altar und Wand dreimal hindurch in der Meinung, die Krankheit gleichsam an den Stein abzugeben.

## Bayer. Zeitschriftenschau

**Zeitschrift für Bayerische Landesgeschichte.** In der Zeitschrift ist, was die Herausgabe angeht, insofern ein Wechsel eingetreten, als Herr Geheimrat Dr. Leidinger, ein Mitbegründer der Zeitschrift, infolge seiner Wahl zum 1. Vorstand der Kommission für Bayer. Landesgeschichte, gebeten hat, von der Schriftleitung entbunden zu werden. Sein Nachfolger, Herr Generaldirektor Dr. Otto Kiedner, widmet aus dem Anlaß des Ausscheidens Herrn Leidinger Worte des Dankes für dessen Verdienste um die Schaffung und Einführung der Zeitschrift. In dem neuesten Hefte sind außer den Berichten über die Kommission für Bayer. Landesgeschichte und der Gesellschaft für Fränkische Geschichte zu erwähnen die Auseinandersetzung von Dr. Schmeidler über Bamberg, den Codex Albarici und die Deutsche Reichsverwaltung im 11. und 12. Jahrhundert. Dann die Ergänzung zu dem Streit um Donauwörth (1605—11) von Dr. Breittling. Professor Dr. Brandt handelt über die mittelstaatliche Politik im Deutschen Bund nach der Revolution von 1848. Gabriele Gräfin von Reschberg untersucht die Berufung des Grafen Bernhard von Reschberg in den bayerischen Staatsdienst.

**Deutsche Gauen.** Von den beliebten grünen Heften liegen die ersten drei Lieferungen des 31. Bandes vor. Sie zeigen wieder die alte Frische und bringen eine Fülle von Material. Insbesondere möchten wir auf das Vorwort des Herausgebers hinweisen, das ein wichtiges Fachblatt für die Auswertung von Geschichte, Volks- und Heimatkunde enthält. Die Vorräge, die sich bereits glänzend behauptet haben, bringen diesmal mit den hübschen Bildern Fastenzeitbräuche, die bis weit in den April hineinreichen und Oster- und Pfingstzeitbräuche bis zum Mai. Der Bezugspreis ist immer noch der gleich billige, nämlich RM. 3.40 im ganzen Jahr.

**Das Bayerland.** Die bekannte Halbmonatsschrift gab ein Heft über Ettal, Oberammergau und die Ammergauer Berge heraus. Bekannte Gelehrte, wie Professor Dr. Richard Hoffmann schreiben über Ettal und die Oberammergauer Passion. Von großem Interesse sind die alten Berichte über Oberammergau und die Bilder, die aufs neue wieder zeigen, wie die Tradition in Oberammergau lebendig ist.

**Blätter für Naturschutz und Naturpflege.** Das Maiheft der vom Bund Naturschutz herausgegebenen Blätter enthält u. a. wertvolle Artikel über die Grüntung des Naturschutzgebietes am Königssee, ein gestorbenes Naturdenkmal im Isarwinkel und anderes mehr.

**Der Inn-Isengau.** Das erste Heft der Blätter für Geschichte und Heimatkunde bringt vor allem die Fortsetzung über die Geschichte von Schloß und Hofmark Guttenburg am Inn von Karl Bourier, einen geschichtlichen Überblick über das ehemalige Augustiner-Eremitenloster Ramsau bei Haag, und endlich eine Aufstellung der Salzburger Pfarreien und Benefizien im südöstlichen Bayern um 1541 von Maximilian Hartmann.

**Lech-Isarland.** Die Monatschrift des Heimatverbandes Huosigau entwickelt sich immer mehr. Im Märzheft finden wir u. a. die Fortsetzung der Biographie des Augustiner Chorberrn Steigenberger, eine Ortsgeschichte von Hochenwang, von Dr. Blendinger, neue Bauweisen auf dem Lande von Dipl.-Ing. Reuter, ferner ein Preisaus schreiben, in dem die Volkstunde sich die moderne Vorliebe für das Mittelalter zu eigen macht und dieses auf ein gewisses Niveau erhebt. Der Bezugspreis ist 3 RM.

**Lech-Isarland.** Im Maiheft setzt Pfarrer Georg Rückert seine Abhandlung über den Augustiner Chorberrn Gerhoh Steigenberger fort und Ingenieur Reuter schreibt über „Neue Bauweisen auf dem Lande“.

**Gelbe Hefte.** Aus dem Maiheft erwähnen wir den Artikel von Pfarrer Dr. Hounka „Im Kampf um die deutsche Seele“.



# Die Heimat am Inn.

Sammelblätter zur Geschichte von Wasserburg und Umgebung

In zwangloser Folge erscheinende Beilage zum „Wasserburger Anzeiger“

Nachdruck verboten

Herausgeber und verantwortl. Schriftleiter: Wilh. Jils, Bad Reichenhall, Ludwigstraße 14

Nachdruck verboten

## Das Kloster Altomünster

Gedenkblatt zum 1200jährigen Jubiläum / Von Dr. Gg. Schrötter

### I.

Bereits 2 Jahrhunderte saßen die Bajuwaren in dem Lande zwischen Donau und den Alpen, in das sie von den Ostgoten gerufen worden waren, ohne daß eine wesentliche Veränderung in der Eigenart des Volkes, in Sitte, Religion und Kultur sich bemerkbar gemacht hatte. Politisch hatte sich der nicht sehr große Stamm bald der Überlegenheit des Frankenkönigs Theoderich I. (534—48) beugen müssen, sein römisches Christentum faßte wohl da und dort Wurzel, die Masse des Volkes war noch heidnisch. Es sind wiederholt Rückschläge zu beobachten sowohl im Herrscherhause wie im Volke. Erst am Anfang des 8. Jahrhunderts drang unter der Führung des eigentlichen Bayernapostels Rupert das Christentum siegreich durch, wobei irischschottische Mönche Beistand leisteten und christliche Missionszellen gründeten. Die stärkste Förderung erfuhr die Christianisierung durch die Klöster, welche wie keine andere kirchliche Einrichtung die Gemüter des bedächtigen Volkes ergriffen. Die Klöster hoben die Kultur des Landes, brachten gewerbliche Fortschritte und pflegten eine karitative Tätigkeit, so daß der Bekehrungsprozeß sich nunmehr rasch vollzog.

Das 8. Jahrhundert sah viele Klostergründungen in Bayern, die älteste beurkundete Stätte des Christentums im Blonnggebiet ist Altomünster, das auf weithin beherrschender Höhe gelegen ist und so auch äußerlich zum Symbol der vollzogenen Wandlung wurde. Der hl. Alto, angeblich von vornehmer schottischer oder irischer Abkunft, hatte sich wie viele seiner Landsleute als Glaubensbote zu den Germanen begeben, nach manchen Wanderungen um 730 am Rande eines großen und dichten Waldes als Einsiedler sich niedergelassen, um sich ganz der Gewinnung der Bevölkerung für das Christentum zu widmen. Da die im 9. Jahrhundert erwähnte Altensburg

später Alton oder Altomünster genannt wurde, dürfen wir in Übereinstimmung mit der Sage, daß hier ein Jagdschloß eines gar mächtigen Herrn gestanden habe, annehmen, daß eine Burgsiedlung der Mittelpunkt der Tätigkeit des Missionärs gewesen ist und daß er sich entschloß, da eine Kirche mit Kloster zu errichten.

An den Bau knüpft sich eine liebliche Legende: Der hl. Mann habe mit einem Messer einen Kreis um die Bäume gezogen, welche zum Zwecke der Verwendung gefällt werden sollten, und wunderbarerweise stürzten dieselben von selbst nieder und die Vögel des Waldes flogen herbei, um mit ihren Schnäbeln Äste und Zweige fortzutragen. Noch zeigt man in Altomünster das Messer, dessen sich Alto bediente. Noch eine andere Legende ist im Zusammenhang mit der Gründung Altos entstanden: Da die neue Siedlung an Wassermangel litt, stieß Alto seinen Stab in die Erde und alsbald

sprudelte eine Quelle hervor. Sie ist noch mehr als einem Jahrtausend noch ein Segen für die wasserarme Ortschaft. Die Bewohner sind dafür auch erkenntlich und bringen dem Heiligen alljährlich in einem feierlichen Gottesdienste den Tribut ihrer Dankbarkeit dar. Das darüber errichtete Brunnengebäude trägt die Umschrift (in deutscher Übersetzung): Dem hl. Alto, unserm Mundschent, der uns fortwährend Wasser gibt, errichtet.

Als Kirche und Kloster vollendet waren, kam, durch ein wunderbares Gesicht ermahnt, der hl. Bonifatius, um sie für den dauernden Dienst Gottes einzuweihen. Alto setzte er als ersten Abt ein, auf dessen Bitten er auch dem weiblichen Geschlechte den Zugang zur Klosterkirche eröffnete. Die Erbauung und Einweihung von Kirche und Kloster ist in die Jahre 752—755 zu verlegen, da der Frankenkaiser Pippin als König bezeichnet wird und der hl. Bonifatius 755 im Friesenlande den Märtyrertod erlitt.



Schloß Marzoll. Nach einer alten Zeichnung in der Chronik

Alto lebte und wirkte segensreich bis etwa 770, sein Todesstag ist der 9. Februar, sein Grab befindet sich unter dem St. Altoaltare, was freilich nicht mit Sicherheit behauptet werden kann. Er wird abgebildet mit dem bischöflichen Ornat angetan, mit dem Kelch in der Hand und dem Jesuskinde darüber. Dem liegt die fromme Sage zu Grunde, daß er einst das hl. Mesopfer feierte und als er bei der Wandlung den Kelch mit dem hl. Blute zur Aubebung erhob, erschien darüber allen Anwesenden sichtbar das Jesuskind, welches das Volk segnete und dann verschwand. Der Kelch ward als kostbare Reliquie — ein anderer Tassilokelch — im Kloster aufbewahrt, bis er nach dessen Aufhebung (1803) in die Münze wanderte.

## II.

In der nächsten Zeit nach dem Tode des Stifters ist die Geschichte des Klosters in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Keine Urkunde und keine chronikalische Aufzeichnung gibt Kunde von seinem Fortbestande und der Wirksamkeit der klösterlichen Missionstation.

In den Ungarnkriegen (907—955) ist es mit den meisten übrigen Klöstern Bayerns der Zerstörung anheimgefallen. Seine Besitzungen kamen in die Hände des Welfengeschlechtes, dessen damaliger Vertreter, Graf Ethiko, am Ende des 10. Jahrhunderts in der Nähe von Ammergau ein Kloster gestiftet hatte, aus dem Graf Heinrich, Ethikos Sohn, um das Jahr 1000 eifrige Ordensmänner nach Altomünster sandte. Dadurch lebte auch diese verwüstete Klosterstätte wieder auf. Damals, oder kurze Zeit nachher, soll der ganze Konvent von Ammergau nach Altomünster übergesiedelt sein. Kirche und Kloster wurden neubegründet und der erste Abt nach der Wiederherstellung soll Rudolf gewesen sein. Zuverlässige Nachrichten über diese Vorgänge fehlen, die Sage weiß jedoch, vielleicht von der Wahrheit gar nicht weit abweichend, Näheres zu melden: Des Grafen Heinrich Sohn Rudolf kümmerte sich nicht um die väterlichen Anordnungen, zog Hab und Gut des Klosters an sich und vererbte allen Besitz auf seinen Sohn Welf III. Nun nahm sich der hl. Alto selbst seiner hilflosen, vergewaltigten Jünger an. Durch wiederholte Erscheinungen bewog er einen frommen Mann, sich zum Grafen zu begeben und diesem die Strafe des Himmels zu verkünden, wenn er nicht aufhöre, das Kloster zu bedrängen. Von Furcht ergriffen gab der Welfe nicht nur das Entfremdete zurück, sondern vermehrte auch noch den Besitz und ließ seine Hilfe bei der Einsetzung eines Abtes.

Welche Gründe für die bald folgenden Veränderungen maßgebend waren, läßt, da Duellennachrichten nicht vorliegen, sich nicht mehr feststellen. Unter Abt Heinrich siedelte auf Geheiß des Grafen Welf IV. im Jahre 1047 der ganze Konvent von Altomünster nach Altdorf, den Stammsitz der Welfen im südlichen Württemberg, über, wo ihm das Kloster der dortigen Benediktinerinnen zugewiesen wurde, während die Nonnen

an die Stelle der Mönche nach Altomünster zogen. Anlaß zu dieser doppelten Versekung gaben aller Wahrscheinlichkeit nach zwei erlauchte Frauen, die Witwen von zwei Welfengrafen, welche ihre Lebenszeit in Altomünster beschließen und da begraben sein wollten, Irmengard, Witwe des Grafen Welf III., und Ida, Witwe des Grafen Rudolf. Beide haben ihre klösterliche Zufluchtstätte mit reichen Zuwendungen bedacht. Die erste Äbtissin der Benediktinerinnen zu Altomünster war Hiltrud, ihr und ihrem Konvent wurden im Jahre 1047 „alle Höfe, Huben, Güter und Lehen mit allen Zugehörungen und Giltten“ übergeben, „um die Ehre und den Dienst Gottes zu fördern und da im geistlichen Leben ewiglich zu vollführen“, wie es in dem ältesten Klosterurbar heißt.

Unter den Nachfolgerinnen ragt hervor Euphemia, Tochter des Grafen Berthold II. von Andechs, die am 17. Juni 1180 nach erfolgreicher Wirksamkeit im Rufe der Heiligkeit starb. Nader in seiner Bavaria sancta und nach ihm M. Jocham nennen sie ob ihrer demütigen Selbstverleugnung und ihrer innigen Liebe zu Gott eine Heilige. Das Martyrologium der Benediktiner gibt ihr den Titel „selig“. Aus dieser Zeit stammt wahrscheinlich der Bau des Münsters, wie wir ihn bei Wening, Beschreibung des Kurfürsten- und Herzogtums Ober- und Niederbayern, gedruckt im Jahre 1701, sehen; von da an ist erst der Name Altomünster berechtigt und üblich geworden. Über die älteren Kirchenbauten aus der Zeit Altos und nach den Ungarnkriegen besitzen wir keinerlei Kunde.

Das aufblühende Kloster genoß die Gunst von Papst und Fürsten. Nikolaus III. nahm es 1278 unter seinen und des hl. Apostels Petrus Schutz, bestätigte seinen Besitz in vollem Umfange und vereinigte die Pfarrei mit dem Kloster. Die bayerischen Herzoge Rudolf und Ludwig (der Bayer) gewährten Freiheit von dem „Herbergshabern“, den die herzoglichen Amtleute bisher von dem Kloster forderten (1305). König Ludwig der Bayer verließ demselben 1317 Erbvererbung aus dem Nachlaß verstorbener Geistlicher, den Amtleuten gebot er „das fürbas kein Vogt mit ihnen (des Klosters) Leuten oder ihren Gütern, wo die gelegen sind, ichts geschaffen haben, noch an sie zu fordern, weder klein noch groß, über das alt und recht Vogtrecht“, „als lieb ihnen unser Hulde und Furdung sein“ (1330). Ludwig der Brandenburger und Herzog Stephan bestätigten und erweiterten 1350 und 1379 die Privilegien. Als der Ort Altomünster Marktrechte erhalten hatte, erklärte Herzog Stephan 1391 ausdrücklich, daß dieselben „unsern lieben demütigen, der Äbtissin zu Altomünster und ihrem Konvent dajelbst und allen ihren Nachkommen an ihren Fällten und Bören und an allen andern ihren alten Rechten, wie die geheissen sind, und als sie die von Alter bisher auf den Tag gehabt und gebracht haben, nu hiesfür ewiglichen keinen Schaden zuziehen noch bringen sollen in keiner Weis, wie man die genennen mag“. 1363 und 1366 konnte

das Kloster Dorf und Forst Arbiszell erwerben.

Wie die innere Ordnung beschaffen war und wie es mit ihrer Handhabung gehalten wurde, mag wohl die Regel der Benediktinerinnen überhaupt besagen, wie sie in den Hauptzügen sich an diejenige der Benediktiner anschloß. Sie wurde in Altomünster durchbrochen, indem 1378 angeblich „alte Geseze und Gewohnheiten“ erneuert und beschworen wurden, deren erstes lautet, „daß dann einer jeglichen Frau nach ihrem Tod folgen soll ein Jahr eine ganze Pfründe in allen Stücken, und dieselbe Pfründe und all ihr Hab mag sie wohl schaffen mit ihrer Äbtissin Urlaub um Heil ihrer Seele oder ihren Gelttern (d. h. Gläubigen), ob sie gelten soll, das deren vergolten werde, und da soll sie Niemand irren weder mit Wort noch mit Werk in keiner Weise“. Ein persönliches Eigentumsrecht, das hier als altes Geß ausgegeben wird, kennt die Ordensregel nicht und es ist darin wohl der Grund zum späteren Verfall des Klosters zu sehen. Das Abweichen von der klösterlichen Armut hat sicher die Lockerung der Hausdisziplin und die Preisgabe anderer Tugenden im Gefolge gehabt. Wenn auch in dieser Zeit des einsetzenden Niederganges noch mannigfache Jahrtagsstiftungen erfolgten, so vermag der Umstand über den Verfall nicht mehr hinwegzutäuschen. Differenzen mit dem Markte Altomünster kamen hinzu, Mißgriffe in der Verwaltung verschlimmerten das schleichende Übel, so daß das Kloster in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts der Auflösung mit raschen Schritten entgegenging. Es folgten Veräußerungen, denen keine Neuwerbungen mehr gegenüberstanden. Von Herzog Ludwig dem Reichen von Landshut und dem Bischof Johann von Freising wurden weltliche Verwalter bestellt, aber auch sie konnten die Lage nicht zum Bessern wenden. Nach dem Tode der Äbtissin Agnes (1478) wurde eine Nachfolgerin nicht mehr gewählt. Der Rest der Güter in Bayern und Tirol wurde verkauft, die Gebäude verfielen, die gestifteten Gottesdienste hörten auf begangen zu werden, die letzten Nonnen verließen das ungasstlich gewordene Haus und der Leib des hl. Alto lag ungeehrt in der Klosterkirche — der Ruin war besiegelt.

## III.

Herzog Georg von Landshut, der bisher vergeblich bestrebt gewesen war, dem Verfall zu steuern, entschloß sich, statt der Benediktinerinnen einen anderen Orden in das verödete Haus einzuführen.

Vermählt mit Hedwig, Tochter des Polenkönigs Casimir IV., in deren Geburtslande sich der Orden der hl. Birgitta von Schweden stark ausgebreitet hatte und in hohem Ansehen stand, lag es dem Bayernherzoge gar nicht so ferne, gerade diesen Orden nach Altomünster zu berufen. Zur Betreibung der Angelegenheit schickte er 1485 einen seiner Getreuen, Wolfgang von Sandizell, nach Rom, um die Genehmigung zur Aufhebung des alten Benediktinerinnenklosters und zur Überlassung des wenigen noch vorhandenen Vermögens an

den Orden der hl. Birgitta zu erwirken. Die von Papst Innocenz VIII. mit der Untersuchung betrauten Visitatoren „fanden das genannte Kloster in Altomünster vollständig verwüstet und zerstört, jedoch zur Aufnahme der Mönche und Schwestern des Erlöserordens (der hl. Birgitta) geeignet“, worauf am 28. Februar 1487 die Aufhebung der früheren Niederlassung ausgesprochen und die Erlaubnis zur Einführung des vorgeschlagenen Ordens mit 25 Mönchen und 60 Nonnen erteilt wurde. Behufs Wiederherstellung der verfallenen Gebäulichkeiten wurden von den kirchlichen Obern Ablässe bewilligt und zum Lebensunterhalt widmete Herzog Georg nicht bloß die Besitzungen des ehemaligen Klosters, sondern fügte dazu noch gemäß Stiftungsbrief vom 22. Februar 1496 neue Schenkungen. Die Einkünfte sollten der Regel entsprechend für 85 eingeschlossene Personen hinreichen. Der Herzog erneuerte die Steuer- und Freizugsfreiheit sowie das Verkaufsrecht im Markte, räumte die Befugnis ein zur Errichtung eines Bräuhauses, „darin sie zu ihrer und der Ihrigen Notdurft malzen und Bier sieden mögen“, und gestattete die Bestellung Pfisters, Schmiedes, Schneiders und Schusters. Das Halsgericht behielt der Herzog für sich und seine Nachkommen. Mit den Besitzungen ging auch der große Altoforst und der Forst von Arbizell in das Eigentum des Klosters über, dessen Name Maria-Münster sein sollte. Es war ein Doppelkloster für Nonnen und Mönche, die Trennung der beiden Geschlechter sowohl in der Kirche als in den Wohnräumen vollständig durchgeführt. Die Vereinigung der Pfarrei mit dem Kloster wurde beschlossen, jedoch erst 1504 durchgeführt.

Die feierliche Eröffnung fand statt am 21. Januar 1497 durch den Augsburger Weihbischof Johann von Wertheim. Die ersten Bewohner (15 Frauen, 5 Ordenspriester und 3 Laienbrüder) kamen aus dem Birgittinenkloster Maria-Mai bei Nördlingen, einer Tochtergründung des Klosters Gnadenberg bei Neumarkt in der Oberpfalz. Von den früheren Benediktinerinnen gesellte sich nur eine Nonne den neuangekommenen Schwestern bei. Die erste Äbtissin war die Schwester Ursula Klöblin aus Nürnberg, zum Prior und Generalbeichtvater wurde P. Peter Alber aus Blumenthal bestellt. Unter den Laienbrüdern befand sich auch Wolfgang von Sandizell, der als Vertrauensmann des Herzogs Georg den Wiederaufbau in Altomünster geleitet und die Übertragung der Nonnen von Maria-Mai oder Maizingen besorgt hat. Seit 1487 gehörte er selbst dem Ordenshause zu Maizingen an, stand bei seinem Landesherrn und den Ordensmitgliedern, bei Papst und Kaiser in hohem Ansehen und ist am 18. Februar 1525, nach einem außerordentlich arbeits- und erfolgreichen Leben im Dienste des Ordens, gestorben. Es darf nicht wundernehmen, daß er als der größte Wohltäter, ja geradezu als Heiliger verehrt wurde. Seine Gemahlin Eva hatte schon vor ihm den Schleier genommen und war gleichfalls bei der von Maizingen ausgesandten Ko-

lonie; ihr Tod erfolgte 1503. Der Sandizeller wendete dem Kloster Maizingen sein und seiner Ehefrau väterlich Erb zu, und als Altomünster wieder erstand, „hat er etwas Tapferes von seiner Schwester, der Haunspergerin, erworben, das er alles dem Kloster dargereicht“, wie die Chronik von 1538 berichtet. Sein Bildnis, welches ihn kniend vor dem heiligsten Sakramente darstellt und eine lateinische Unterchrift trägt, ist noch in Altomünster vorhanden.

Das Kloster entfaltete in der nächsten Zeit eine erstaunliche Blüte in religiös-kirchlicher Hinsicht, in geistigem und künstlerischem Streben sowie in der Mehrung des weltlichen Besitzes. Es sei nur angeführt, daß Bruder Zacharias Genger von Ulm (1505—1538) bei seinem Eintritt 500 Bücher mitgebracht und Simeon Poschberger im Kloster mehr als 40 Bücher geschrieben und hinterlassen hat. Der Konventual Peter von Blumenthal schrieb die Regel des Ordens und schmückte sie mit Miniaturen, das Leiden Christi darstellend. Ebenso wurde ein großer Schatz von Frühwerken der Buchdruckerkunst angesammelt. Die Äbtissin Dattilia Dffler († 1557), eine geübte Malerin, hat für Herzog Wilhelm V. von Bayern ein Gebetbuch mit Handzeichnungen, Initialen und Ornamenten ausgestattet, ein Werk, das jährlich Tausende von Besuchern der Staatsbibliothek in München (Cm 840) bewundern.

Unter denen, welche sich in die Birgittinische Bruderschaft zu Altomünster aufnehmen ließen, sind erwähnenswert Herzog Sigmund von Bayern-München (1498) und der fürstliche Kanzleischreiber Johann Lieb, bekannt als bedeutender Heraldiker (1597). Im Jahre 1520 trat in das Kloster Johann Heuzgen gen. Dekolampadius, geb. 1482 zu Weinsberg, ebenso ausgezeichnet als Theologe wie als Jurist, vor seinem Eintritt Professor in Basel und Domprediger zu Augsburg. Für Lob und Anerkennung sehr empfänglich, fand er dort den erhofften Frieden nicht, verließ nach 2 Jahren seine Zelle und wirkte wieder in Basel, aber jetzt im Geiste des schweizerischen Reformators Zwingli. Beim Verlassen des Klosters sprach er zum Pförtner die für ihn charakteristischen Worte: „Wie glücklich seid ihr Ungelehrte! Ihr kommt mit eurer Einfalt in den Himmel, wir Doktoren aber fahren mit unserer Gelehrsamkeit zur Hölle.“ 10 Mitglieder des Hauses verließen nach ihm den schützenden Klosterhort. Die große Mehrzahl der Insassen aber beherzigte und befolgte die Mahnung ihres bischöflichen Oberhirten: „Wir wissen nit wohl bessere Reformation vorzunehmen und Ordnung zu machen, als daß sich eine jede Schwester selbst reformiere und bessere.“ Denn die beste Reformation ist stets die eigene Seelenreformation.

Während das Schwesternkloster Maizingen im Bauernkrieg (1525) schweren Schaden nahm und in der Folge ganz einging, blieb Altomünster wie überhaupt ganz Bayern von den Stürmen verschont.

Das Klosterleben zu Altomünster gestaltete sich weiter in den von der Regel gezogenen

Grenzen, die durch die erwähnten Austritte entstandenen Lücken ergänzten sich bald wieder, größere widrige Ereignisse störten nicht den Klosterfrieden, freudige Ereignisse dagegen ließen die Herzen höher schlagen. So, wenn Herzog Wilhelm IV. mit seiner Gemahlin Jakobaea gelegentlich eines Besuches einen roten Samtornat mit kunstvoller Stickerei, dessen Kasula noch erhalten ist, zur Erhöhung der Ehre Gottes dem Konvente überreichte (1535). Wenn König Ferdinand I. am 26. Januar 1548 die Jahrestagsfeier des Todes seiner Gemahlin im Kloster beging, trauerte und betete mit ihm der gesamte Konvent. Rechte Festesfreude herrschte, wenn Herzog Wilhelm V. zum Danke für das ihm dargebotene Gebetbuch im Schwesternheim einen ansehnlichen Bau aufführen ließ und für die Kirche 5 Glocken spendete, so geschahen 1587—1589.

Nach vorübergehender Trübung der wirtschaftlichen Verhältnisse des Klosters erfolgte am Beginn des 17. Jahrhunderts wieder ein Aufschwung. Doch die großen Drangsale des 30jährigen Krieges erschütterten zu tiefst den Klosterfrieden sowohl wie die Haushaltung.

Im Jahre 1620 mußte Altomünster für den böhmischen Krieg Pferde stellen, 1631 gab es für die Landesverteidigung 3000 Gulden und 1632 abermals 2000 Gulden. Als das schwedische Heer in Bayern einbrang, flüchteten die Nonnen nach München, wo sie teils im Bittlichkloster, teils bei den Klarissen am Anger Aufnahme fanden. Die Mönche suchten Zuflucht auf den Besitzungen bei Meran in Tirol. Drei im Kloster zurückgebliebene Schwestern gaben nach Ankunft der Schweden (24. April 1632) im Krankenzimmer infolge des Schreckens und aus Mangel an Nahrung den Geist auf, zwei zurückgebliebene Brüder wurden im Keller erschossen. Die Wohngebäude der Brüder und die Ökonomiegebäude gingen in Flammen auf. Das Kloster selbst soll nur dadurch demselben Schicksal entgangen sein, daß die Soldaten im Speisezimmer die Ordensregel fanden und daraus erfahen, daß die Stifterin des Ordens eine schwedische Fürstin war. Im Markte wurden ganze Häuserreihen niedergebrannt und Menschen ermordet oder schrecklich mißhandelt. Im Jahre 1635 zählte man von 1300 Kommunitanten nur mehr 200. Erst 1642 konnten sich viele Einwohner wieder ansiedeln, denen das Kloster unentgeltlich Holz aus seinen Waldungen abließ. Die Klosterbewohner selber aber mußten noch eine Zeitlang in der Fremde weilen. Als 1645 die verbündeten Franzosen und Schweden in Bayern einbrangen, sahen sich die beiden Konvente zur Flucht genötigt; ihre Kriegsschätze hatten sie nach München in das Abztreiterische Haus verbracht. 21 Pferde wurden von den Feinden sofort mitgenommen und die angedrohte Wirkung eines Brandbriefes wurde nur durch Erlegung von 800 Gulden abgewendet. Am 25. November 1648 konnten nach geschlossenem Frieden die beiden Konvente in ihre Klausur zurückkehren. Das Frauenkloster zählte 40, das Männerkloster 13 Mitglieder. Am Weihnachtstage 1649 konnten auch die Heilig-

tümer aus München zurückgebracht werden, darunter ein Kreuzfig, vor dem die hl. Virgitta ihre Regel geschrieben haben soll, der Reisetab der Heiligen auf ihrer Wallfahrt nach Jerusalem, die Trinkschale der Ordensstifterin mit mehreren inschriftlichen Segensprüchen.

Ein Jahr nach der Rückkehr aus dem Exil starb die Äbtissin Apollonia Wager (1634 bis 1649) „ganz gebeugt von den schweren Mühsalen und Leiden, die der Krieg ihr gebracht hatte“, wie das Totenbuch sich ausdrückt. Unter der Nachfolgerin Magdalena Karl (1649—1669) gingen die Wunden, die der Krieg geschlagen hatte, zu verheilen an und neuer Wohlstand konnte einkehren. Sofort begann aber auch das innere geistige Leben neue Blüten zu treiben. Die Klosterbibliothek besaß die Kobergersche Ausgabe der Offenbarungen der hl. Virgitta (Münchberg, 1500), Holzschnitte in Dürers Art, das handschriftliche Defensorium der Offenbarungen, eine Arbeit des Baseler Konzils. Eine Nonne aus dem nachmals berühmten Geschlechte der Kreitmahr genoss einen hohen Ruf als Miniaturmalerin, andere Nonnen hatten es im Abschreiben von Büchern, im Sticken und Weben zu einer achtenswerten Vollkommenheit gebracht. Die wenigen noch vorhandenen Reste beweisen, daß künstlerische Hände hier einst tätig waren.

Auch einige Laienbrüder zeichneten sich durch künstlerischen Sinn aus, Bruder Pius Gensler als Silberarbeiter und Alexander Kieger als Schnitzer. Angezogen von dem herben und doch milden Klostergeiste suchten Töchter und angesehene Familien des Landes um Aufnahme in den Konvent nach und trugen selbst wieder dazu bei, daß das Ansehen des Klosters durch die Jahrhunderte leuchtete. Eine besondere Stütze hatte Altomünster an P. Simon Hoermann, der 1701 hochbetagt aus dem Leben schied, nachdem er 32 Jahre Prior und 26 Jahre Generalprokurator gewesen war. In geistlichen und weltlichen Dingen ein kluger Berater war er namentlich für die Wiederherstellung des Zusammenhanges zwischen den Virgittinerinnenklöstern tätig gewesen und hatte durch die Vermittlung des Kurfürsten Max Emanuels das Haus der hl. Virgitta in Rom 1692 für den von ihm vertretenen Orden zurückgewonnen.

Während des Spanischen Erbfolgekrieges sahen sich die beiden Konvente zur Flucht genötigt, zuerst 1703 nach Freising, dann nach München. Am 18. Juli 1704 kam der Feind, zerfchlug im Kloster alle Fenster und Ofen, verschleuderte und zerstörte die Einrichtung, raubte zwei der größeren Glocken und schleppte beim Abzuge Vieh und Geiseln mit fort. Die Äbtissin Klara Reichl (1676—1704) sah die Verwüstung nicht mehr, sie verstarb auf der Flucht.

Eine gegenreiche 30jährige Regierung führte dann die Äbtissin Maria Rosa Kögl (1715—1745), unter der ein angekaufter Garten als Friedhof mit einem Lorettokelein angelegt wurde. Auch das häufig gewordene Herrenkonventgebäude wurde in

dreijähriger Bauzeit durch ein neues ersetzt. Das tausendjährige Jubiläum des Klosters wurde vom 26. August bis 3. September 1730 festlich begangen. Papst Benedikt XIII. erteilte einen vollkommenen Ablass. Kirche, Kloster und der Altbrunnen waren reich geschmückt, auf einer an den Altforst angelehnten Naturbühne wurde das Leben des hl. Alto vorgeführt, feierlicher Gottesdienst mit Festpredigt und Prozessionen abgehalten, an 35 000 Personen empfangen während der Jubiläumstage die hl. Sakramente und Prior P. Jakob Schech verfaßte eine in Freising gedruckte Geschichte des Klosters in lateinischer Sprache nebst einer Beschreibung der Jubelfeier. So manche Stelle der vorstehenden Schilderungen ist ihnen entnommen. Der Lebensabend der verdienten Äbtissin Maria Rosa wurde durch Kriegsschrecken des österreichischen Erbfolgekrieges getrübt, insbesondere ist seitdem der Originalstiftungsbrief des Herzogs Georg des Reichen, wie es scheint, unwiderruflich verloren.

(Schluß folgt.)

\*

### „Frei von der Leber weg“

reden wir Bayern, wenigstens geschah dies früher in der „alten, guten Zeit“.

Napoleon I. fragte einst den Geschichtslehrer Prof. Bergold in Würzburg: „Herr Professor, was sagt die Geschichte, die Sie lehren?“

„Die Geschichte sagt, daß die Nemesis alle die erreicht, welche die Völker unterjochen!“ erwiderte der unerschrockene Gelehrte.

Mit Verachtung wandte sich der Usurpator von Bergold ab. Der aber hatte recht, denn seine Worte wurden gar bald darauf in — Rußland zur Wahrheit.

### Die Korbiniansquelle in Weihenstephan

1720 ließ der Weihenstephaner Abt über der berühmten Korbiniansquelle eine neue Kapelle erbauen. In der kurzen Frist von 72 Tagen erstand unter der Mitarbeit der beiden Brüder Adam das reich mit Stuckaturen und Malereien geschmückte Heiligtum. In 8 Wandbildern war das Leben des hl. Korbinian dargestellt. Am 14. Juli weihte Bischof Franz Ecker die Kapelle ein. Die Baukosten betragen 15 000 fl.

### Alter Blutstillungs-Segen

Es sind 3 glückselige Stunden in diese Welt gekommen. In der 1. Stunde ist Gott geboren, in der andern Stunde ist Gott gestorben, in der dritten Stunde ist Gott wieder lebendig geworden. Jetzt nimm ich die glückseligen Stunden und stille dir N. N. damit das Gliedwasser und das Blut. Dazu heile diesen Schaden und Wunden.

† † †

3 mal.

### Märzenbier 1681 in Wasserburg

Im späten Mittelalter, als unsere liebe Stadt Wasserburg am Inn weit und breit der bedeutendsten eine war, stand das Junstwesen in hoher Blüte. Mit an erster Stelle war ob seiner straffen Organisation das „Handtwerch der Bierpreu“, das weit hinaus großes Ansehen genoss.

Das „Handtwerch der Bierpreu“ hatte sich als Schutzpatron St. Bernhardus erkoren, den es auch im Junstseigel führt. Ihm zu Ehren wurde alljährlich ein „absonderlich feines, süßiges und gestarktes Bier geprent“, das St. Berhardi-Bier, das seitdem die älteste Preustatt Wasserburgs (1486), die Bruckbrauerei, jetzt Bruck-Bräu-N.G., zum Ausschank bringt.

Wie noch erinnerlich beging im vergangenen Jahre 1929 die Franziskanerbrauerei Sedlmayer zu München das 75jährige Jubiläum des sogenannten Märzenbieres. Das Geburtsjahr des Märzenbieres dieser Münchener Brauerei geht also auf das Jahr 1854 zurück.

Daß aber die Stadt Wasserburg bereits im Jahre 1681 ein Märzenbier hatte, dürfte wohl wenigen bekannt sein. Vor uns liegt ein **Rhats-Protokoll 1681**, Seite 100 verso.

Den . . . 29. August.

**Volliger Rhat.**

Eröffnete Preu-Köhl: und Bierjaaz.

Ein gesamtes Handtwerch der Bierpreuen laßt gehoramblich bitten, weilln das Merzenpierz nunmehr völlig ausgezehrt, Ihnen die Köhl eröffnen, das gemaine Bier einsteden, vnd darauf ergibigen Sak erthailen lassen.

**Bschaidt.**

Die widereröffnung der Köhl ist verwilligt, auch auf die Maß guet gewehrliches Bier 9 dl. erthailt worden.

\*

Die Stadt Wasserburg kann also mit ihrer ältesten Brauerei am Plake, dem Bruckbräu, im kommenden Jahre 1931 das 250jährige Jubiläum des durch hervorragende Vollmundigkeit, die Feinheit des Geschmades und seine gute Bekömmlichkeit sich vornehmlich auszeichnenden Märzenbieres (Merzenpierz) begehen.

Daß die Junst der Bierpreuen einstmal Wasserburg sich hoher Achtung und Wertschätzung erfreute, beweist auch die Tatsache, daß, — vergleichbar mit den heutigen Kontrollen durch die Zollbehörden — auch in damaliger Zeit sehr fleißig Bierprüfungen durch die „Bierleser“ stattfanden, die jeden Sud Bier erst kosten mußten, bevor es „zum Ausschenthen zugelassen“ wurde. Dies bekunden Protokolle aus den Jahren 1682 und den folgenden über das Bierpreuen zu Wasserburg.

### St. Johannes als Patron der Kürschner und Schneider

Kürschner und Schneider hatten sich in alter Zeit St. Johannes den Täufer zum Standespatron gewählt, weil sich der Heilige sein Gewand aus Kamelhaaren wohl selbst gefertigt hatte.

# Joh. Kaspar Niblingers Reisetagebuch 1833

Zum 150. Geburtstage von Joh. Kaspar Niblinger am 23. Februar 1929

Herausgegeben von Oberstudienrat R. Brunhuber, Stadtarchivar †

So wie ich einquartiert im albergo del commercio — mich fand und der Regen endlich zu enden schien, eilte ich zum nahen mit Kriegs- u. Handelsschiffen und Barken dicht angefüllten Seehafen. Ich bestieg ein batello<sup>113</sup> und der freundliche wohl erfahrene Seemann, welcher mich weit herumruderte, machte den Dollmetscher. Der Anblick von Genua, mit seinem amphitheatralisch hoch aufgebauten und weit im Halbkreis sich ausdehnenden Häusern, Pallästen, Tempeln<sup>114</sup> und Castellen ist überaus schön und großartig, wenn man das Ganze in einiger Entfernung von der See aus überschaut. — Später schlenderte ich gaffend noch durch einige nah gelegene Straßen, deren Bauart mich öfter an Venedig und Neapel erinnerte. Genua mit seinen fortlaufenden Handelshäusern, über welchen sich in enger Classe die Häuser empor thürmen, scheint eine stabile Frankfurtermesse zu bilden; aber die Marmorpalläste, welche andere Straßen und Plätze schmücken, künden zu gleicher Zeit eine mächtige und reiche Herrscherstadt, wie sie durch viele Jahrhunderte gewesen, an. Es wäre überhaupt an diesen ehemaligen republikanischen Nestern, Venedig, Florenz, Pisa und Genua viel zu lernen, wie Gemeinden und Städte reich und mächtig werden. Unfer sich selbst genügender Zeitgeist übt aber gegenwärtig die entgegengesetzte Schule, d. h. wie man alles theilen, schwächen und Städte und Länder von ungeheurer unabsehbarer Schuldenlast gedrückt — dem Judentum überantworten kann. —

Abends beim Souper erfuhr ich durch zufälliges Gespräch mit einem gebildeten Genueser, daß der Botto Mirecki, mein Bekannter aus Venedig und Mailand, hier als maestro di musica — mit Frau u. Kindern hier angesiedelt ist. — Dieß machte mir viel Freude. —

8 August Morgens gieng ich den Dom nebst einigen andern Kirchen, sowie il ponte di Carignano zu sehen. Dann begab ich mich nach dem palazzo ducale, um mit der Polizei die Sache wegen Passwesen abzuthun; dann besuchte ich maestro Mirecki, welcher mich mit herzlicher Freude empfing. Er versteht in dieser Handelsstadt Noten und Zeit in Silber und Gold umzusetzen. Auf Samstag bin ich bey ihm zum Essen eingeladen, um gemächlich sich ausreden zu können. —

Nach Tisch wanderte ich einsam durch die ewigen Straßen der porta S. Tomaso und della lanterna zu. Von hier aus übersieht man ganz Genua mit seinem Hafen in einem einzig-schönen Überblick. — Auch den Pallast Doria besuchte ich gedenkend des Helden welcher unter diesen Portici wandelnd, über seinen großen Entwürfen brütete. Der Fußtritt großer Männer weicht jede Erdscholle. —

Es wäre hier viel ausgezeichnetes in Pallästen und Kirchen zu sehen; aber mein Auge und Gemüth sind durch den Anblick so vieler Gemälde, Statuen und anderer Kunstwerke in Rom, Neapel u. Florenz etc. übersättigt, daß es mir geht wie einem Spezereihändler, welcher vor lauter arabischen Wohlgerüchen selbst den Sinn für selbe verliert. Und somit wird Sonntag eingepackt und ich reise mit der Diligence nach Mailand und Bergamo. Jetzt sehne ich mich endlich zum Ziel meiner Gmonatlichen Reise zu gelangen.

9 Aug: Diesen Tag verwendete ich noch Vieles dieser herrlichen Stadt zu sehen, Kirchen, Palläste, Straßen, Schiffe und das weite Meer. Als am Vorabend zum morgigen Hauptfest in der Domkirche, dem S. Laurentius als Schutzpatron geweiht. / Auch meines seligen Vaters Lorenz, gedachte ich mit stillem Gebet / — gieng ich die Vesper zu hören, welche bloß mit Choral u. Orgel ausgeführt wurde. —

Abends traf ich zufälliger Weise meinen Reisegefährten — den Padre Reggente / Chiappamosche / mit welchem ich einige Zeit herumshlenderte; bis auch wir uns gegenseitig das Bebewohl / wahrscheinlich ohne uns je wiederzusehen / sagten und so schieden. Was ist doch das Leben anders als eine Reise?

10 Aug: Schon vor 10 Uhr war ich in der Domkirche, welche festlich geschmückt prangte. Um 11 Uhr begann das Hochamt bey doppeltem Musikchor, auf der einen Seite Sänger und Saiteninstrumente, auf der andern Blasinstrumente, worunter besonders il flauto piccolo mit seinen wildzerreißenden Tönen sich gar andächtig ausnahm. Das Kyrie begann mit einem Marsch; bey großem Orchester standen als Sänger nur zwey Tenori u. ein Bass da; die Composition war unerträglich schlecht; ich mußte in Mitte des gloria diesem Unsinn entfliehen.

— Ich gieng zum Hafen, setzte mich in eine Barke, und tauchte meinen Unmuth in die Wellen des salzigen Meeres. — Um 1 Uhr war ich bey maestro Mirecki, wo eine herrliche mit auserlesenen Speisen und Weinen geschmückte Tafel im Kreise einer lebenswürdigen Familie den Gast und Freund beehrte. — Nach Tisch wanderten wir mit noch einem Freund des Mirecki zur porta S. Tommaso hinaus, wo wir drey uns auf Esel setzten, und langsam auf und niedersteigend den hohen Berggründen, welcher in weitem Kreise mit stolz-trozzenden Festungswerken gekrönt — Genua im Halbkreis umschließt, — durchwanderten. Auch das Hauptfestungswerk lo speronte — konnten wir durch besondere Begünstigung sehen, wo von der höchsten Terrasse aus ein wunderschöner — einzig großartiger Überblick über Meer, Stadt, Ufer, Thäler ringsumher dem staunenden Beobachter sich aufthut. — Wunder

der Schöpfung — Wunder der Kunst! ihr erhebt Genua zu den ersten Städten, welche den Erdkreis schmücken! ich werde Eurer nie vergessen. Leb wohl!

11 Aug: Um 10 Uhr Mittags reisten wir von Genua ab in der diligence nach Mailand, wo wir den 12ten um 1 Uhr glücklich ankamen. Ich stieg wieder all osteria del popolo ab, besuchte G. Giov. Meiners, sah und sprach lange mit Lichtenthal, und die Stunden des Tages entflohen mir schnell unter Geschäften und Besuchen. Auch des Namensfestes meiner guten Mutter gedachte ich in stillem Gebet. —

13 Aug: Um 8 Uhr Morgens sollte ich im Conservatorio sehn; ich hatte aber leider die Stunde verschlafen, ermüdet von der Tag und Nachtreise; und um 10 Uhr traf ich nur mehr maestro Piantonida an, welcher mi: sagte, daß die versprochene Copie — der madrigali die Votti — noch nicht fertig sey; — es fehle nur mehr wenig u. s. w. / Ich bin überzeugt, daß die Copie nicht einmal noch begonnen ist. So kann man sich auf das Wort solcher Menschen verlassen! — Der Tag vergieng unter dolce far niente. — Abends gieng ich mit Meiners ins Theater Carcano, wo die Tachinardi-Persiani als junge ausgezeichnete Sängerin von erstem Rang — Beyfall ärndtet. Buch und Musik lassen keinen günstigen Eindruck zurück.

14 Aug. Morgens 8 Uhr war ich im Conservatorio, mit dem Maestro Basili, dem Censor desselben, mich ein paar Stunden unterhaltend. Der gute Mann ist ein vollendeter Egoist, welcher weder zu einem höheren allgemeinen Gesichtskreis sich erheben kann, noch auch eine zweckmäßige Thätigkeit und Oberleitung dieser Kunstanstalt auszuüben weder Kraft noch Einsicht hat. — Es muß höchst demüthigend für den Kunstfreund und selbst für großherzige Fürsten seyn, zu sehen, wie wenig durch dergleichen große — und kostspielige Kunstfabriken ausgerichtet wird. — Der Hauptfehler bleibt immer, daß Höfe und Regierungen gewöhnlich über papierne Statuten und Administrationsformen den rechten Mann übersehen, oder ihn nicht zu finden wissen; — und Durante, Leo, Scarlatti, als Häupter von Musikschulen, wachsen nicht wie die Pilze. — Wie groß und verdienstvoll wirkt der ehrwürdige Simon Mayr in Bergamo bey seiner dürftigen Musikschule all' istituto delle scuole caritatevoli! — Nachmittags um 4 Uhr war ich bey Meiners zum Essen eingeladen. — Vorher hatte ich mit Graziosi Madainigella Bial besucht, welche nun das Münchener Theater engagement aufgebend — in Italien die Kunstlaufbahn zu verfolgen gesonnen ist. Abends war ich mit Meiners und Gumpenberg im Weinkeller bey Altiwein.

<sup>113</sup> Kahn.

<sup>114</sup> Genua schmüden 172 Kirchen.

15 / Aug: / Mariä Himmelfahrt / Um 5 Uhr Morgens eilte ich endlich auf dem velocitero meinem edlen Freund Sim: Mahr — entgegen. Mir schlug bang das Herz aus Besorgnis, nach 3 monatlichem Still-schweigen meiner Schwester und Lehners bey Mahr — vielleicht eine Trauerbotschaft zu finden. — Angekommen um 10 Uhr ohngefähr im Hause meines Freundes vernahm ich, daß er eben in der Kirche bey der Funktion sey. Ich ließ meine bagage auf dem Boden, und eilte in die Kirche, wo eben das Hochamt begonnen hatte. — Innig bewegt stand ich da den freudigen Blick auf den ehrwürdigen Meister und Freund geheftet. Herrlich war die Composition der Messa; die Ausführung derselben wegen Mangel an Sängern sehr mangelhaft. Endlich tratt ich auf den Chor und empfieng den Willkommungskuß. Auch von der trefflichen Eugrezia und von Mina wurde ich zu Haus mit Herzlichkeit empfangen. — Ich verweilte bey Simon Mahr vom 15ten Aug: bis 31ten, an welchem Tag ich Abends meine Rückreise ins Vaterland antratt. — Da Mahr soeben im Begriff war, für die Reliquienfest der Kirche S. Maria maggiore am 25 Aug: — eine neue Messa zu componieren, so brachte ich den größten Theil meiner Stunden mit Lectura außerlesener Musikwerke, u. Biographien dahin. Auch auf die beyden Briefe meiner Schwester Sabina u. Lehners, welche mir unbeschreibliche Freude und Beruhigung erregten und gaben, antwortete ich gleich den Tag nach meiner Ankunft, so, wie ich ebenfalls einen Brief an g. S. Rath Hauber beylegte. —

Die Stunden des Mittag- und Abendessens — waren traulicher Mittheilung freundlich-heitern Scherz und geistvoller lebendiger Unterhaltung geweiht. — Während meines Aufenthaltes bey Mahr wohnte ich folgenden Musikproduktionen bey:

- 1) 15 Aug: Morgens 10 Uhr messa cantata; Abends 4 Uhr große Vesper.
- 2) 18 Aug: funzione nel sobborgo<sup>15</sup> d. S. Caterina — morgens messa cantata. Abends Vesper — —
- 3) 24 Aug: Morgens 8 Uhr Probe der neuen Messa.
- 4) 25 Aug: große Production der neu componirten Messa, welche allgemeine Bewunderung erhielt.

Nach der Messa gab mir Mahr Lehner's Brief, und die Nachricht von dem Tod meines geliebten Bruders Joseph — nebst seiner beyden Kinder — schlug tief in meine Seele. Abends 4 Uhr Vesper.

Hier im Tempel Gottes löste sich mein vom Schmerz gepreßtes Herz in Thränen auf. L'angelo Mina war mir zur Seite. — Hier fand ich wieder Ruhe und Fassung. —

5) Messa cantata al Duomo — Abends Vesper.

6) Einige Clavierproben von zwey Farfen, l'una seria, l'altra busta, Poesie und Musik von Mahr erst neu componiert für die Böglinge des Instituts delle scuole pie.

Klarheit, schöne Melodie, reiche und oft überraschende Harmonie — besonders aber

zweckmäßige Anordnung und Verbindung der Gedanken sind die Vorzüge, welche diesen Meister / er zählt jetzt über 70 Jahre / in seinen beynahe zahllosen Compositionen für Theater, Kirche und Kammer als einen der ausgezeichnetsten Tonsetzer Italiens so berühmt gemacht haben. Er ist zugleich von weit umfassender Bildung und Gelehrsamkeit; — durch Rede und Schriften gab er hinlängliche Beweise hiervon. Was er als Mann, Gatte, Freund, Beförderer der Kunst, Unterstützer der Armen und überhaupt von Tugend und Religion beseelt — bey jeder Gelegenheit mit unermüdlicher Selbstaufopferung gewirkt hatte, ist gewiß oben in den ewigen Blättern der Wahrheit von Engeln aufgezeichnet. —

Mahr hatte für mich viele bedeutende Werke copiren lassen, für welche ich 111 Zwanziger Stücke erlegte; sowie ich bey H. Meiners in Mahland ebenfalls 26 Zwanziger Stück deponirte um die Copie der Vottischen Madrigali, welche maestro Piantanida mir zu besorgen versprochen hat, zu decken. Der edle großmüthige Freund Mahr will der Sammlung noch andere kostbare Werke beylegen. —

Den 27 Aug: Nachmittags machten wir alle, Mahr, Eugrezia, Marietta, und ich zu Wagen eine Landparthie nach Abzano, die schöne Kirche dort zu sehen, nebst den seltenen Gemälden und Schnitzwerken u. s. w.

Das Theater unten, während der Fiera, wo David, genero, u. die Ferlotti sangen, besuchte ich nur einmal. — Die beyden Frizzoni, besonders Federigo, erzeugten mir viele Gefälligkeiten. —

Endlich schlug die Abschiedsstunde. Schwer und ahnungsvoll war mir die Trennung von dem ehrwürdigen Freund und von Eugrezia und Marietta! — Den 31 Aug: Abends nach 10 Uhr reiste ich mit dem Eilwagen von Bergamo ab nach Verona, wo wir folgenden Tag den 1 Sept: um 1 Uhr Nachmittags ankamen.

Sign: Bonezzi, Imo Violino Direttore begleitete mich zum alten Freund Pinalli, welcher mir das Musikwerk von Gasturio zum Geschenk machte. — Den 2ten Sept: Morgens 7 Uhr begann die Reise von Verona über Innsbruck nach München, wo ich den 5ten Morgens — oder vielmehr Mittags ankamm. Meine geliebte Schwester Sabina war mir bis über Forstened entgegengegangen. Ich sprang aus dem Eilwagen, und mit inniger Seelenfreude drückte ich meine gute Schwester ans Herz. — Der Wagen rollte davon; wir wanderten langsam unter lebendigem Gespräch der Stadt zu. Mein edler Freund Lehner war abwesend bey seinen Aeltern in der Heimath. —

So ist auch diese wichtige Episode meines Lebens — diese interessante 6monatliche Reise durch Italien zu Ende. — Der Allgütige hat mich wunderbar geleitet, geschützt und geschirmt. — Ihm sey Preis und Dank! Ewig! — (Schluß.)

\*

## Der Kirchturm von Holzkirchen

Ein Kirchturm im bayerischen Oberland muß viel aushalten vom Wetter, erst recht,

wenn er in Holzkirchen steht, wo ja der Wind immer so scharf auf der Höhe daherstreichet.

Die zwei Brandunglücke von 1490 und 1532 hatten dem schindelgedeckten Spitzturm schon ziemlich zugesetzt, so daß er im Jahre 1548 völlig altersschwach war. Der Pfarrer von Hartpenning — Holzkirchen war ja damals noch nicht Pfarrei — berichtete an die geistliche Behörde, das Ordinariat in Freising und an die weltliche, den Herzog, daß der Turm ganz sicher einstürzen werde, wenn man nicht rechtzeitig gründliche Abhilfe schaffe. Er selbst habe auf eigene Kosten einen Schlierseer Zimmermeister kommen lassen, auch der Tegernseer Abt habe seine Handwerksleute geschickt, die hätten den Turm genau besichtigt und untersucht und dann erklärt, es sei so ein wahres Wunder, daß der Turm noch nicht eingestürzt sei und das ganze Kirchenbischthum eingeschlagen habe. Der Pfarrer erbot sich, die damals ganz ansehnliche Summe von 10 Gulden zu geben, das übrige möge das Kloster Tegernsee bezahlen.

Der Turm wurde nun neu gebaut. Doch wiederholte Feuersbrünste beschädigten ihn im Laufe der kommenden Jahrhunderte wieder, so daß er nach einer größeren Ausbesserung, die im Jahre 1711 erfolgte, doch 1758 wieder ganz neu erbaut werden mußte. Er war nämlich wieder dem Einsturz nahe. Als Bedachung erhielt er diesmal eine Barockkuppel mit Laterne.

1810 schlug ein Blitz ein und richtete ziemlichen Schaden an. Außerdem bemerkte man mit Schrecken, daß der Turm anfang, sich nach Westen zu neigen. Ein äußerst strenger Winter 1829 auf 1830 verursachte zwischen Kirche und Turm arge und gefährliche Mauerrisse, so daß es allmählich den Holzkirchenern in ihrem Gotteshaus unheimlich wurde. Am Palmsonntag des Jahres 1830 vollends waren die Sprünge so weit geworden, daß man eiligst das Allerheiligste aus der Pfarrkirche in die Gottesackerkapelle trug, wo auch in der Folgezeit sämtliche Gottesdienste abgehalten wurden. Der Turm wurde sofort abgetragen, aber niemand war da, der ihn wieder aufbauen lassen konnte. Das Kloster Tegernsee und sein Besiz war durch gewaltigen Raub in die Hände des Staates gekommen, womit Holzkirchen seinen großen Wohltäter auch verloren hatte. In jahrelangen, bürokratischen Verhandlungen konnten endlich die Mittel zum Neubau aufgebracht werden. Die Holzkirchner führten aus den Steinbrüchen an der Mangfall den Tuff herbei. Die feierliche Grundsteinlegung fand am 18. Oktober 1838 statt; vollendet wurde der Bau erst 1840. Also volle 10 Jahre waren die Holzkirchner kirchenturmlos. In der Neujahrsnacht 1855 beschädigte ein Sturm die oberste Holzspitze, die überhaupt recht unschön geraten war und den Leuten gar nicht gefiel.

So setzte 1857 der Baumeister eine neue, höhere Pyramide auf, die heute noch über die Häuser des Marktes herübergrüßt. Vielleicht wird ein kommender Neu- oder Erweiterungsbau des jetzt viel zu kleinen Gotteshauses dem Turm wieder ein anderes Antlitz geben.

<sup>15</sup> Vorstadt.

# Aus der Schreckenszeit des 30jährigen Krieges

Von E. Moser.

## Die Not des Oberlandes.

Ende November 1633 kehrten die Truppen Maximilians I., die Schweden auf den Fersen, über den Lech zurück. Diese aufs äußerste verwilderten Soldatenhaufen wurden in die Landstriche zwischen Jar, Inn und Salzach in Winterquartiere gebracht. Die Gebiete, schon vorher von den Schweden und den eigenen Truppen gänzlich ausgezogen, waren nicht mehr imstande, diese Einquartierung zu tragen. Infolgedessen erhob sich im Winter 1633/34 in den genannten Gebieten ein Aufstand, der sich weniger gegen Max I. als gegen die wüste Soldateska richtete, und den die gegen Freund und Feind gleich erbitterten Bauern in der Absicht führten, diese Winterquartiere loszuwerden. Nach der Niederschlagung des Aufstandes setzte Max I. Kommissionen ein, die die Bauern zu befragen hatten, warum sie sich gegen die eigenen Truppen so feindselig benommen hatten. Der nachfolgende Bericht, der vom 15. Januar 1634 datiert ist, stammt aus Wasserburg und schildert in eindringlichen Worten die Not des Oberlandes. Der Bericht gibt die Antwort auf die Frage: „Warum ben die Bauern die anbefohlene Einquartierung nit übernehmen mögen noch können.“

„Weilen nämlich und fürs erste den Wiblingerischen Untertanen solch anbegehrt und teils bereits angenommene Winterquartierung darumben ganz wenig und unerträglich fallen tue, seitmalen um besagts Wibling herum viel Dörfer und sonderlich im Föchingen Gebiet deren sieben, worinnen nit einige Mannspersonen, sondern allein die Weiber und Kinder so auch bloß mit Habern Brot erhalten und vor Hunger und Kummer ellendiglich zu Grunde gehen müssen, sich befinden und dies darumben, allweilen der Cronburgerischen Reiter angedrohte Tyranny also beschaffen, daß sie die Mannspersonen ohne Befahrung Leib- und Lebensgefahr zu Haus nit verbleiben oder sich ergreifen lassen dürfen, wie denn viele erbarmlich unschuldigerweis erschossen und umb das Leben gebracht werden. Eine gleiche Meinung hab es auch mit den nachbenannten fünf Dörfern als Hohendiling, Grueb, Stalern, Faistenhaar und Hofoldingen, darinnen sich gleichfalls wenig Leut bilden lassen dürfen und erst dieser Tage von den Reitern zwei Personen mutwilligermaßen niedergemacht, auch viel auf den Tod geschädigt worden.“

Die Nachbarschaft Peiß sei nit allein von den Schwedischen sondern voriges Jahr nach Ostern zum Teil der Albringerischen Armada von welchen sie äußerst ausgeplündert und ungestlich dem Cronburgerischen Regiment zu Pferd unaussprechlicher Schaden beschehen. Ist ihnen daher unmöglich, fernere Quartiere zu ertragen. Und ob gleichwohl die Höhenrainer und Beh-

hardtinger Untertanen des Erbietens wären, etlich wenig Reitern nach Beschaffenheit ihres Vermögens in das Quartier zu nehmen und auszuhalten, so sei doch entgegen gewiß, daß sie sich mit einem Brot welches nur aus dem Habern und andern groben Speisen nit contentieren lassen. Mögen die Reiter allerhand gute Lichten samt Wein und Bier nach ihrem Lust und Gefallen, welches sie nit haben, noch vermögen aufzutragen, und da die Untertanen mit dergleichen nit auskommen können, haben sie anders nichts als Streich, ja Leib und Lebensgefahr zu erwarten, dürfen sich auch in diesen Orten aus hieroben verstandenen Ursachen gleichfalls auch bei Haus und Hof nit aufhalten.

Siegertsbrunn, Hohenbrunn und Grasbrunn worunter das eine Dorf ganz zu Grunde in Aschen gelegt das ander halb abgebrannt das dritte durch und durch ausgeplündert und die Bauern gar von Häusern samt Weib und Kind verjagt worden, können sich bei so gestellter Verderbung auch nit zu der vorgehaltenen Einquartierung bequemen.

In dem Waibramb, Hundham und Frischenbergischen Gebieten an dem Gebirg, hatten die Untertanen gleichwohl angenommen, nachdem aber die Reiter daselbst gar nichts zu rauben und zu leben gefunden, seien dieselben innerhalb zwei Tagen von dannen eigenwillig wiederum aufgebrochen und weiters fortgerückt, bitten demnach ganz flehentlich, weil ihnen einige Quartierung ausgehalten, und sie in solcher Armut begriffen, daß sie das Samgetreid zu kaufen nit vermögen, daß es ihnen gereicht und vorgeliehen werden möge, damit sie diesmal anbauen und ihre Weib und Kinder vor dem Hunger erretten, sie mit der Quartierung zu verschonen, da sie sich nit zu Haus antreffen lassen dürfen, sondern samt den kleinen unerzogenen Kindern in der harten Winterszeit Tag und Nacht in den Gehölzen, darinnen viel arme unschuldige Leut vor Hunger und Kummerznot bereits gestorben und verdorben, Gedulds tragen.

In dem Gericht Rosenheim diesseits liegenden zwei Pfarrgemeinden Ostermünchen und Hochstetten habe unter dreißig Untertanen keiner etwas mehr zu leben und zu zehren, weil sie durch das Kriegsunwesen auch ganz verwüstet und sogar ihr gehabtes weniges Samgetreid, welches sie künftig zu notwendiger Ackerbau gebrauchen sollen, den Soldaten dargeben müssen. Man würde sich dieser Orten gar nicht behelfen können, was der beiden Dorfgemeinden ihre Pfarrer, so hier erschienen und bezeugen, demütig bitten, weilen die Untertanen so arm, wolen sie gern nach ihrem Vermögen kontribuieren und wann einer drei Kühe hat, eine zur Unterhaltung der Soldaten hergeben.

Aus der Panger Pfarr hat sich ein

Ausschuß hier gehorsamlich eingestellt, vorbringend, daß ihnen am Neujahrabend die Reiterei einquartiert, auf einen Mann 18 Pferde eingelegt worden, sobald sie aber alles ausgeplündert und übel genug mit einem umgangen, seien sie selbst wieder von dannen gezogen, allweilen sie gesehen, daß dieser Orts nichts mehr zu essen und weiters zu erhalten sei, hätten den Untertanen gedroht, wenn sie wieder kommen, diese Orte alle in Brand zu stecken. Viele Weiber und Kinder seien schon in den Gehölzen erfroren, haben die Kirchen ausgehauen, die Kelch und Kirchengier herausgenommen, ihre Pferde in die Kirchen gestellt, sonderlich in der Kirchen Heilig Blut, seien ein Rauberisches Gesindel. Die Hauptmannschaften seien ganz verderbt, wollten aber ganz gern kontribuieren, wenn ihnen nur ein Habernbrot für sie, ihre Weib und Kinder übrig verbliebe. Sagen ferner, das Kriegsvolk sei nichts nutz, tun den Bauern, was sie gegen den Feind tun sollen, begehren nit zu sechten, seien nur des Blinderens wegen im Land, ihre Befehlshaber haben den Reitern selber zugesprochen, wenn ihnen ein Bauer nit essen und trinken geben wolle, sollen sie ihm den roten Hahn auf das Dach setzen.

Eine gleiche Unmöglichkeit die Soldaten ins Quartier zu nehmen, haben die Untertanen von Schwaben angezogen, indem dieselben wie jedermann kundbar und zu Wissen, vorab zu Glonn herum nit allein von dem Feind mit Mord, Brand und Plünderung in Grund verderbt, sondern auch überdies am St. Georgentag haben die Kaiserischen Reiter sie wiederum ausgeplündert mit Schlägen, Raidslen sind traktiert worden, haben gar nichts im Vermögen, nachdem von München bis auf Glonn auf drei Meilen wegs nit ein Weizen Treid ist zu finden, bitten deshalb ihnen Fried und Sicherheit vor den Reitern zu schaffen, damit sie von München das Brot und aus den Gehölzen das Brennholz nach Haus zu bringen und dadurch ihre armen Weiber und Kinder vor Hunger, Kälte und dem endlichen Untergang erhalten könnten. Möchten gebeten haben, sie der Einquartierung gnädigst zu überheben, da sie dieselbe so übel halten. Haben die Reiter erst am letzten Pfingstag zu Erlham sechs Häuser und zu Länzing zwei Häuser in Brand gesteckt, haben einem Nachbarn, der Obermayr genannt, bei den Füßen aufgehengt und den Leib mit brennenden Luntten gebrannt.

Ferner sei in der Dorfgemein Rämertsberg am hl. Andreastag ein großer Trupp Reiter antommen, so daß jeglicher Bauer zwanzig und dreißig Rosß und sechzehn bis zwanzig Reiter hab Tag und Nacht erhalten müssen, haben es auch willig getan. Als aber die Reiter wieder aufgebrochen, hätten sie ihnen alle Risten aufgeschlagen,

alles was sie tauglich erfahen, weggenommen und endlich der Dorfgemein 71 Pferde weggeführt. Hätten die Weibspersonen geschännt und etlich Bauern nach vielen Streichen mit der Pistole erschossen. Bitten auch ihnen die Einquartierung nachzusehen und ihnen den notwendigen Schutz zu geben. Die Bauern seien erbietig, was sie immer im Vermögen haben, gern zu kontribuieren, wenn ihnen nur zur Erhaltung des Lebens Habernbrot mit Klaiten vermischt übrig gelassen werde und sie von den Soldaten nit gar in das bitterste Elend gejagt werden. Die Soldaten möchten jedoch ihres Lieberlichen und verschwenderischen Lebens halber samt ihren Offizieren so gar keine Disziplin mehr halten. Und dies um so mehr, als die Untertanen nichts als Bedrängnis, Pein und Marter zu erwarten haben. Ober bloß wie sie gehen und stehen davon zu laufen. Und dies um so mehr, weil die Untertanen keinen ergiebigen Schutz gegen die Insolentien der Soldaten erfahren und die kurfürstlichen Kommissari mit dieser verkehrten Soldateska selber nichts auszurichten wissen, ja das Maul nit aufstun dürfen, sondern gleich alles über und über gehen lassen müssen, selber nit Leibes und Lebensgefahr gefichert sind. Allermaßen sich erst kürzlich ein frisches Exempel mit den Cronburgerischen Reitern erzeigt indem der Pfleger und Kastner zu Nibling sie wegen unziemlichen Tätlichkeiten hat ermahnen wollen, seien sie aber von ihm mit keinem Mittel zu bewegen gewesen, sondern nur verbitterter und grausamer worden alsdann.

Haben erst vor wenig Tagen etliche Reiter dem Wirt zu Haar, Niblinger Gerichts, ein Loch durch ein Ohr gestoßen, haben einen Strick durchgezogen und ihn an einem Nagel aufgehängt, haben ihn solang tormetiert und das Ohr voneinander gerissen, hat er sich durch die Flucht saluieren müssen. Stoßen die Leut fast überall, sobald sie ankommen, gleich aus den Häusern, mit grimmigem Vermelden, das Land Bayern sei ihnen frei und zur Beute übergeben worden, daher seien die Bauern mit ihren Weib und Kindern nit mehr in die Häuser gehörig. Haben sie sogar über die unmündigen Kinder kein Erbarmen, welchen sie ihre geringe Bekleidung und das Brot vor dem Mund wegreißen, ihnen die Armelein im Weiseln der Eltern entzwei brechen, viel zu Tod geschossen, andern Ohren und Nasen abgeschnitten, damit sie nur wohl gemartert und geheimigt werden. Auch geben sie ihre Feindseligkeit damit kund, daß sie, obwohl gehacktes Brennholz vorhanden, sie doch die Dächer entblößen und verbrennen alle Fahrnuß, Pflüg, Wägen, Eren und anderes, was zu dem Hauswesen gehörig aus lauter Mutwillen. Geschweigen, wie sie die Weibsbilder auch öffentlich, ungeschont der Kinder und Ehehalten unerhört leichtfertiger Weis schänden und bis auf den Tod unchristlich traktieren. Und wenn man sie, die Bauern, gleichwohl mit Gewalt zur Einquartierung zwingt, so müßten sie es gleichwohl gebulden und erwarten. Sintemalen, sie Armut halber, so schon des Todes eigen in Hungerstnot oder durch die Soldaten zu-

grund gehen. Wollen sich keineswegs zu Rebellanten aufwerfen, sondern wollen sich schützen vor frevelnden Räubern und Mördern. Wollten sich die Bauern auch gern wider den Feind gebrauchen lassen, auch zuborderst am Feind stehen, wenn ihnen nur kriegsverständige Landleute zugeordnet und vorgefekt werden. Freue sie solcher gestalten der Tod viel mehr als das Leben. Vielleicht werde ihnen durch Gott die Gnad verliehen, daß der Feind mit und neben ihnen aus dem Land gejagt werde.

Datum Wasserburg, 15. Jan. anno 1634.  
Commissari: Mich ael, Abbas Undeshiens.  
Viktor Adam v. u. zu Seyboldstorff.  
Friedrich Sigalß.

### Johanniskäferchen

Dunkler, geheimer Flug;  
Funken im Gras; die Grille.  
Fern im verbräuenden Zug...  
Johannisnachtstille.

Leise schwellend im Wind  
Stumpf in den Wolken, blind,  
Schwirrt der Choral der Unten,  
Nit der Mond versunken.

Blötzlich zuckt's in der Luft,  
Schauert's in Halm und Zweigen,  
Über den Weidenduft  
Stürzt sich ein Feuerreigen.

Glühend, als wär' zu Glanz  
Der Hauch der Rosen gewoben,  
Brennender Hochzeitskranz,  
Zerrissen und windzerstoben.

Alles verstummt im Raum,  
Zwielicht und Zauberkelle!  
Süß erzittern im Traum  
Die Glöckchen der Quelle.

Irene v. Schellander.

### Ein Alttölzer Notjahr

Um's Jahr 1770 waren Not und Feuerung in Altbayern so groß, daß ein Tölzer Bürger seine Nebenstübchen an einen Nachbar um einen Laib Brot verkauft haben soll.

\*

1784 lagerten in den drei Salzstädeln zu Tölz nicht weniger als 18 000 Fässer und 11 000 Scheiben Salz, die alle aus dem bayerischen Salzgebiet, meist aus Traunstein, von den Samern herbeigefahren worden waren und von Tölz meist ins Ausland, Tirol und Schweiz, gingen.

\*

### Türkenbrauch in Aubing

Am Achermittwoch konnte man bis 1902, wo der Brauch und Unfug polizeilich abgeschafft wurde, in den Dorfftraßen von Aubing einen mit Stroh maskierten Burschen laufen sehen, den der Volksmund den „Türken“ nannte. Er trug einen Saak mit etlichen Ziegeln und eine rostige Viehkette und hatte es auf die Weiberleute abgesehen. Der wilde Türk packte sie und suchte sie zu Boden zu werfen. Dafür durfte er dann bei den Aubingern Schmalz, Eier und Mehl sammeln.

### Kleiner Beitrag zur Verehrung der Apostelfürsten in Bayern

Aus einem in Regensburg 1799 erschienenen Büchlein mit langatmigem Titel „Kurze Beschreibungen, auch Anzeigen der Ritterordenskommandeure, der Kollegialstifte, Abteyen und Probsteien, die gestifteten Klöster ... wundervolligen Bildnisse, Wapstafeln, Reliquien der Heiligen in Bayern“, entnehmen wir die Aufstellung der folgenden Reliquien der Apostelfürsten in den einzelnen Kirchen Bayerns:

Ein Finger des hl. Apostels Petrus in der schönen Hofkapelle zu München, ein Finger vom Apostel Paul bei U. L. Frau zu München, ein Teil von den Spinellen aus den Armen der hl. Apostel Petrus und Paulus im Kloster Tegernsee, Reliquien vom Stab des Apostels St. Peter im Kloster St. Metten, zwei kleine Partikel von den Aposteln Peter und Paul im Kloster Weisenohr (Oberpfalz).

\*

### Schreckliche Gewitter

#### in alter Zeit

Man hört oft sagen, früher seien die Gewitter lange nicht so heftig und von solch schlimmen Folgen gewesen wie jetzt. Demgegenüber aber berichten uns alte Chroniken, daß auch in alter Zeit diese Wetter außschrecklichste gehaust haben. So wird über ein solches im Unterfränkischen berichtet:

„Samstag den 4. July 1739 hat sich vmb hiesiger Gegent, als Würzburg, Hardingsfeldt, Randersacker, Eibelsstatt, Ritzingen, vnd viele örthher außs regunn, ein so erschreckliches gewitter mit Donnern, Blitzen und Hagelwetter gezeiget, welches wohl sein Lebtag nicht dörfte gesehen sein, es hat stücker Eys geworfen zu 2 bis 3 Pfund schwehr, die übrig mehrthe waren von der große, als wie die Hüner Eyer, es hat einen vnßchätzbahren schaden gethan. Nebst deme, da es, woch es getroffen, die weinberg vnd das getreid totaliter in den Erdboden geschlagen, die Vögel, die Hasen, Feldhühner, gänß, so auff dem felbt beym Hirt, wie auch schaaff, Rindviehe vnd gar viele Leuth beschädiget, so hart zu Bethe ligen. Und dem Vernehmen nach schon einige gestorben sein solle; die Zigel von denen tächern die Fenster zerschlagen, Ritzingen, Hohesfeldt, Mayenbernhelm hat es über 1 000 000 Zigel von denen Dächern abgeschlagen, es stehen die örthher als wenn sie fast abgebrandt weren, die statt Würzburg allein rechnet den schaden nur wegen denen zerschlagenen zigel und fenster über 300 000 Rthlr. ohne die weinberg vnd acker, sie schätzen den Verlust über 3000 Fuder Most vnd ferner, weilen von den weinbergen das Holz fast alles heruntergeschlagen worden ist, das noch etliche Jahr verstreichen werden, biß solches wider umb anwachsen thut vnd biß dahin schlagen sie den schaden über 10 000 Fuder an, welches eine entseckliche sache zu hören ist.“

\*



# Die Heimat am Inn.

Sammelblätter zur Geschichte von Wasserburg und Umgebung

In zwangloser Folge erscheinende Beilage zum „Wasserburger Anzeiger“

Nachdruck verboten

Herausgeber und verantwortl. Schriftleiter: Wlth. Zils, Bad Reichenhall, Ludwigstraße 14

Nachdruck verboten

## Das Kloster Altomünster

Gedenkblatt zum 1200jährigen Jubiläum / Von Dr. Gg. Schrötter

### IV.

Das bedeutendste Ereignis in der Zeit der Äbtissin Viktoria Huber (1758–1790) war die Erbauung einer neuen Kloster- und Pfarrkirche, nachdem der vermutlich aus dem 12. Jahrhundert stammende alte Bau dem Einsturze nahe war, auch dem Zeitgeschmacke nicht mehr entsprach. Am 7. Juni 1763 wurde der Grundstein gelegt zu dem Neubau nach den Plänen des Architekten Johann Michael Fischer von München († 1766), der soviel möglich, den Rokoko-Stil in Einflang brachte mit den Vorschriften der hl. Birgitta für die Kirchen ihres Ordens. Die Bauleitung hatte der Klosterprior P. Simon Böck mit Balthasar Trischberger von München (seit 1766). Nach 10 Jahren war das Werk vollendet und wurde durch Weihbischof Ernst von Herberstein eingeweiht. Die Kosten im Betrage von 43 380 Gulden wurden aufgebracht durch eine Landesammlung, von der Aussteuer der Frauen, dem Weingeld der Chorherren während der Dauer des Kirchenbaues und durch ein Darlehen von 10 000 Gulden, also in der Hauptsache durch das Kloster selbst.

Die Kirche ist — wir folgen der Beschreibung in „Die Kunstdenkmale des Königreichs Bayern.“ Oberbayern, München 1895. I, 190–194 — am Abhange eines Hügels gebaut, die ansteigende Anordnung der Gesamtanlage bringt eine sehr günstige Wirkung hervor. Eine Rampentreppe führt hinauf zur Vorhalle unter dem an der Westseite stehenden, leicht gegliederten Turm; von ihr steigt man 9 Stufen zum Hauptraum der Kirche empor, welcher die Grundform eines Quadrates mit abgeschrägten Ecken hat. Ihm schließt sich östlich ein zweiter gleichfalls quadratischer Raum an, der Vor- oder Laienchor, über welchem sich der Nonnenchor befindet. Darauf folgt das Altarhaus mit dem Mönchschor. Rings herum ziehen Gänge und Emporen. Der Vorchor ist mit einer Flachrippel bedeckt, der Mönchschor,

für dessen östlichen Teil die alten Umfassungsmauern beibehalten wurden, ist mit einem Tonnengewölbe versehen. Die Kirche besitzt einen Hauptaltar und 8 Nebenaltäre. Die gesamte innere Einrichtung und Ausschmückung stammt teils von den Laienbrüdern des Klosters, teils von auswärtigen Künstlern und bildet eine glänzende Leistung der Rokokozeit. Das Freskogemälde im Rundgewölbe über dem großen Viereck zeigt Dar-

### Preis der Hallertau

(Verfaßt von Jakob Spuhler, Schneidergehilfe 1905.)

Auf unsrer Heimat Hügeln  
Und in manch' stillem Tal,  
Da rauscht als wie mit Flügeln  
Der Hopfen überall.

Da prangen gold'ne Saaten,  
Zum Himmel rauscht empor  
In Stangen und an Drahten  
Der Bacchusrebe Flor.

Und aus der Hopfenblüte  
Fliehet mild der Reben Dank,  
Das edle Raß voll Güte,  
Bavarias Göttertrank.

Und wenn durch Sonnenstrahlen  
Die Hopfenrebe hellt,  
Dann ziehen Völkerscharen  
Durch unsre Hopfenwelt.

Von Süden und von Norden,  
Von fernher überall,  
Durchziehen frohe Horden  
Den Gau mit Niederhall.

Drum laßt uns nicht hängen,  
Wir singen noch ein Lied,  
Solang' an unsren Stangen  
Die Hopfenrebe blühet.

Die Heimat unsrer Lieben  
Umflügel der Eintracht Band,  
Es bindet Tren' und Frieden  
Das Herz uns und die Hand.

So lang hält uns gebunden  
In unserm Hopfengau  
Die Freundschaft froher Stunden:  
Heil Dir, du Hallertau!

stellungen aus der hl. Schrift, dem Leben der Heiligen, insbesondere Szenen aus der Geschichte des Klosters und der Kirche. In Zeichnung und Kolorit wie in Erfindung und Gruppierung ist das Werk sehr hoch zu stellen.

Noch steht der stattliche Bau, ein schönes Denkmal des Eifers frommer Ordensleute für die Ehre des Hauses Gottes. „Herr, ich liebe die Pracht deines Hauses und den Ort der Wohnung deiner Herrlichkeit.“ (Psalm 25, 8.) Die Kirche ist jetzt die Pfarrkirche von Altomünster. Vom alten Konvente der Frauen im Norden der Kirche wurde ein Teil im bisherigen Bestande gelassen, ein Teil in einfacher Weise erneuert. Als die Äbtissin Viktoria 1790 in hohem Alter starb, rühmte das Totenbuch von Altomünster ihr nach, „daß sie Vieles für die Fierde des Tempels und die Verherrlichung des Gottesdienstes getan, aber noch mehr für die lebendigen Tempel Gottes, die unsterblichen Seelen der ihr anvertrauten Töchter.“ Als Erbauerin der Kirche verewigten die Birgittiner ihr Andenken durch einen einfachen Gedenkstein in der Mauer neben der Sakristeire.

### V.

Die letzte Äbtissin vor der Säkularisation, Generosa Hiller (1791–1823) mußte erleben, wie 1796 und 1800 die Franzosen dem Kloster schweren Schaden zufügten und wie schließlich das Kloster der Aufhebung verfiel. Gleichsam als Vorboten der kommenden Ereignisse machten sich im Herrenkonvent Mißvergüngen und Unzufriedenheit geltend. Hauptsächlich waren es die jüngeren Mönche, welche gegen die strenge, von Prior Simon Böck gehandhabte Disziplin sich sträubten, welche Brevier, Chorgebet und öffentlichen Gottesdienst zu schwer fanden und welchen die verabreichte Kost zu mager schien. Erst durch mehrere, von geistlicher und weltlicher Seite angestellte Visitationen

konnte der Friede wieder hergestellt werden; einige Brüder verließen das Kloster, andere wurden durch Versehung unschädlich gemacht. Auf den Konvent der Frauen hatten die Vorgänge keinerlei Einfluß ausgeübt. Hatte hier der Geist der hl. Brigitta sich noch behaupten können, gegen die Grundsätze der Modeaufklärung huldbigenden Regierung mit ihrer Abneigung gegen das Klosterwesen überhaupt konnte er nicht aufkommen. Rohe Gewalt vermochte er nicht abzuwehren.

Zur Entschädigung für Verluste am linken Rheinufer säkularisierte der Kurstaat Bayern unter dem Illuminatenminister Freiherrn von Montgelas die bayerischen Klöster mit wenigen Ausnahmen. Das Gesuch der Äbtissin von Altomünster, eine Mädchenschule errichten zu dürfen und so ihren Konvent zu retten, fand keine Gewähr. Am 18. März 1803 erschien der Landrichter von Roin und eröffnete den bedauernswerten Insassen, daß ihr Kloster aufgehoben sei, daß sein Vermögen dem Staate anheimgefallen sei und daß den Konventualen die üblichen lebenslänglichen Pensionen gewährt würden. Im Kloster befanden sich damals 53 Ordenspersonen, nämlich 27 Chorfrauen, 10 Laienschwestern, 10 Priester, 1 Merikernovize und 5 Laienbrüder. Der Säkularisation verfiel der gesamte bewegliche und unbewegliche Klosterbesitz einschließlich des Münchener Hauses bei der Dreifaltigkeitskirche, bestehend in 549 Tagwerk Waldung (Altoforst), 283 Tagwerk Äcker, 122 Tagwerk Wiesen und 8 Fischteichen. Beschlagnahmt wurden der Kelch des hl. Alto, der in die Münze wanderte, das Messer des Heiligen, welches später aber, vom Münchener Trödelmarkt aufgelesen, zurückgelangte, Monstranz, Kreuzfigür, ein Brustbild des hl. Alto und viele andere Paramente von edlem Metall. Die Bibliothek der Patres, die sehr reichhaltig war, wurde vollständig geleert; in die Staatsbibliothek zu München kam ein mit Silber und Gold beschlagenes, mit Edelsteinen verziertes Messbuch, eine Stiftung der Familie von Sambizell, zwei mit Miniaturen geschmückte Evangelienbücher aus dem 13. Jahrhundert (Cim. 2938, 2939), zwei Chorbücher auf Pergament mit sorgsam in Gold und Farben ausgeführten Initialen von 1478 und 1479. Minder wertvolle Zuweisungen erhielten andere staatliche Institute. Manche unersehbliche Werke der Wissenschaft und manches Denkmal der Geschichte, besonders der Geistesgeschichte, gingen bei dem willkürlichen Verfahren einzelner Beamter zugrunde. Zurückgeblieben sind 4 Pergamentkodizes, enthaltend die Offenbarungen und Regeln der hl. Brigitta, Gebete und Legenden des Ordens, ein Officium Marianum mit Initialen und Miniaturen geschmückt.

Der Einbruch in die gesammelten und gehüteten Schätze ist um so härter zu beurteilen, als dadurch nicht bloß Devotionalien, sondern auch große Kunstwerke profaniert und zerstört worden sind. Eine nicht frömmere aber pietätvollere Nachwelt beklagt den Verlust von Kulturgütern, die eine verirrte Geistesrichtung verschuldete. Welch harte Kämpfe mochten in den Seelen der Betroffenen sich abspielen, denen das Chri-

stentum Geduld und Ausdauer im Leid vorschrieb, die jedoch Verbitterung und Groll, Haß und Verachtung nicht minder kannten und empfanden als ihre Henker, wenn an sie Gewalttat herantrat und einen Eingriff in ihr Eigen sich erlaubte.

Das Herrenkloster ersteigerte ein Handelsmann, dem Frauenkloster drohte dasselbe Schicksal, doch fand sich dafür kein Kaufliebhaber. Es war, wie die meisten Klöster, ungeeignet zu weltlichen Zwecken. So kam es, daß die 27 Chorfrauen und 10 Laienschwestern in dem Gebäude beisammenbleiben konnten — nur drei machten von dem ihnen gewährten Rechte des Austritts Gebrauch —, ihre klösterlichen Übungen fortsetzend und von ihren kargen Pensionen noch Wohltaten spendend. Nur mußten sie einigen Karmeliterinnen und Paulanerinnen aufgehobener Klöster Unterkunft gewähren. Von den Mönchen traten einige in die Welt zurück und wirkten in der Seelsorge. Der bereits 78jährige Prior P. Matthaeus Ludwig kaufte für sich, 3 ältere Patres und 4 Fratres zwei Nebengebäude des Klosters. Hier verlebten sie ihre Tage in stiller, duldbender Zurückgezogenheit und verfielen bis an ihr Lebensende die Beichtvaterstelle bei den Nonnen, bis durch ihrer aller Tod auch diese Funktion ein Ende nahm. Die Kirche ging an die Pfarrei Altomünster über, die von Weltgeistlichen versehen wurde. Erster Pfarrer wurde der frühere Konventuale P. Ignaz Magnus Merb.

Noch lebte (bis 1823) die ehrwürdige Mutter Generosa Hübner mit ihrem Häuflein Nonnen im nunmehr öden Kloster, das sich immer mehr verringerte. Wenn auch Gottesdienst und Chorgebet nicht in der früheren feierlichen Weise stattfanden, so harrten die gottgeweihten Frauen aus mit still genährter Sehnsucht und der inneren Ahnung einer besseren Zeit, den Tag erwartend, da die Ruinen ihres Jerusalem wieder aufgebaut werden durften. Aber nur sechs erlebten mit der von ihnen bestellten Oberin Rosa Kraus (1837—48) diese „Hochzeit“. Also war es im ewigen Nat-schlusse Gottes gelegen.

#### VI.

Im Jahre 1838 war nach Altomünster das Gerücht gedrungen, daß der gerechte und beharrliche König Ludwig I. wünsche, auch in Bayern ein Kloster beschaulichen Lebens zu haben. Bald traf aber die Nachricht ein, daß der Erzbischof Lothar Anselm von München-Freising die Schwestern zur Errichtung eines Mutterhauses in der Erzdiözese auf Kloster Altomünster hingewiesen habe, und wirklich fand sich die Generaloberin derselben auch da ein. Die aus gepreßtem Herzen kommenden Worte der Birgittineroberin Rosa Kraus: „Also Sie sind es, die uns den Todesstoß versehen wollen!“ machte einen solchen Eindruck auf die Besucherin, daß sie auf das Projekt verzichtete, obwohl auch der Markt Altomünster Schulschwestern wünschte.

Am 17. Februar 1841 erschien ein königliches Dekret, daß der Orden der hl. Brigitta in Altomünster wieder ein Kloster der

Beschauung und des Gebetes errichten dürfe. Bereits im folgenden Jahre geschah die Einleitung von 10 Novizinnen, und wieder zwei Jahre nachher (1844) die Professablegung von neun neuen Frauen, bei welcher Gelegenheit auch die alten ehrwürdigen Frauen ihre vor mehr als 50 Jahren abgelegten Ordensgelübde erneuerten. Der päpstliche Stuhl erteilte am 19. Juli 1844 die Dispense von der Ordensregel, daß mit jeder Niederlassung ein Mönchskloster verbunden sein solle. Nach Aufzeichnungen im neuerstandenen Konvent hat ein Besucher desselben seine Empfindungen in den Worten ausgedrückt: „Es mutet mich hier an, als würden die Gestalten aus den Bildern einer vielhundertjährigen Chronik wieder lebendig und sie ständen um mich und beteten mit mir und beteten für mich. Diese stillen Höfe, Wiesenstüden und Gärten, diese ehrwürdigen Giebel, Mauern und Terrassen und mitten drinnen der herrliche, nach mystischer Schauung gegliederte Kirchenbau, wie dies alles im Vergleiche zu der eilenden, unruhigen und streiterfüllten Welt hier außen sich abhebt, wie ein Eiland von der tobenden Meeresflut umrauscht!“

Es ist hier nicht der Ort, der Entwicklung in der Folgezeit bis zur Gegenwart nachzugehen; abschließend darf aber noch angemerkt werden, daß die dürftigen Verhältnisse fast die ganze Zeit in freilich sich allmählich mildernder Form andauerten. Die heilige Armut konnte nicht nur im Geiste, sondern in strengster Wirklichkeit gelbt werden. Die Instandsetzung und Erhaltung der heruntergekommenen Gebäulichkeiten verzehrten alle Sparpfennige und das Eingebachte der Kandidatinnen, selbst den bescheidenen Verdienst aus Handarbeiten (Gold- und Silberstickerei). Die anfänglich kleine Ökonomie stieg bis zum Ende des Jahrhunderts immerhin auf 35 Tagwerk Waldung und 20 Tagwerk Äcker und Wiesen, wozu eine intensive Gartenkultur sich gesellte. Der Stand der davon lebenden Bewohner bewegte sich immer um 25 Chorfrauen und 12—20 Laienschwestern. Seit 1861 heißt die Vorsteherin wieder Priorin, der eine Subpriorin zur Seite steht.

Neues Leben blüht aus den Ruinen. Das Wort wurde auch hier zur Wahrheit, das Leben erblühte aus dem Willen, zur Ehre Gottes und zum eigenen Seelenheil ein bescheidenes, weltabgewandtes Dasein zu führen an der Stätte, an welcher St. Alto die fromme Übung angefangen und an welcher seit mehr als 400 Jahren durch alle Wechselfälle der Zeiten der Orden der hl. Brigitta heutzutage als einzige Niederlassung in Deutschland sie fortsetzt. Die Ruhe, der Frieden und das Glück, welche ich hier während meines Erdenlebens in reichstem Maße gefunden habe, ist mir als Abglanz der himmlischen Seligkeit erschienen, hat ein Ordensmitglied vom Sterbelager aus vor nicht allzu langen Jahren ausgesprochen.

#### Benutzte Druckwerke:

1. P. M. Gandershofer, Kurzgefaßte Geschichte des Birgittinklosters Altomünster. München 1830.
2. Kalender für katholische Christen. Sulzbach 1885. S. 41—48: Das Kloster vom Orden der hl. Brigitta zu Altomünster in Oberbayern.

3. Die Kunstdenkmale des Königreichs Bayern. Oberbayern. München 1895. I, 190—4.

4. Mayer-Westermayer, Statistische Beschreibung des Erzbistums München-Freising Regensburg 1884. III, 141—4.

5. Monumenta Boica. Monachii 1768. tom. X, 323—72.

6. Oberbayerisches Archiv. Bd. XX, XXI, XXXVIII, XXXIX.

7. Verhandlungen des historischen Vereins der Oberpfalz und Regensburg. XLVIII, 241—348; G. Binder, Kloster Altomünster in Oberbayern.

8. Neufortgesetzter Parnassus Boicus oder Bayerischer Muien-Berg Augsburg 1736. 45—14.

9. S. von Riezler, Geschichte Baierns 2. Auflage. Gotha 1927. I, 1, 201 ff.

10. P. Jakob Schedl, Maria — Altomünster sive Templum et Monasterium s. Altonis. Frisingae 1730.

11. P. Jakob Schedl, Maria — Altomünster oder Tausendjähriges Jubelfest. München 1731.

12. Scriptorum rerum Germanicarum (Mon. Germ.) XV, 843 f. Otloh, Vita Altonis.

13. Topographisch-Geographisch-Statistisches Lexikon von Bayern. Ulm 1796. I, 70—3.

14. A. M. Scheglmann, Geschichte der Säkularisation im rechtsrheinischen Bayern. Regensburg 1908. III, 2, 809—20.

In der Peterkirche zu Salzburg brannte seit Jahrhunderten am Grab des hl. Rupert ständig ein ewiges Licht. Eine Prophezeiung sagte, wenn dieses Lämpchen einmal erlösche, breche ein großes Unheil über Salzburg herein. Als nun die Aufklärung das Lichterbrennen an Gräbern verbot, nahmen die Benediktinermönche das Rupertuslicht ins Kloster herein und ließen es lustig weiterbrennen. Heute leuchtet Tag und Nacht eine rote elektrische Ampel.

Wird ein vom Volk verehrtes Heiligenbild aus seinem bisherigen Platz an einem Baumstamm (Tafelbaum) entfernt oder gar eine Waldkapelle in blindem Eifer niedergerissen, so kriecht jeden Tag nach dem Engel-des-Herrn-Läuten eine Kröte (arme Seele heißt sie das Volk) auf diesen Trümmern und Steinen herum, weil sie an dieser Stelle nicht mehr die gewohnten Gebete hört.

\*

Ein Holzknechtspruch sagt: Almhütten soll man bei abnehmendem Mond bauen und auch um diese Zeit den Herd setzen, dann gibt es das ganze Jahr keinen Rauch in der Hütte. Je schwächer der Mond beim Bauen, desto weniger raucht es drin. — Schlägt man Holz im Vollmond, kommt der Holzwurm hinein.

\*

## Bücherschau

**Jack London: Die Goldschlucht.** Zwei erotische Erzählungen. Einzig berechtigte Übersetzung von Erwin Magnus. Reclams Universal-Bibliothek Nr. 7070. Geheftet 40 Pf., gebunden 80 Pf. — Jack London, der „letzte große Abenteuerer“, ist nun auch mit zwei seiner besten Novellen in der Universal-Bibliothek vertreten. Sie zeigen den ganzen Reichtum und die Spannweite seiner quellenden Natur, die den ganzen Erdball gestalterisch umfaßte und so wunderbar Kraft und Zartheit, Arwüchsigkeit und Sensibilität vereint. Der Kampf der Goldgräber im einsamen Hochtale der Sierra Nevada, der duftige Liebestraum „Auf der Makaloamatte“ in seiner märchenhaften hawaiischen Buntheit: all das lebt und atmet, ist blutvolle Wirklichkeit — echtester Jack London!

# Pfarrbeschreibung v. Oberhaching v. 1560

Nach Akten des Hauptstaatsarchivs von E. Moser

Pfarr Oberhaching, Georg Erhart, Pfarrer daselbst, zu Freising ordiniert, von München gebürtig, 10 Jahr Priester, zu Landshut studiert, zu Gmund bei Tegernsee primiziert. Hat auf alle Artikel wohl geantwortet. Ist vor fünf Jahren in seiner Pfarr gesirmt worden. Beicht selbst im Jahr öfter. Hat die Pfarr erlangt auf Präsentation des Kapitel's St. Andre zu Freising. . . . Hat

## 's Troadfeld

Von Hans R. Krauß

Wia schö is iah alloa zu wandan,  
Abseits vom Bärm, vo viele andan!  
Wos macht oan d' Sunn ihr Niedabrenna?

Ma braucht nur nüt so hasti renna.  
Wia schö is spöt am Ramitog,  
Weil d' Hitz macht nimma soviel Plog.  
Do muagt du krumme Feldweg geh,  
Wia is da erst d' Natur recht schö!

Grod wia a Meer liegt 's Kornfeld do.  
Schau hi, iah fangt's scho 's wiegn o.  
Grod wia dö Welln schnell weita eiln,  
So tuat sie aa dös Troad zerteiln.

Und goldig-gelb leucht's umadum —  
Do bleibst vor Schöheit wirtli stumm.  
Dazwischn flammst bluattrout der Mohn,  
Wia's schöna fast loa Bleaml ton.

Und Blau, dö Treu, is aa dabei  
— 's Kornbleaml moan i damit sei! —  
Sorchst mäuserstod, hörst 's Alt'mziagn,  
Wenn sie dö dünnä Halma biagn.

Wia wird oan do so woach ums Herz  
Und nix mehr gespürst, host du an Schmerz.  
Jah aber schau und gib recht acht,  
Denn bald verschwind dö schöne Pracht;

Der Schnitter kimmt, schneid't alles o,  
Und ollt Schönhait is na go(r).  
Sei Leb'n muach 's Troad für uns hergebn,  
Damit wir ollt könnan leb'n.

Schaut's enk dö Pracht bedenkli o,  
Denn schnell muach sie von uns davo.  
Ja, so geht's mit 'n Menschn aa,  
Als wenn er selm a Troad wohl waa(r)!

Is er im Noasa und im Blüahn,  
Hat überstandn grouhe Müahn,  
Do kimmt der Schnitter Loud daher  
Und schneidn o, do hilft nix mehr;

Denn andre wolln nach eahm aa leb'n,  
Drem muach a Blüahn und Absterbn geb'n.  
Ja, fern is 's End vo jedm Ding;  
Nix is do zfei, nix is do z'gring!

bei 1050 Kommunikanten. Ist ein Bildschnitzer aus dem Schweizerland bei dem Wirt zu Niederhaching, der empfängt das Sakrament nit, kommt auch nit in die Kirchen, ist ein Zwinglianer. — Das Einkommen der Pfarr ist 100 fl, Gibt davon dem Stift St. Andre 28 fl. Hat einen Gesellpriester. Die Pfarrleut halten sich mit Zehent und Dpfer nit wohl.

Kooperator zu Argatt, Benedikt Schäßler, daselbst daheim und primiziert, zu Freising und Augsburg ordiniert, im 9. Jahr Priester und Pfarrer allda. Ist zu merken, daß diese Kirchen zu Argatt gleichwohl für eine Pfarr zu rechnen, aber das Filial der Pfarr Oberhaching zugehört ist. Dieser Priester hat auf alle Fragen wohl und katholisch geantwortet. Er gedenkt nit, daß in seiner Pfarr ist gesirmt worden. Beicht selbst im Jahr sechsmal. Hat 240 Kommunikanten. Sein Einkommen aus dem Zehnten ist bei 50 fl. Hat in seiner Kirchen eine Frühmess, das jährlich Einkommen 24 Pfund dl. Gibt von der Pfarr dem rechten Pfarrer von Oberhaching Absent 6 fl.

Kooperator von Oberhaching, Johannes Willner von Mtkirchen gebürtig, 10 Jahr Priester, zu Endelhausen primiziert, zu München studiert. Gibt auf alles gute Antwort. Hat zu verbotenen Zeiten Hochzeiten eingesegnet, doch ohne öffentliches Gepräng. Hat bei 1080 Kommunikanten, schätzt sein Einkommen in gemeinen Jahren auf 80 fl.

Frühmesser zu Niederhaching, Josef Stumpel, von Holzkirchen gebürtig, zu Freising ordiniert, daheim primiziert, 48 Jahr Priester, davon 9 Jahr auf dieser Mch. Predigt und reicht kein Sakrament. Hat nit gewißt, warum man einem Buß gibt. Sein Einkommen bei 20 fl. Hat den kleinen Zehent und zwei Fuchert Ader zu bauen. Von einem gestiften Salve 1 Pfund dl. Der Wirt zu Niederhaching hat ein Schwager, so zwei Jahr bei ihm häuslich gefessen, beicht und kommuniziert nit, ist Fleisch zu verbotener Zeit nach seinem Willen.

Frühmesser zu Tauffirchen, Sigmund Meher, von Oberhaching gebürtig, acht Jahr Priester. Hat auf alle Artikel wohl und katholisch respondiert. Der Herzog von Bayern hat zu dieser Mch das Besetzungsrecht. Hat keine Köchin, haust mit seiner Mutter. Hat Einkommen bei 30 fl. samt dem kleinen Zehent.

Frühmesser zu Grünwald, Sebastian Lauer, 21 Jahr Priester, von Landsberg gebürtig, dort primiziert, hier und zu Ingolstadt studiert. Der Herzog von Bayern hat das Besetzungsrecht. Hat von der Mch Einkommen bei 48 fl. Oberhaching Kirchprobst.

Pfarr St. Stephan, jährliches Einkommen bei 23 fl, haben 20 fl. zum Bau entlehnt. Haben Pfarrhof und Mesnerhaus ziemlich erbaut. Haben drei Altäre, 2 Kelch, Monstranz, 3 Messgewänder. Der Pfarrer hält sich gut, der Mesner ist fleißig.

## Urget Kirchprobst.

St. Michael, jährliches Einkommen bei 80 fl, haben an Schulden einzubringen an 30 fl, haben drei Altär, ziemlich geziert, Sakrament, Beleuchtung, Tauf, Begräbnis, 3 Kelch, 5 Messgewand. Haben einen gestiften Jahrtag, hat der Pfarrer davon 30 fr. Der Pfarrer liest alle Wochen zweimal Mch.

halt den Gottesdienst fleißig, haltens mit dem Seelgerät unbeschwerlich. Mesner hält alles sauber. Niederhaching Kirchpröbst.

St. Maria, Einkommen bei 17 fl. Dem Pfarrer von der Wochenmeh 2 fl. Dem Mesner 5 fl. Dem Frühmesser für ein Salve alle Samstag zu singen 1 Pfund dl. Haben drei Altär wohl geziert, Sakrament Beleuchtung, Sepultur, drei Kelch, sechs Mehgewand. Haben einen gestiften Jahrtag, wird durch den Pfarrer samt den Besingnüssen und ander Gottesdienst fleißig gehalten. Aller gläubigen Seel Meh. — Hat jährliches Einkommen bei 7 fl.

#### Filial Taufkirchen Kirchpröbst.

St. Johannes jährlich Einkommen bei 8 fl. Rechnung nimmt der Kastner zu München auf. Haben drei Altär wohl geziert, haben Sakrament ewigs Licht, dazu geben die zwei Müller zu Taufkirchen einer 30 Pfund Del, der ander 12 Pfund. Haben Sepultur, drei Kelch, drei Mehgewand. Dem Pfarrer von einem Jahrtag 30 kr. Mit dem Seelgerät wird niemand beschwert. Mesner ist fleißig.

#### Filial Grünwald Kirchpröbst.

St. Petrus, hat Einkommen bei 13 fl. Haben drei Altär ziemlich geziert, Sakrament, Beleuchtung, Begräbnis. Drei Kelch, drei Mehgewand, haben sechs Jahrtag. Die Besingnüssen werden fleißig verricht mit dem Seelgerät wird niemand beschwert. Durch den Gesellprieester wird zweimal in der Woche Meh gelesen. Von der St. Georgs Kapellen im Schloß sind entlehnt worden 20 fl.

#### Filial Buellach Kirchpröbst.

Einkommen jährlich bei 8 fl. Was man ersammelt ist nit gewiß. Rechnung nimmt das Gericht Wolfratzhausen auf. Hat man nit viel gewußt über Ausgaben und Einnahm.

#### Filial Danzenhaar Kirchpröbst.

St. Ulricus, Einkommen jährlich 1 fl und was man sonst ersammelt. Ausgab dem Pfarrer im Jahr fünf Messen zu lesen 4 fl 6 dl. Hat ein Altär wohl geziert, 1 Kelch, zwei Mehgewand.

Filial Dauszorn, St. Nikolaus und Maria Magdalena, Einkommen bei 2 fl 30 kr. Ausgab im Jahr zweimal zu beiden Kirchweihen zwei Prieester und zwei Kirchpröbst jeden 6 kr. Haben zwei Altär ziemlich ziert 1 Kelch, 1 Mehgewand, haben eine samstäglische Wochenmeh.

#### Filial Kirchstochen (Kirchstochach).

St. Georgius Einkommen 1 Pfund dl, Ausgab dem Prieester an Georgitag Meh zu lesen 6 kr item zu Mitterfasten zwei Prieester für Beicht 12 kr. Haben 1 Altär 1 Kelch, 1 Mehgewand. Pfarrer liest im Jahr dreimal Meh.

Declaris inspectio Oberhaching: Ist bei Kirchen und Pfarrhof kein Mangel.

Kirchen und Pfarrhof Arget: Pfarrhof und Kirchmauer sind haufällig.

Niederhaching: Taufwasser ist in einer Krugel, sonst kein Mangel.

## Muttergutsvertrag aus Wasserburg von 1843

Nachstehend veröffentlichen wir mit gültiger Genehmigung der Familienangehörigen einen Muttergutsvertrag vom 17. August 1843 für Georg Breitenacher, Bierbrauer in Wasserburg am Inn.

Präesentes:

Der k. Rath und Landrichter Do. Capeller.  
Act. Landgerichtsschreiber Schober.

Am 19. März 1843 verstarb Maria Breitenacher, gewesene Besizerin und Miteigentümerin des ludeigenen<sup>1</sup> Bierbrauer-Anwesens in der Lederergasse der Stadt Wasserburg Haus Nr. 249 Kataster-Fol. 307 und hinterließ neben dem Wittwer Georg Breitenacher ein Kind namens Georg Breitenacher, geboren am 23ten Novber 1834, weshalb sich der persönlich gegenwärtige Wittwer Georg Breitenacher mit genannt seinem Kinde vielmehr den heute in Pflicht genommenen Kuratoren Peter Breitenacher, bürgl. Weinwirth und Schiffmeister, dann Anton Obermaier, bürgl. Bäckermeister, beyde in Wasserburg, hinsichtlich des demselben angefallenen Mutterguts auf nachstehende Art verträgt.

Der Wittwer, welcher gemäß Heurathsvertrag vom 28. Jänner 1843 Mitbesizer und Miteigentümer des Eingangs erwähnten Gesamtanwesens und alles übrigen Vermögens ist und auch fernerhin bleibt, weist diesen nach im Einverständnisse mit den persönlich anwesenden vorgenannten beyden Kuratoren: als Peter Breitenacher und Anton Obermaier obengesagten seinem Kinde

I Zum Muttergute viertausend Gulden aus, woran es bey seiner Verehelichung oder sonstigen Versorgung dreitausend Gulden baar und den Rest in zwey Jahresfristen zu fünfhundert Gulden erhalten muß.

II Bestimmt er für selbes für Hochzeitkleidung Einhundert Gulden, dann zur Ausfertigung vier ganz aufgerichtete einschläferige Betten mit zweifachen Ueberzügen, dann vier politirte Bettladen, zwei Kommodenkästen, zwölf Sessel, zwei Tische, ein Kanape und einen Hangkasten, alles von politierter Arbeit, einen ganz silbernen Serviece, nämlich zwölf Messer, Gabeln und Löffeln, ein Duzend silberne Kaffeelöffeln, Bier und zwanzig Stück Zinnteller, sechs solche Schüsseln, zwölf beschlagene Maaßkrüge und soviel Halbegläser, zehn Stücke verschiedene Leinwand, vier Duzend Hemden, zwei Duzend Socken, zwei Duzend Sacktücher, zwei Duzend Unterziehhosen, zwei Duzend Servieten, oder hiefür auf Verlangen baar eintausend Gulden.

III Muß dieses Kind bis zur Selbstvermögensfähigkeit beym Anwesen ordentlich erzogen und mit allem nothwendigen versehen werden, solange es ledig und unangesehen ist, hat im elterlichen Hause die Unterkunft und in Erkrankung Falle muß es jedesmal auf die Dauer der Krankheit mit Krankenkost, Wart, Medizin und ärztlicher Hilfe versehen werden.

<sup>1</sup> im Eigenbesitz befindlich

IV Müßten für den Fall als dieses Kind eine Profession erlernen würde, die sämtlichen Kosten vom Anwesen aus bestritten werden.

V Müßte diesem Kinde das heute bestimmte Muttergut in dem Falle der Vater mit Tod abgehen würde, und dieses noch nicht versorgt wäre, jährlich mit vier Prozent verzinst werden.

Die beyden Kuratoren, welche man auf das Hypothekengesetz aufmerksam machte, stellen sich im Namen ihres Mündels mit all obigen durchgehends zufrieden, verlangen aber, daß das ihrem Mündel heute bestimmte Muttergut, Ausfertigung und heimathlichen Rechte auf dem Anwesen hypothekarisch versichert werden und der Wittwer, welcher auch in den Eintrag willigt, verspricht, alles getreulich zu erfüllen und zu leisten.

Womit geschlossen, angelobt und zur Befriedigung auf Vorlesen eigenhändig unterzeichnet wurde.

(Folgen die Unterschriften:)

Peter Breitenacher  
Anton Obermaier  
Georg Breitenacher.

Wasserburg, den Siebenzehnten August 1840 drey

Koenigl. Landgericht Wasserburg  
Eig. Der k. Rath und Landrichter  
gez.: Dr. Capeller

Schober.

Nr. 485. ad aerar — f 36 x —  
Siegl 15 x 2 dl.  
Justllg. 4

L. J. 1990 IV Qu 42/43.

## Sprachecke

Mitteilungen des Deutschen Sprachvereins.

Gestammel.

Ausstellung Bonner Künstler, Verein Berliner Volksschullehrerinnen, zweifelhafte Kunstgenüsse Londoner Theater, Kellame Berliner Hotelbesizer, Modelle und Kostüme Wiener Menschen und Gegenden, Musenalmanach Marburger Studenten, die griechischen Studenten Schweizer Hochschulen, Herstellungsort Kreuznacher Mutterlauge, die großen Neubauten Berliner Museen — solches Gestammel liest man immer wieder und immer häufiger. Die Leute lassen sich durch das -er der Endung (Berliner, Schweizer usw.) zu der Annahme verleiten, dies sei die Endung des Besfalls in der Mehrzahl = berlinischer, schweizerischer usw. So meint man, hier brauche der Genitiv heutzutage nicht mehr ausgedrückt zu werden, glaubt, sich das „von“ sparen zu können, und schreibt doch sonst so manches Ueberflüssige, läßt etwas in die Erscheinung treten statt erscheinen, zum Abdruck gelangen statt abdrucken, zur Aburteilung kommen statt aburteilen, zur Auszählung bringen statt auszählen usw. usw. Man sei also nicht am falschen Orte sparsam, sondern schreibe: Ausstellung von Bonner Künstlern oder Ausstellung der Bonner Künstler, Herstellungsort der Kreuznacher Mutterlauge, Modelle von Wiener Menschen und Gegenden usw.

# Die Kirche zu U. L. Frau in Großgmain

Von Fritz Heller.

Die Einheimischen heißen den Ort noch gerne „Auf der Gmoan“ und nicht mit Unrecht, denn Volksmund tut der Wahrheit kund. Mona, Muon, Moan heißt der Ort schon in Urkunden des 8., 9. und 10. Jahrhunderts, ja einige Geschichtsschreiber behaupten sogar, der heilige Maximus habe in Mona, der uralten Bergmannsiedlung im 5. Jahrhundert, ein Marienkirchlein gegründet und die Salzleute zur Marienverehrung erzogen. Aus einer Marienkultstätte ist auch die Kirche zu U. L. Frau auf dem Dürrberge entstanden, und was dieser Wallfahrtsort für Kleinhall (Hallain) ist, daselbe ist Großgmain für Großhall oder Reichenhall. Die Geburtszeit der Kirche ist das Jahr 1076, und als im Jahre 1136 das Stift St. Beno gegründet wurde, teilte Papst Lucius die Kirche S. Mariae in Muona samt der capelle in Plajen dem Stifte zu. Die Wallfahrt nach Maria Gmain ist die älteste im Erzbistum Salzburg und war auch am meisten besucht bis spät in das 18. ja 19. Jahrhundert herein, wo die Wallfahrtsorte Maria Plain und auch Kirchental ihr den Rang streitig machten. Ein wundertätiges Marienbild war es, zu welchem schon in alten Zeiten die ersten Christen wallten, eine wundertätige Marienstatue, vom Erzbischof Thiemo im Jahre 1080 angeblich gegossen, machte diese Stätte zur berühmtesten Wallfahrt.

Als im 15. Jahrhundert die Türken an den Toren des Erzstiftes rüttelten, als der mohammedanische Halbmond das Kreuz der Christen mit Feuer und Schwert zu verdrängen suchte, als die Christenheit des Erzstifts Salzburg mit seinem Kirchenfürsten vor dem Krumsäbel zitterte, damals wurde von den auffallendsten Wundererscheinungen gesprochen, welche die Gmainer U. L. Frau auf der Gmain um Abwendung in den Zeiten der drohenden Gefahr, die wiederum vom Osten drohte, Zuflucht zur U. L. Frau auf der Gmain um Abwendung der Türkengefahr. Erzbischof Leonhard v. Keutschach, der eine besondere Verehrung für die Gmainer Mutter zeigte, ließ im Jahre 1513 die bekanntesten Wundererscheinungen durch seinen Notar Jörg Waltenperg erheben und sammeln. Darüber wurde eine große Motivtafel mit 10 Mirakeln zusammengestellt, die im Kircheneingang angebracht wurde, wo sie heute noch zu sehen ist. Später wurden abermals Mirakel erhoben und wieder auf einer Motivtafel bekanntgegeben, die ebenfalls heute noch im Kirchenportal hängt. Erzbischof Leonhard ließ auch die vielbesuchte Wallfahrtskirche renovieren und einen großen gotischen Flügelaltar aufstellen, von dem heute nur mehr die Bildtafeln zu beiden Seiten des Hochaltars zu sehen sind, die den größten Kunstwert besitzen. Auf diesen Gnadenaltar ließ Leonhard Keutschach auch die wundertätige Muttergottesstatue übertragen, die bisher in der Burgkapelle der Plainburg stand.

Im 16. Jahrhundert wurde Gmain das Mekka der Christen des Salzachganges und auch des Chienganges, und durch die Beteiligung des Erzbischofes selbst an der Wallfahrt nach Gmain läßt verraten, daß Gmain damals der berühmteste Wallfahrtsort des Flachlandes und selbst des Gebirges war.

Treten wir nun ein in die Kirche. Sofort fällt uns das prachtvolle Marmorportal auf. Die beiden großen Motivbilder wurden oben schon erwähnt. Zu beiden Seiten des gotischen Portals stehen zwei gleichgroße Weihwasserbeden, welche von Steinmetzmeister Georg Doppler im Jahre 1711 gemacht wurden. Die Kirchentüren fertigte der Reichenhaller Tischlermeister Krüner, während der eiserne Überzug heimisches Werk ist vom Schmied auf der Gmain, namens Johann Posch, aus dem Jahre 1778. Schlosser Frey von Reichenhall fertigte die interessanten, schweren Schlösser dazu. An der Innenausstattung erkennt man sofort, daß wir uns in einer Wallfahrtskirche befinden. Das weißrote Marmorpflaster legte Steinmetzmeister Doppler aus Biehhaujen. Überhaupt merken wir uns, daß sämtliche Marmorarbeiten in der Kirche von den 3 Steinmetzmeistern Andreas, Georg und Josef Doppler herrühren, nämlich Großvater, Vater und Sohn, die im 17. und 18. Jahrhundert ihre bewundernswerten und von Kunststrichern auch anerkannte Steinmetzkunst dieser Gnadenkirche widmeten. Sie haben zu ihren vielseitigen Werken die verschiedenen vielen Arten des Untersbergermarmors von den nahen Marmorbrüchen brechen lassen. Das schmiedeeiserne Gitter, welches das Langhaus abschließt, zeigt einen schönen Lanzenspitzenaufsatz und ist Arbeit des Reichenhaller Meisters Hölger aus

dem Jahre 1736. Die Kirchenstühle sind wieder heimische Arbeit vom Zimmermeister Göttsfelder auf der Gmain 1748. Das Schalgewölbe, zu dem wir nun aufblicken, ist reich verziert mit Stukkaturarbeit von Michael Viertaler aus Salzburg 1734, von dem die gesamte Stukkaturarbeit in der Kirche stammt. Am Gewölbe ist unter anderem auf einem Deckengemälde noch die alte Kirche mit dem gotischen Turmhelme zu sehen sowie das Vikarhaus und die Stadt Reichenhall. Gehen wir weiter zum Altar vor, so schließt ein schönes Speisgitter aus rotem und weißem Marmor auf Marmorstufen den Zutritt ab. Wir kennen schon den tüchtigen Meister, der dies geschaffen, es war der Vater Doppler. Auf der rechten Seite des Langhauses bestaunen wir jetzt die Logenatorien. Das erste Oratori über dem Portal ist ein Werk des Tischlermeisters Krüner aus dem Jahre 1722, während das zweite Hofmaurermeister Kandler aus Salzburg im Jahre 1734 gebaut hat. Zwischen den Oratori prangt die prächtige Kanzel, eine herrliche Schaffung des Tischlermeisters Langmaier aus Waging. Die Skulpturen sind von Johann Higl aus Salzburg, während die goldenen Überschlüge Maler Perwanger aus Salzburg gemacht hat. Die Kanzel stammt aus dem Jahre 1736.

Betrachten wir nun den Hochaltar, den 1739 Tischler Langmahr von Waging ganz aus Holz aufgebaut hat. Hier oben sehen wir, was schon lange unsere Neugierde war, das wundertätige Gnadenbild, jene berühmte alte Steingußstatue aus der kunstfertigen Hand des Erzbischofes Thiemo, der als Kreuzfahrer sein Leben lassen mußte. Jetzt ist die Statue polychromiert und trägt die hilfreiche Mutter eine goldene



Die alte Wallfahrtskirche in Großgmain. Nach einer Originalradierung von Lothar Korvin

Krone auf dem Haupte. Zuhöchst des Altars thront eine Aufstapgruppe, auch als Wundertätig gepriesen, welche die Krönung der Gottesmutter durch die heilige Dreifaltigkeit darstellt. Beide Bilder waren der Ursprung der vielen Wallfahrten hierher und sie haben diese Kirche zum größten Ruhm geführt. 200 Jahre, von 1593—1739, stand die Marienstatue des Thimo auf dem Flügelaltar, der hinter dem heutigen Hochaltar errichtet war, und 200 Jahre werden es im Jahre 1939, daß die Statue U. L. Frau auf der Gmain ihren Ehrenplatz auf dem Hochaltar einnimmt. Am Hochaltar stehen auch zwei große Statuen, darstellend den hl. Rupert mit dem Salzfaß und Bischof Augustinus. Zu Seiten der Gnadenstatue schweben zwei große Engel, einer mit einem goldenen Stern in der Hand. Diese Figuren stammen aus dem Jahre 1739 und sind Bildhauerarbeit des Reichenhaller Barockmeisters Johann Schwaiger. Hinter dem Hochaltar erhebt sich ein hochkünstlerischer Marmoraltar, der 1711 gebaut wurde. Das Altarbild, ein Ölbild auf Leinwand, hat der Salzburger Maler Perwanger im Jahre 1750 geschaffen. Dieses Bild müssen wir genauer betrachten, weil darauf die Blainburg sowie die alte Kirche gemalt ist. Alle Skulpturen auf diesem Altar, auch die Statuen der hl. Bischöfe Rupert und Augustinus aus lichtigem Untersberger Marmor, sind Arbeiten des schon genannten Meisters Johann Schwaiger in Reichenhall um 1711. Durch den großen Andrang der Wallfahrer erschien schon 1739 dieser Altar als zu klein, und es wurde der jetzige hölzerne Hochaltar vor diesem aufgestellt.

Im Jahre 1734 verschwanden auch die beiden hölzernen Seitenaltäre, welche am 14. Juli 1520 der Chiemeer Bischof Barth. Bürstinger eingeweiht hatte, und sie wurden durch zwei marmorne Seitenaltäre von ganz gleichem Aufbau ersetzt. Die Altarbilder, Öl auf Leinwand, sind von dem Salzburger Meister Jakob Janusi. Die Skulpturen hat 1737 ein zweiter Reichenhaller Bildhauer namens Leopold Hegasner hergestellt.

Schon lange sind uns zu beiden Seiten des Hochaltars 6 große Gemälde aufgefalten, die nun unser besonderes Hauptaugenmerk sein sollen. Diese Tafeln waren, wie schon erwähnt wurde, einst die Flügel eines großen gotischen Altars. Zunächst sind es die 4 rechteckigen Bilder mit Darstellungen aus dem Leben der Mutter Gottes, welche wir betrachten wollen: 1. Darbringung Christi im Tempel, 2. Der Christusknabe lehrt im Tempel, 3. Erscheinung des hl. Geistes (Pfingstfest), 4. Tod Mariens. Von diesen farbigen Bildtafeln, seit 1830 in Goldrahmen, sagt die österr. Kunsttopographie: Das ist zweifellos das Beste, was sich an spätgotischer Malerei im Lande erhalten hat. Auf einer der Tafeln liest man die Jahreszahl 1499. Nachdem sonst auf keinem Gemälde eine Namensunterzeichnung zu finden ist, stritten sich Kunststrichter lange, welchem Meister diese Kunstwerke zuzuschreiben seien, bis man sich einstweilen mit einem künstlerisch höher stehenden Schüler des Passauer

Meisters Rueland Fräu auf d. A., der um 1500 in Salzburg wirkte, zufriedengibt. Die anderen zwei Bilder sind hohe schmale Tafeln und stellen Christus und Maria dar. Bei einem Blick auf die Sakristeitür fällt uns der marmorne Türstoch mit Fries auf. Es sei erwähnt, daß sich in der Sakristei ebenfalls Ölbilder auf Leinwand befinden, welche auch sehr alt sind und Kunstwert besitzen. Gegenüber der Sakristeitür, an der Nordwand, sehen wir in einem Glasgehäuse eine Madonna mit dem Kinde sitzen, welche mit Kleidern angezogen und natürliches Haar tragen. Dieses Werk stammt aus dem 18. Jahrhundert und ist ein Geschenk anlässlich der 7. großartigen Wallfahrtsäkularfeier im Jahre 1776, welche in Salzburg ohne bekanntes Beispiel ist. Vom 22. bis 29. September währte diese 700 jährige Jubelfeier, zu der sich viele Bröbste und Äbte einfanden. Von diesem 7. Jubelfest schreibt die Festgabe der 8. Säcularfeier:

„Einem Blumengarten gleich die Kirche im Innern, einem Wapenplatz der Ort ob der vielen Zelte, welche hier die Wallfahrer errichteten. Viele Kreuztrachten waren zu sehen. Von allen Orten der Umgebung kamen Scharen von betenden Wallfahrern hierher. Fünffmal während der Festoikare war Pontifikalamt, berühmte Prediger aus verschiedenen Orden traten als Lobredner Mariens auf. Zu Ehren der erhabenen Himmelskönigin wurde eine Festprozession veranstaltet, so großartig, wie wohl kaum je eine in der Umgebung gehalten wurde. Ein Trompete und zwei Fähnriche zu Pferde eröffneten die Prozession. Mehrere Bruderschaften, 13 Bänke mit ihren Fahnen und Standarten, zwei buntgekleidete Reitercharen mit ihren Führern in glänzender Rüstung, ferner 7 reichgeschmückte Wagen, wo Vorbilder Mariens dargestellt waren, und viele andere schlossen sich an. Nach dem 7. Wagen folgte das Kapitel der Chorherren von St. Zeno, dann das Allerheiligste unter Bedeckung der Schweizergarde, hierauf die Beamten und Personen höheren Standes, zuletzt die unüberschaubare Volksmenge.“

Gehen wir wieder in der Betrachtung der Innenausstattung der Wallfahrtskirche weiter. Blicken wir beim Hochaltar zurück und hinauf zum Chor, so sehen wir eine große Orgel mit einer Uhr inmitten. Diese Orgel weist 17 Register auf und ist von dem Salzburger Orgelbaumeister Ludwig Moser im Jahre 1850 gebaut worden. Von diesem Orgelbauer stammen die meisten Orgeln in den Salzburger Kirchen. Noch fällt uns an der linken Kirchenwand eine riesige Statue auf, der hl. Nepomuk, eine Bildhauerarbeit vom Jahre 1735.

Zu den Sehenswürdigkeiten, auch der Kirche gehörig, müssen wir außer der Friedhofsmauer am Dorfplatz den schönen Marmorbrunnen zeigen, den Steinmetzmeister Pfenninger im Jahre 1646 aufgestellt hat, und den Steinmetzmeister Dopplet im Jahre 1693 prunkvoller gemacht hat. Die Brunnenfigur, eine steinerne Madonna mit zwei Gesichtern, ist wiederum ein Werk des Reichenhaller Bildhauers Johann Schwaiger aus dem Jahre 1693.

Zum Schluß unserer Betrachtungen sei noch bemerkt, daß die Kirche vom Jahre 1144 bis 1803 dem Stifte St. Zeno zugeteilt war und von dort erkundend aus versehen wurde. Zur Zeit der Franzosenkriege im Jahre 1803 gab Napoleon die ganze Gmain den Bayern. Die bayerische Regierung erhob die Gmain zur selbständigen Pfarre. Im Jahre 1808 fiel die Gmain an Österreich. 1810 wurde die Gmain wieder bayerisch und 1816 wurde sie an Österreich und Bayern aufgeteilt in Österreichischgmain mit der Pfarrkirche und in Bayerischgmain mit der Kirche in St. Zeno.

\*

## St.-Anna-Verehrung

### Ein kleiner Beitrag aus dem Jahre 1799.

Damals bewahrte man „ein Gebein“ der Mutter Anna in der schönen Hofkapelle zu München, ferner „einen Partikel von der Mutter Anna“ in der Kapuzinerkirche zu Burghausen.

Mutter-Anna-Bilder, die den Ruf der Wundertätigkeit besaßen, befanden sich u. a. in der Hieronymiterkirche auf dem Lehel zu München, dann in der Klosterkirche zu Gotteszell (Straubing), das bei der großen Feuersbrunst vom Jahre 1629 übernatürlicherweise ganz unversehrt geblieben und hochschwangeren oder unfruchtbaren Frauen sehr günstig war“. Ein wunderbares Mutter-Anna-Bild stand bei der schönen Buche an der Straße von Kötzting nach Hohenwart, das im Jahre 1681 im Walde gefunden wurde und dem zu Ehren man „mit gnädigster Konsens der geistlichen Obrigkeit im Jahre 1692 von reichlichen Opfern eine sehr schöne Kapelle erbaute“. St. Annabrunn in der Hofmark Schaindel galt „als heilsames Gesundbad, wohin jährlich viele Wallfahrten kamen und Presthafte ihre Gesundheit erlangten“.

St.-Anna-Bruderschaften bestanden u. a. bei den Hieronymiten auf dem Lehel (gestiftet 1731), in der Pfarrkirche Obergriesbach und im Kloster Au (Sandshut) sowie in Regen (Straubing).

\*

## Gegen Hochgewitter

Im Kloster Raitenhalsach wurde ein wunderbares Glöcklein wider Schauer, Donner und Blitz aufbewahrt, das der hl. Bernhard selbst eingeweiht haben soll.

\*

## Zahl der Pfarreien und Kirchen am Ende des 18. Jahrhunderts

Nach einer statistischen Übersicht des Jahres 1799 wurden damals in Bayern gezählt:

Pfarreien 1027  
Zillalkirchen 2064  
Eingeweihte Kapellen 578.

Zusammen hatte das damalige Bayern demnach am Ende des 18. Jahrhunderts 3669 katholische Gotteshäuser.

## Das verschollene Mineralbad Annabrunn bei Schwindegg in Oberbayern

Während überall im Bayernlande neue Badeorte auftauchen, viel von sich reden machen und viel habedürftiges Volk aus nah und fern herbeilocken, ist ein altes Bad, nicht weit von München und der Eisenbahn München—Simbach entfernt, in den letzten 30 Jahren ganz in Vergessenheit geraten, obwohl auf alten Karten bei Annabrunn sogar das Badewännlein zu sehen ist zum Zeichen dafür, daß es von alten Zeiten her als Badeort gegolten. Da Annabrunn ein reizend gelegener Ort ist, eine seit vielen Jahrhunderten berühmte Heilquelle besitzt und im Zeitalter des Autoverkehrs leicht zu erreichen ist, so sei hier zunächst der Versuch gemacht, das verschollene Bad wieder auszugraben, aber auch der, daß dieses Fleckchen Paradies als Erholungsstätte wieder aufgesucht wird.

Wie ist das Bad Annabrunn entstanden? Diese Frage wird häufig gestellt, sie ist auch bereits im Jahre 1824 von Lorenz Brunner, Patrimonialgerichtshalter des Freiherrn von Moreau beantwortet, der nach den in der Schwindegger Registratur befindlichen Urkunden über Entstehung des Bades und der Kirche Nachstehendes zu berichten weiß.

Das große Schwindegger Saalbuch, das jetzt wohl im Münchener Reichsarchiv ein sicheres Plätzchen gefunden hat, weiß vom Jahre 1691 zu berichten, daß die Heilquelle Annabrunn schon im Jahre 1500 besucht wurde, da Botivotafeln mit dieser Jahreszahl an der Tanne angeheftet waren, wovon wir bald hören werden. Die Überlieferung weiß zu berichten, daß das Wasser der Quelle wunderbarlich gegraben und an der Tanne eine schneeweiße Taube so lange gesehen worden, bis der Fluß ordentlich im Gange war. Eine andere Volkssage pflanzt sogar von der Entstehung des Annabrunner Bades folgende Wundergeschichte fort:

In hiesiger Gegend hatte eine Bäuerin ein mit einem unheilbaren Auszuge behaftetes Kind. Die besorgte Mutter suchte überall Hilfe, aber vergebens. Eines Tages ging die Mutter mit dem kranken Kinde nach vergeblich gesuchter Hilfe trostlos nach Hause. Unterwegs begegnete ihr eine alte, wohlgekleidete, unbekannt Frau. Dieselbe erkundigte sich nach der Ursache der Trauer der Bäuerin. Als sie diese vernommen hatte, sagte sie: „Geh in das Nigierholz, dort wirst du eine Tanne finden, auf deren Gipfel eine weiße Taube sitzt! Am Fuße dieser Tanne ist eine Quelle; bade das Kind einige Male darin, und es wird gesund werden.“ — Die arme, erfreute Mutter, welche in der alten, fremden Frau niemand anderen erkannte als die hl. Mutter Anna, befolgte schnell den gegebenen Rat, und das Kind wurde wirklich gesund...

Aus den Rechnungen und Urkunden der ehemaligen Gutsherrschaft Schwindegg ergibt sich folgendes über die Entstehung des Bades Annabrunn: Der Waldboden gehörte

dem Nigier in Thalheim. Da, wo die Brunnstube sich befindet, stand eine prächtige Tanne. In der Nähe zeigte sich die Quelle in drei Flüssen. Das Volk kam immer zahlreicher, die Heilkraft der Quelle wurde höheren Einflüssen zugeschrieben; die Geheilten brachten Gaben und Geschenke verschiedenster Art dar. Die Besitzerin der Herrschaft Schwindegg, Gräfin Anna Regina von Fugger, eine wohlthätige Frau, ließ als Grund- und Gerichtsherrschaft des Nigier von Thalheim im Jahre 1685 in der Nähe der Tanne für die Opfer (Figuren, Flachs, Butter, Schmalz, Leinwand) ein Hüttlein bauen und ein kleines Opferstöcklein zum Geldeinlegen an der Tanne anbringen. Am 23. April des folgenden Jahres kam Prälat Athanasius Beutlhäuser von Gars am Inn selbst in das Nigier-Holz, um gemeinsam mit der Gräfin Fugger und dem Hofmarktsrichter Dettl das Brunnl zu besichtigen. Man beschloß eine gemeinsame Verwaltung der anfallenden Opfer und Gaben und die Erbauung einer gemauerten Anna-Kapelle, sowie die Errichtung eines Holzhauses für den Aufseher der Kapelle, sowie auch für die Unterbringung der Gaben. Der als Zechpropst aufgestellte Müller von Pfaffenkirchen, Seb. Weidner, hatte die Ausführung der beiden Bauten zu besorgen. Wallfahrer und Badegäste spendeten im Jahre 1686 in Geld und Opfergaben an 763 Gulden. Wasser wurde nicht bloß weggetragen, es wurden ganze Fuhrn weggeführt. Am 4. Mai 1686 ersuchte die Gräfin Fugger den Archidiacon von Gars, er möchte in den Pfarzellen der Umgegend verkündigen lassen, die Leute sollten an Sonn- und Feiertagen vormittags nicht nach Annabrunn kommen, sondern zu Hause dem Pfarrgottesdienst heilwohnen. Am 3. Juni des gleichen Jahres empfahl man aus Gars die Bestellung eines Einsiedlers als Wächter der Quelle und Kapelle zu Annabrunn, was aber der Gutsherrschaft nicht gut schien. Im Jahre 1687 mußte die Kapelle zu Annabrunn wegen steter Zunahme der Badegäste und Wallfahrer vergrößert werden. Dazu kam eine Hütte zum Waschen und Baden für die fremden Kranken und presthaftesten Personen, ein Kessel zum Wasserfieden und ein Backofen. Innmann und Aufseher wurde Adam Schachinger. Die Gutsherrschaft ließ eigens den Dr. Sattler aus München zum Untersuchen der Quelle kommen. Das Jahr 1689 schuf einen Rohbrunnen, einen größeren kupfernen Kessel, und für die vornehmen Badegäste 6 neue Badestüblein aus Holz. Im folgenden Jahre 1690 wurde für die Pferde der fremden Badegäste ein Pferdebestall erbaut, die altehrwürdige Tanne aber mußte gefällt werden, sowohl wegen ihres hohen Alters, als auch wegen Absterbens infolge häufigen Nagel-einschlagens zur Befestigung der Weihgaben und des Opferstockes. Aus dem Stamme wurde eine Kreuzsäule geformt, diese angestrichen, auf dieselbe aber wurde ein St.-

Anna-Bild gestellt. Im Jahre 1693 erfolgte eine abermalige Erweiterung der Kapelle, ein Turm wurde daran gebaut, in denselben zwei Glocklein gehängt; Altar, Silberkessel und Messgewänder kamen, und so konnte der Pfarrvikar Georg Schirm von Obertaufkirchen die erste hl. Messe in Annabrunn lesen. Zwei Jahre hernach (1699) erhielt die Kapelle eine Kanzel, im Jahre 1702 der Brunnen ein kupfernes Trinkgeschirr. Am 6. April 1737 wurde dem Badebesitzer Höninger der Mesnerdienst verliehen, auf die Bebauung und Zugehör die „Zimmergerechtigkeit“ (Freistift) und Bierzapferei, aber mit Leibrecht. Die jetzige Gestalt erhielt die Filiationkirche in den Jahren 1782 bis 1784 unter der Gräfin Adelheid, geb. Gräfin von Taufkirchen.

Eine mindestens 250jährige Erfahrung hat bewiesen, daß das Heilwasser von Annabrunn besonders bei Gicht, Lähmungen, Rheumatismus, Podagra, Nervenschwäche usw. wunderbaren Erfolg hat. Kranke kamen lahm und gingen mit geraden Gliedern nach Hause. Das Wasser ist hell und klar und hinterläßt beim Sieden einen weißlichen Rückstand. Die Quelle wurde von mehreren Ärzten untersucht, und jeder mußte bestätigen, daß dieselbe zu den besten schwefelwasserstoffhaltigen Bädern mit vegetabilischen Laugensalzen gehört, welche die bekannten auflösenden Seifenbäder bilden, und wider Gicht, Hämorrhoiden, offene und chronische Hautkrankheiten, sowie Harnbeschwerden und Nierenkrankheiten, Sand und Grief, und bei Frauenkrankheiten mit wunderbarem Erfolge gebraucht werden. Schon um 1730 bemerkt ein Fachschriftsteller, daß die Annabrunner-Heilquelle die heilsamen Kräfte des Tannenharzes in sich trage. Der Ort des Heilbrunnens hieß ursprünglich Tannenbrunnl. Es soll baldmöglichst eine genaue chemische Untersuchung der Heilquelle, nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft und nach neuestem Verfahren angestellt, bekanntgegeben werden.

Bemerkt sei noch, daß das Annafest früher immer am darauffolgenden Sonntag gefeiert wurde; es war ein wahres Volksfest mit all seinen Licht- und Schattenseiten; letztere zu beseitigen, wurde um 1886, als die Pfarrei Obertaufkirchen erledigt war, angeordnet, daß am St.-Anna-Tag selbst der Gottesdienst zu halten sei; was begreiflich manchen Krämern und auch manchen Festgästen nicht einleuchten wollte, jetzt weiß man es nicht mehr anders. Annabrunn hatte ein eigenes Kurhaus mit Badezellen, Wohnräumen für Kurgäste; leider wurde später die Badeeinrichtung herausgerissen, das Haus anderweitig verwendet, bis es 1914 abbrannte. Das Gasthaus von Annabrunn kann sich sehen lassen und hat ziemlich viele Wohnräume. Die Quelle, gut gefaßt, fließt ununterbrochen weiter, wird aber derzeit nicht mehr benützt, nur von Zeit zu Zeit kommt ein Klosterherr von Gars am Inn und holt

sich, wie schon vor 250 Jahren geschehen, mit Fuhrwerk Heilwasser, um es nach Münter-weise zu trinken. Er war in seiner Jugend Zeuge, wie im Sommer viele Geistliche, Lehrer, Beamte, Krieger und wackere Land-leute nach Annabrunn kamen, um durch Trink- und Bäduren ihre Gesundheit wieder herzustellen, wozu auch wesentlich der Umstand beitrug, daß sie in den prächtigen Tannen- und Fichtenwäldern stundenlang Luftwandeln konnten. Außerdem hat die Umgebung von Annabrunn noch sehr schöne Aussichtspunkte aufzuweisen, so beim Wimmer an der Point, Stoßeneuth—Kiebbach—Unterbergham, von wo aus nicht allein die Alpen, sondern auch der Böhmerwald sichtbar sind. Auch in das Tal der Isen und auf das prächtige Hügel-land zwischen Isen und Wils hat man nach Norden zu eine prächtige Aussicht. Mitten durch Annabrunn führt die von Schwindegg her gut gepflegte Bezirksstraße, die nach Wolfsgrub bei Thambach auf die alte Staatsstraße München—Mühl-dorf führt. Leider ist ein Teil dieser Verbindungsstraße — durch die Gemeinden Reichertsheim—Oberornau — sonderbarerweise zu einem Gemeindegeweg herabgewürdigt worden, soll aber wohl bald die alte Stellung wieder erobern. So kann Annabrunn von München, Mühl-dorf, Belben, Dorfen, Wasserburg und Haag her erreicht werden. Das Gasthaus in Annabrunn kann Sommerkurgäste aufnehmen. Nötigenfalls finden Fremde auch in den anderen schöngebauten Häusern von Annabrunn und Umgebung eine zwar bescheidene, aber ruhige Unterkunft, während das stattliche Gasthaus ihnen Verpflegung bietet. Es wäre ja jammer-schade, wenn sich auch hierher der lärmende Troß gewisser neuzeitlicher Sommerfrischler ergießen, wenn er die prächtigen Wälder und Höhen mit seinem Geschrei und Gejohle und Gewieher erfüllen würde. Das aber wäre sehr zu begrüßen, wenn erholungsbedürftige Geistliche, Lehrer, Beamte, also ein an sich schon ruhiges und der Ruhe bedürftiges Völklein von Sommer- und Kurgästen sich wieder mehr in Annabrunn einfänden würden, um zunächst durch Trinkuren und ruhigen Aufenthalt im Walddörfchen Annabrunn sich auszuheilen und zu erholen. Ärzte sind sowohl im nahen Schwindegg wie in Oberornau. Für hochw. Geistliche sei noch eigens auf die Gelegenheit hingewiesen, im St. Annakirchlein die hl. Messe lesen zu können, während sonstige Kurgäste sowohl hier wie im nahen Steinkirchen ihrer Sonntagspflicht nachkommen können. Zweifelsohne wird jeder, der das ehemals so bekannte und stark besuchte, jetzt aber leider fast ganz vergessene Bad Annabrunn besucht, zunächst als Sommeraufenthalt benützt und fleißig von der Heilquelle trinkt, wiederkommen neugekräftigt von Annabrunn weggehen und wünschen, daß dieses einst so beliebte Bad wieder erstehet und in entsprechender Ausgestaltung vielen heilungsuchenden Menschen eine Quelle der Gesundung werde für Leib und Seele. — Erst jüngst hat ein Herr aus M. mit einem Auto mehrere hundert Flaschen Heilwasser für Sichtkranke nach Haus gefahren.

Dr. Hinlmar, C. Ss. R.

## Uralte Gesundheitsbräuche

Unsere Ahnen brauchten in Krankheitsfällen höchst selten einen Arzt. Sie hatten selbst ihre Volksmedizin, ihre Hausapotheke. Einen interessanten Einblick in die Hygiene des einfachen Volkes geben die Gesundheitsregeln, die der „Hundertjährige Kalender“ allen Ernstes noch im vorigen Jahrhundert gebracht hat.

### Im Juli oder Heumonate

Diesen Monat mag sich der Mensch wohl in acht nehmen, vor hitziger Speise und Trank sich hüten, allerhand kühlende Früchte und Sachen mit Maß genießen, schleimige Speisen fleißig meiden. Arzneien, purgieren, baden und Aderlassen (außer äußerster Not) unterlassen, auch sich der Unkeuschheit und übrigen Schlafens enthalten, auch mit vielen sinnreichen Sorgen und Kummer den Kopf nicht beschweren, indem die Sonne in diesem Monate in das hitzige Zeichen des Löwen seinen Eintritt nimmt und die Hundstage sich anfangen; auch soll

man die Pönonienwurzeln für die schwere Not und mancherlei Hauptbeschwerden ausgraben.

### Im Augustmonat.

Sonstern soll man auch nicht heiß baden, ohne Not nicht Aderlassen, den Schlaf, Essen und Trinken mäßigen; Kalbfleisch, junge Hühner, Lattig und Pfeben sollen gesund sein.

\*

## Der saure Tuntenhäuser Wein

Der Propst vom Kloster Beyharting, zu dessen Gebiet die Wallfahrt Tuntenhäuser gehörte, hatte 1608 die Pilgergaststätte dem Georg Andrelang zur Bewirtschaftung überlassen. Dieser übernahm aber die Wallfahrt in ganz grober Weise. Um seinen schlechten Wein verweigerte er den Gästen solange Speise und Herberge, bis sie sich dazu herbeiließen, ihm den sauren Wein abzukäufen. Die Klagen darüber gelangten bis zum Landesherrn, dem Münchner Herzog, der 1617 dem Propst wegen seiner Nachlässigkeit einen derben Verweis erteilte und ihm befahl, dem lieben Wirte die Tafel zu nehmen.

## Alte Erntegebräuche

Die Germanen ließen bei der Ernte auf dem Feld eine große Garbe stehen für Wodans Pferd. 772 klagt noch der Benediktbeurer Abt, daß dieser Brauch des Landvolkes halt gar nicht auszurotten sei. In der Landshuter Gegend hieß es bis vor kurzem von dem Schnitter, der den letzten Wisang mähte: Er hat den „Alten“, wohl eine unbewußte Wodanserinnerung. Von allen anderen wurde er deswegen gehänselt. Ins Christliche wurde diese Sitte dadurch gewendet, daß man am Ende des Aders nach beendetem Schnitt 3 Vaterunser betete.

\*

Eine frohe Erntearbeit muß im alten Kloster Seeon früher geherrscht haben. Ein eigener vom Abt bestellter Spielmann begleitete die Erntearbeiter auf das Feld, spielte den im Scharwerk schaffenden Klosteruntertanen auf und würzte auch Brotzeit und Abendessen mit seinen musikalischen und heiteren Klängen.

\*

Das furchtbarste Jahr des vergangenen Jahrhunderts war wohl das der großen Teuerung 1817. Wie sehnsüchtig sah man in ganz Altbayern der Ernte entgegen. In Altheim bei Landshut holte man den ersten Erntewagen schier wie einen Retter des Lebens ein. Glöckengeläute kündete jubelnd das Ende der Hungersnot. Unter Gesang und Musik hielt der Wagen mit der kostbaren Last vor dem Portal der Pfarrkirche.

Im Festtagsornat wartete hier die Geistlichkeit. Nach der Segnung der Garben hielt der Landshuter Universitätsprofessor und spätere Regensburger Bischof Joh. Mich. Sailer eine glänzende Ansprache. Unter lautem Tedeum fuhr schließlich der Wagen in die Scheune. Hunger, Not und Tod waren vorbei.

\*

Eine beliebte Unterhaltung beim früheren Erntefest war der sog. „Schnitt-hahn“. Der Wirt stiftete einen prächtigen Gockel als Preis. Um ihn tanzte die Jugend herum, und wer ihn trotz des Hindernisses und des Widerstandes der anderen Tänzer unreißen konnte, hatte den Hahn gewonnen.

\*

Alter Thiemgaubrauch ist das „Feldbetengehen“. Allwöchentlich zog man zu einer nahen Wallfahrtskapelle. Das jüngste Dienstmädchen mußte eine Laterne tragen und in der Kapelle mit ausgebreiteten Armen 5 Vaterunser beten um den Segen auf den Getreidefeldern.

\*

Im ältesten bayerischen Volksgesetz, das aus dem 8. Jahrhundert stammt, wird derjenige, der eines andern Getreidefeld durch Zauberkünste angeht und dabei ertappt wird, mit 12 Solidi bestraft. Man nennt das „Ahrenscharte“. Auch muß der Übeltäter ein Jahr lang Familie oder Vieh des Geschädigten in Ob-sorge nehmen.



# Die Heimat am Inn.

## Sammelblätter zur Geschichte von Wasserburg und Umgebung

In zwangloser Folge erscheinende Beilage zum „Wasserburger Anzeiger“

Nachdruck verboten

Herausgeber und verantwortl. Schriftleiter: Wilh. Zils, Bad Reichenhall, Ludwigstraße 14

Nachdruck verboten

## Dietramszell

(Zum Sommeraufenthalt des Reichspräsidenten)

Fernab von Hauptstraßen und der Eisenbahn, unberührt von der großen Masse der Ausflügler, liegt inmitten einer malerischen Moränenlandschaft die Ortschaft Dietramszell. Bis vor wenigen Jahren war dieser ruhige Erdwinkel nur den Böglingen des Klosters, deren Eltern und einigen wenigen wanderlustigen Mönchern bekannt, heute aber richten sich in ganz Deutschland viele Augen auf ihn, denn des Reiches treuer Erbknecht, Feldmarschall von Hindenburg, verbringt dort nun schon zum achten Male seinen Sommerurlaub.

Wer von Holzkirchen aus den Weg nach Dietramszell einschlägt, dem zeigt sich nach eineinhalbstündiger Fahrt mit der Postkutsche durch den großen, herrlichen Forst ein prächtiger Blick: Umgeben von anmutigen Höhen und mit den Bergen im Hintergrund erhebt sich in einem Tale ein mächtiger Bau mit anschließender Kirche, es ist Kloster und Schloß Dietramszell.

Die Geschichte des Klosters ist sehr alt und geht auf das 9. Jahrhundert zurück. Im Jahre 1098 gründeten der Priester Dietram und — wie die Klosterchronik berichtet — „ein gewisser Otto und ein gewisser Berengar, für ewigen Lohn den Glanz dieser Welt verachtend“, mit Unterstützung des Abtes Ubalshaf von der nahen Benediktinerabtei Tegernsee ein Kloster. Die Gründung des Klosters bestätigten Bischof Heinrich von Freising und durch eine Bulle Papst Paschalis II. (reg. 1099—1118), in der auch bestimmt war, daß im Kloster die Regel des hl. Augustinus beobachtet werden sollte.

Als ersten Propst dieses Augustiner-Chorherrenstiftes nennen die Annalen Dietram, der nach einem arbeitsreichen, frommen Leben im Jahre 1147 aus der Welt schied. Erst im Jahre 1156 wurde die Kirche und das Kloster durch Bischof Otto von Freising, einem berühmten Geschichtsschreiber und Kirchenfürsten — er war auch ein Onkel Friedrich Barbarossas — feierlich eingeweiht. Bis zum Jahre 1626 hatten 37 Propste das Kloster verwaltet, teilweise unter großer Not und in sehr schwierigen Lagen. Denn knapp war die Stiftung des Klosters und zwei große Brände suchten das Stift heim. Zum dritten Male wurde das Kloster im Jahre 1628, als

die schwedischen Horden durch den Farnwinkel zogen, ein Raub der Flammen. Wertvolle Schriften und Akten fielen damals der Zerstörungswut der Schweden zum Opfer.

Durch solche Unglücksfälle geschwächt und infolge des sonderbaren Verhältnisses, in dem



Klosterkirche Dietramszell

das Kloster Dietramszell zum Abt von Tegernsee stand, konnte es sich nie zu rechtem Wohlstand aufschwingen. Da erschien im Jahre 1680 dem Stift ein Retter in der Person des Dekans von Beverberg, Petrus Dffner. Seiner Umsicht gelang es, Dietramszell nicht nur von seiner riesigen Schuldenlast zu befreien, sondern auch die Pfarrkirche St. Martin neu zu erbauen und mit würdigem Schmucke zu versehen. Mit vollem Rechte wird dieser kluge und energische Mann, der im Jahre 1728 tief betrauert vom ganzen Konvent das Zeitliche segnete, der zweite Stifter von Dietramszell genannt. Unter seinem Nachfolger Dietram II. († 1754) wurde der Bau der großen Klosterkirche (jetzt

Pfarrkirche) fortgeführt und vollendet, während die kleine Martinskirche (jetzt Kirche der Salesianerinnen) noch unter Propst Petrus vollendet wurde. Aber seit dem Jahre 1766 wurde das Kloster wieder schwer heimgesucht. Brand eines großen Meierhofes, Teuerung, Mißernte und mehrmalige Angriffe durch französische Truppenteile mußten seine Mauern schauen. Im Jahre 1803, als Propst Maximin Grandauer das Kloster leitete, erfolgte die Säkularisation des Chorherrenstiftes. Die Gebäulichkeiten gingen zum großen Teil durch Verkauf in den Besitz des Forstrates Matthias v. Schilcher über, einen kleinen Teil erhielten die aus ihrem Kloster zu St. Jakob am Anger vertriebenen Klarissinnen bis zu ihrem Lebensende. Diese zogen am 14. August 1804 hier ein und nahmen am 30. Oktober 1831 Salesianerinnen vom Kloster Inzersdorf auf, die heute noch segensreich in Dietramszell wirken. Im Jahre 1838 erhielt das Kloster einen großen Anbau nach Norden, da für das Mädchenerziehungsinstitut der Platz zu klein geworden war.

Der westliche und südliche Teil des Klosters mit der Brauerei, Pfistererei, Schreinerei und Schäferei ist im Jahre 1803, wie schon erwähnt, durch Kauf in den Besitz der Familie von Schilcher, deren Vorfahren nachweislich schon 1048 in jener Gegend lebten, übergegangen. Im Jahre 1806 wurde mit reichlicher Unterstützung durch Matthias von Schilcher der Pfarrhof erbaut. Sein Sohn Joseph von Schilcher überließ den Klosterfrauen für die Dauer ihres Aufenthaltes in Dietramszell seinen schönen, großen Garten und einen Teil seiner Wohnung, behielt sich aber ausdrücklich das Eigentumsrecht vor. Weit über Bayerns Grenzen hinaus war der 1896 verstorbene Schloßbesitzer Wilhelm von Schilcher, der nachmalige Reichsrat der Krone Bayerns, bekannt. Sein Sohn Dr. h. c. Hubert von Schilcher erlangte durch seine Tätigkeit als Vorsitzender der oberbayerischen Kreisbauernkammer nicht nur in Fachkreisen ein sehr hohes Ansehen. Im Sommer 1922 wurde ihm die hohe Ehre zuteil, zum ersten Male den Reichspräsidenten von Hindenburg in seinem Hause aufnehmen zu dürfen. Leider starb von Schilcher, dieser hochverdiente

Mann, viel zu früh; infolge eines Schlaganfalls verstarb er plötzlich im Spätherbst 1923. Für seinen einzigen, noch unmündigen Sohn, den künftigen Herrn auf Dietramszell, Joseph Wilhelm v. Schülcher, wird durch einen Gutsverwalter das große Besitztum versorgt.

Und nun zum Mittelpunkt des großen Baues, zur jetzigen Pfarrkirche. Sie wurde erbaut von dem „bürgerlichen Maurermeister, Münchner Stadtbaumeister und Kurkölnischen Architekten“ Johann Michael Fischer, der 1766 zu München starb. Der 1745 fertiggestellte Hochaltar, der die Himmelfahrt Mariens darstellt, und die Deckengemälde, die heute noch durch ihre Farbenfrische bei dem Beschauer Bewunderung hervorrufen, stammen von keinem geringeren als von Johann B. Zimmermann. Am Eingang zum Chor der Kirche befinden sich drei Gedenktafeln für die in den Jahren 1705, 1870/71 und 1914/18 Gefallenen der Gemeinde Dietramszell-Schönegg. In der Mordweihnacht von 1705 verlor diese Gemeinde fast ebenso viele Heldenjöhne wie im Weltkrieg.

Reich an landschaftlichen Reizen ist auch die Umgebung von Dietramszell. Etwa eine halbe Stunde vom Kloster entfernt, auf dem Wege nach dem Franziskanerinnenkloster Reitherg, liegt in idyllischer Gegend, umgeben von hohen, alten Buchen, das Wallfahrtskirchlein Maria Glend. Seit den Schwedenkriegen suchen hier viele schmerzgebeugte Menschen Schutz und Trost bei der Mutter Gottes. Im nahen Zeller Walde, wo heute Hindenburg seinem geliebten Weidwerk obliegt, besiegten am 26. Mai 1632 die tapferen Farnwinkler unter Führung des Tölzer Pflegers Julius Cäsar Crivelli die schwedischen Scharen.

Auf einer Anhöhe erhebt sich der Dietramszeller Friedhof, Kreuzbühl genannt, mit der Grabstätte der Familie von Schülcher. Einen herrlichen Ausblick auf die nahen Berge genießt man von hier aus, und mancher Wanderer wundert sich, warum im Tal und nicht hier das Kloster entstanden ist. Der Sage nach trug man sich tatsächlich mit dem Gedanken, hier das Kloster zu erbauen, aber die Zimmerleute hätten sich sehr oft verlegt und Dohlen hätten des Nachts an die Stelle, wo heute das Kloster sich befindet, die blutigen Holzspähne getragen.

In nächster Nähe des Friedhofs liegt das Dorf Schönegg. Der Name sagt nicht zuviel. Mit schönen Fresken und hölzernen Umgängen sind die Häuser dieser Gemeinde, deren berühmtester Ehrenbürger unser Reichspräsident ist, geschmückt.

Eine halbe Stunde von Schönegg entfernt liegt in der Richtung nach Lindau ein ebenfalls aus der Schwedenzeit stammendes Kirchlein, das, dem hl. Leonhard geweiht, im Sommer jährlich der Schauplatz des Amritzes zu Ehren dieses Schutzheiligen des Viehes ist.

Das ist Dietramszell, dieser ruhige, sonnige Erdemügel; wohl gibt es schönere, großartigere Plätze in unserem bayerischen Hochland, aber stiller und idyllischer ist keiner als Dietramszell.

## Zur Familiengeschichte der Megerle

Zu den hervorstechenden Zügen im Bilde Ulrich Megerles, der unter dem Namen Abraham a Sancta Clara berühmt geworden ist, gehören nicht nur Humor, Mutterwitz, Phantasiebegabung, Neigung zu starkem Pathos, Unerblichkeit und Bekenntnis-mut, sondern auch eine gewisse Heftigkeit, Leidenschaftlichkeit und, es ist nicht zu leugnen, selbst hahnebüchene Grobheit; durch manche gutverbürgte Anekdote ist diese bezeugt.

Abraham Megerle, der Wasserburger Komponist und geistliche Schriftsteller, gleich darin seinem jüngeren, von ihm geförderten Vetter; er hatte es infolge seines leidenschaftlichen, oft heftig ausbrechenden Temperamentes im Leben nicht leicht und schuf sich und andern manche bittere Stunde, weil er sich nicht immer zu zügeln verstand. Es war dies ein unglückliches Erbe von seinem Vater Balthasar Megerle her, in dem sich das heftige Temperament der Megerle ganz besonders ausgeprägt zeigte. Kein Wunder, daß Balthasar Megerle manchmal in Händel gezogen wurde.

Ein Bericht über einen solchen Handel findet sich im Wasserburger Stadtgerichtsprotokoll vom Jahre 1619. Er stellt nicht nur einen Beitrag zur Beurteilung des Charakters der Megerle dar, sondern wirft auch Licht auf die Zustände in den städtischen Zünften.

Am 26. Juni 1619 erschien Hans Michmann, Bürger und Schlosser in Wasserburg, vor dem Stadtgericht und brachte eine Klage gegen das gesamte Handwerk der Schlosser, sowohl Meister als Gesellen, vor. Nach seiner Angabe hatte sich folgendes zugetragen. Am 9. Juni war die Schlosserzunft in ihrer Herberge beim Sedlmayr-Bräu versammelt und wollte einen Lehrjungen ledig zählen. Michmann war widerrechtlich von der Ledigzählung ausgeschlossen worden. Der Bürgermeister hatte ihm jedoch zu seinem Recht, an dieser Zunftfeierlichkeit teilzunehmen, und zu der ihm zustehenden Gebühr von 15 Kreuzer geholfen. Darüber waren die andern Angehörigen der Zunft nicht wenig erbost. Michmann erschien auf der Herberge, um zu erklären, daß der Lehrjunge jetzt ordentlich losgezählt werden könne. Balthasar Megerle war zu jener Zeit Zunftpropst. Dieser meinte geringschäßig, auf Michmann komme es gar nicht an, der Lehrjunge sei schon vor der Erklärung Michmanns ehlich und ledig gewesen, Michmann möge seine Diebstahl nur anderswo austragen. Es kam zum Streit, Megerle fuhr auf Michmann los und schlug ihn ins Gesicht. Die andern Angehörigen der Zunft wollten nun auch hinter ihrem Propst nicht zurückbleiben, zogen Michmann über den Tisch, schlugen ihn blutig, raubten ihm den halben Bart aus, zerrissen seinen Kragen und richteten ihn derart zu, daß er sich in ärztliche Behandlung begeben und einige Zeit ins Bett legen mußte. Dafür verlangte nun Michmann 10 Gulden Entschädigung.

Die Beklagten gaben zu, daß sie Michmann zur Ledigzählung nicht eingeladen hatten, denn er sei ein Mann, mit dem schwer auszukommen sei. Nach ihrer Darstellung hatten sie ihm aber eine Maß Wein ins Haus geschickt. Michmann hatte jedoch den Wein nicht angenommen, sondern war auf der Herberge erschienen, und hatte bei offener Lade Meister und Gesellen beschimpft. Auf Anordnung des Bürgermeisters hatten sie ihm dann seine 15 Kreuzer Gebühr ins Haus bringen lassen und ihn zur Loszählung herbeigeholt. Als Michmann sich wieder einfand, verlangten die Gesellen jedoch zunächst Genugtuung wegen der erlittenen Beschimpfung. Dafür hatte Michmann nur Spott. Im Verlauf des Wortwechsels, der sich nun entspann, wollte Megerle dem Kläger mit dem Zunftregister „ohne alles Gefähr“ und „in guter Meinung“ nur sanft auf den Kopf geschlagen und dazu gesagt haben: „Ei, Michmann, dies soll nit sein, sollst Fried halten!“ Die Beklagten beschuldigten Michmann, daß er Megerle angegriffen habe, dann erst seien sie über ihn hergewischt und hätten „selbigen wohl verursachter Massen also überbleut“. Michmann behauptete dagegen, er könne durch Zeugen erweisen, daß Megerle gesagt habe, die Gesellen sollten nur tapfer auf ihn dreinhauen, er, Megerle, werde es schon auf sich nehmen.

Da sich die Behauptungen der Parteien widersprachen, setzte das Gericht die Verhandlung der Sache aus, vernahm Zeugen und brachte den Handel vierzehn Tage später zum Abschluß.

Die Meister und Gesellen hatten sich in der Stadt der Mißhandlung Michmanns gerühmt, und dies wurde ihnen jetzt zum Verhängnis. Im ganzen stellten sich Michmanns Angaben als richtig heraus, nur hatte er auch selber dadurch gefehlt, daß er die Gesellen beschimpft, und nach einem Knechte Megerles einen Streich geführt hatte. Megerle war aber wirklich in seinem Jähzorn über ihn hergefallen und hatte auch zum Dreinschlagen aufgefordert; nur die Äußerung, er werde es schon auf sich nehmen, konnte ihm nicht nachgewiesen werden. Trotzdem trug er für Michmanns Mißhandlung die moralische Verantwortung. Das Gericht fand, der Handel sei um so ärgerlicher und dem Ansehen des Handwerks um so abträglicher, als er bei offener Lade vorgefallen sei. Gegen Michmann erkannte es wegen Beschimpfung der Gesellen auf 1 Pfund Pfennig Strafe; die Meister wurden mit 6 Pfund Pfennig gebüßt und mußten außerdem an Michmann 3 Pfund Pfennig Entschädigung zahlen; gegen die Gesellen aber wurde auf Gefängnis erkannt. Die Injurien, die während des Kaufhandels und danach „vorübergangen sein mochten“, sollten als nicht gesehen betrachtet werden und „keinem Teil an seinen Ehren, Leumund, guten Namen und Handwerk nachteilig“ sein.

Dr. G.

# Vom Hopfensiegeln in Bayern

Ein geschichtlicher Rückblick von Josef Reindl, Pfarrer, Sandelzhausen

Eine alte Klage im Hopfenhandel ist die, daß in ihm so oft Unterschleibungen vorkommen. Diese Klage geht schon auf Jahrhunderte zurück und hat auf Gegenmittel gegen derartige Unterschleife gedrängt, und allezeit hat man das Siegeln der Hopfenumhüllungen als eines der besten erkannt. Auch das neue Hopfenprovenienzgesetz sieht das Siegeln der Hopfenpackungen vor; daher dürfte ein geschichtlicher Rückblick an dieser Stelle sein, wann, wo und wie sich das Hopfensiegeln in Bayern entwickelt hat.

## I. Vom Hopfensiegeln in Franken und der Oberpfalz.

Der Gebrauch, die Hopfenpackungen zu siegeln, ist einem Bedürfnis des reellen Handels sowohl als der Produktion entsprungen und sieht, wenigstens in den fränkischen Bezirken zum Teil, bereits auf eine 400jährige Übung zurück. Während in älterer Zeit der Hallertauer Hopfen fast ausschließlich für den Lokalbedarf gebaut wurde, und erst ungefähr seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts in den weiteren Handel kam, war es bei dem fürstbischöflich-eichstättischen Territorium Spalt anders. Schon 1457 berichtet das Ratsbuch dieser Stadt: „Da kamen by von swabach etlich und kauften viel Hopfen in den Gärten umb große sum.“ Der Hopfen kam so, im Gegensatz zum bayerischen, „außer Landes“, und die Hopfenmesser auf dem Nürnberger Markt hatten darauf zu achten, daß sie „keinen Hopfen unter einem falschen Namen als Landhopfen für Spalter verkaufen halfen“. Dieser Ruf des Spalter Hopfens zwang gegen Unterschleibungen auf Mittel zu denken, und ein solches erkannte man im Siegeln. Wahrscheinlich hatte man dieses schon länger angewandt, bis es 1538 vom Landesherrn der Stadt, vom Fürstbischof von Eichstätt, letzterer als ein eigenes Recht, zuerkannt wurde zur Sicherung der Echtheit ihrer Hopfen. Damit ist das älteste Hopfensiegelrecht in Deutschland entstanden. Das Mittel bewährte sich. Bald kamen andere fränkische Hopfengemeinden um das gleiche Recht ein und erhielten es. Nicht-eichstättische ahmten es nach. Im 18. Jahrhundert erhielten, oder hatten nach Schrötter das Siegelrecht die Ortschaften Ubenberg, Absberg, Deillenberg, Enderndorf, Georgensgmünd, Gilsdorf, Großweingarten, Hidelmühl, Hohenrad, Massendorf, Moosbach, Nagelsdorf, Obererlbach, Stirn, Trautenfurt, Wasserzell und Wernfels. Die Stadt Heideck hatte nach den dort ausliegenden Akten den Siegelbrauch schon vor 1784, früher siegelte sie mit dem Stadtsiegel, heute mit einem eigenen Hopfensiegel. Die Siegelung beschränkt sich nur auf Stadtgut. 1845 wurde eine eingehende Siegel- und Waagordnung erlassen.

Die Stadt Roth b. Abg. erließ 1861 eine Hopfenwaage- und Siegelordnung, die am 20. Juni von der Regierung genehmigt und später verschieden modifiziert wurde.

So bestanden schließlich in ungefähr 125 Gemeinden der Bezirksämter Ansbach, Gunzenhausen, Hilpoltstein, Schwabach und Weiskirchen nicht weniger als 140 Siegelrechte. Freilich wurden teils wegen Rückgang des Hopfenbaues, teils wegen Anschluß an benachbarte Gemeinden viele Siegel nicht mehr gebraucht. Den Anforderungen des Handels entsprach dieses Vielerlei ohnehin nicht, und das führte zwangsläufig zu einer vernünftigeren Regelung des Siegelwesens mit der Errichtung des „Hallierungs- und Signierverbandes Spalt“, wonach in der Hopfen-signierhalle Spalt die verschiedenen Provenienzen je nachdem als Stadt-, Bezirks- und Kreis-hopfen kenntlich gemacht werden sollten. Dieser Verband machte 1905 dem „Hopfenproduktionsverband Spalt und Umgebung“ mit dem Sitz in Spalt Platz. Der letztere erweiterte seine Bestrebungen, indem er neben der Präparation, Siegelung und Signierung des Hopfens auch die sonstige Förderung des Hopfenbaues als Aufgabe übernahm. Ist eine Gemeinde in den Verband aufgenommen, so kann sie dies auf ihrem Waagschein zum Ausdruck bringen unter Kennzeichnung, ob als Bezirks- oder Kreis-hopfen. Dem Bezirk gehören an die Waaggemeinden: Absberg, Beerbach, Enderndorf, Füllsbromm, Georgensgmünd, Großweingarten, Hagsbromm, Hauslach, Jgelsbach, Kalbensteinberg, Moosbach, Ober-Steinbach, Schnittling, Stirn, Stockheim, Untererlbach, Wassermungenau und Wernfels, also 18 Gemeinden, während zum Kreis bis 1928 folgende 49 Gemeinden gerechnet wurden: Ubenberg, Altenheideck, Absbach, Aurau, Barthelmesaurach, Belmbrach, Brunn, Dorfsbrunn, Dürrenmungenau, Ebenbach, Edermühlen, Eichenberg, Ellingen, Geißelsberg, Gräfensteinberg, Haundorf, Heideck, Hergersbach, Irmanndorf, Kammerstein, Liebenstadt, Heuses b. W., Mähenberg, Mannholz, Massenbach, Mauk, Mischelbach, Mittelschenbach, Moosbach b. W., Obererlbach, Ottersdorf, Pleinfeld, Pfaffenhofen, Ramsberg, Rehdorf, Rittersbach, Röttenbach, Roth, Rothaurach, Stopfenheim, Thannhausen, Theilshofen, Untereschenbach, Untersteinbach, St. Veit, Wallesau, Walting, Wernsbach und Windsbach. Im letzten Jahre kamen noch hinzu folgende 6 Gemeinden: Büchenbach, Böhenreuth, Kiliansdorf, Obersteinbach a. S., Petersgmünd und Pfofeld. — Sämtliche obenangeführte Gemeinden führen zwar je ein eigenes Siegel, haben aber das Recht, ihre Hopfen in der Signierhalle Spalt mit dem zutreffenden (Bezirks- bzw. Kreis-) Verbandsiegel signieren zu lassen, wodurch sie den Anspruch er-

halten, als Spalter Hopfen bezeichnet zu werden; dadurch sind gewisse Hemmnisse für den Handel beim Einkauf beseitigt. Er kann größere Partien gleichartigen Hopfens zusammen erwerben und signieren lassen, was bei Getrenntsein der einzelnen Gemeinden nicht gehen würde.

Ein weiteres fränkisches Hopfenbaugesbiet ist Rinding, ebenso wie Spalt ehemals ein Teil des Hochstiftes Eichstätt. Die Hopfenwaage- und Siegelordnung von 1882 führt nicht weniger als 130 Ortschaften auf, welche zum Rindinger Land-siegelbezirk gehören, welche sich auf die Bezirksämter Eichstätt, Hilpoltstein in Mittelfranken und Weingries in der Oberpfalz verteilen, aus letzterem 24 Gemeinden. — Das Siegelrecht ist nach Mitteilung des Markt-gemeinderates uralt, vermutlich geht es, wie das Spalter usw., auf die früheren Landesherren, die Fürstbischöfe von Eichstätt, zurück.

Das Siegeln geschieht nur auf Verlangen, sowohl bei Markt- wie Landhopfen, gleichzeitig mit dem Abwiegen.

Dem Rindinger Siegelbezirk unmittelbar benachbart ist der Siegelbezirk Altmanstein, dem 27 Gemeinden aus dem Bezirksamt Niedenburg in der Oberpfalz sowie vier Gemeinden des Bezirksamtes Ingolstadt (Oberbayern) angehören. Das Siegelrecht ist diesem Orte mit Umgebung im Jahre 1896 vom Staatsministerium des Innern verliehen.

Geologisch ähnliche Bedingungen (Fura) haben wir bei dem Hersbrucker Gebirgshopfen, einem weiteren fränkischen Hopfenbaugesbiet. Das Siegel dürfte laut Mitteilung des Herrn Landwirtschafts-assessors Schmid um 1550 durch Nürnberg verliehen worden sein. In den Ratsmanualen wird um 1712 als altbestehende Verordnung das Siegeln und Zeichnen mit dem Stadtwappen erwähnt. Es ist ein ganz altes Siegel von 1812 vorhanden. — Die Siegelung geschieht auf Wunsch für beste Ware im alten Waaghaus.

Für die im sog. Markthopfen-gesbiet liegenden Ortschaften gingen mir auf meine Anfrage keine Antworten zu. Die Stadt Nürnberg berichtet: Ein Siegelrecht für Hopfen kommt für die Stadt-gemeinde nicht in Frage.

Im Aischgrund gründet sich nach dem städtischen Akte „Ortsrechte und Privilegien“ der Stadt Neustadt a. d. Aisch dortselbst das Bestehen eines Hopfensiegel-amtes auf uralte Observanz. Urkunden über Verleihung des Rechtes sind nicht mehr vorhanden. Die heute noch geltende Siegel- und Waagordnung datiert vom 23. Juni 1868. Die Siegelung beschränkt sich auf im Stadtgebiet gebauten Hopfen. Ähnlich basiert die Siegel- und Waagordnung der Markt-gemeinde Uehfeld a. d. Aisch vom 24. Mai

1873 auf dem früheren Bestehen eines Siegels für in der Markung Uehlfeld gebauten Hopfen.

In der Oberpfalz liegt nur der schon besprochene Siegelbezirk Altmanstein, der geologisch zum Gebiet der Jurahopfen wie der Herzbrucker und Rindinger zählt. Die pfälzischen Hopfenbaudistrikte hatten bislang den Siegelbrauch nicht.

## II. Die Siegelbezirke der Hallertau.

Einen von den fränkischen Kreisen ganz abweichenden Gang nahm die Entwicklung des Hopfensiegels im sogenannten Altbayern, speziell in der Hallertau, dem größten deutschen Hopfenbaugebiete.

Die kurfürstliche Regierung hatte viele Weiß- und Braunbierbrauereien, und fast hätte es den Anschein, als ob sie deshalb ein gewisses Interesse gehabt hätte, die Hopfenpreise nicht zu sehr steigen zu lassen, so sehr sie sich andererseits (namentlich seit Mitte des 18. Jahrhunderts) bemühte, den bayerischen Hopfenbau quantitativ und qualitativ zu heben. — Das scheint mir wenigstens aus manchen Stellen in den einschlägigen Akten hervorzugehen. Die kurfürstlichen Brauhäuser hatten zwar den Brauch, ihre Hopfen „zu verschnürrn und zu petchieren“, also zu versiegeln, aber als 1767 der Vorschlag gemacht wurde, zur Hebung des inländischen Hopfenbaues diesen Brauch nach Spalter Vorbild auf anderen in Kurbayern erzeugten Hopfen auszudehnen, wurde dieser Vorschlag abgelehnt, wiewohl dadurch allerlei Mischungen böhmischer Hopfenhändler ein Niegel vorgeschoben worden wäre. Diese Händler hatten es verstanden, durch Geschenke mit böhmischer Weinwand oder Zinngeschirr viele bayerische Bräumeister zu ködern und ihnen die Meinung beizubringen, zu dauerhaftem, namentlich zu Sommerbier, sei unbedingt böhmischer Hopfen notwendig. Diese falsche Meinung benützten sie, indem sie gute bayerische (z. B. aus dem Gericht Moosburg, in dem Wolnzach, Nandlstadt und Au, die größten „Städte“ der Hallertau, lagen) Hopfen kauften und nach Verkauf ihrer böhmischen Hopfen in die entleerten Originalsäcke füllten. Diese umgefüllten Hopfen veräußerten sie dann bedeutend teurer als böhmischen. Jetzt konnten die Bräumeister auch mit bayerischem Hopfen dauerhaftes, gutes Bier sieden! Er war ja böhmisch getauft. Im Jahre 1834 griff der Markt Wolnzach zur Selbsthilfe. Am 27. Oktober dieses Jahres erließ der Magistrat eine Bekanntmachung des Inhalts: „Die vielseitig erprobte Güte des Wolnzacher-Hopfens stellt dieses Gewächs nach unparteiischem Urtheile von Sachverständigen zu den vorzüglichsten Hopfen-Dualitäten, wovon auch die jeden Jahres rege Nachfrage und die bedeutenden Aufkäufe bürgen. Es sieht sich demnach der unterzeichnete Magistrat zur Beseitigung von Unterschleifen veranlaßt, anzuordnen und öffentlich bekanntzumachen, daß von heuer an aller Hopfen aus der Flur Wolnzach mit dem Magistratsiegel versiegelt, und der

Käufer mit einem gedruckten Waagschein, worin die Nummer und das Gewicht des Hopfens eingetragen ist, versehen wird. Nur diese Nachweisungen bewähren die Aechtheit des Wolnzacher Hopfens.“

Der Erfolg machte dem Magistrate Mut, und schon am 22. September 1838 veröffentlichte derselbe: „Nach dem öffentlichen Bericht des Magistrates der Kgl. Haupt- und Residenzstadt München über die voriges Jahr stattgehabte Hopfenschranne reichte sich der Hopfen in der Flur Wolnzachs und der nächsten Umgebung zu den vorzüglichsten Gattungen und erhielt im Verkauf von den inländischen Produkten den 3. Preis. Die hierdurch gewordene Anerkennung einer vorzüglichen Güte dieses Hopfengewächses hiesiger Gegend verdient besondere Aufmerksamkeit und gebietet zur Erhaltung dieses achtbaren Rufes und zur Verbürgung der Aechtheit der Waare, . . . daß zur Vorbeugung allenfallsiger Unterschleife die geeigneten Repressiv-Anordnungen getroffen werden.“

Und deshalb beschloß der Magistrat die Ausdehnung des Siegels auf Landhopfen und die Bildung eines Wolnzacher Landhopfenbezirkes. Die Wolnzacher Markthopfen sollten grüne, die Landhopfen gelbe Siegel-scheine erhalten. Im Gegensatz zu den kleinen fränkischen Ortsiegelbezirken wurde also gleich von Anfang an ein ausreichend großer Bezirk ins Auge gefaßt. In Betracht kamen Berg, Burgstall, Eschlbach, Gebrontshausen, Geisenhausen, Geroldshausen, Gofeltshausen, Haushausen, Königsfeld, Larsbach, Nieder- und Oberlauterbach, Rotteneck, Rudertshausen. 1852 wurde der Land-siegelbezirk neu konsolidiert, er erweiterte sich im Laufe der Jahre immer mehr und erstreckte sich nach ministerieller Regelung vom 13. 8. 1895 bzw. 17. 1. 1903 auf 35 Gemeinden der Umgebung sowie auf Flurteile weiterer drei Gemeinden. Damit war das erste altbayerische Hopfensiegel begründet.

Dem Beispiele Wolnzachs, das bei Produzenten und Konsumenten durch die Siegelung die beste Erfahrung gemacht hatte, folgte der Markt Au in der Hallertau. Inzwischen hatte sich schon die Regierung der Sache angenommen. Am 27. Juni 1844 wurde dort der Gemeindebeschluß gefaßt, durch Vermittlung des Patrimonialgerichtes Au beim Landgericht Moosburg um Verleihung eines Hopfensiegelrechtes einzukommen. Die Verleihung des letzteren erfolgte von der Kgl. Regierung von Oberbayern unterm 24. September 1845 und galt ausdrücklich nur für den in der Gemeindegemarkung Au erzeugten Hopfen. Gesiegelt wurde mit einem Siegel, das das Marktwappen und die Umschrift enthielt: „Marktgut von Markt Au“. Zugleich wurde in den Zeitungen (die verbreitetste war damals „Die Landbötin“) durch Ausschreiben das neue Recht bekanntgegeben.

Durch weitere Regierungsent-schließung vom 1. Dezember 1853 wurde auch ein Landsiegelbezirk Au gebildet, welchem heute 27 Gemeinden und Teile von solchen angehören, und zwar aus dem Bezirksamt Mainburg 15, aus dem Bezirks-

amt Freising 10 und aus dem Bezirksamt Pfaffenhofen 2 Gemeinden. 1884 waren Wolfenschwand, 1886 Großgundertshausen, 1896 Grünberg und Steinbach aus dem Siegelbezirk Mainburg übernommen worden. Abri-gens die in dem bevorzugten Dreieck Mainburg-Au-Wolnzach gelegenen Orte benützen herkommensgemäß auch einen anderen aus diesen drei Siegelorten als den, welchem sie gerade zugewiesen sind. Früher waren auch die Gemeinden Nandlstadt mit Kirischwand, Figelsdorf und Baumgarten in Au siegelberechtigt, jedoch erhielt 1862 Nandlstadt ein eigenes Hopfensiegel und sind letztere drei Gemeinden dem dortigen Siegelbezirk einverleibt, von Figelsdorf nur die Ortschaften Zulehen und Wadenstorf (der Rest gehört zum Auer Bezirk). Heute umfaßt der Siegelbezirk Nandlstadt diesen Markt und vier Gemeinden ganz, von vier weiteren Gemeinden zwölf Ortschaften, sämtliche im Bezirksamt Freising.

Als drittältester Ort ist Siegenburg zunächst durch Genehmigung des Landesgerichts Abensberg am 5. August 1846 in den Kreis der Hallertauer Siegelorte getreten. Das Siegelrecht erstreckt sich auf den Markt Siegenburg als Marktgut und die umliegenden Orte mit der Bezeichnung Landgut. Dazu gehören heute nach ministerieller Genehmigung aus dem Bezirksamt Kelheim 8 Gemeinden, aus dem Bezirksamt Mainburg 5 Gemeinden, aus dem Bezirksamt Rottenburg 3 Gemeinden. Die Gemeinde Niederumelsdorf, welche heute zum Landbezirk Siegenburg gehört, hatte ein älteres Hopfensiegel mit der Inschrift: „Hopfengut der Landgemeinde Nieder-Umelsdorf, K. Vdg. Abensberg“, anscheinend wie das erste Siegenburger von letzterem Gerichte erteilt.

Der Markt Mainburg erhielt mit Entschlie-ßung des Kgl. Ministeriums des Innern vom 31. Mai 1847 das Siegelrecht für Marktgut, das Landsiegel wurde Mainburg mit Entschlie-ßung des gleichen Ministeriums vom 28. September 1878 verliehen. Der Landsiegelbezirk umfaßt 22 Gemeinden, wovon 4 aus dem Bezirksamt Rottenburg, nachdem im Laufe der Jahre 1884—1896 verschiedene Umänderungen geschehen. Die Gemeinden Oberempfenbach (S.-B. Wolnzach) und Steinbach (S.-B. Au) nehmen herkommensgemäß auch das Siegel in Mainburg in Anspruch. Einen weiteren Siegelbezirk im Bezirksamt Mainburg bildet die Gemeinde Niglsbach, wann diese das Siegelrecht erhielt, konnte ich nicht erfahren. Es dürfte sich übrigens empfehlen, daß sie sich wie andere kleine Bezirke einem benachbarten größeren anschließen. Im Bezirksamt Rottenburg besitzen Rottenburg, Pfeifenhausen, Langquaid, Hohenthann und Pattenndorf Siegelrechte, welche sich bei Rottenburg (seit 1870), Pattenndorf (seit 1897) und Hohenthann nur auf die betreffende Gemeinde erstrecken, während zu Pfeifenhausen aus dem Bezirksamt Rottenburg 11 Gemeinden und aus dem Bezirksamt Landshut 2 Gemeinden zählen. Das Siegelrecht wurde letzterem vom Staatsministerium am 25. 9. 1879 bestätigt,

die älteste vorhandene Waag- und Siegelordnung datiert aber vom 12. 12. 1878. In den beiden Jahren 1895 und 1896 waren schon mehrere Gemeinden in den Landsiegelbezirk Mainburg hinübergewonnen worden. Patten dorf hatte sich 1897 vom Siegelbezirk Pfaffenhausen abgespalten, hat aber seit 1928 auf sein Siegelrecht vorläufig verzichtet und sich an die Siegelbezirke Pfaffenhausen und Rottenburg angeschlossen; ähnlich Hohenthann.

Der Marktgemeinde Langquaid mit den Gemeinden Sandsbach und Oberleierndorf wurde am 21. Juli 1891 die Erlaubnis zur Führung eines gemeinsamen Hopfensiegels mit der Inschrift: Hopfensiegel des K. Marktes Langquaid und nächste Umgebung unter dem üblichen Vorbehalte verliehen, daß nur echte und marktfähige Ware unter Siegel gelegt und demgemäß der Gebrauch des Siegels angemessener Kontrolle unterstellt werde.

In Niederbayern hat nach einer Regierungsstatistik auch die Ortschaft Ergoldsbach, Bezirksamt Mellersdorf, ein Siegelrecht, das sich auf diesen Ort allein beschränkt, der schon sehr abseits von der eigentlichen Hallertau liegt; meine Anfragen um nähere Angaben wurden nicht beantwortet.

Die Stadt Abensberg, Bezirksamt Kelheim, siegelt seit 1928 die im Stadtbezirk Abensberg gebauten Hopfen als Stadtgut sowie von 15 umliegenden Gemeinden als Landgut. Ministerielle Bestätigung liegt noch nicht vor. Desgleichen strebt die Stadt Neustadt a. d. D. mit Umgebung die Genehmigung eines eigenen Siegelbezirkes an. Beide Städte haben sehr alten Hopfenbau sowie eigene Präparieranstalten; Neustadt hatte um 1865 einen öffentlichen Hopfenmarkt. Auch der Markt Rohr mit Klosterrohr und Obereulenbach hatte die Berechtigung zur Führung eines Hopfensiegels nach der „Karte der Hallertau“ (Allg. Br.- und Hopfenzeitung).

In Oberbayern waren nach gleicher Quelle vor zirka 30 Jahren außer dem oben bereits erwähnten Wolnzach und Mandlstadt zur Führung eines Hopfensiegels berechtigt: Im Bezirksamt Pfaffenhausen die Orte Geisenfeldwinden, Rohrbach sowie die Stadt Pfaffenhausen, im Bezirksamt Freising noch Gammelsdorf. Letzteres ist wegen Rückgang des Hopfenbaues nach einer Statistik der Regierung vom 27. 3. 1927 z. B. „praktisch wertlos und erloschen“. Nach gleicher Quelle übt Rohrbach sein Siegelrecht nicht mehr aus, sondern benützt das Siegel Wolnzach-Land. Das Siegelrecht von Geisenfeldwinden erwähnt sie nicht, dagegen ein solches von Geisenfeld und Hohenwart. Danach umfaßt der Siegelbezirk des Marktes Geisenfeld die Gemeinden Geisenfeld, Gaden, Engelbrechtsmünster, Nötting, Schillwiktied, Unterpindhart und Zell. — Das Siegelrecht soll 1860 verliehen sein, nähere Angaben erhielt ich nicht. Es rühmt sich zwar, „urkundlich nachweisbar ältestes Hopfenanbauggebiet seit 736“ zu sein, mein Ersuchen um Abschrift dieser Urkunde ist ebenfalls

ohne Antwort geblieben; sie scheint also eine sehr fragliche Existenz zu haben.

Die obengenannte Statistik führt für Pfaffenhausen a. d. Ilm als zum Stadtbezirk gehörig die Ortsflur Pfaffenhausen und die nächstgelegenen Teile der Nachbargemeinden an; der Landsiegelbezirk umfaßt 32 Gemeinden des Bezirksamtes Pfaffenhausen, wovon 7 ganz oder zum Teil auch zum Landbezirk Wolnzach berechtigt sind, ferner 2 Gemeinden aus dem Bezirksamt Freising und 1 Gemeinde (Deimhausen) aus dem Bezirksamt Schrobenhausen, also insgesamt 35 Gemeinden. Das Siegelrecht wurde Pfaffenhausen am 27. Oktober 1862 verliehen.



Gottesackerkirche am Kreuzbühl  
in Dietramszell

Die Marktgemeindeverwaltung Hohenwart gab am 11. 9. 1865 in der „Allg. Hopfenzeitung“ Nr 76 bekannt, daß ihr durch das K. Staatsministerium die Führung von zwei Hopfensiegeln genehmigt wurde, a) für Hohenwarter Marktgut, b) für Hohenwarter Landgut, die Gemeinden Deimhausen, Wangen, Seibersdorf, Hohenried und Reinhausen umfassend, und bringt zur Kenntnis, daß laut Gutachten des Lw. Bez.-Com. Schrobenhausen „... das dahier erzeugte Gewächs der Qualität des Wolnzacher und Hollbauer Hopfens nicht nachsteht“. Das Siegel zeigt St. Georg mit der betr. Umschrift. Zirka 20 Jahre benutzte Hohenwart Siegel und Präparieranstalt Pfaffenhausen, ist aber jetzt seit 2 Jahren wieder selbständig.

### III. Vom Siegel selbst.

Aus dem Gesagten geht also hervor, daß der Siegelbrauch bereits auf ein 400 jähriges Bestehen zurückzuführen kann, wenigstens in der Stadt Spalt, auf ein meist mehrhundertjähriges Alter in den fränkischen Gebieten, während er im altbayerischen Hopfenland erst im Laufe des

letzten Jahrhunderts in Aufnahme gekommen ist.

Als Siegel wurde in älterer Zeit und zum Teil heute noch das gewöhnliche Stadt- bzw. Gemeindefiegel benützt. So lautete das altherwürdige Siegel der Stadt Spalt, das jahrhundertlang gebraucht wurde: „Secretum civium in Spalt“ als Umschrift, das Mittel zeigt eine dreitürmige, von zwei Bäumen flankierte Kirche. — Ebenso verwendeten die Städte Neustadt a. d. A., Heideck, Hersbruck, die Märkte Mhlfeld, Mlsberg, Wolnzach usw. ursprünglich das gewöhnliche Gemeindefiegel als Hopfensiegel. Also ist bei allen älteren Hopfensiegelorten der gleiche Brauch anzunehmen. Die Stadt Neustadt a. d. Donau wendet für ihre (privaten) Hopfensiegelungen auch heute das ältere Stadtsiegel an.

Aber schon sehr früh kamen eigene Hopfensiegel in Brauch; so zeigt bereits das Siegel von Moosbach auf vier-eckiger Platte die Inschrift Land-Hopf von Moosbach, Amt Spalt. Es ist wohl über 130 Jahre alt und noch heute im Gebrauch. Der Grund, warum zu eigenen Hopfensiegeln übergegangen wurde, liegt wohl darin, daß man das Gemeindefiegel oft gleichzeitig in der Kanzlei benötigte und daß mit der Hinausgabe zum Hopfensiegeln mitunter Mißbrauch zuungunsten urkundlicher Zwecke vorkam, wenigstens ist das bei Hersbruck angegeben. Im laufenden und vorigen Jahrhundert wurde daher fast stets der Name Hopfen in den Siegeltext aufgenommen, beim Hopfensiegel des Marktes Kinding weist der Text für Marktgut bloß die Worte „Markt Kinding“ auf um das Bild zweier Kirchen, für Landgut um einen Hopfenzweig den Text „Kindinger Landsiegel-Hopfen“. Unter den Siegeln sind oft sehr schöne Arbeiten der Stempelschneiderei; so ist das Heidecker sehr hübsch. Diese Stadt hatte früher auch das Gemeindefiegel genommen, das jüngere, schöne Hopfensiegel hat den Text: „Heidecker Stadthopfen.“ Als Grund zum Wechsel wird angegeben: Dürfte in der Sicherheit einer besonderen Siegel-führung liegen. Au und Mainburg geben als Grund des Siegelwechsels Abnützung an, wohl aber dürfte hier wie anderwärts der Umstand maßgebend gewesen sein, daß die älteren Siegelstempel meist zu klein waren, um ein entsprechendes Siegel der Maße der Hopfenballen zu bewerkstelligen. Daher sind die Siegel je jünger desto größer. Das alte, runde Spalter hatte 3,5 cm, das neue, ovale 6,2x4,5 cm, das älteste Mainburger hatte 3,5x2,6 cm, oval, das vorletzte runde 4 cm, das neueste, länglich achteckige 6,3x4,1 cm Durchmesser, das Langquaid 5 cm (rund), das alte Auer (rund) 4 cm, das neue 5 cm, das Heidecker, oval 4x3,5 cm. Die Siegel wurden teilweise, z. B. für Au, Langquaid, in der Münze zu München gefertigt, vielfach aber auch auf privatem Wege bezogen. Das Siegel für Stadtgut Pfaffenhausen a. d. Ilm wurde erstmals von Alois Müller, München, das für Landgut von Eduard Wolfbauer, München, graviert. Die Hohenwarter Siegel sind ebenfalls von Alois Müller.

An allen Siegelorten bestehen eingehende Siegelordnungen. Überall ist schlechter, namentlich verdorbener Hopfen und sogenannter Rothopfen (Nachlesehopfen) von der Siegelung ausgeschlossen. In früherer Zeit wurde auch geschwefeltem Hopfen das Siegel verweigert. Als um 1840 in Wolnzach an Stelle des bisher üblichen gelblichen „Hierländer“ Hopfens sich eine neue Fehlung, der sogenannte Grünhopfen aus der Altdorfer Gegend, der Vater des heutigen Gallertauer Hopfens (Professor Wagner bezeichnet ihn als „Grünspalter“), in der Gallertau einführte, verweigerte 1848 der Magistrat Wolnzach demselben das Siegel wegen vermeintlicher Verschlechterung des einheimischen Hopfenbaues. Allein da die neue Sorte ertragreicher war und zugleich eine auffällige Veredelung desselben in unserer Gegend eintrat, so verzichteten die Leute lieber auf das Siegel. Und 1853 gab der Magistrat den Anbau des „Grünhopfens“ frei. — Für den Beweis, daß der Hopfen siegelmäßig ist, sind die Vorschriften in den verschiedenen Orten sehr verschieden. Das Siegel geschieht gewöhnlich gleichzeitig mit dem Abwägen, das meist in dem Rathaus oder in einem eigenen Waaggebäude geschieht.

Wo gemeindliche Präparieranstalten (Aufbereitungsanstalten) bestehen, geschieht das Siegeln bei präparierten Hopfen gewöhnlich dortselbst.

Im Spalter Siegeltrayon besteht die Doppel Siegelung, indem die Hopfen einerseits am Produktionsort, andererseits nochmals in Spalt, je nachdem als Stadtbezirk- oder Kreis hopfen, gesiegelt werden. In der Gallertau ist dieses überflüssig, da hier die Siegelbezirke meist so groß und der Anbau so intensiv ist, daß der Handel in den einzelnen Siegelbezirken leicht die benötigten gleichmäßigen Partien selbst in größerem Umfange austauschen evtl. zusammenleeren und am Siegelorte gemeinsam siegeln lassen kann. — Die wenigen kleinen Siegelbezirke können sich aus diesem Grunde nicht gut halten, so daß, wie wir oben bei Rohrbach, Niederumelsdorf, Pattendorf, Hohenthann und Geisenfeldwinder gesehen haben, sie sich von selbst an größere benachbarte Siegelbezirke anschließen. — Für gesiegelte Hopfen werden neben den Waagscheinen eigene Siegelscheine ausgefertigt, und zwar für jeden Hopfenballen ein eigener, der die Bezeichnung der Herkunft, Name und Gewicht, evtl. Angabe, ob präpariert, enthält. — Zusammenmischen mit Hopfen fremder Siegelbezirke oder gar Fremdhopfen ist überall streng untersagt. — Siegenburg siegelt die Markthopfen mit blauen, die Landhopfen mit rotem Siegellack. Der Grund, warum die Hopfen gesiegelt werden, ist, für den Hopfen ein Ursprungszeugnis zu haben, also die Echtheit zu beweisen. An und für sich ist also das Siegel nicht ein Beweis, daß der Inhalt des Ballens auch erstklassiger Hopfen sein muß. Es muß marktfähiger, „siegelmäßiger“, wenigstens beim Siegeln nicht verdorbener Hopfen sein. Aber wie beim Wein nicht alle Lagen gleich vorzüglich sind, so ist es auch beim Hopfen.

Man sehe sich den Hopfen nach seiner Herkunft an. Es gibt Siegelhopfen aus schweren und solchen aus leichten Lagen. Ein entriegelter Hopfen aber ist in seiner Herkunft nicht gesichert, wenn er umgepackt ist, ein mitlaufender Siegelschein ist demnach als Ursprungszeugnis wertlos. Das neue Gesetz sieht bei Umpackung deshalb die Einziehung der alten Siegelscheine vor.

\*

Quellen: Mitteilungen der Gemeinden auf gesandte Fragebogen, die oft nicht oder nur mangelhaft beantwortet wurden, Statistiken der Kreisregierungen, ortsgeschichtliche Werke, Literalien der Kreisarchive München und Landshut usw.



### Der Barometer

Drei Wochen regnet's jetzt bald scho  
Und schütt'n tuat's grad ra, was 's is,  
Koa Aussicht is 's, daß 's aufhörn kunn,  
Der Barometer bleibt herunt,  
Am jell'n Fleck tuat er no steh',  
Als wollt er gar nüt nauf mehr geh'.  
„Was da wohl schuld is, sag nur grad,  
Und was der Barometer hat?“  
„I so hat z'nacht der Hansl g'redt,  
„Na“, sagt er, „dös versteh i nüt!“  
„Sell to' i mir ganz leicht erklär'n“  
So laßt auf dös der Sepp si hör'n,  
„Dem Barometer werd's jetzt z'dumm,  
Der denkt si, was s'her i mi drum,  
Denn waacht, bei so am schlech't'n Wetter  
Wird granti' sejm der Barometer!“

Wilhelm Dusch.



### Mariä Geburt als Patronat

Unter das Patronat Mariä Geburt stellten sich die Wandwirker, Destillateure, Essigbrauer, Fransenmacher, Gastwirte, Goldstoffsarbeiter, Köche, Limonadenverkäufer, die Nabler, Restaurateure, Seefischhändler, Seidenarbeiter, Arbeiter, die mit Silberstoff zu tun haben, die Töpfer und Tuchmacher.

Die meisten der genannten Berufe haben sich neben Mariä Geburt noch andere Patronen erkürt, die sogar meistens als die Hauptpatrone angesprochen werden dürfen, so daß das Patronat Mariä Geburt häufig in Vergessenheit geraten ist.

(Nach Kerler, Die Patronate der Heiligen, Ulm 1905, S. 22 ff.)

\*

### Gefährdung unserer religiösen Volksaltertümer

Das Landesamt für Denkmalspflege schreibt:

Das neu erwachte Interesse für Volkskunde bringt leider auch die weniger erfreuliche Erscheinung mit sich, daß Privatsammler, angebliche Wissenschaftler und verkappte

Händler unsere Landkirchen auf religiöse Volksaltertümer auffuchen und den ungenügend unterrichteten Pfarrern und Mesnern diese Devotionalien abschwanken. Es handelt sich dabei hauptsächlich um Devotionalfiguren (Menschen, Tiere, menschliche Glieder und Organe) aus Eisen, Wachs, Ton, um gemalte Motivtafeln usw., die heute häufig, da ihr Gebrauch aus verschiedenen Gründen immer mehr zurückgeht, wenig beachtet in den Winkeln der Kirchen und Sakristeien stehen. Wenn die Gegenstände auch keinen großen materiellen Wert besitzen, so sind sie um so mehr nichtersetzbare Urkunden der religiösen, aber auch abergläubischen Gespinntheiten heimischer Volksart. Nur wenn man genau feststellen kann, woher die einzelnen Gegenstände stammen, haben sie für die wissenschaftliche Erforschung Bedeutung. Aber gerade ihre lokale Herkunft suchen die wilden Aufkäufer aus gewissen Gründen zu verweisen und rauben damit der wissenschaftlichen Erforschung eine ihrer wichtigsten Grundlagen.

Religiöse Volksaltertümer sollen, wenn irgend möglich, in den Kirchen aufbewahrt bleiben, auch wenn sie den heutigen religiösen Anschauungen nicht mehr in allem entsprechen. Sollten aber unüberwindliche Ansichten gegen die Aufstellung sprechen, sollten die Gegenstände in abgelegenen oder schlecht zu überwachen Kirchen vor Diebstahl zu wenig gesichert sein, dann ist es am besten, wenn solche Gegenstände einer Lokal-, Provinz- oder Diözesanmuseum leihweise oder schenkungsweise unter genauer Angabe ihrer Herkunft, ihrer ehemaligen Verwendung und Bedeutung übergeben werden. Auch das Bayer. Nationalmuseum in München ist bereit, solche Gegenstände für seine neu ausgebauten Abteilung für Volkskunst und Volkskunde zu übernehmen bzw. zu erwerben. Einzelne Museen sind sicher auch bereit, für Überlassung solcher Gegenstände ein entsprechendes Äquivalent, das anderen Bedürfnissen der Kirchengemeinden dienen mag, zu geben. Keinesfalls aber dürften Gegenstände der allgemeinen religiösen Volksanschauung einzelnen, sondern nur wieder der Allgemeinheit zugeführt werden.

\*

### Uralte Gesundheitsregeln

#### Im September oder Herbstmonat.

Man soll von den besten Birnen eine Anzahl schälen, in Zucker siedeln, abkühlen lassen, mit Zucker überstreuen und hernach im Backofen fein gelinde abtrocknen. Ist ein vortreffliches Essen, so sich sowohl in die Küche schickt als auch zur Arznei gehört, absonderlich für alte und schwächliche Leute. Jetzt soll man wiederum den Leib, insbesondere den Magen, Milz und Haupt, durch Arzneien, Purgieren und Ablassen reinigen; den Überfluß in allen Obst meiden, hingegen sich der Gänse, Capaunen, Indian und Rebhühner, auch Schnepfen, Fasanen, Crametsvögel, Wacheln und Stare bedienen; die Ziegen- und Schafsmilch soll auch gesund sein.

## Weihgaben in der Wallfahrtskirche Tuntenhausen

Am 1. September sind 300 Jahre verfloßen, seit die Wallfahrtskirche nach ihrem Erweiterungsbaue durch Bischof Veit Adam von Freising eingeweiht wurde. Wegen der Reichstagswahlen verschob das Pfarramt die Jubiläumsfeier auf den Mai des nächsten Jahres. 300 Jahre sind es heuer auch her, daß General Tilly den Andreasaltar nach hier stiftete. Aus diesem doppelten Anlaß dürften die folgenden Ausführungen besonderes Interesse finden, um so mehr, als Tuntenhausen zu den ältesten Marien-Wallfahrtsorten (bereits 1441 wird von einem Wunder berichtet) gehört und die Kirche bereits früh errichtet sein muß, da 1187 bereits ein Pfarrer Rikerus hier erwähnt wird.

Wallfahren ist für das gläubige Volk in Altbayern ein Stück Lebensfreude. Mit leeren Händen kam aber selten einer. Die Tuntenhausener Weihgaben sollen das beweisen.

Ein besonderer Abschnitt des noch vorhandenen alten Vermerkbuches gönnt uns Einblick in die Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit der damals vorhandenen Opfergegenstände. Gleich zu Anfang des Kirchenbaues (1627) unterstellte Propst Johannes einen Teil derselben dem Verkauf, er konnte ja nicht die Last der ganzen Summe auf fremde Schultern legen. Goldschmied Eberl von München kaufte goldene und silberne Ringe und Ketten, Kleinodien in Gold gefaßt, Fingerhüte, Herzen, Mägen und dergleichen von Gold, Anhängel, Armbänder, darunter „ein absonderliches mit Steinen“, Rosenkränze aus Silber, Achat und Korallen, Frauenhauben und Gürtel, Hauptbinden (Haarbänder) mit Perlen, die teilweise Drahtarbeit (Filigran) waren, und eine „gewundene goldene Brautschnur“. In einem zweiten Verkauf „mit ordentlicher Lizenz zu weiterem Nutzen des Gotteshauses“ waren ähnliche, doch viel kostbarere Dinge inbegriffen, reich mit den edelsten Steinen besetzter Schmuck, eine Perlenkrone, zwölf Mannstränge von Perlen, ein Agnus Dei aus purem Gold; auch waren dabei ein Kettengürtel mit einem silbernen St. Sebastian, eine gewundene, goldene Hutschmuck, ein Granatrosenkranz mit Emailkreuz, mehrere silberne Rosenkränze mit „Bisamknöpfen“ (kleiner Behälter aus Silber von durchbrochener Arbeit, in den ein mit wohlriechender Essenz getränktes Schwämmchen gelegt wurde) und „ein Schairines Chriamhemdl mit verguldeten Perlen und den Namen Jesus und Maria“ (ein Überwurf aus durchsichtigem Stoffe für den Täufling, das weiß Taufkleid versinnbildend, noch vor weniger als 100 Jahren stark in Gebrauch). Auch der Hochwohlgeborene Herr Hofratspräsident Christoph von Preysing gab dem Propste das so benötigte Bargeld für zwei Diamantringe und einen Saphirring, einen Denkring, einen Kreuzring, ein Kleinod mit Figuren und eine goldene Kette mit drei Längen; als „Eingab“ erhielt er

noch „drei Granät“. Gleichfalls nahmen der Kanonikus und Kurfürstliche Rat Anton Daniel, der Sekretär Ottheinrich Ziegler und im nächsten Jahre 1625 nochmals Goldschmied Christoph Ulrich Eberl schöne Motivgegenstände an sich, von welchen nur noch wenige hervorgehoben sein sollen: goldne Röslein, die auf den Kränzen gewesen, mehrere Emailarbeiten, ein goldner Ring mit indianischer Arbeit, ein goldener Buchstabe mit Rubinen besetzt und nochmals ein Chriamhemdl. Dadurch war die Schatzkammer noch lange nicht geleert; von den Schmuckgegenständen absehend, heben wir einige Kirchenzier hervor:

Zwei silberne und vergoldete Monstranzen, die große „mit hochschätzbaren Kleinodien“ besetzt, sieben silberne Marienbilder, sechs Kreuze mit Silberverzierung, vier silberne Kreuze, eine Menge verschiedener Reliquienbehälter, silbern oder silberverziert, desgleichen „Maykrieg“ (Blumenvasen), Leuchter und Engel, die schon benannten Kronen und Zepfer für das Gnadenbild, Ampeln und anderes. Besonderes reich war die Schatzkammer an Messkelchen, worunter sich einer aus purem Gold befand, mit dem Gnadenbilde und anderen heiligen Bildern in Email geziert und mit hundert siebenundneunzig Edelsteinen besetzt. Rechnen wir dazu noch die zahlreichen und kostbaren Ornate, so begreifen wir den Schmerz, welcher dem Pfarrer Felix Schneider vor fünfzig bis sechzig Jahren die Feder in die Hand drückte zu der Bemerkung am Schlusse des Verzeichnisses: „All dies ist dahin wie ein Schatten und ein vorbeieilender Bote.“ Warum dahin? Antwort: Klosteraufhebung, obwohl Tuntenhausen eine Pfarrkirche und nicht eine Klosterkirche war.

Mit tiefer Rührung weilt das Auge auf der noch vorhandenen Aufzeichnung verschiedener dargebrachter Opfer während der Jahre 1645 bis 1695. Bald ein Ringlein, vielleicht das einzige oder liebste, ein Anhängel, ein Kettlein, bald Kronen, Demantringe, Ornate, wie jedes geben konnte, es liegt ja nicht am Wert dieser Dinge, sondern an der betätigten Andacht. Die fromme Frauenwelt hat ihr redlich Teil an Opfergaben geleistet, besonders erfreulich ist es jedoch, daß sehr viele Opfer von Männern aller Stände, und zwar persönlich dargebracht wurden. Der Raum gestattet uns nur, aus der großen Anzahl einiges hervorzuheben: von einem Metzger aus Weilheim ein Anhängel für wieder erlangtes Augenlicht; von dem vornehmen Herrn Scheuchensnuel ein Zeiner Wachs; von einem Tölzer Gerichtsschreiber ein Perlmutterrosenkranz mit spanischem Kreuzlein und ein gewirkter Schleier. Von Tölz sind viele Opfer verzeichnet, besonders tun sich die Tölzer Bierbräuerinnen und neben ihnen die aus Aibling hervor. Ein Garser Bäcker brachte ein feines Altartuch, ein Müller oberhalb Tölz vier solche auf einmal,

Herr Johann Heinrich Schrenk von Egmating, kurfürstlicher Rat und Pfleger in Aibling, ein Messgewand, der kurfürstliche Gerichtsschreiber Windtnerholder und seine Ehefrau einen blauen, goldverzierten Schleier im Werte von fünfzig Gulden; die Namen der Familie Windtnerholder ziehen sich durch das ganze Verzeichnis fort; ein Schmied aus München und seine Ehefrau opferten drei doppelkassente Messkleider; wiederholte große Gaben, z. B. Kelch, Messkleid brachte eine Frau Börnerin, Kramerin aus Ebersberg; für wiedererlangte Gesundheit, Altarbekleidung und Schmucksachen eine kurfürstliche Mundböchin; mehrmals wurden verehrt silberne, auch vergoldete Gürtel mit daranhängendem Messerbesteck von gleichem Metall, oftmals Seidenstoffe, Goldborten und Goldspitzen für „einen Unsern Lieben Frauen Rock und einen solchen für das Kindlein“. Abt Ulrich von Tegernsee gab einen kostbaren Ring und einen Kelch, verschiedene Mitglieder der gräflichen Familie zu Maxrain Seidenstoffe, auch einen Silberstoff zu einem Biborienmännelchen, zwei wohl-edle Fräulein aus der gräflichen Familie Hundt zu Lauterbach einen Schleier, die Gräfin Maria Katharina Preysing, Herrin zu Haslang, Seiden- und Silberstoff zu zwei Biborienmännelchen, und fünfzig Gulden zu einem Ornat; 1669 am Tage Mariä Empfängnis brachte der Edle Herr von Haimhausen im Auftrag der Churfürstin Adelheid ein Kleid „aus aurorafarbenem“ silberdurchwirktem Stoff, mit Silberspitzen verbrämt, während im gleichen Jahre Abt Ulrich von Tegernsee noch zwei silberne Messkännchen samt Platte opferte; häufig kommen auch Gaben von verschiedenen Orten, welche Mitglieder der Edlen Familie Scherr spendeten, ein kurfürstlicher „Hätschür“ (Hartschier) gab einen Ring, der Münchner Bürgermeister Johann Kaspar Barth einen Baldachin über das Allerheiligste; auch dieser Name erscheint wiederholt; eine neue Kerze auf die große Wiener Kerze ließ Herr Hagen, Bürger und Mitglied des äußeren Rates, setzen. NB: Ein Teil der Kerzen ist mit einem Dorn versehen auf welchen eine kleine Kerze gesteckt und beim Aus- und Einzug des betreffenden Wallfahrtszuges sowie beim Wallfahrtsamt, ferner an Monatssonntagen und Marienfesten gebrannt wird. Die anderen haben vor sich einen kleinen Kerzenhalter angebracht, an welchem sich ein rotes Herz mit der Aufschrift der Ortschaft befindet; auf diesen Kerzenhalter wird gleichfalls eine kleine Kerze aufgesteckt und wie oben gebrannt. Eine Jungfrau aus Friedberg verehrte einen Ring, der unverletzt der schönen Monstranz eingefügt wurde, während am 15. September 1692 der Pfarrer von Wasserburg selbst dem Gnadenbilde einen goldenen Ring ansteckte; eine andere Friedbergerin hatte sich „in dem Schwedischen Aufruhr“ mit sieben- unddreißig Gulden zu Wachs nach Tunten-

hausen verlobt; sechs silberne Brustbilder mit schwarzem Postamente (Reliquienbehälter) brachten dar der gestrenge Herr Johann Maximilian Albert und sein Vater Albert, ein Muttergotteskleid Johann Maximilian Albert nach zwei Jahren, und wieder im nächsten Jahre Johannes Albertus von Bienenau ein silbernes Herz; und damit die nächste Nachbarschaft nicht unerwähnt bleibe, sei ein goldener Ring mit einem großen Türkis, das Opfer des Tuntenhausener Gastgebers, genannt.

Es ist damit gar nicht gesagt, daß jeder Wallfahrer Opfer brachte oder bringen sollte. Freilich drückt ein dankbarer Mensch gern seine Herzensmeinung durch sichtbare Anerkennung aus. „Ein Kreuzer in den Opferstock“ ist ein oft vorkommendes Verlöbniß. Flachs, Garn, Feldfrüchte, ein selbstgezogenes junges Tier, Holz und Steine als Baumaterial wurden als Opfer niedergelegt.

(Nach Mehler, U. L. Frau von Tuntenhausen.)

\*

### Von Sitt' und Brauch

1581 aßen der Pfleger und Gerichtschreiber in Dietfurt öffentlich am Aschermittwoch bei einem Wirt Fleisch. Der Straubinger Rentmeister erfuhr davon auf seinem Inspektionsritt und zeigte die beiden an bei der Münchner Hofkammer. Diese verhängte als Strafe für den Pfleger 100 fl., für den Schreiber 50 fl. Als Maßstab diene die Tatsache, daß 100 fl. der Jahresgehalt eines mittleren Beamten waren.

\*

### Bücherschau

**Brunhuber** Kaspar, Professor: Geschichte der lateinischen und deutschen Schule in Wasserburg am Inn. (Verlag Friedrich Demps, Wasserburg am Inn) 1930. 103 Seiten und 2 Abbildungen. Preis 2 Mark.

Träger des frühmittelalterlichen Schulwesens in Altbayern ist vornehmlich die Kirche in ihren Klosters-, Stifts- und Domschulen, bis um die Mitte des 13. Jahrhunderts in Bürgerkreisen der Gedanke erwacht, städtische, sogenannte *Matschulen* zu errichten. Aus dieser Zeit finden wir auch den ersten Nachweis der Existenz eines Schulmeisters in Wasserburg am Inn. (Vergleiche Heinrich Held, Altbayerische Volkserziehung und Volkskunde, 1928, III, 567 S.). Der im Januar dieses Jahres verstorbene langjährige Wasserburger Stadtarchivar Prof. Kaspar Brunhuber, dem Wasserburg manch namhafter Beitrag zu seiner Geschichte verdankt, hat in seinem letzten, hier angezeigten Werk das Wasserburger Schulwesen von seinen frühesten Anfängen an bis zur Gegenwart zum Gegenstand einer gründlichen Untersuchung gemacht.

In einem ersten Teile dieser Studie legt sich der Verfasser die Frage nach dem ältesten Schulwesen Wasserburgs vor. Dessen Anfänge sind, wie der Verfasser selbst im Eingang dieses Kapitels erklärt, in Dunkel gehüllt. Immerhin weiß der Verfasser um die Mitte und gegen Ende des 13. Jahrhunderts wenigstens Namen von zwei Schulmeistern in Wasserburg zu nennen. Die Erwähnung eines lateinischen Schulmeisters in Wasserburg findet Brunhuber erstmals im Jahre 1556 anlässlich dessen Behaltensaufbesserung. Einige Jahre später hören wir von einer verbesserten Schulordnung für die Lateinschule Wasserburg nach dem Muster der Schulordnung Melancthon's. Über die Stel-

lung des lateinischen Lehrers weiß Brunhuber zu berichten, daß dieser nebenher den Chordienst zu besorgen hatte, was sich ja aus dem ursprünglich geistlichen Charakter der mittelalterlichen Schule erklärt. Auch der deutsche Schulmeister mußte sich, wie dies ja bekanntlich auch anderwärts der Fall gewesen ist, einen Nebenberuf suchen; im Jahre 1654 wird in Wasserburg einem deutschen Lehrer sogar eine Branntweinschenke bewilligt, allerdings mit der Maßgabe, daß „durch dieses Branntweinschenken die Schulkinder auf keinerlei Weise neglegiert werden sollen“.

Im zweiten Teile seiner Arbeit bringt nun Professor Brunhuber Monographien der lateinischen Lehrer Wasserburgs von 1595 bis 1787. Wenn seit 1793 kein lateinischer Lehrer mehr



### Im Sommer

**Der Morgen graut.**  
Die Lerche grüßt die ersten Strahlen  
Und taucht ihr Kleidchen lieb in zartes  
Rosenrot;  
Singt fromm und schlicht manch' Lied hinauf  
zu Himmelshallen;  
Rehrt dann ins Nestchen heim im Gleitflug  
wie im Boot . . .

**Der Mittag träumt.**  
Biel Sonne goldet Feld und Aue;  
Die Bächlein schwagen lei' am bunten  
Wiesenrand;  
Und süße zarte Blumen, gelbe, rote, blaue,  
Sind Biendchen und den Käfern wie ein  
Märchenland . . .

**Der Abend kühlt.**  
Legt seine Schatten auf die Halde.  
Die müden Schnitter kehren in das Dorf  
zurück.  
Der Amsel Beten flötet noch vom dunklen  
Walde,  
Erzählt von manchem Leid des Tag's, doch  
auch vom Glück

**Die Nacht zieht ein.**  
Der Mond in silberheller Schale  
Reicht sein Geschenk: Tauperlen, wie das  
Gold so rein;  
Der Friede breitet seine Flügel über alle,  
Die müd' vom Tageskampf nun endlich  
schlafen ein! . . .  
Sigward.



angestellt wurde, so ist dies wohl hauptsächlich auf den inzwischen zur Herrschaft gelangten Realismus zurückzuführen, wie dies Dr. Josef Hauser in seinem Beitrag „Zur Geschichte der Lateinschule Rosenheim“ („Der Inn-Jüngling“, Blätter für Geschichte und Heimatkunde, Waging, Post Dorfen, 1928, Heft 22) zu ungefähr gleicher Zeit ähnlich auch für Rosenheim annimmt. Erst unter dem Einfluß des Neuhumanismus wurde 1821 wieder ein lateinischer Vorbereitungslehrer angestellt.

Im dritten Teil bringt der Verfasser einige schulgeschichtliche Dokumente, von denen insbesondere das Inventar der Bibliothek des lateinischen Schulmeisters von 1595 herausgegriffen sei, welche neben den klassischen Schriften der Alten und der Humanisten auch juristische Werke enthält. Im vierten Teile

spricht der Verfasser über das Wasserburger Lateinschulwesen im 19. und 20. Jahrhundert, sodann im fünften Teile über das Wasserburger Volksschulwesen in der Zeit von 1786 bis 1803. Der letzte Teil beschäftigt sich mit dem Schulhaus an der Hofstadt in Wasserburg. In einem Anhang wird die Geschichte der 1818 gegründeten feiertägigen Zeichnungsschule Wasserburgs gebracht.

Brunhubers Darstellung der Wasserburger Schulgeschichte, die sich auf zahlreiche, bisher unbekannte Quellen aus dem Wasserburger Stadtarchiv gründet, bedeutet für Wasserburg ein überaus wertvolles Heimatbuch, wie es nur wenige Städte besitzen; aber auch dem ferner Stehenden wird das Buch, besonders in seinen ersten Teilen, kulturgeschichtlich Interessantes bieten!

Karl Bourier, München.

\*

### Bayer. Zeitschriftenschau

**Deutsche Gauen.** Die Deutschen Gauen in ihrem alten, trauten, grünen Gewande haben die vierte und fünfte Lieferung des Jahrganges 1930, des 31. Bandes, hinaus in die Welt gesandt. Sie bringen uns wiederum eine Fülle von volkskundlichem und heimatgeschichtlichem Material und sind, man kann noch so viel von anderen Dingen reden, die beste und ergiebigste Fundgrube der Deutschkunde. Die Leuchte erhellt manches Dunkel mit ihren brennenden Kienspänen. In der fünften Lieferung wird das wichtige Material, das heute bereits als unentbehrlich bezeichnet werden darf, für Vorträge und als Rohmaterial für die Forschung mit dem Kapitel „Sommer- und Herbstbräuche“ fortgesetzt.

**Der Inn-Jüngling.** (Herausgeber und Verleger Expositus Joseph Weber, Waging, Post Dorfen 1.) Der 8. Jahrgang bringt im zweiten Heft, dem Heft 29 der ganzen Folge, einen wichtigen Beitrag von Graf Bückler-Limpurg über die Spätgotik im Inn- und Salzachtal. Karl Bourier setzt seine Forschungen über Schloß und Hofmark Guttenburg am Inn fort; ebenso Hochschulprofessor Dr. Dachs, jene zur Ortsnamenkunde des Bezirkes Erding. Dr. Mitterwieser widmet dem verstorbenen Oberstudienrat Brunhuber ein warmes Gedankwort.

**Lech-Isariand.** Die Monatschrift des Heimatverbandes Huostigau hat zwei neue Hefte herausgegeben. Im Augustheft behandelt Benediktinerpater Roumuald Bauerreiß den Albert Teuto von Dießen, einen vergessenen Geschichtsschreiber des 14. Jahrhunderts, Dr. Damrich das Weilheimer Betbergkirchlein. Aus dem Juliheft ist vor allem der ikonographisch wichtige Beitrag von Rob. Weiserer zu nennen: „Warum der hl. Ulrich mit einem Fisch dargestellt wird.“

**Gelbe Hejie.** In der historischen und politischen Zeitschrift für das kath. Deutschland (München 8, Preyßingstr. 4) schreibt Professor Dr. Pefel über die politische Einstellung des Jungadels und Prof. Dr. Gspann über die kath. Weltanschauung und ihr Überbild. W. A. von Tzenburg (Berchtesgaden) behandelt die erste Koalition und Oberstleutnant Steilberg den Erfolg der Nationalsozialisten in Sachsen.



# Die Heimat am Inn.

Sammelblätter zur Geschichte von Wasserburg und Umgebung

In zwangloser Folge erscheinende Beilage zum „Wasserburger Anzeiger“

Nachdruck verboten

Herausgeber und verantwortl. Schriftleiter: Wilh. Zils, Bad Reichenhall, Ludwigstraße 14

Nachdruck verboten

## „Leiden Christi tragedi“

Auffindung eines alten Passionsspiels in Wasserburg a. Inn. Von Prof. Paul Freye

Im Mittelalter war das trugige Wasserburg a. Inn, wenige Stunden unterhalb der Ausbruchsstelle des Stromes aus den Bergen, ein Brennpunkt des damals äußerst lebendigen Handels- und Schiffsverkehrs. Auf einer ovalen Halbinsel gelegen, die der Fluß in turbulentem Lauf umströmt, und so zu einer natürlichen, vom Burgberg überragten Festung gestaltet, ist Wasserburg im Laufe der Jahrhunderte nur einmal erobert worden. Ganz zum Schluß des Dreißigjährigen Krieges scheiterte eine Belagerung durch die vereinigten Schweden und Franzosen an der natürlichen Stärke des Platzes und an der Tapferkeit der Bürger.

Erst seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, da die stolzen Wasserburger Kaufleute unter Hinweis auf ihre alten Schiffsrechte die Innthalbahn für sich ablehnten, und diese Strecke daher die Stadt nicht berührte, begannen Handel und Verkehr von Wasserburg abzurücken. Die Schiffsahrt auf dem Inn hörte gänzlich auf. Aber gerade dadurch hat es sich sein wundervolles Mittelalter bis in unsere Zeit getreu erhalten.

Hier in diesen alten Mauern finden sich noch vielfach fast unbeachtete, köstliche Schätze mittelalterlicher Kunst und Kultur.

Außerordentlich wertvoll ist das Archiv des Rathauses. Es enthält u. a. eine Reihe bislang noch nicht erwähnter Incunabeln. Für die Sichtung und Ordnung dieser alten Schriften und Literaturschätze hat der leider vor Jahresfrist verstorbene Archivar Professor R. Brunhuber sehr viel wertvolle Arbeit geleistet. Noch kurz vor seinem Tode gelang ihm die seltene Entdeckung eines in allen Teilen, einschließlich des Randtextes der Inszenierung, völlig erhaltenen Passionsspiels der Leidensgeschichte des Herrn Jesu Christi.

Diese Fassung trägt den Titel „Passio Domini nostri Jesu Christi“ und die Jah-

reszahl 1733. Sicherlich ist der ursprüngliche Text schon viel früher entstanden. Es ist auch wohl denkbar, daß hundert Jahre nach der 1632/33 überall in Deutschland wütenden Pest die Stadt Wasserburg eine besondere Aufführung des Passionsspiels veranstaltete und bei dieser Gelegenheit den Text und die Inszenierung des Spiels durch einen gelehrten Herrn neu abfassen ließ.

Das im Wasserburger Archiv erhaltene und schon früher durch Professor Brunhuber veröffentlichte „Baubuch des Baustadeldknechtes Korummesser aus den Jahren 1674 bis 1686“ enthält unter den Aufzeichnungen für das Jahr 1682 folgende, interessante Bemerkung: „Die 13 Wochen an der Schraunen bey der Apodecken und Closter Attlhaus ein Pümm und theatrum aufgeschlagen zu einem Leiden Christi tragedi“ am Gründonnerstag und Charfreitag.“

Durch diese Stelle angeregt, suchte und fand Brunhuber das Manuskript des Wasserburger Passionsspiels, wie es uns jetzt vorliegt. Im Inhalt und Aufbau weicht sein Text von der Augsburger Passion sowie von dem ursprünglichen Oberammergauer Text, der ja Deisenberger hauptsächlich als Grundlage zur Abfassung des heutigen Wortlautes diente, ganz wesentlich ab.

Das Wasserburger Passionspiel besteht aus einem „Prologus mit Musica“ sowie aus drei Teilen (Akten), von denen der erste 6 Eingänge (Szenen), der zweite 10 Eingänge und der dritte 9 Eingänge aufweist. Mit einem Epilog und musikalischer Begleitung schließt das Spiel.

Ebenso wie in Oberammergau und wie überhaupt bei den mittelalterlichen Passionsaufführungen geht das Spiel im allgemeinen auf offenem Theater vor sich, wobei symbolische und andere vom Hauptspiel abweichende Zwischenszenen auf einer besonderen durch Vorhang verschließbaren, hin-

teren Bühne dargestellt werden. Inhalt, Begleitmusik und Inszenierung des Passionsspiels kamen ursprünglich von Italien zu uns. Solche Einflüsse zeigt auch in vieler Beziehung das Wasserburger Spiel.

Der „Prologus mit Musica“ erzählt durch Vorsänger und Chor von der Vertreibung Adams und Evas aus dem Paradiese, von der Vererbung der Sünde auf die gesamte Menschheit und von der Erlösung durch den Kreuzestod des Heilands.

Darauf aber beginnt schon sogleich im 1. Eingang des ersten Teils die Wasserburger Passion — im Gegensatz zu den Augsburger und Oberammergauer Texten — dem Fürst der Hölle, Lucifer, und seinen Gehilfen eine Hauptrolle zuzuteilen. Lucifer pocht auf das ihm gegebene Recht, die Sünder nach dem Tode in die Hölle zu holen. Noch aber hat Gott-Vater ihm die Seelen nicht für immer im höllischen Feuer überlassen. Das muß endlich gelingen!

Hier wie auch an anderen Stellen spielt der Einfluß des klassischen Altertums auf den Verfasser — er wird mit Namen nicht genannt, ist aber sicherlich ein geistlicher Herr aus Wasserburg selbst oder aus der Umgebung — eine große Rolle. Dazu kommt der Unterton des äußerlich rauhen, aber im innersten Kern so sehr feinsinnigen oberbayerischen Humors, der sich durch die Tragik des Geschehens hindurchzieht und vor allen Dingen in den eingeschobenen Höllenszenen wiederholt zur Geltung kommt.

Da heißt es recht anschaulich in den Randglossen zur Inszenierung unter anderem gleich bei der Höllenszene des ersten Teiles: „hier eröffnet sich die höll von dem Theatro und steigen 4 hueben mit brennten sacken als teufeln, dann die anderen 4 teufeln endlichen Lucifer heraus: worunder mit gestoßenen Calvoni schwarz mell und Bartwischen feuer gemacht und heraus geplast wird: Lucifer sizet auf 2 stummen teufeln oder auf einem schwarzen steufl.“

Lucifer entsendet nun Cupido, um die Seele einzufangen. Das gelingt. Cupido spannt seine Netze aus. Die Seele genießt von dem ihr dargebotenen, verlockend schönen Äpfeln der Sünde, und allsogleich werfen ihr Cupido und seine bis dahin verborgenen Helfershelfer der Hölle „hinter rucks das Garn über und springen heraus“. Dann wird sofort die Seele in den Kerker geschleppt. Dort nimmt ihr Lucifer das Netz ab. Dafür legt er ihr ein schweres Joch auf den Nacken und Ketten aus weißem Blech an Hände und Füße. Dabei spricht er:

„Es ist kein schwörers Joch auf erdten“  
 „wird auch kein schwörers gefunden werden“  
 „weills von dem paumb des Lebens ist“  
 „indem sich hat die sünd genüßt“  
 „iez muest du mir solches tragen.“

Darauf wird im 2. und 3. Eingang die Seele von Lucifer im Gefängnis gefoltert. Im 4. Eingang jedoch kommt die Barmherzigkeit und nimmt der reuigen Seele die Schuld ab. Als dann die Barmherzigkeit nicht weiß, wem sie nun diese Last aufladen soll, da naht im 5. Eingang Christus, Gottes Sohn, als der „guette hirt mit taschen und schäffer strich“, der aus lauter Liebe die Sündenschuld der Seele, das schwere Joch und die Ketten auf sich nimmt.

Im 6. Eingang klagt Lucifer in der Hölle, umgeben von seinen Gehilfen, darunter Asmodeus, der Zankteufel, Berith, Belpagor und Mamon, daß er alle Macht über die Sünder auf Erden verloren habe. Schuld daran sei der Nazarener, Christus genannt. Alle schwören nun, Lucifer bei der Vernichtung des Nazareners zu helfen. Asmodeus, der Zwietrachtsteufel, unternimmt es, die Juden aufzuheben. Berith, Belpagor und Belzebub erbieten sich, die Gefangennahme und Vernichtung Christi durchzuführen.

Mamon tritt auf und gibt den Rat, unter den zwölf Aposteln den rotbärtigen Judas zu verlocken und durch Bestechung zum Verrat seines Meisters zu bewegen. Lucifer überträgt diesen Auftrag dem Mamon. Auch schickt er Mamon zu seinem Freund, Vulcan, den er bitten läßt, die Marterinstrumente, die Ketten und die Nägel für die Kreuzigung Christi zu schmieden.

Im 1. Eingang des II. Teiles wird die mittlere Bühne aufgezogen. Daraus gehen Christus, Maria und vier kleine Engel hervor. Christus erzählt seiner Mutter von dem Sündenfall seit Adams und Evas Vertreibung aus dem Paradies, von der schweren Sündenlast, die er nun dem Menschengeschlecht durch seinen Kreuzestod abnehmen will. Gott Vater, so sagt er, hat ihm diese Gnade gewährt, damit auch die Menschheit der ewigen Seligkeit teilhaftig werde. Die weinende Mutter Gottes kniet vor Christo nieder, der sie liebevoll aufhebt und in ihrem Schmerz tröstet. Maria ruft den vier Engeln zu:

O Ihr Engeln thuet begleidten  
 Mein so hoch geliebtes kind.  
 Weichet nit von seiner seiten  
 zu dem auch die treu verbint.

Thuet ihn beschützen und bewahren  
 In den leyden und gefahren:  
 helfet ihm bey bis in den Todt.

Im zweiten Eingang wird Judas durch Mamon bestochen und verführt. Der dritte Eingang zeigt Caiphaz und den Hohen Rat der Juden. Judas tritt auf und übernimmt gegen einen Schacherlohn von dreißig Silberlingen den Verrat seines Meisters. Die Häscher, mit Waffen, Stricken und Ketten versehen, ziehen unter seiner Führung ab.

Im vierten Eingang steht der geistliche Herr Verfasser offenbar wiederum stark unter dem Einfluß der Aeneis des Vergil. Zweifellos denkt er an die Stelle, da Vergil im mächtigen Molosservers die Rüstung des Aeneas durch die Cyclopen als Gefellen des Vulcan schmieden läßt und mit wuchtigem Schwung sagt:

„ill(e) inter sese magna vi brachla tollunt.“

Im Wasserburger Passionspiel heißt im Randtext der Inszenierung, als Lucifer durch Vulcanus die Marterinstrumente, Ketten und Nägel zur Kreuzigung Christi schmieden läßt, wörtlich: „Da mues in letzten schluß ein höllische schmiten, wie diese ist, gemacht sein und 3 oder 4 schmittgßöln, so nach der Musi recht einschlagen können, das ist die schönst sceen, wan es recht exhibiert ist.“

Der Text aber sagt in wortmalender Weise und in offener Anlehnung an Vergil unter anderem:

„Ich bin Vulcan ein Gott der flammen  
 ich ruff aniezo all zusammen  
 alls was ein hammer nur führen kan  
 mit mir zu schmiten gleich fangen mueß an.“  
 usw.

„das feuer macht sauset  
 stordcht steussen das prauset  
 dem Nazarener, der da will  
 uns widerstreben in der still  
 zersthören, verhören, sich wöhren, aufböhren  
 sich wider uns sezen, sich reihen, sich wezen  
 an uns meine geßöln, die wir in der höllen  
 iezt sein und regirn, er will uns verführn  
 ein Seel aus den Banden, aus unseren handen  
 und selbige neugen ihm zue.“  
 usw.

„hebt auf den hammer, fort thuet schmiten  
 ein ketten so starkh die bey der mitten  
 fest haltet, bindet, fesselt ihn an“  
 usw.

„zum panzen, zum tanzen, zum schanzen ein  
 lanzen  
 mit schneidenten spüzen, anseuern, anhüzen  
 thuet mir zu gefahlen, ihr meine vafalen,  
 sein Herz zu durchhöhren, zu schneiden, zu  
 trohen  
 im gar zu aufreihen, das er thuet ausbleiben  
 und uns weiter hintern nit mög.“

Der 5., 6. und 7. Eingang des II. Teiles führen zum Oberg. Judas tritt auf mit den Häschern und Knechten. Christus ringt in Seelenqualen unter den schlafenden Jüngern. Der Engel reicht Jesus den Kelch. Die Häscher kommen. Judas küßt den Meister, der, gefangen und von seinen Jüngern verlassen, durch die Häscher fortgeführt wird.

Im 8. Eingang kommt Jesus zum Hohenpriester Annas, und im 10. Eingang steht er vor Kaiphas. Dazwischen im 9. Eingang wird der Zuschauer wieder zur Hölle geführt, wo Lucifer mit seinen Gehilfen darüber klagt, daß Judas die Silberlinge zurückgegeben und sich erhängt habe. Nun sei die starke Wirkung seiner bösen Tat dahin. Lucifer fürchtet schon, daß Jesus doch den Sieg erringt.

Im 1. Eingang des III. Teiles treten die sechs Propheten David, Jeremias, Isaias, Daniel, Ezechiel und Zacharias auf. Sie sprechen nacheinander prophetische Worte über die Schuld der Juden am Tode des Heilandes.

Der 2. Eingang zeigt die Szene der Verurteilung Christi durch den Hohen Rat und die Schriftgelehrten. Im 3. Eingang wird er vor Pilatus geführt und zur Geißelung verurteilt. Der 4. Eingang zeigt wiederum die Hölle, wo Lucifer dem Mamon befehlt, den Juden und Henkerstnechten unerbittlichen Haß gegen Jesum einzulösen, damit das Todesurteil sicher gefällt und der Heiland gekreuzigt werde. Mamon verspricht, selbst für die höchsten Qualen Jesu zu sorgen und Lucifer zum Siege zu verhelfen. Im 5. Eingang erfolgt die Geißelung und das Aufsetzen der Dornenkrone. Der 6. Eingang ist wiederum vor dem Hause des Pilatus. Das Judenvolk setzt seinen Willen durch, und das Urteil wird verlesen. Im 7. Eingang folgt die Kreuzauslegung und der erste Teil des Weges nach Golgatha.

Trotz aller Derbheit, die immer wieder dieses echt oberbayerische Spiel durchzieht, zeichnet sich das auch dichterisch wertvolle Werk dennoch immer wieder durch feinstes Empfinden aus. Dem harten Realismus des ganzen Leidensweges bis Golgatha und den dann folgenden Einzelheiten der Kreuzigung mit all ihren Martern wird mit Bewußtsein aus dem Wege gegangen.

Der Dichter läßt vielmehr im 8. Eingang den Jünger Johannes auftreten und im Monolog seine Klagen über die sündige Menschheit aussprechen, die den Kreuzestod des Herrn verschuldete. Wir wissen ja, daß in der Urzeit des Christentums zu Rom die Darstellung der Gestalt des Heilandes zunächst vermieden wurde. Man kannte nur schlichte Bilder des Kreuzes oder eines Lammes als Sinnbild des unschuldig gekreuzigten Heilandes. Es wäre ja auch nach Ansicht jener ältesten Christen eine Entweihung gewesen, die Gestalt des Herrn überhaupt und dann vor allem in der höchsten Marterstunde darzustellen. Auch unter der scheinbar so rauhen Hülle der Bergbayern findet man heute wie früher ein häufig geradezu überraschend zartes und feines Empfinden, das erst äußerlich so recht im Spiel der Passionsdarsteller — wie beispielsweise in Oberammergau — prächtig und wahr zum Ausdruck kommt. Bei der Wasserburger Passion zeigt sich dieses zarte Feingefühl sehr betont in der Weglassung der Kreuzigungsszene.

Der 9. und zugleich letzte Eingang des III. Teiles spielt wieder in der Hölle. Lucifer, umgeben von Asmodeus, Berith, Belpagor,

Mamon und seinem teuflischen Hofstaat, ist erboft über den Triumph des Heilands. Er macht den Höllengenossen die schwersten Vorwürfe, daß sie Jesum nicht im letzten Augenblick doch noch zum Geständnis der Schwäche bringen konnten. Nun sei es geschehen: Nun habe der Heiland triumphiert und die Menschheit durch seinen mit Freuden erduldeten Kreuzestod von allen Sünden befreit. Lucifer läßt schließlich aus lauter Angst die Höllentpforten schließen, damit ihm Christus nicht auch die wenigen noch übriggebliebenen Seelen aus der Hölle holt und befreit. Auch hier wieder der stille, feine Humor des Oberbayern, der sich über die Niederlage des Satans recht von Herzen freut.

Der Epilogus mit Musica am Schluß des gesamten Spiels bringt das Bild des auf Golgatha hangenden Heilandes, den die Göttliche-Liebe der geretteten Seele zeigt. Die Göttliche-Barmherzigkeit ermahnt dann die Seele, nie wieder durch Begehung neuer Sünden diese Wunden zu öffnen. Die Seele fällt tief ergriffen auf die Knie und umfängt das Kreuz mit den Worten:

„O Gott! o Herr! da hast du mich  
ich thue mich dir schenken  
Ach thue nit mehr, ich bitte dich,  
an meine Sünden denken.“  
„O Jesu nimb zur gnab mich auf  
Thue mir mein Sünd verzeihen  
so lang ich leb, so lang ich schnauf  
will ich die Sünden scheuchen.“

Abschließend singen dann die Göttliche-Liebe und die Seele zusammen:

„So sey den dir o höchster Gott  
für alle Marter schandt und spott  
Lob Ehr und preys gesungen  
Es sey dein lieb gebenedeit  
die dich zu disen harten streit  
mit gwalt für uns gezwungen.“

Die mehr als dreitausend Verszeilen umfassende Wasserburger Passionsdichtung schließt mit den Worten: „Alles zur höchsten Ehr und schmerzhaften angedenken des bitteren Leiden Christi Jesu“.

Auf der „Schrannen“ wurde, wie der Baustadelknecht Kornmesser in seinem Baubuch erzählt, dieses Passionspiel aufgeführt. Das ist der malerische, umgeben von hohen Bauten und alten Arkadengängen mitten in der Stadt am Rathaus gelegene Platz. Sicherlich ist das Spiel aber schon lange vor dem Jahre 1682 aufgeführt worden und dürfte, ähnlich wie in Oberammergau, auf ein Gelübde aus der Pestzeit des Dreißigjährigen Krieges zurückgehen.

In der reichen, lebhaften Handelsstadt Wasserburg am Inn hat damals und später diese „tragedi der leyden Christi“ sicherlich viel Volk als Zuschauer herbeigezogen. Die Jahreszahl 1733 dieser letzten Fassung des Wasserburger Passionsspiels läßt darauf schließen, daß eine besondere Aufführung zum Andenken an die hundert Jahre zurückliegende Pestzeit erfolgte. Wird das Wasserburger Passionspiel noch mal wiederaufleben? Die prächtige, alte

Stadt ist dafür ohne Zweifel ein überaus geeigneter Schauplatz. Aber jahrmarktmäßig auf dem Platz am Rathaus läßt sich in unserer Zeit solch eine Aufführung nicht mehr machen. Die dazu nötige offene Bühne

gehört vielmehr auf einen Platz außerhalb der Stadt, und zwar an das Ende der Halbinsel mit dem breit dahinrauschenden Strom und den steilaufragenden Uferfelsen als geradezu idealer Hintergrund.

## Beiträge zur Geschichte von Aubing Die Schulgeschichte. Von Ed. Moser, Aubing

Die Schulgeschichte Aubings ist bis kurz nach dem 30jährigen Krieg in ziemliches Dunkel gehüllt. Die Stiftung Herzog Sigismunds im Jahre 1486, der ein „Salve“ mit Umgang um die Kirche stiftete, das auch „von den schülern“ zu singen war, läßt aber bereits mit ziemlicher Sicherheit auf eine Schule schließen. Nachdem das Kloster Ettal Obereigentümer der ehemaligen Hofmark Aubing war, hat es sicher sehr bald eine Schule ins Leben gerufen. Es leistete ja auch seit alter Zeit die Brennholzlieferung der Pfarrschule Aubing. Die Pfarrkirche Aubing besaß ein eigenes Mesnerhaus, in dem zugleich auch Schule gehalten wurde. Die erste sichere Nachricht über den Schulmeister von Aubing findet sich in einem Gerichtsbuch der Hofmark Maisach des Klosters Ettal. Wir erfahren darin auch den Namen des Schulmeisters: Thoman Wegele schrieb sich der Magister, und daß sein Name der Nachwelt erhalten blieb, verdankt er einem dummen Streich, der ihm aber auch Amt und Würden kostete. Gemeinsam mit dem Pfarrerknecht ging er mit Garn auf den Vogelfang und verging sich dadurch gegen die Jagdgesetze. „Hat sich beim Nachgahrn auf denen Aubinger Feldern betreten lassen“, so lautet der Eintrag im Maisacher Gerichtsbuch. Der Landrichter von Dachau forderte die Auslieferung der beiden Übeltäter, aber das Kloster Ettal, das die niedere Gerichtsbarkeit selbst besaß, und dessen Richter zu Maisach verweigerten die Auslieferung. Darüber entspann sich ein langdauernder Jurisdiktionsprozeß, der die Akten dick anschwellen ließ, und in dem schließlich das Kloster den kürzeren zog. Der Schulmeister wird abgesetzt und bestraft. An seine Stelle trat 1684 der Söldner Jakob Wurzer von Aubing. Er übersiedelte sofort in das Mesnerhaus. (Heute Kinderbewahranstalt und Schwesternheim.) Bis zu seinem im September 1704 erfolgten Tode fungierte er schlecht und recht als Mesner und Schulmeister. Der Pfarrer und Kammerer von Aubing, Bernhardin von Prugg, ernannte nun sofort den Sohn des Verstorbenen, Matthias Wurzer, zum Nachfolger. Allein das Kloster Ettal bzw. der Maisacher Kloster Richter hatten bereits einem gewissen Michael Schöttl von Maisach den Posten versprochen, da dieser schon acht Jahre lang als Schulmeister zu Maisach „sich wohl erfahren und tauglich“ gezeigt hatte. Der Pfarrer von Aubing erhielt den strengsten Befehl, den Wurzer sofort abzusetzen, sich ob seiner Eilfertigkeit zu entschuldigen und abzuwarten, welchen Mesner und Schulmeister ihm

das Kloster gebe. Aber der Pfarrer von Aubing war nicht der Mann, der hier nachgab, und so kam es zu einem heftigen Streit um das Besetzungsrecht zwischen Kloster und Pfarrer. In sehr temperamentvoll gehaltenem Schreiben wies der Pfarrer jede Einmischung des Klosters zurück, auch die Versicherung höchster Ungnade seitens des Ettaler Abtes konnte ihn nicht bewegen, seinen Mesner fallen zu lassen. Der Richter von Maisach versuchte eine zwangsweise Ausquartierung des Schulmeisters aus dem Mesnerhaus, aber er mußte unverrichteter Dinge wieder abziehen. Allmählich aber sah der Pfarrer ein, daß sein Schulmeister „nur des Pflugs gewohnt und des Schreibens ganz schlecht erfahren“. Mittlerweile hatte sich ein gewisser Andreas Wolf von Aubing an den Bischof von Freising gewandt, um die umstrittene Schulmeisterstelle in Aubing zu erhalten. Wolf hatte schon zwei Jahre in Feldmoching den Dienst als Mesner und Schulmeister versehen. Er erbot sich auch, die Witwe des verstorbenen Jakob Wurzer zu ehelichen. Das Kloster hatte unterdessen den vom Pfarrer eingesetzten Mesner in Verhaft nehmen lassen, so daß der Pfarrer mit dem vom Bischof von Freising vorgeschlagenen Wolf einverstanden war. Der ehemalige Mesner Matthias Wurzer mußte wegen Ungehorsams 5 Pfund bl. Strafe bezahlen. Andreas Wolf machte Dienst bis 1726. Auf ihn folgte als Schulmeister sein Sohn Bernhard Wolf. Dieser starb 1741. Nun wollte dessen Bruder, der Schmiedegeselle Lorenz Wolf, die Schulmeisterstelle erhalten. Dieser war aber nach dem Zeugnis des Pfarrers absolut untauglich, konnte selbst nicht lesen und schreiben und erhielt infolgedessen auch die Stelle nicht. Es meldete sich aber der Mesnersohn von Mlach, dessen Leistungen sowohl den Pfarrer als auch den Hofmarksrichter sehr befriedigten. Ob dieser nun bis 1756 die Stelle als Mesner und Schulmeister versah, konnte nicht ermittelt werden. Im Jahre 1756 kam Michael Degenhard von Geretshausen als Schulmeister nach Aubing. Er heiratete die Dehnerstochter Magdalena Seeholzer von Aubing. In den Pfarrmatrikeln ist er als Ludimagister, Musicus und Aditus angegeben. Er versah seinen Dienst bis 1770. In diesem Jahre starb er. Sein Nachfolger wurde Matthias Widmann von Menkofen bei Landshut. Er heiratete die Witwe seines Vorgängers. Er versah den Mesner- und Schullehrerdienst bis 1809. Seine Witwe führte von diesem Jahre ab bis 1822 den Schul- und Mesnerdienst weiter, bis Joseph Widmann, ihr Sohn, die Stelle erhielt. Joseph

Widmann versah den Schuldienst bis 1837 und legte dann sein Amt nieder, da er sich der Bewirtschaftung seiner umfangreichen Ökonomie widmete (Mehhof). Vom Jahre 1837 bis 1842 wirkte Sebastian Kastner als Mesner und Schullehrer. Auf ihn folgte bis 1845 Johann Wiesner. Nach diesem kam Michael Niedermayer, „Lehrer an der deutschen Schule zu Nubing“, der als Musterlehrer in den Altten gerühmt wird. Sein Nachfolger war Joseph Schmid bis 1847. In diesem Jahre wurde Franz Dellinger nach Nubing berufen, der bis 1867 hier wirkte. 1867—1882 war Nizephorus Fischer Lehrer in Nubing. Sein Nachfolger hieß Ludwig Hegg, der von 1882 bis 1891 hier wirkte. Von 1891—1896 versah Karl Sittler den Schuldienst, sein Nachfolger war von 1896 bis 1904 Franz Ecker. Im Jahre 1905 wurde Schulrat Steinbacher nach Nubing berufen, der 1922 starb und in Nubing auch begraben liegt. Ihm folgte als Schulleiter Ludwig Böckl, Oberlehrer, vorher in Laufen.

Bis zum Jahre 1893 wurde die Schule in dem Mesnerhaus gehalten. Das von den Kindern in erster Zeit erhobene Schulgeld betrug pro Kind und Quartal 24 Kreuzer, für einen Feiertagschüler 12 Kreuzer. Bis zum Jahre 1863 besuchten die Kinder der Gemeinde Lochhausen-Langwied und Gröbenzell die Schule in Nubing. Im Jahre 1870 finden sich in Nubing bei einer Schülerzahl von 123 schon zwei Lehrkräfte. Im Jahre 1893 erbaute die Gemeinde aus eigenen Mitteln das Schulhaus in Nubing, das auf 56 000 Mark zu stehen kam. Aber bereits 1906 wurde wieder ein Schulhausneubau notwendig. Das Schulhaus an der Lochhamer Straße in Neuaubing erforderte die Summe von 100 000 Mark. Das Wachstum des Ortes durch den Zuzug auswärts brachte es mit sich, daß im vergangenen Jahre dieses Schulhaus eine Erweiterung um 4 Schulsäle erfahren mußte. Dieser Erweiterungsbau, vorbildlich hergestellt, kostete der Gemeinde die Summe von 90 000 Mark. Und nicht lange mehr wird es dauern, und die Gemeinde steht vor der Notwendigkeit, das Nubinger Schulhaus an der Bahnhofstraße vergrößern zu müssen.

\*

## Die Kriegseleistungen des Landgerichts Tegernsee in den Napoleonischen Kriegen

Einem „Tableau über alle, aus den öffentlichen Cassen, und mittelst Local-Concurrenz-Umlagen erfolgten, Vergütungen für verschiedenartige Kriegs-Leistungen an Königl. Baiersche und fremde Truppen für die Gemeinden, Privaten und Lieferanten z. des Königl. Landgerichts Tegernsee. Vom Jahre 1814, einschließl.“ im „Königlich-Baierschen Intelligenzblatt für den Sfar-kreis“ vom Jahre 1820 entnehmen wir die folgenden interessanten Zahlen:

Am 2. Juni 1814 wurden ausbezahlt durch die Königl. Central-Neben-Casse, für Brod- und Fleischlieferung vom 1. bis 28. April 1814, für Königl. Baier. Truppen,

an die Lieferanten Anton Schandel, Mehger, 901 fl. 25½ kr. und Peter Schwoyer, Bäck 858 fl. 31½ kr. = 1759 fl. 57 kr., am 4. Juli 1814 durch die Königl. Central-Neben-Casse, für Brod- und Fleischlieferung vom 29. bis 17. May 1814, für Königl. Baier. Truppen, an Peter Schwoyer, Bäck 604 fl. 52½ kr., Anton Schandel, Mehger 635 fl. 6 kr. = 1239 fl. 58 kr. 2 dl. Am 11. Nov. 1814 wurde ausbezahlt durch die Königl. Central-Neben-Casse, für Brod- und Fleischlieferung vom 7. bis 23. Juni 1814, für Königl. Baier. Truppen, an die Gemeinde Fischhausen 69 fl. 36 kr., Kraith 167 fl. 45 kr., Rottach 279 fl. 21 kr., Dürnbach 193 fl. 6 kr., Ostin 179 fl. 54 kr., Tegernsee 383 fl. 36 kr., Kosten 2 fl. = 1275 fl. 18 kr. Summa: 4275 fl. 13 kr. 2 dl.

\*

## Über bayerische Mineralwässer

finden wir in einem Werke des Wasserburger Stadtarchivs, betitelt: „Versuch einer pragmatischen Geschichte der bayerischen und oberpfälzischen Mineralwässer, nebst chemischer Untersuchung derselben in 41 Tabellen, der Bergnaphtha bey Tegernsee, und einer Brunnenkarte, von Johann Baptist Graf, Ph. et M. D. Medizinal- und Gen.-Lazar.-Inspektionrath, Professor, zweiter Band, mit 21 Tabellen, München, mit Hübmanschen Schriften, bey Lindauer und Lentner, 1805.“ im Kapitel: „Abelholzer Bad“ u. a. folgende Heilungen von Krankheiten durch dieses weltberühmte Mineralwasser:

S. 214: Jakob Miener von Engelsperg, Anna Kleinwirtin von Teistenorf und Hr. Konos Zeller, Pfarrer von Griesstätt, genesen von Gliederfucht, und Entkräftung, erster in 18 — letzter in 30 Tag.

S. 215: Gleichfalls heilte das Bad ein Rheuma des Herrn Amand Ruep, Weichtater zu Altenhohenau, in 30 Tagen.

S. 220: „Den 4ten May, schreibt der Genesene selbst, kam ich, Adam Ulrich, Bürger und Bierbräuer von Wasserburg, nach Abelholzen mit sehr schwerem Athmen, (Wille und Töbigkeit) auf der Brust, auch großer Geschwulst der Füße, Blähungen und Auslaufen des Unterleibes. Nach dem Badegebrauch von 24 Stunden empfand ich merklliche Linderung, nach 124 Stunden Badegebrauch bin ich vollkommen geheilt worden.“

\*

## Vom Madonnenbild zu Hofwies

wird berichtet, daß dieses „uralte Bildniß“ früher an der Straßen bei dem Seehaus unweit Mühldorf in einer gemauerten Grenz-Säulen gestanden. Da sei im Jahr 1648, nachdem beide Königl. als Schwedische und Französische Armeen in's Land Bayern eingefallen, bei Mühldorf aber durch groß gebrauchte Vorsichtigkeit der Generalität aufgehalten worden; ein schwedischer Reiter, der im Spülen all sein Geld verlohren und darauf im Nachhause-Reiten dergestalten angefangen Gott zu lästern, daß sich selbst seine Kameraden drob häßtig entsetzt, trotz deren

Abmahnens endlich so verwegen geworden, daß er auf gegenwärtige U. L. Frauen-Bildniß einen Schuß gethan und selbige unter der rechten Brust verlehret. Gottes Strafe habe ihn aber sogleich ereilt, denn er fiel mit schwarzgewordenem Angesicht sofort todt vom Rosse. Auf diese schaurige Begebenheit hin habe aber der damalige Gutsherr von Guttenburg, Wolfgang Joseph Graf von Taufkirchen, dieses Bildniß in eine Capelle auf seiner Hofwieseln bringen lassen, wo es seitdem gar andächtiglich verehrt würde.“

\*

## Von Sitt' und Brauch

1782 sollte durch landesherrlichen Befehl die mehrstimmige „figurierte“ Musik beim Gottesdienst abgeschafft und der deutsche Kirchengesang zwangsweise eingeführt werden. Das altbayerische Volk aber weigerte sich fest und beharrlich.

\*

Viel bürokratischen Kraftaufwand kostete die staatliche Abschaffung verschiedener Volksfeiertage im Jahre 1772. In keinem Kalender durften diese Tage mehr rot gedruckt werden. Nichtvorschriftsmäßige Kalender aus dem „Ausland“ wurden beschlagnahmt. An Vorabenden durfte nicht mehr Feierabend geläutet werden. Wer an diesen Tagen ostentativ im Wirtshaus herumhockt, wird bestraft, das 1. mal mit 8 Tag Arrest bei „geringer Abkung“, das 2. mal mit Stockhieben, die Weiber mit Umhängen der „Geige“, das 3. mal mit Zuchthaus von einem Jahr.

\*

Laut staatlicher Anordnung mußte vom Jahr 1793 an von der Kanzel viermal jährlich das landesherrliche Mandat die Dienstbotenordnung verlesen werden sowie ein Erlaß, der von der Niederkunft der schwangeren Weibspersonen handelte, zur Verhütung der Kindsmorde — jedenfalls für die Kanzel recht geeignet.

\*

Nach einer Verordnung des bayerischen Landesfürsten vom Jahre 1599 waren die Beamten, wie Bizebome, Präsidenten, Räte, Sekretäre, Kanzellisten sowie ihre Frauen und Kinder verpflichtet, an den hohen Festtagen in gebührender Rangordnung beim Gottesdienst der Stadtpfarreien den Dvfergang mitzumachen.

\*

## Uralte Gesundheitsregeln im Oktober oder Weinmonat

In diesem Monat mag man wohl arzneien, purgieren, aber lassen, baden und schrepfen, süßen Most und Wein, auch Wögel, Fisch und Obst mit Dankagung genießen, jedoch von allzu vielem neuen Most sich hüten, dann solcher den Durchlauf, Stein und die Wasserfucht verursacht; beschädigt auch die Leber, Milz und Blasen.

# Alt-Reichenhaller Brauwesen

Von Oberarchivrat Dr. Gg. Schrötter.

Auf gnädigsten Befehl hat am 1. Oktober 1624 das kurfürstliche Braune Brauwesen zu Reichenhall seinen Anfang genommen, weil für das Artzvolk etliche Jahre her kein guter Trunk und die meiste Zeit gar keiner zu bekommen war. Darob entstanden große Klagen, zumal auch Milchmangel herrschte und die Kühle nicht ganz austrocknen durfte. Es wurde oft geschrien, „wann sie darnoch ein gueten Trunk Bier hätten, ihnen damit wohl geholfen wäre“. Der Sammer ging dem Salzmaier Kaspar Pflieger zu Herzen, er überlegte bei sich, wie er zum Schweigen gebracht werden könnte. Das Ergebnis seiner menschenfreundlichen Erwägungen berichtete er nach München an den kurfürstlichen Hofrat, der nach kurzer Überlegung dem Salzmaier den Auftrag erteilte, auf ein Jahr um eine Bräustatt, dabei schon alle Notdurft von Bräupfannen, Maisch-Bier- und Waichpödingen vorhanden, um die Kosten für ein Bräuhaus mit allen erforderlichen Untkosten vorläufig zu ersparen, einen Bestand (d. h. Abmachung) zu treffen, das Bier den Artzleuten um einen gebührenden Pfennig auszugeben und dabei zu beobachten, ob es sich künftig also praktizieren und mit dem landesherrlichen Nutzen, auch zu der Artzleute Zufriedenheit, fortpflanzen lasse. Der auf das leibliche Wohl seiner Untergebenen bedachte Salzmaier ging sofort ans Werk und traf mit Georg Hiem, dem Inhaber einer Bräustatt, für eine Besoldung von 50 Gulden und 2 Emer Bier, ebenso mit Joseph Krippenstetter für die Besoldung von 225 Gulden und den halben Teil Trebern vorerst auf ein Jahr einen Bestand, daß sie hinreichend und gutes Bier herstellen sollten. Es kam, zur Ehre der beiden Akkorbanten sei es gesagt, „ein zimlich gueter Trunk“ zustande, der nicht allein beim Artzvolk, sondern auch anderwärts bei der Bürgerschaft Beifall fand, starken Verschleiß und Abgang hatte. Eine andere Folge, die man gewiß auch vorausgesehen hatte, trat allsogleich in die Erscheinung. Die drei anderen Bierbrauer Reichenhalls kamen mit der drohenden Forderung, „wann nach Ausgang dieses Jahres Er. kurfürstl. Durchlaucht sie mit dem Bier unter den Raiffen verlegen, sie dasselbe Brauen ganz einstellen wollten“. Für das laufende Jahr verlangten sie eine Ermäßigung der Abgabe an die Landschaft um 40 Gulden, auch den Erlaß des Ungeldes an die Stadt, was der besorgte Salzmaier gar nicht unbillig fand und was dem kurfürstl. Hofrat sofort einleuchtete, so daß er sein Einverständnis mit dem Begehren erklärte. Wie aber das Brauwesen in Zukunft zu handhaben sei, insbesondere wie es fortgesetzt werden sollte, darüber bestand noch keine einhellige Meinung. Zu gegebener Zeit werde man darüber schon schlüssig werden.

Über das Ergebnis des 1. Braujahres, das als durchaus günstig bezeichnet werden muß, erfahren wir aus der Rechnungsablage, daß

342 Drittel (1 Drittel = fast ein Münchner Schäßel) 4 Meken Gerste benötigt wurden, dann 19 Zentner 68 Pfund Hopfen und 68 Fuder Brennholz. Es kamen zustande 42 Suden Winterbier oder 588 Emer und 40 Bräu Märzenbier oder 480 Emer. Davon wurden 556 Emer 19 Viertel (ungefähr eine Münchener Maß) Winterbier zu dem Gesamtpreise von 1440 Gulden und 447 Emer 32 Viertel Märzenbier um 1363 Gulden an das Artzvolk abgegeben. Der Preis



## Almtrieb

Von J. B. S a i n d l, Gaern.

Heut treib' ma die Goahen,<sup>1</sup>  
Die Küah und die Kalm<sup>2</sup>  
— Ruhe — wieder runter,  
Hoch drobn von der Alm.

Tuhe! Heut gehts runter,  
Und d' Hütten geht zua,  
Heut jodelt a jeda,  
Da Senn und da Bua.

An Viehdofka brauch' ma,  
Koa Kreuzer net zahln,  
Koa Kaibal is krank worn,  
Koa Hindal is galln.

Und 's Vieh is beinand<sup>3</sup>,  
Daß 's Herzal grad lacht,  
Drum raus mit die Kraanzal,  
Für was jans denn amacht?

Und raus aus da Hütten  
Die Küah und die Kalm!  
Tuhe! Heut gehts runter  
Hoch drobn von der Alm!

<sup>1</sup> Ziegen; <sup>2</sup> Kälber; <sup>3</sup> Beisammen.

Wir entnehmen das Gedicht dem neuesten Werke von Prälat S a i n d l, „Dorfschwaba“, einem reizenden Gedichtband unseres altbayerischen Hansjakob, auf das wir in der nächsten Ausgabe noch näher zu sprechen kommen. Wie auch auf zwei weitere Bändchen: „M e i n e L i e b s t e n“, ausgewählte Lieder (Verlag HhSchmied, Rotach-Egern) und „M a d r o n k l ä n g e“ (im gleichen Verlag).



des Viertels Winterbier stellte sich auf 4 und 3½ Kreuzer, des Viertels Märzenbier auf 5 und 4 Kreuzer, denn nicht jeder Sud war gleich gut gelungen, und die Visierer walteten ihres Probeamtes mit unbestechlicher Gewissenhaftigkeit. Die Ausgaben, einschließlich einiger Bauvorhaben, Beschaffung von Fässern, Tagelöhnerarbeiten usw., bezifferten sich auf 3024 Gulden 37 Kreuzer, die Einnahmen auf 3819 Gulden, so daß sich ein Überschuß von 795 Gulden ergab, gewiß ein Resultat, auf das die bürgerlichen Konkurrenten mit Neid blicken konnten. Sie durften die Summe als ihren Entgang

buchen und was sie an Hohn und Spott einstecken mußten, war nur geeignet, ihrer Entrüstung reichliche Nahrung zu geben und sie zu neuem Protest gegen die Gewerbsbeeinträchtigung anzufeuern.

In wohlwollender Berücksichtigung der nicht rofigen Lage der Brauer Reichenhalls, da ihnen das Braun Bierwesen an ihrer hergebrachten Hantierung, Gewerbe und Nahrung fast verhängend und abdrückig gewesen, stand man von der Fortsetzung ab und überließ das Biersieden den ansässigen Brauern allein. „Doch sollt ihr, so dekretierte der kurfürstliche Hofrat in München an den Salzmaier, Rat und Pflieger zu Reichenhall (10. Oktober 1625), darob sein und sonderlich du, Pflieger, weil dir das Polizeiwesen ohnedas wohl in Acht zu nehmen gebührt, verfügen, daß sie einen gueten, geschmacken, und zwar gesunden Trunk machen mit Bedroh, daß wir sonst auf den widrigen Fall gemeinem Wesen und den Artzleuten zum Besten das Sieden selbst wieder anstellen und mehrers als vor Fortbrauen zu lassen entschlossen.“ Es war die Antwort auf die Supplikation der Brauer vom 2. Oktober 1625, in der sie ihre Notlage bebord in jetzigen schweren teuren Zeiten und Läusen geschildert und demütig gebeten haben, daß sie bei ihrem Brauwesen wie von altersher ungeschmälert und unwehinderlich gelassen werden. Sie versprachen auch jederzeit die Bevölkerung mit „gut gwehrllichem Bier“ zu versehen.

Die guten Vorsätze und Versprechungen scheinen nicht allzu lange vorgehalten zu haben. Denn am 16. Januar 1627 ordnete die kurfürstliche Hofkammer an, daß von den noch auf dem Raften vorhandenen 82 Schaff Gerste 30—40 Schaff vermälzt und zum Sieden gebracht werden sollten „allein für die Salzarbeiter“. Nachdem es im verschienenen Jahre 1626 an mehr Orten das Ansehen gewonnen, als ob es schwer werden würde mit der Notdurft des Getreides nicht benüglig aufzukommen, als hat man zum besseren Unterhalt des Artzvolkes aus tragender Sorgfältigkeit ein Anzahl Gerste für den kurfürstlichen Raften erkaufte. Dieweil sich aber solch anscheinender Mangel hernach aus den Gnaden Gottes wiederum geändert, so ist gnädigst angeordnet worden, zumal doch solche Gerst ohne Verlust nicht hinzubringen, daß selbige verarbeitet werden solle, inmaßen geschieht, und hat sich an solcher auf dem Raften befunden 77 Schaff 1¼ Meken. Mit dem Bierbrauer Georg Lechner wurde durch den Salzmaier des Brauwertes halb gehandelt; er beehrte die Proportion, wie's dem Krippenstetter zugelassen worden war, den 4. Teil an Trebern und von jeder Sud 2 Emer Nachbier oder Haiagl, so sein (des Lechner) sein soll. Dagegen ließ er sein Haus und allen Brauzug her und stellte auch einen Untertnecht auf seine Kosten an.

Lechner, der früher nicht staatlich beauftragter Brauer, sondern unter denen gewesen ist, welche am 2. Oktober 1625 gegen den Weiterbestand der staatlichen Regie protestiert haben, hat sich seines „Bestandes“ wohl entledigt. Ihm wurde das Quantum von 77 Schaff Gerste und 12 Zentner Hopfen

überlassen, er veranstaltete vom 3. März bis 26. Dezember 1627 69 Suden gemeines Bier und 11 Suden Märzenbier, die 966 Eimer und 132 Eimer ergaben. Davon wurden 43 Eimer 27 Viertel von dem Braugesinde getrunken, was auf einen respektablen Durst schließen läßt. Der finanzielle Ertrag stielte sich bei dem Preise von 4 und 3 Kreuzern für das Viertel gemeines Bier auf 2138 Gulden 51 Kreuzer, bei dem Preise von 4½ Kreuzern für das Viertel Märzenbier auf 363 Gulden. Nach Abzug aller Unkosten, unter denen auch 220 Gulden Besoldung für Lechner inbegriffen sind, verblieb noch ein Überschuß von 102 Gulden 59 Kreuzern. Die Abrechnung hat verschiedene Schwierigkeiten bereitet. Lechner hat einige Posten aufgerechnet, die ihm selbst zur Last fielen, so 1 Gulden 52 Kreuzer für das Säubern und Wahren der Rauchröhren, was die Revision zur Bemerkung veranlaßte: „Warum seht er nicht auch das Stubenkehren und Waspülen an?“ Ein Teil des von ihm verwendeten Hopfens war so schlecht, daß er besser als Stallfrem zu benutzen war. Bei einer Ratenaablieferung von 119 Gulden blieb er im Rückstand, während er behauptete, 112 Gulden entrichtet zu haben. Solche und ähnliche Umstände haben dazu geführt, daß man in der Folgezeit das Braun-Bierwesen in Reichenhall nicht fortsetzte, sondern es den ortsauffälligen Bräuern überließ, für die Bierbedürfnisse des Publikums selbst aufzukommen und dabei besser für das eigene Gedeihen zu sorgen.

\*

## Der angebliche römische Hasen von Altenhohenau

Von A. Dollacker.

Vom Bierkeller der Brauerei in Althohenau zieht ein tiefer und breiter Graben und neben ihm ein entsprechend großer Damm zum Inn hinab. Diese unzweifelhaft künstliche Anlage wird von manchen für eine ehemalige Feldbefestigung gehalten, was sie aber nicht ist, da eine solche hier keinen Zweck gehabt hätte.

Anderer bringen sie mit der Innschiffahrt in Verbindung und sprechen von einem Hasen, den schon die römische Flotte benutzt habe, was natürlich auch verfehlt ist.

In Wirklichkeit handelt es sich, wie mir seinerzeit der verstorbene Bräumeister Edenhofer von Althohenau sagte, um einen verödeten Mühlgraben, in dem einst das verbrauchte Wasser der Klostermühle daselbst abließ.

Diese jedenfalls nur ganz kleine Mühle wurde durch einen vom nahen Brimbach hergeleiteten Kanal mit Wasser gespeist und ist schon längst verschwunden.

\*

Auf dem Kreuzbühl bei Thaukirchen (Dietramszell) wollte man eine Zelle bauen, die Zimmerleute verwundeten sich aber bei dieser Arbeit. Die blutigen Späne wurden von den Krähen an den Bach getragen, wo jetzt das Kloster Dietramszell steht.

## „In Leibgeding“ in Volkmannsdorf

Nach archival. Quellen bearbeitet von R. Bergmeister

In unserer Gegend gab es vor Jahrhunderten nicht viele „Freie“. Die meisten waren persönlich frei, aber an die Scholle gebunden und zu Abgaben verpflichtet als „Hörige“. Die Befreiung erfolgte auf eine Zeitdauer von 1 bis 10 Jahren, oder auf „ewige Zeiten“ (Erbleben) oder auf Lebenszeit „Leibgeding“ genannt. Der Pflichtenkreis war ein ausgedehnter. Zu leisten waren Fronen und Scharwerk als Hand- oder Spanndienst, Besitzveränderungsgebühren (Laudemien genannt), der große Zehent (vom Getreide) und der kleine (von Gemüse und Obst) endlich Fleisch- und Blutzehent. Dafür aber waren die Grundherren den Bauern meist das, was unser modernes Versicherungswesen ist. Sie stellten bei Seuchen Vieh, lieferten in Mißjahren Getreide, halfen mit Ruß-, Brenn- und Bauholz im Bedürfnisfalle. Freilich verschlechterten Kriegszeiten die Lage beider, besonders die lange Notzeit des 30jährigen Krieges, der ja unsere Gegend sehr hart mitnahm. Viele Jahrzehnte hatte das Volk an den Folgen zu leiden, wie sich denn damals gegen Ende des 17. Jahrhunderts ein Tagwerker „gar schlecht und mühsam“ fortbrachte.

Aus dieser Zeit ist uns der Erkauf eines Leibgedings aus Rätzenbach bei Volkmannsdorf, zur Herrschaft „Saregg“ gehörend, erhalten. Es mußte nämlich darüber an den „Rentmeister“ zu Landshut: Johann Joseph Goder von Kalling auf Rapping zu Vorst, Rofshaubten und Ebnzell, kurfürstl. Rentmeister, berichtet werden.

Der Rentmeister war neben Bizebom, Kanzler und Regierungsrat ein hoher Beamter und hatte Sitz und Stimme im Regimenterrat (Regiment = gleichbedeutend mit Regierung). Er hatte über die äußeren Behörden (Amt und Gerichte) die Oberaufsicht zu führen und Bitten und Beschwerden entgegenzunehmen.

Das urbarh Söldheißl (ein Söldner oder Sedlmeier hatte einen Viertelhof im Gegensatz zu ganzen und halben Höfen) in Rätzenbach bei Volkmannsdorf, das Königshäusl genannt (ein Anwesen beim „Kini“ = König existiert heute noch in Volkmannsdorf, die Besitzer sind seit 1879 Familie Heim), besaß Wolf Penkher lt. Amtsrechnung 1684, Folio 7. Hierbei waren nur 14 kurze Pfling Acker „awith“, sonst aber nichts vorhanden. Am 23. Oktober 1692 wurde mit Vitus Huber von Bachhorn, Gerichts Moosburg (Ver-)Handlung gepflogen. Er hat sich auf 25 fl. (= Florentiner Gulden im Gegensatz zu den wertvolleren Goldgulden) versprochen, an „Leibgeding“ zu entrichten. Das sind nach unserem heutigen Gelde etwa 80.40 Mk., während ein Tagelöhner im Tage 94 Pf. verdiente, 1 Liter Bier 10 bis 16 Pf., 1 Pfund Fleisch 21 Pf. kosteten. „So ist doch in kein Wirkung kommen“, da Huber bereits an Ostein 1693 starb.

„Dann war niemand mehr zu bekommen, weil ein Leibgeding ewig ein Rutzuen“ er-

forderte, weil an dem „Ehepaundl“ die Ffar anliegt, „innen herab ist der Mühlbach, welcher zu Zeiten von der Ffar ergossen“, so daß man vom „Kinihäusl“ in den Garten über einen Steg mußte. Es war häufig geworden, weil der verstorbene vorherige Inwohner „armutwillen“ nichts daran richten konnte. Ohne Wohnreparation aber war es nicht mehr zu bewohnen, berichtete Heinrich Braun dem Herrn Rentmeister.

Trotzdem er die mißlichen Wohn- und drohenden Wasserverhältnisse (bes. bei Hochwasser) kannte, tat sich 1694 der Tagelöhner Sebastian Pröls von Pfettrach „nechst Wang“ hervor. Er mußte nämlich aus der „allort lang gehalten Hörberg auszichen“. Dem Pflegekommissarius M. Lechner von Moosburg wurde später ein Georg Pröls, Tagelöhnersohn, 28 Jahre alt, von Pfettrach, als „Schwarzkünftler“ angezeigt und am 4. März 1722 erdroßelt und verbrannt.

Die Handlung wurde am 29. Januar 1694 gepflogen. Da hatte Pröls 2 Kinder, nämlich Michael, 24 Jahre, und Ursula, 15 Jahre alt. Für diese sollte er 20 Schillinge = 5.23 Mk. (heutiger Geldw.) geben und heuer noch bezahlen, wozu noch das Leibrecht mit 25 Gulden kommt. Nach langer Handlung hat er angenommen, weil Pröls kein Mehreres bringen konnte, obwohl Braun auf ein höheres jährliches Stift traktiert hatte.

In jener Zeit ohne „Telephon und Auto und ohne Post“ lief der „Amtschimmel“ sehr langsam; denn nach mehr als Jahresfrist hatte der Rentmeister noch keinen Bescheid auf das vorgelegte Gesuch gegeben. Daher erfolgte am 11. Juni 1695 das 1. Monitorium über „ermangelte Ratifikation“, die am 23. Juli 1695 dann endlich erfolgte. Pröls durfte einziehen, doch sollte er das arme Weib darin gedulden, das von früher her dort wohnte, wenn es sich nicht „unmanierlich“ gegen ihn verhalte.

Nicht lange jedoch lebte der neue Besitzer auf dem Kিনিanwesen. Die Pfarrbücher vermelden bereits am 19. September 1704 seinen Tod, sein zweites Eheweib Ursula Kini, die er am 8. Januar 1697 gefreit, war schon früher gestorben. Am 17. Juni 1705 heiratete seine Tochter Ursula einen Sebastian Wimmer und damit verschwindet der Familienname Pröls bereits wieder aus den Pfarrbüchern in Volkmannsdorf.

\*

Ende des 18. Jahrhunderts war es Wirtshäusern, Kaffeehäusern und Krämerläden streng verboten, während des sonntäglichen Gottesdienstes offen zu halten. Beim dritten Übertreten des Verbotes verlor der Inhaber seine „Gerechtigkeit“. In geschlossenen Ortschaften war während der Kirchenzeit das Fahren mit Mühl- oder Bierwagen, ebenso auch das Spazierfahren untersagt.

# Wall bei Miesbach

Von Ludwig Gerhardt, München.

Das Pfarrdorf Wall bei Miesbach wird in den ältesten bayerischen Urkunden Walde, Walb, Wal und Walch genannt. Wenn wir das Alter des Ortes rein nach den Urkunden berechnen, so können wir der Gemeinde Wall ein Alter von mehr als neunhundert Jahren zuerkennen, denn im Jahre 1017 finden wir Wall zum ersten Male in den Urkunden des Stiftes Tegernsee genannt.

Das Kloster Tegernsee besaß nämlich 1017 in Wall den Stolzlein-Hof, der ans Kloster jährlich sechs Mehen Hafer, ein Schwein, zwei Hühner und dreißig Eier zu entrichten hatte. Außerdem bekam das Stift durch eine Schenkung eines Herrn Siboto jedes Jahr von einem Gute in Wall einen Topf Honig.

Tegernsee hatte auch Rechte über die Kirche in Wall, denn im großen kaiserlichen Freiheitsbriefe für Tegernsee aus dem Jahre 1163 wird unter den Pfarreien und Kirchen, die den Benediktinern von Tegernsee unterstanden, auch die Kirche in Walde aufgeführt. Die Kirche in Wall wollte Bischof Albert von Freising, der von 1158 bis 1184 regierte, dem Abte Rupert von Tegernsee streitig machen. Abt Rupert erklärte dem Bischofe, daß Wall seit uralten Zeiten zu Tegernsee gehört habe und daß die Abte von den Bischöfen von Freising bisher nie in ihren Rechten über die Kirche in Wall beeinträchtigt worden seien. Um die Ansprüche Freising's für die Zukunft fernzuhalten, ließ sich Abt Rupert im Jahre 1186 von Papst Urban einen Freiheitsbrief ausstellen, in dem die Kirche von Wall als Eigentum der Klosterherren von Tegernsee bestätigt und anerkannt wird.

Aus diesem Streite aber geht für den Heimatforscher hervor, daß Wall bedeutend älter als 900 Jahre sein muß, denn sonst hätte Abt Rupert nicht behaupten können, daß Wall „von uralter Zeit her“ nach Tegernsee gehört habe. Die Abtei Tegernsee wurde aber bereits im Jahre 746 gegründet. Es dürfte darum kein Fehlschluß sein, wenn wir die Gemeinde Wall als tausendjährigen Ort bezeichnen.

Im 13. Jahrhundert war in Wall der edle Herr Rupert von Reichersbeuern begütert. Rupert schenkte seinen Besitz in Wall ans Kloster Tegernsee. Das Kloster schrieb Ruperts Namen 1256 ins Totenbuch ein und gedachte alljährlich dieses edlen Wohltäters im Gebete.

Wall selbst mag in jenen Zeiten ebenfalls der Sitz eines Edelgeschlechtes gewesen sein, aber es läßt sich aus den Bezeichnungen Herren von Walde sehr schwer feststellen, ob es sich um Wall bei Miesbach oder um die übrigen fünf Wall-Orte in Oberbayern oder um eines der dreizehn oberbayerischen Walb handelt. Um keine Fehlschlüsse zu machen, habe ich daher auf die Erforschung des Geschlechtes der Herren von Walde oder Wall verzichten müssen.

In Wall war auch das Benediktinerkloster in Benediktbeuern begütert. Es besaß

dort lange eine einträgliche Schwaige, die Abt Wilhelm am 24. Juni 1477 an Herzog Albert von Bayern verkaufte. Das Kloster bekam dafür das Gut „Beim Gamsen“ in Mühlthal im Tölzer Bezirk. Zum Lehen in Mühlthal bei Dietramszell gehörten die „Ez bei der Schifahrt zu Kniepaff“ und ein Grundstück am Wolfsee. Dieses Klostergut hatte damals der Wirt von Bairawies inne, der dafür jährlich ans Kloster einen Zins entrichtete.

Der herzogliche Schwaighof in Wall kam im Laufe der Jahrhunderte in verschiedene Hände. Auch sein Grundbesitz blieb nicht mehr der alte. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts lag der Hof in der Hand der kurfürstlichen Geheimräte und des Obersten Feldmarschalls. Unter diesen Herren war der Schwaighof in einen armseligen Zustand gekommen. Er wurde in zwei Huben zertrümmert, die durch Grundschulden an das Katharina-Benefizium in Wolfratshausen und an einen ehrenwerten Bauern gebunden waren. Als Herrschaftsherrn erkannte der Schwaighof das Hoflastenamt in München an. Das herzogliche Gut genoss einige Vorrechte, denn es stand nicht unter der Gerichtsbarkeit von Wolfratshausen und hatte weder Steuern noch Frondienste zu leisten. Josef Ignaz Felz Graf von Törring-Jettenbach kaufte 1716 den Schwaighof von den Geheimen Räten zurück und schlug ihn wieder zum kurfürstlichen Kron Gute. Der Kurfürst legte beide Huben wieder zu einem Hofe zusammen und bestimmte ihn zur Pferdezucht. Nach zehn Jahren, im Jahre 1726, bot der Kurfürst den Schwaighof dem Abte von Benediktbeuern zum Rückkaufe an. Das Kloster ging bereitwillig auf dieses Angebot ein, und so kam das Gut nach 249 Jahren wieder ans Kloster Benediktbeuern.

Von den alten Bauernstämmen in Wall hören wir in den Gerichtsurkunden von Wolfratshausen, die im B. Hauptstaatsarchiv zu München aufbewahrt werden, sehr wenig. In einer Urkunde vom 30. August 1519 ist Ulrich Trost von Wall genannt und 1574 treffen wir Hans Lohner von Wall als Zeugen bei einem Kaufabschlusse zwischen Oswald Gräsmann, Weber zu Dürnbach, und der Kirche von Georgenried. Am 29. September 1524 verkaufte Margaret, die Tochter des seligen Hans Steigenstainer zu Wall, an Kaspar Eck von Waakirchen dreieinhalb Acker im Gafeld hinterm Anger, sechs Acker im Wilhartsbrunner Feld, zwei Acker auf dem Baumberg, eine Wiese, genannt die Kottenwiese, eine Wiese, genannt auf dem Rößl, ein Gärtlein nächst dem Dichtl und ein Gärtlein zwischen dem Mosner und dem Hainzen abm Pach. Das sind die Namen von alten Bewohnern von Wall und einige Flurnamen der Gemeindegemarkung, die in den handschriftlichen Urkunden im Hauptstaatsarchiv zu entdecken

sind. Von den übrigen Ereignissen in Wall seien hervorgehoben der Heldentod von elf wackeren Männern aus der Pfarrei Wall in der Mordweihnacht 1705, die Errichtung eines neuen Zehentstabels im Jahre 1798 und der Schulhausneubau 1855.

Beachtenswert sind auch die kirchlichen Verhältnisse von Wall in vergangenen Zeiten. Nach dem Ausspruche des Abtes Rupert von Tegernsee hat die Kirche in Wall seit uralten Zeiten zum Kloster Tegernsee gehört. In der Conradischen Bistumsbeschreibung vom Jahre 1315 wird Walde als Tochterkirche von Westerwargau erwähnt. Merkwürdig ist der Gottesdienststreit zwischen den Pfarrangehörigen von Westerwargau und Wall, der am 12. Januar 1416 beigelegt wurde. Der Streit ging bis an den herzoglichen Hof. Herzog Wilhelm, Abt Oswald von Tegernsee und der Augustinerchorherrenpropst Hans von Schäftlarn brachten die Versöhnung der beiden Parteien zustande. Es wurde entschieden, daß der Pfarrer von Westerwargau mit den Gottesdiensten an Sonn- und Feiertagen zwischen Wall und Westerwargau regelmäßig abwechseln solle. Am Antlasttage und am Karfreitage mußte der Pfarrer einen Priester „gen Walb bestellen“, und am Kirchweihfest in Westerwargau sollen die Pfarrangehörigen von Wall an den Pfarrsitz kommen, während die Westerwargauer Pfarrkinder zur Kirchweih nach Wall zu kommen haben.

Unter Abt Kaspar brach 1453 abermals ein Streit zwischen der Tochterkirche Wall und dem Pfarrer von Westerwargau aus. Abt Kaspar machte den Schiedsrichter und bestimmte, daß „die Gemeinde in Wall dem Pfarrer um zwanzig Pfund Pfennig jährlich mehr zu reichen habe“. Die Pfarrkinder der Tochterkirche in Wall mußten „dem Vikar ihrer Kirche einige Grundstücke überlassen“. Für diese Gaben mußte sich Pfarrer Wilhelm von Westerwargau verpflichten, „die von Wall mit einem ordentlichen Priester zu versorgen“. Im 16. Jahrhundert finden wir Wall als Pfarrei genannt, denn in einem Kaufbriefe des Klosters Weharn vom 11. August 1561 wird als Zeuge aufgeführt, Hans U., Pfarrer zu Wal. Die Pfarrei Wall wies 1752 eine Zahl von 534 Seelen auf. Sie lag im Gerichte Wolfratshausen und wurde seit 1750 von Pfarrer Andreas Lohner versehen.

Einer seiner Nachfolger war der würdige Pfarrer Seb. Kazmayr, der Ende Februar 1794 in Wall sein Leben beschloß. Pfarrer Kazmayr hatte noch drei geistliche Brüder, von denen einer als Pater Tezelin die Abtwürde in Fürstenfeldbruck bekleidete, der andere zuerst als Pfarrer in Biberg gewirkt hatte und dann unter dem Namen Joh. Baptist Kazmayr in die Chorherrenstift zu Indersheimen Pater Ambros dem Benediktinerorden

Ausbildung in einer der Hauschulen des Benediktinerordens. Pfarrer Sebastian Rasmayr bekam am 12. Oktober 1763 die Pfarrei Wall. Der Hausgeschichtsschreiber von Tegernsee berichtet von ihm, daß er mittelgroß und beleibt war. Mit seinem freundlichen, geröteten Gesichte lächelte er die Leute an, und jeder liebte seine liebenswürdige und gutherzige Art im Verkehr mit ihm, denn sein aufrichtiges, kerndeutsches Gemüt wußte nichts von Falschheit und Lug und Trug. Für sich selbst lebte Pfarrer Rasmayr sehr sparsam, aber gegen Bedürftige war er freigebig und seine Gaben reichte er mit Liebe und Herzlichkeit. Mit dem Kloster Tegernsee kam es bei ihm nie zu Streitigkeiten, wie es bei seinen Vorgängern gewöhnlich der Fall war. Auf seinem Sterbebette beauftragte Pfarrer Rasmayr den Mesner von Wall, daß er dem Abte nochmals danke für die Pfarrei, die ihm übertragen worden war. Er gab sein Pfarrverweseramts in die Hände des Abtes zurück und schied außerbaulich aus dem Leben. Die Klosterherren von Tegernsee rühmten dem würdigen Pfarrherrn Rasmayr nach, daß er zeit lebens dem Kloster für die Pfarrei Wall dankbar war, daß er sich als aufrichtiger und frommer Priester erwiesen hat und daß er allezeit mit Eifer seinen Seelsorgerpflichten nachgegangen war.

Nachdem sein Nachlaß an die Erben verteilt war, rechnete der Abt die Einkünfte der Pfarrei Wall durch und fand, daß dem Pfarrherrn von Wall als jährlicher Unterhalt nur zweihundert Gulden blieben. Der Abt erkannte, daß dieses Einkommen viel zu niedrig war, weshalb er die Einkünfte der Nachfolger des Pfarrers Rasmayr erhöhte. Pfarrer Benno Weninger forderte als jährliche Zugabe vom Kloster 200 Gulden, während sich Pfarrer Matthias Boeglmler mit einem jährlichen Zuschuß von hundert Gulden begnügte. Boeglmler wurde zum Nachfolger des Pfarrers Rasmayr ernannt und der Abt versprach ihm, den baufälligen Pfarrhof von Wall neu aufbauen zu lassen.

Die Pfarrkirche von Wall stammt aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts und ist mit einem Deckengemälde ausgeschmückt, das den Martertod der hl. Margaret verherrlicht. Der Schöpfer dieses Werkes ist M. L. Brehmayer, der das Gemälde im Jahre 1755 verfertigt hat. Die Kirche selbst wurde von dem Maurermeister Alex Gugler von Tegernsee erbaut. Der Stamm der Gugler aber lebte im 16. Jahrhundert in Brixen in Südtirol.

Das Dorf Wall liegt anmutig hingebettet im Hügelgelände des Mangfalltales. Die schmucken Bauernhäuser scheinen in ihrer Behaglichkeit und Sauberkeit noch zu träumen von den Zeiten, da die Klosterherren von Tegernsee im Orte ihre Besitzungen hatten und die bayerischen Herzoge und Kurfürsten als Herren des Schwaighofes ihre jährlichen Abgaben von Wall bezogen.

\*

## Die Alpen

Wann dort der Sonne Licht durch fliehnde  
Nebel strahlet  
Und von dem nassen Land der Wolken  
Träne wischt,  
Wird aller Wesen Glanz mit einem Licht  
bemalet,  
Das auf den Blättern schwebt und die  
Natur erfreut;  
Die Luft erfüllt sich mit reinen Ambra-  
dämpfen,  
Die Florens bunt Geschlecht gelinden  
Westen zollt,  
Der Blumen scheidet Heer scheint um den  
Rang zu kämpfen,  
Ein liches Himmelblau beschämt ein nahes  
Gold;  
Ein ganz Gebürge scheint, gefirnißt von  
dem Regen,  
Ein gründer Tapet, gestickt mit Regen-  
bögen.  
Dort ragt das hohe Haupt am edlen  
Enziane  
Weit überm niedern Chor der Pöbelkräuter  
hin;  
Ein ganzes Blumenvolk dient unter seiner  
Fahne,  
Sein blauer Bruder selbst bückt sich und  
ehret ihn.  
Der Blume helles Gold, in Strahlen um-  
gebogen,  
Türmt sich am Stengel auf und krönt sein  
grau Gewand;  
Der Blätter glattes Weiß, mit tiefem Grün  
durchzogen,  
Bestrahlt der bunte Bliß von feuchtem  
Diamant,  
Gerechtestes Geßel! Daß Kraft sich Zier  
vermähle,  
In einem schönen Leib wohnt eine schöne  
Seele.

Albrecht von Haller.

Die Alpen, 1729.



### Von Sitt und Brauch.

Anfang des 17. Jahrhunderts wagte es bei einem mehrländigen Umritt mit dem berühmten Scheyrer Kreuzpartikel ein Pfarrherr, mit dem Messer einen Schnitt in das hochheilige Holz zu machen, um ein Stücklein sich heimlich zu verschaffen. Die Strafe folgte aber, so berichtet der Volksmund, auf dem Fuß. Der Frevler wurde sofort blind und stumm und starb nach drei Tagen. Den Schnitt soll man heute noch am Scheyrer Kreuz sehen können.

\*

In Kammerloh bei Waakirchen bestand nach der Volkssage eine Freieung, ein jeder Gerichts- und Polizeigewalt entthobener Platz, den kein Scherge betreten durfte und wo jeder Verbrecher von aller Strafe frei war.

\*

Zwischen Parsberg und Miesbach stand eine alte Linde, unter deren Wurzeln eine Quelle floß. Am Baum hing ein Marienbild,

dem das Volk Geld und Wachs opferte. In der Pestzeit nach dem Dreißigjährigen Krieg wurde der Zulauf der Gläubigen so groß, daß die Miesbacher Pfarrkirche darüber vernachlässigt wurde. Die Geistlichen stellten nun in Miesbach ein ähnliches Muttergottesbild auf, und die Wallfahrt zog sich nun dorthin.

\*

Zu Ende des 18. Jahrhunderts war es den altbayerischen Wirten streng verboten, außerhalb der Kirchweih- und Jahrmarttage Volksbelustigungen, z. B. Regelspiele, Pferderennen, Baumsteigen, Scheibenschießen mit Preisen zu veranstalten. 24 Reichstaler Strafe lagen auf einer Übertretung.

\*

## Bücherschau

Alpenflora. Die verbreitetsten Alpenpflanzen von Deutschland, Österreich und der Schweiz. Mit 221 farbigen und 43 schwarzen Abb. auf Tafeln. 7. durchgegebene Auflage. 1930. Taschenformat; in Leinen gebd. M. 7.—. J. F. Lehmanns Verlag, München.

Wer die prächtige Gebirgswelt der Alpen aufsucht, um sich hier fern von dem Lärm der Großstadt einmal gründlich den Körper und die Seele durchlüften zu lassen, der muß das ausgezeichnete Büchlein von Professor Hegi, diesen unübertrefflichen Führer durch die Flora der Alpen, in seiner Rocktasche mit sich tragen. Hegis Alpenflora ist ein anregender, schier unerfetzlicher Wanderkamerad. Er gibt auf alles Antwort, was der Alpenwanderer wissen möchte. Dabei ist es keine trockene Schilderung, die Professor Hegi von dem so unendlich mannigfaltigen Pflanzenreich der Alpen gibt. Sein Verfasser vereint strengste wissenschaftliche Zuverlässigkeit und Stoffbeherrschung mit der anregendsten Form der Darstellung. Er lehrt uns jede Pflanze in ihrer Eigenart verstehen und lieben, vergißt nicht die Angabe der mundartlichen Namen und zeigt auch, wie der derbe und drastische Volkshumor oft die wunderbarlichsten Blüten zeitigt. Wie in den früheren Auflagen, freuen wir uns wieder an den farbenprächtigen und naturgetreuen Tafeln, mit deren Hilfe die Bestimmung der Pflanzen eine Leichtigkeit und eine Lust wird. Nicht nur der Alpenwanderer, der auf seinen Wanderungen dieses Buch mit sich führt, wird daran viel Freude erleben und es niemals wieder zu Haus lassen, sondern auch dem Heimatkundler am Schreibtisch bietet der „Hegi“ das nötige Rüstzeug.

## Zur Jungg'sellensteuer

Gfreits ent, Jungg'selln, gfreits ent richti,  
Denn iah müahs mehr Steua zahln!  
Gebts ma Antwort drauf iahr Freinderln,  
Dah ma uns vielleicht dös g'falln?  
Solln ma ebba revoluzern,  
Allas kloa und krumm zammhaun,  
Dah dö Herrn vo der Regierung  
Af uns Jungg'selln besta schau?  
Na, erst recht wird iah net g'heiat,  
Denn af dös naf wiß mas gwiß,  
— Sunst kunnt loa so Steua gmacht wern —  
Dah Bahiatfei nig is,  
Und die Steua is entstandn,  
Wirkl nur aus purem Reid.  
O, Regierungshemänner,  
Wia teats ds uns fürchtbar leid!  
Ja, mia teans wohl selba kenna,  
Und ds muah a jeda sagu,  
Dah gar mancha guate Chmo  
Is durchs Heian so scho g'schlogu.  
Gern zahln wir für ent dö Steua,  
Nehmt si nur zur Eröstung hi.  
Freidi wird a jeda schreia:  
Zuh, weil i no ledi bi!

Hans A. Krauh.



# Die Heimat am Inn.

Sammelblätter zur Geschichte von Wasserburg und Umgebung

In zwangloser Folge erscheinende Beilage zum „Wasserburger Anzeiger“

Nachdruck verboten

Herausgeber und verantwortl. Schriftleiter: Wilh. Jils, Bad Reichenhall, Ludwigstraße 14

Nachdruck verboten

## Die Grabmehl (Leichenmahl) ihre Wurzeln und Beziehungen

Von Joseph Reindl, Pfarrer, Sandelzhafen

Der tiefste Einschnitt ins menschliche Leben ist der Tod. Er ist der Übergang vom leiblich-seelischen zum rein geistigen Leben. Und darum kommt beim Tode eines lieben Menschen das tiefste Empfinden des Menschenherzen an die Oberfläche. Man möchte den Dahingeshiedenen gleichsam zurückhalten, und deshalb hat man den Toten schon in ältester Zeit Wohnungen gebaut, welche die Wohnungen der Lebenden an Dauer, oft auch an Kostbarkeit übertreffen. — Die Hütten der Stein- und Bronzezeitmenschen sind vermodert, die Wohnungen ihrer Toten in Grabhügeln oder Steinsetzungen (Dolmen u. dergl.) sind heute vielfach die einzigen Zeugen ihres Lebens. Die Paläste der ägyptischen, assyrischen, jüdischen und sonstigen Könige und Großen sind in Trümmern, oft kein Stein mehr auf dem andern, ihre Grabkammern in Felsenhöhlen, Pyramiden und sonstigen Bauten stehen aber noch, wenn auch spätere Pietätlosigkeit sie geplündert und beraubt hat. Wie sich in diesem Streben nach einem herrlichen oder doch dauerhaften Begräbnis ein allgemein menschlicher Zug offenbart, so zeigt sich dieser Zug auch in den Leichenmahlen.

Wir finden dieselben bei Völkern niedriger wie höchster Kulturstufe, wir finden sie in barbarischsten und veredeltesten Formen. Diese Sitte hat also sicherlich allgemein ethisch-menschliche Wurzeln. — Bei den heutigen Totenmahlen, Grabmessen, Leichentrunk, Seelenwecken usw. finden wir jedoch auch noch andere Wurzeln karitativer, ferner liturgischer und praktischer Art. Letztere dürften so weit zurückgehen wie die ethisch-menschliche. Denn wenn zu einer Leichenseier die Gäste weit und breit zusammenkamen und vielleicht lange bei der Leichenseier sich aufgehalten hatten, so verlangte schließlich auch ihr Körper seinen Teil. Sie konnten nicht hungrig wieder heimgeschickt wer-

den, und mögen doppelt nüchterne materielle Gründe ebenso bestimmend gewesen sein für die Totenmahl wie ethisch-ideelle. Daher finden wir Leichenmahl und verwandte Gebräuche bei Heiden, Juden und Christen von den frühesten Zeiten bis auf unsere Tage, bei Römern und Griechen, bei slawischen, germanischen und anderen Völkern.

Bei christlichen Völkern spielen aber, wie wir sehen werden, auch karitative und liturgische Momente mit herein.

Das Morgenland zeichnet sich bekanntlich durch einen überkonservativen Charakter in Volksitten und Gebräuchen, namentlich auch religiöser Art, aus. Und so haben sich gerade dort frühchristliche Gebräuche besonders ausgeprägt erhalten; das gilt auch vom

Totenmahl. Heute wird dort das Leichenmahl am Grabe und im Sterbehause abgehalten: In einem großen Korbe wird Kuchen, Obst, Käse und Wein verpackt und während des Leichengottesdienstes in die Kirchenvorhalle gebracht, beim hierauf folgenden Leichenzug zum Grabe dem Sarge vorangetragen. Bei der Beerdigung wird dreimal Erde ins Grab geworfen mit den Worten: „Gott sei ihm gnädig!“ Dann wird der Inhalt des Korbes von den Leichengästen verzehrt. Wer denkt da nicht an Bräuche, die bei uns herrschten und zum Teil noch herrschen: wie da in die Kirche auf die Bahre (in früherer Zeit auf den wirklichen Sarg!) für den Pfarrer Brotwecken, Semmeln und eine Mandel Wein, oft für den Mesner eine Schüssel Mehl gestellt wurde! Wie am Sarge im Sterbehause Brot und Getränk (früher Wein, heute Bier und Schnaps) gereicht wird!

Während der Beisehung wird im Morgenlande im Sterbehause ein zweites Totenmahl vorbereitet: Es werden Tische aufgestellt, an der Stelle des Sterbepettes aber eine brennende Kerze. Der Priester, mit der Stola bekleidet, betritt mit den Gästen das Haus, nimmt am Ehrentische Platz und betet das Totengebet (Trisagion). Darauf werden von allen die hergerichteten Speisen verzehrt unter Lobsprüchen auf den Verstorbenen. Was man nicht bezwingt, wird im Taschentuch (also als Bescheid) heimgetragen. — Ist es nicht ähnlich bei uns? Heute freilich essen die Priester gewöhnlich im Pfarrhof, selten mit den Leichengästen, aber das übrige Kirchenpersonal, Mesner, Sänger, Ministranten, dann die Totenfrau, die Träger und die Leichensäger finden sich mit der „Freundschaft“ im Sterbehause (heute aber meist statt dessen im Wirtshaus) ein. Statt des Trisagion wird der Rosenkranz gebetet. — Leider arten die Totenmahl manchmal zu Totengelagen — oder zum Leichentrunk

### Kindertotenlieder

von Friedrich Rückert (1834).

Du bist ein Schatten am Tage  
Und in der Nacht ein Licht;  
Du lebst in meiner Klage  
Und stirbst im Herzen nicht.

Wo ich mein Zelt aufschlage,  
Da wohnst du bei mir dicht;  
Du bist mein Schatten am Tage  
Und in der Nacht mein Licht.

Wo ich auch nach dir frage,  
Find' ich von dir Bericht,  
Du lebst in meiner Klage  
Und stirbst im Herzen nicht.

Du bist ein Schatten am Tage  
Und in der Nacht ein Licht;  
Du lebst in meiner Klage  
Und stirbst im Herzen nicht.

(Komponiert von Gustav Mahler)

aus; — manchmal freilich sind sie auch sehr bescheiden: Brot und Bier, mit oder ohne Beigabe von Käse oder Wurst.

Daß diese Bräuche bei uns nichts Neues sind, sehen wir aus Notizen aus älterer Zeit, wie folgende: Eine alte Aufschreibung der Pfarrei Geisenhausen b. Wolnzach von ca. 1630 sagt: „Diesem nach ist es ein altes Herkommen bei einem jeden Dreißigsten, daß man beim ersten Opfertage ein paar Semmeln, bei dem zweiten aber in einer Rindl anstatt einer Maß Wein 24 Kr. samt einer gelben Wachskerze eines Bierlings, in welcher 15 Kr. eingesteckt sind, opfere.“ — Und fast in jeder älteren Stolordnung der Hallertau und des sonstigen Altbayerns sind Gaben an Naturalien (hauptsächlich Brot, Wein und Kerzen) vorgelesen, heute gewöhnlich in Geld umgewandelt.

Der Brauch, den Siebenten und Dreißigsten zu halten, ist ebenfalls urchristlich, z. B. der hl. Augustin hielt eine Woche, einen Monat nach dem Tode seiner Mutter Monika sowie an deren Jahrtagen einen Gottesdienst für dieselbe. Im Morgenlande war der dritte, neunte, dreißigste (oft auch vierzigste) Tag sowie der jährlich wiederkehrende Todestag der Erinnerung an den Verstorbenen geweiht. Letzteres haben wir häufig ja heute noch, die sogenannten Jahrtage (gestiftete oder bestellte) erinnern uns daran; der Siebente und Dreißigste war in der Mainburger Gegend noch vor 30 Jahren üblich; damals begann man allmählich „wegen der Leichentrunkkosten“ den Siebenten und Dreißigsten zusammenzuziehen, und heute sind sie meist auf ein 2. Amt beim 1. Gottesdienst zusammengeschumpft oder ganz verschwunden; in anderen Gegenden der Hallertau und Altbayerns findet sich die altchristliche Sitte heute noch.

Im Morgenlande versammelten sich in den ersten Jahrhunderten schon an obigen Gedenktagen die Angehörigen am Grabe der Toten, brachten ihnen Spenden dar und feierten Mahlzeiten, die eine gewisse Ähnlichkeit hatten mit denen, die man ehedem den Göttern darzubringen pflegte. Daraus ist ersichtlich, daß dort heidnischer Brauch mit christlichen Ideen unterlegt und verchristlicht worden war. Diese Sitte der Mahlzeiten an den Gedächtnistagen der Toten war in den ersten Jahrhunderten im Morgenlande wie im Abendlande weit verbreitet, wie aus Lukian, Klemens v. Alexandrien und Tertullian ersichtlich ist. Von dort ist sie zu uns gekommen und hat auch hier mit dem Christentum ähnliche heidnische Bräuche umgestaltet. Diese vorchristliche Sitte hielt eben überall die aus dem Heidentum zum Christentum übergetretenen derart in ihrem Bann, sagt Dr. R. Lübeck, daß diese auch als Christen noch es nicht unterließen, an den Gräbern ihrer Familienangehörigen Speisen niederzulegen oder solche gleichsam im Vereine mit den Verstorbenen dort zu genießen. Die alte Kirche kämpfte gegen diesen Brauch, den Toten an ihren Festen Speisen zuzutragen. Auch die frühbayerischen Synoden hatten gegen solche heidnischen Reminiscenzen in der Totenverehrung schwer zu kämpfen. Jedoch ebenso wie im Morgen-

lande und Nordafrika vermochten sie nur die heidnischen Ideen durch christliche zu ersetzen. Die Totenmahlzeiten blieben. Und wie im Morgenlande wurden sie auch bei uns teilweise karitativen Zwecken dienstbar gemacht in Armenspeisungen nach Art der altchristlichen Agapen (agape bedeutet Liebe).

Deshalb finden sich Bräuche wie folgende: Der 1683 verstorbene Pfarrer Sattelin von Wolnzach bestimmte, daß am 30. Tage nach seinem Tode 3 Schäffel Korn verbacken und an die Armen ausgeteilt werden sollten; dieser uralte Brauch hatte sich bis in die neueste Zeit erhalten; so hatte der vor ca. 25 Jahren in Wolnzach verstorbene Kaufmann Jos. Schulmeyer eine ähnliche Spendenverteilung an arme Kinder bei seiner BeerDIGung angeordnet. Statt Naturalien wurde später häufig Geld verteilt; es ist das aber nur eine Umwandlung alten Brauches. Bei der Beerdigung des letzten Barons v. Elfenheim (1725) erhielten die Hausarmen Wolnzachs 100 fl. verteilt; bei dem Jahrtage der Frau von Medicis in Au (1711) wurden alljährlich 6 fl. an die Armen verteilt.

Namentlich bei Jahrtagsfestungen alter Zeit finden wir oft die Agaben von Brot, Getränk und ähnlichem an die Beteiligten; Geistliche, Kirchpröbste, Schulmeister (für Gesang) und Schüler, Mesner u. dergl. Beispielsweise waren an den alten Jahrtagen vor 1500 in Wolnzach für die Schüler pro panibus (für Brote) gewisse Bezüge ausgesetzt; ähnlich waren zu Pfaffenhofen nach dem Jahrtagsbrief des Dechanten Johann Prechsel nach der Vigil für jeden Schüler „zwo prezen“ bestimmt. Ja, die Brezen sollen ihren Namen davon haben, daß sie bei solchen Anlässen für die preces (Gebete) gegeben wurden. Auch bei anderen Jahrtagsfestungen in Pfaffenhofen war „jedem schuelthnaben ain spendtbrott“ (Spendebrot) ausgesetzt. In Geisenfeld erhielten die „Buben“ für ihren Gesang bei Jahrtagen für Abtissinnen Bratfische und Feigenmus. — In all diesen Fällen hatten diese Speisgaben freilich ebenso den Charakter der Löhnung, wie den des Almosens, gehen aber in ihrer Wurzel auf die alten Totenmahle zurück. Eine großartige Auspeisung war bis ins 18. Jahrhundert herein anlässlich des Jahrtages eines Grafen von Abensberg. Eine halbe Völkerverwanderung von Armen aus der weiten Umgebung obiger Stadt setzte zu diesem Jahrtage alljährig ein, bei dem für die Armen mehrere Kinder geschächtet und viele Schäffel Getreide verbacken wurden.

In vielen Klöstern herrschte die Sitte, für einen Verstorbenen längere Zeit, meist einen Monat, die ihn treffenden Speisen auf seinen leerstehenden Platz am Tische zu setzen und dann an Arme zu verschenken.

In Boshburg wird alljährlich beim Jahrtage des vor zirka 100 Jahren verstorbenen Dekans Frz. K. Leitner eine Brotspende auf Grund seiner Stiftung verteilt.

Was sind die sogenannten „Bauernjahrtage“ Altbayerns anderes als tüchtige Mahlzeiten, denen ein Seelengottesdienst mit Gebeten vorangeht? Und die alten Junstjahrtage? Waren sie vielleicht etwas

anderes? Bei all diesen war wohl der Jahrtagsgottesdienst das Primäre, aber das nach Art der Leichenmahle anschließende Mahl obwohl das Sekundäre, das an sich Nebensächliche, wurde schließlich die Hauptsache. Der Anlaß dazu wurde ganz außer Acht gelassen, so daß sich sogar im Laufe der Jahre Tanzunterhaltungen damit verknüpfen. — Und die Veteranenjahrtage von heute, bewegen sie sich nicht auf ähnlichem Geleise?

Mit dem Totenkult hängen auch die Kirchtrachtbrote zusammen, die in fast allen Pfarreien Altbayerns von alten Mäusen dem Pfarrer für die Seelengottesdienste an Kirchweih und Allerseelen zu reichen sind.

An Allerseelen erhielt ich als Benefiziumsprovisor in Wolnzach alljährlich zwei der Seelenwecken, welche vorher in die Kirche gebracht und am Altar niedergesetzt worden waren. — Hier ist auch der Platz, des Liturgischen Hintergrundes zu gedenken, dem die Totenmahle und verwandten Bräuche teilweise entspringen. In der Urkirche brachten die Gläubigen zu dem hl. Opfer (sei es für Lebende oder Verstorbene gefeiert) Gaben an Wein und Brot, und zwar mehr als zur hl. Handlung benötigt wurde. — Was übrig blieb, wurde teils den Priestern zu ihrem Lebensunterhalt gegeben, denn „wer dem Altare dient, soll vom Altare leben“, sagt die hl. Schrift. — Heute sind die Stolarien und Messstipendien in Geld an ihre Stelle getreten; teils wurden sie an die Armen verteilt, es wurden Liebesmähler (Agapen) für sie veranstaltet, bei Seelengottesdiensten konnten diese Mähler leicht mit den Totenmählern verschmelzen. — Aber dieser liturgische Exkurs erklärt uns, ein wie alter Brauch es war, daß, wie oben schon erwähnt, bei Seelenämtern für den Priester Brot und eine Rindl Wein auf die Bahre gestellt wurde. Heute sind die „Naturalien“ meist in „Bar“ angeschlagen. Bei den Seelengottesdiensten hat sich auch ein weiterer urchristlicher Gebrauch im sogenannten „Gedenken“ erhalten, das sei nebenbei bemerkt. Aber nicht nur der Priester bekommt die Seelenwecken (und Kirchtrachtbrote), auch die Armen kommen nach urchristlichem Gebrauch um die Seelenbrote, wie auch Verwandte sich damit ein Zeichen der Liebe geben:

Bitt schön um 'nen Spizen,  
Gebts mir fein 'nen weissen,  
'nen schwarzen kann ich net heißen. —

Die Seelenbrote, wie auch die oben erwähnten Spendbrote, weichen in der Form von der sonst üblichen Brotegestalt ab: die Spizen haben tunlichst rhombische Form, die Brezen die Form eines lateinischen B. Diese abweichende Form ist nicht zufällig. Hier spielen wieder andere Elemente, mehr heidnischer Herkunft, herein.

Aus den Makkabäerbüchern wissen wir, daß man bei den Juden für die Abgeschiedenen Opfer darbrachte, denn „es ist ein heiliger und heilsamer Gedanke, für die Verstorbenen zu beten, damit sie von ihren Sünden erlöst werden“.

## Die Dreifaltigkeitskirche in Grafing Zum 250jährigen Bestehen. Von A. Böhm

Schon im Mittelalter war Grafing ein stattlicher Markt. Im 30jährigen Kriege hatte er viel zu leiden und wurde 1632 von den Schweden völlig in Asche gelegt. Als der Ort wieder aufgebaut wurde, erstand mit ihm auch ein neues Gotteshaus, die im Jahre 1680 geweihte Dreifaltigkeitskirche, so wie wir sie inmitten des Marktes sehen. Schlicht und einfach ist der Bau; der Chor nur wenig eingezogen und in drei Achteckseiten abgeschlossen, im Langhause drei Joche und Tonnengewölbe mit Stichkappen, an der Westseite ein Dachreiter mit Kuppel. Ursprünglich hatte der Turm eine Spitze,



sondern auch das ganze Innere des Gotteshauses durch den berühmten Maler und Stuckateur J. B. Zimmermann ausgestatten ließ. J. B. Zimmermann, geboren 1680 in Wessobrunn, gestorben 1758 in München als Hofmaler, verdanken viele Kirchen um München ihren Freskenschmuck, darunter Schäftlarn, Dietramszell, Andechs, Berg am Laim, Neustift bei Freising u. a. Die beiden Deckengemälde in unserer Himmelfahrtskirche stellen dar: im Chor: das Auge Gottes mit Heiligen und Engeln; im Langhause: die Himmelfahrt Mariä; letzteres bez.: Zimmermann 1743. Der Künstler war aber nicht nur als Maler, sondern auch als Stuckateur gleich bedeutend, und seine Stuckdekorationen in dieser Kirche sind hervorragend. Es war die Blütezeit des Rokoko. Wir sehen reizende Kartuschen, zierliche Blattzweige und besonders einige sehr gut modellierte Engelsköpfe an Decke und Wänden. Der lebensfrohe weltliche Geist der Rokokozeit offenbart sich in diesen Ornamenten. An der Brüstung der Westempore befinden sich drei interessante Gemälde, welche sich auf die Geschichte der Kirche beziehen. Beachtenswert ist auch in dem Nebenraum: Christus am Kreuz, eine lebensgroße Holzfigur des späteren 17. Jahrhunderts. So sehen wir in dem äußerlich so unscheinbaren Kirchlein vieles künstlerisch Wertvolle. Wer bei seinen Ausflügen und Reisen unseren Landkirchen eine liebevolle Beachtung schenkt und nicht gleichgültig und achtlos an diesen vorübergeht, wird oft vieles Schöne finden und aufmerksam auf die Werke unserer heimatischen Volkskunst. Unsere Kirchen müssen für jeden wertvoll sein, der in Liebe an seiner Heimat hängt, sie sind Heimatdenkmale, die stets erhalten und mehr besucht werden sollten.

aber schon am 4. Juni 1683 wurde er durch einen Blitz zerstört, damals erhielt er die barocke Kuppel. Daran erinnert noch eine Tototafel links vom Kircheneingang. An der Fassade befindet sich ein schönes Bild der heiligen Dreifaltigkeit, darunter in einer Nische die Figur des St. Florian, und unter dieser sehen wir eine Steintafel mit der Inschrift: „Anno 1672 hat Georg Grandauer, Bürgermeister, mit Hilfe der Bürgerschaft diese Kapelle von Grund neu erbaut und der allerheiligsten Dreifaltigkeit beziziert.“ Bis zur Einweihung waren danach acht Jahre vergangen. Nach der langen, schrecklichen Kriegszeit waren die Mittel sehr knapp, und es konnte für die Ausstattung der Kirchen nicht viel aufgewendet werden. Erst im Jahre 1748 fand sich ein Wohltäter, Johann Georg Stocker, Handlungs- und Wechselherr von München, der nicht nur den Choraltar samt Kanzel renovieren,

sondern auch das ganze Innere des Gotteshauses durch den berühmten Maler und Stuckateur J. B. Zimmermann ausgestatten ließ. J. B. Zimmermann, geboren 1680 in Wessobrunn, gestorben 1758 in München als Hofmaler, verdanken viele Kirchen um München ihren Freskenschmuck, darunter Schäftlarn, Dietramszell, Andechs, Berg am Laim, Neustift bei Freising u. a.

Die beiden Deckengemälde in unserer Himmelfahrtskirche stellen dar: im Chor: das Auge Gottes mit Heiligen und Engeln; im Langhause: die Himmelfahrt Mariä; letzteres bez.: Zimmermann 1743.

Der Künstler war aber nicht nur als Maler, sondern auch als Stuckateur gleich bedeutend, und seine Stuckdekorationen in dieser Kirche sind hervorragend. Es war die Blütezeit des Rokoko. Wir sehen reizende Kartuschen, zierliche Blattzweige und besonders einige sehr gut modellierte Engelsköpfe an Decke und Wänden. Der lebensfrohe weltliche Geist der Rokokozeit offenbart sich in diesen Ornamenten. An der Brüstung der Westempore befinden sich drei interessante Gemälde, welche sich auf die Geschichte der Kirche beziehen. Beachtenswert ist auch in dem Nebenraum: Christus am Kreuz, eine lebensgroße Holzfigur des späteren 17. Jahrhunderts.

So sehen wir in dem äußerlich so unscheinbaren Kirchlein vieles künstlerisch Wertvolle. Wer bei seinen Ausflügen und Reisen unseren Landkirchen eine liebevolle Beachtung schenkt und nicht gleichgültig und achtlos an diesen vorübergeht, wird oft vieles Schöne finden und aufmerksam auf die Werke unserer heimatischen Volkskunst. Unsere Kirchen müssen für jeden wertvoll sein, der in Liebe an seiner Heimat hängt, sie sind Heimatdenkmale, die stets erhalten und mehr besucht werden sollten.

\*

### Don Sitt' und Brauch auf Allerseelen

An Allerheiligen opfert im Schwäbischen jedes Haus auf dem Seitenaltar der Pfarrkirche einen Teller, „Seelenapf“ genannt, von Kornmehl, an Allerseelen einen von Muesmehl, Haber und Korn.

\*

An Allerseelen schenken die Paten ihren Kindern den „Seelenzopf“, der „Seelenwecken“ ist für die armen Leute bestimmt, die in manchen Gegenden von Haus zu Haus dieses „Seelenbrot“ sammeln.

\*

Im Niederbayerischen werden die Gräber an Allerseelen noch gerne mit den weißen Beeren des Jasmin, den roten Hagebutten und den Heidelbeeren geschmückt, die musterartig auf die schön-schwarze Graberde gelegt werden.

Nun war es bei den Juden Sitte, daß von den Brandopfern (abgesehen von den holocausta) nur ein Teil verbrannt wurde, der Rest gehörte den Priestern zum Lebensunterhalt. Hier sehen wir — falls das Opfer für Verstorbene war — ein liturgisches Moment, das sicher bei den Juden zu den Leichenmahlen führte.

Bei Erklärung alter, weitverbreiteter Volksbräuche religiösen Einschlags ist man heutzutage gerne bereit, alles womöglich entwicklungsgeschichtlich auf heidnische Sitte zurückzuführen, und gerade bei den Leichenmahlen in ihren verschiedenen Varianten und Verzweigungen möchte man oft nur solche annehmen. Es ist ja nicht zu leugnen, daß solch heidnische Wurzeln bei dieser „uralten Minne- oder Gedächtnissitte“, wie sie J. Weigert in seinem klassischen Buche „Das Dorf entlang“ nennt, sich finden. Allein auch jüdische und namentlich frühchristliche Elemente haben zu ihrer heutigen Gestaltung beigetragen, und möchte ich diese sämtlichen Elemente gruppieren: 1. einerseits in rein menschliche, und zwar wieder teils in ethische, soweit sie dem menschlichen Empfinden entspringen, teils in praktische, soweit die Notwendigkeit dazu führte, 2. andererseits in christliche, die teils im Gottesdienste baskieren (liturgische), teils in der Übung der Nächstenliebe (karitative). Und so ist es auch bei anderen Gebräuchen, selten gehen sie auf eine Ursache allein zurück.

\*

### Vom Sterben im Volksglauben

Nach dem Volksglauben stirbt bald jemand im Haus, wenn das Licht von selbst auslischt, wenn das Brot im Backofen entzwei reißt, wenn ein Vogel ans Fenster pickt, wenn der Baum vor dem Haus verdorrt, wenn die Uhr ohne Ursache stehen bleibt, wenn ein Bild von der Wand fällt, wenn beim gemeinsamen Gebet plötzlich alle stillhalten, wenn ein Leichenzug vor dem Haus stehen bleibt, wenn ein Sterbender nach jemand ruft, wenn Aug' oder Mund einer Leiche offen bleibt, wenn dem Totengräber Hacke oder Schaufel ins Grab fällt, wenn ein Grab über Sonntag offen steht, wenn des Nachts des Nachbarn Hund heult.

Ein Aberglauben, gegen den die kirchlichen Behörden scharf ankämpfen, war die Ansicht: Wenn ein Sterbender die letzte Dlung nicht mehr empfangen könne, sei der Saft der Hauswurz ein guter Ersatz. Soviele Triebe bei der Hauswurz absterben, ebensoviel Verwandte einer Familie sterben. Wenn Tauben, Hühner oder Krähen die Hauswurz auf dem Dach zerstören, kommt Unglück und Tod ins Haus.

Behält ein Toter auf der Bahre ein weiches Gesicht, auf dem keine Starrheit zu bemerken ist, oder behält er gar die Augen auf, wird das als ein böses Zeichen aufgefaßt, er holt binnen Jahresfrist einen aus dem Haus oder aus der Nachbarschaft ab. — Damit der Verstorbene nicht wiederköhre, packt man ihn an der großen Behe oder schüttet, sobald er aus dem Haus getragen ist, einen Schapf frischen Wassers auf die Türschwelle.

# Straßenbezeichnungen innerhalb des Burgfriedens der Stadt Wasserburg

Von Dr. A. Gartenhof

Wie in allen anderen Städten gab es auch in Wasserburg in älteren Zeiten keine Hausnumerierung. Die wichtigsten Straßen und Plätze waren mit Namen bezeichnet, außerdem trugen die einzelnen Häuser oft Wahrzeichen, an denen sie leicht erkennbar waren oder sie waren nach den Besitzern benannt. Dies genügte für die Orientierung vollständig, zumal die Siedelung nicht umfangreich war, und die Bewohner fast alle einander kannten. Numerierung und Anschriften an den Häusern hätten zudem bei der nur spärlich verbreiteten Kenntnis des Lesens und Schreibens wenig genützt. Erst in neuerer Zeit, am Anfang des 19. Jahrhunderts, ergab sich die Notwendigkeit, jedes einzelne Haus deutlich zu kennzeichnen, und dies geschah am zweckmäßigsten durch Numerierung. Wie anderswo wurde auch in Wasserburg das System der Durchnumerierung angewendet. Die Numerierung begann bei dem Hause, das am Südostende der Tränkergasse (gegenwärtiger Besitzer Photograph Wenning) steht, und setzte sich von da durch alle Zeilen, Gassen und Plätze fort. Die Mängel dieses Systems traten bei Ausführung von Neubauten bald zutage. Bei folgerichtiger Durchführung des einmal gewählten Systems hätten später entstandene Bauten die nächste höhere Nummer erhalten müssen. Daraus hätte sich unter Umständen ergeben, daß neben dem Haus, sagen wir beispielsweise mit Nummer 70, vielleicht das Haus mit Nummer 312 zu finden gewesen wäre. Man half sich in diesem Falle damit, daß das neue Haus die Nummer 70 $\frac{1}{2}$  oder 70a erhielt.

Der erste Stadtplan mit Angabe der Hausnummern stammt aus dem Jahre 1813. Da auf diesem Plane nur Nummern mit ganzen Zahlen zu finden sind, und Bruchzahlen noch nicht vorkommen, ist anzunehmen, daß in diesem Jahre die Hausnumerierung eingeführt worden ist. Bis auf den heutigen Tag ist sie im ganzen die gleiche geblieben, abgesehen von den Änderungen, die sich durch die Hinzufügung von Zahlen mit Brüchen und das Anwachsen der Zahlenreihe ergab. Der Stadtplan von 1813 weist 320 Hausnummern auf, heute ist die höchste Hausnummer 408. Der Eindruck, als hätte sich der Gebäudebestand der Stadt seit 1813 nur um 88 vermehrt, ist jedoch falsch, da zahlreiche Häuser mit gemischten Zahlen nummeriert sind; die Zahl der nummerierten Bauten beträgt zur Zeit 512.

Mit der lebhaft einsetzenden Bautätigkeit nach dem Kriege und der Entstehung der Siedelung auf dem Bürgerfeld sind die Mängel des bisher angewendeten Systems der Durchnumerierung immer fühlbarer geworden. Der Stadtrat beschloß deshalb grundsätzlich, daß die Häuser nur an den einzelnen Straßen und Plätzen durchnumeriert

werden sollen, wie dies in größeren Städten seit langem geschieht. Voraussetzung für diese Neuerung ist aber eine klare Bezeichnung und Abgrenzung aller innerhalb des Burgfriedens der Stadt vorhandenen Plätze, Zeilen, Straßen, Gassen, Wege, Pfade und Winkel. Innerhalb des Stadtrates wurde ein Ausschuß gebildet, der diese Aufgabe lösen und dem Stadtrat entsprechende Vorschläge unterbreiten sollte. Der Archivar der Stadt, Oberstudienrat Brunhuber, wurde dem Ausschuß zur sachkundigen Beratung zur Seite gegeben; denn es handelte sich auch darum, bei dieser Gelegenheit alte, längst vergessene, zum Teil sehr anschauliche und originelle Bezeichnungen wieder zu Ehren und in Gebrauch zu bringen und damit praktische Arbeit am Heimatgedanken zu leisten. Nur wo kein alter Name vorhanden war oder festgestellt werden konnte, wurde im allgemeinen zu einer neuen Bezeichnung gegriffen und nach Brunhubers Vorschlägen Plätze, Straßen und Wege nach Persönlichkeiten benannt, die in Wasserburgs Geschichte eine Rolle gespielt haben; auch örtliche Verhältnisse wurden bei der Benennung berücksichtigt. Auf Grund der Vorschläge des Ausschusses wurde durch Stadtratsbeschluss vom 12. April 1927 die Bezeichnung in der Weise vorgenommen, wie sie jetzt beinahe vollständig durchgeführt ist.

Im folgenden bringen wir ein möglichst lückenloses Verzeichnis von Wasserburgs Plätzen, Straßen, Gassen usw. mit einigen Erläuterungen.

## I. Links des Inns.

**1. Marienplatz:** Seit seiner Entstehung im Mittelalter „Platz“, „Auf dem Platz“, „Am Platz“ benannt; seit der Errichtung des Marienbrunnens im Jahre 1861 scheint sich die Benennung Marienplatz eingebürgert zu haben. Durch Stadtratsbeschluss vom 18. Mai 1914 wurde der Platz „Stadtplatz“ benannt. Leider ist trotz mannigfacher Anregungen bei der Neubenennung versäumt worden, den alten, vielhundertjährigen Namen auch nur als Unterbenennung zu erhalten. Vielleicht holt der Stadtrat dies noch nach.

**2. Tränkergasse:** Die Verbindung zwischen Marienplatz und Mag Emanuelplatz: Gasse, die zur Tränke führt. Früher Küblerzeile geheißen, weil hier die Kübler, Küfner, wohnten.

**3. Rathausgasse:** Die Gasse zwischen Frauenkirche und Rathaus.

**4. Herrengasse:** Verbindung zwischen Salzsenderzeile und Kirchhof. Gasse der Herren, d. i. der Geistlichen, die hier vor allem wohnten.

**5. Brückgasse:** Die Verbindung zwischen Marienplatz und Innbrücke.

**6. Schmiedzeile:** Die Verbindung zwischen Marienplatz und „Auf der Bürg“. Diese

Straßenbezeichnung ist eine der ältesten der Stadt. Sie geht wohl ins 14. Jahrhundert, wenn nicht in eine noch frühere Zeit zurück. Nach der Schmiedzeile war eines der Viertel der Stadt benannt, das „Schmiedzeilviertel“. Die andern Viertel waren das „Salzsenderviertel“, das „Lederverzeilviertel“ und das „Scheibenviertel“, dieses der Stadtteil am jetzigen Gries, wo die Salzgräten für die Salzscheiben standen. Über jedes Viertel wurden jährlich je zwei Viertelmeister gesetzt. In der Schmiedzeile wohnten früher auch Schmiede. Auf dem Stadtplan von 1813 ist noch eine Schmiede in dieser Straße verzeichnet, die vom Anwesen des damaligen Benzbräu (jetzt Meyerbräu) völlig umfaßt war.

**7. Auf der Bürg:** Von der Schmiedzeile bis zur Straßengabelung „Auf der Bürg“ und „Neustraße“, wo die Straßenstrecke „Am Hals“ beginnt. Benannt nach den Gebäuden der inneren und äußeren Burganlage, die die Straße durchschneidet.

**8. Kirchhof:** Platz um die Stadtpfarrkirche. Hier befand sich bis ins 16. Jahrhundert hinein (Eröffnung des jetzigen Friedhofs 1544) die Begräbnisstätte für die Bewohner der Stadt. Die Verbindung vom Kirchhof zur Schmiedzeile stellt die Freidhofstiege (Freidhof = unfriedeter Hof) her.

**9. Schusterergasse:** Die Verbindung zwischen Schmiedzeile und Lederverzeile. Früher der Hauptwohnsitz der Schuster.

**10. Färbergasse:** Die Verbindung zwischen Schusterergasse und Salzsenderzeile. Früher hieß sie „Vergessene Zeile“, weil nur schmale, durch Tore verschließbare Zugänge zu ihr geführt haben sollen. Der Zugang von der Salzsenderzeile aus wurde 1839 erweitert. Der Name gab dem Dichter Wilhelm Jensen die Anregung zu einer seiner schönsten Novellen aus dem Chiemgau, die in Wasserburg und in dieser Gasse spielt.

**11. Salzsenderzeile:** Die Verbindung zwischen dem Marienplatz und der Lederverzeile. Hier wohnten die Salzsender; sie verfrachteten das Salz und handelten damit. Der Salzhandel gehörte zu den „vier Händeln“, d. h. zu den ganz besonders privilegierten Gewerben der Stadt. Es waren dies außer dem Salzhandel der Wein-, Getreide- und Tuchhandel.

**12. Sedlmaiergäßchen:** Abzweigung von der Salzsenderzeile (Sackgasse). Benannt nach dem „Sedlmaierbäd“, der am Eingang der Gasse wohnte (Nr. 133).

**13. Hofstatt:** Platz am Knabenschulhaus.

**14. Schmalzgruberbräu-Durchgang:** Durchgang von der Salzsenderzeile zur Fleßinger-gasse, benannt nach dem ehemaligen Schmalzgruberbräu-Anwesen (jetzt Enginger) Nr. 180.

**15. Nagelschmiedgäßchen:** Verbindungsgasse zwischen Hofstatt und Bäckerzeile; früher wohnten hier Nagelschmiede.

**16. Bäckerzeile:** Sie bildet die Fortsetzung der Gerblgasse bis zum Kaspar-Niblinger-Platz. Der Name hält die Erinnerung an die Bäckerzeile fest, die sich in der Gegend der Palmanoanlage ausbreitete und am 5. August 1885 niederbrannte.

**17. Gerblgasse:** Die Verbindung zwischen der Salzenderzeile und der Bäckerzeile. Die Straße wurde erst 1841 durchgebrochen. Benannt nach der Familie Gerbl, die in der Gasse eine Brauerei (jetzt Gasthaus Danninger) besaß.

**18. Flehingergasse:** Zieht vom Max-Emanuel-Platz an der Brauerei Flehinger und an der Palmanoanlage vorüber zur Gerblgasse. Benannt nach der Brauerei Flehinger.

**19. Postgäßchen:** Verbindungsgasse zwischen Marienplatz und Flehingergasse, erst nach der Mitte des 19. Jahrhunderts durchgebrochen. Vorher führte nur ein Durchgang zur Flehingergasse. Benannt nach dem Postamt, das sich bis zur Errichtung des Postgebäudes am Bahnhofplatz im Jahre 1922 hier befand.

**20. Egolf-Durchgang:** Stellt die Verbindung her zwischen dem Sedlmaiergäßchen und der Ledererzeile. Benannt nach einem sagenhaften Wasserburger Bäcker, der sich in der Schlacht von Mühlendorf (1322) ausgezeichnet haben soll.

**21. Ledererzeile:** Zieht von der Salzenderzeile zum Weberzipfel. Einst Wohnsitz der Gerber oder Lederer.

**22. Weberzipfel:** Fortsetzung der Ledererzeile zur Neustraße. Die alte Bezeichnung wurde wieder aufgenommen; eine Zeitlang auch Webergasse benannt. Früher eine Sackgasse, in der Weber wohnten.

**23. Friedhofgäßchen:** Führt von der Ledererzeile zum Friedhof. Früher auch „Bären-gäßchen“ genannt nach dem Gasthaus „Zum unteren Bärenbräu“ (jetzt im Besitz von Meyer & Stechl).

**24. Berggasse:** Führt von der Ledererzeile zur Straße „Auf der Bürg“. Benannt nach den örtlichen Verhältnissen.

**25. Neustraße:** Bildet die Fortsetzung des Weberzipfels und führt zum Straßenstück „Am Hals“. Sie wurde im Jahre 1846 mit einem Kostenaufwand von 5000 Gulden angelegt und stellt seitdem einen zweiten, neuen Zugang von der Westseite zur Stadt dar.

**26. Max-Emanuel-Platz:** Platz am städtischen Elektrizitätswerk. Benannt nach Kurfürst Max Emanuel (regierte 1679—1726). Als der Kurfürst nach Beendigung des Spanischen Erbfolgekrieges nach Bayern zurückkehrte, wurde 1716 an diesem Platze eine Max-Emanuel-Kapelle errichtet, die aber 1786 einem Hochwasser zum Opfer fiel. Die jetzige kleine Kapelle stammt aus neuerer Zeit. Der Platz wurde 1841 Max-Emanuel-Platz benannt.

**27. An der Lände:** Platz vom Max-Emanuel-Platz beim städtischen Elektrizitätswerk bis zum Inn. Hier war die Hauptlandestelle für die Schiffszüge und der wichtigste Aus- und Einladeplatz. Zur Zeit der Dampfschiffahrt befand sich die Lände am andern Innufer bei der Kellerstraße.

**28. Zierweg:** Weg am Inn von der Lände bis zum Brucktor. Die Gebrüder Martin und Michael Zier (oder Zirn), Stein- und Bildhauer aus Waldsee in Württemberg, haben die Kanzel in der Stadtpfarrkirche St. Jakob geschaffen. Die Kanzel wurde vollendet im Jahre 1639. Später waren die Gebrüder Zier in Burghausen ansässig.

**29. Frauengasse:** Gasse vom Marienplatz, am Frauenkirchturm vorüber, zur Herrenstraße.

**30. Palmanostraße:** Straße an der Südwestseite der Palmano-Anlage. Sie führt von der Flehingergasse zum Max-Emanuel-Platz. Benannt nach dem Apotheker Joseph Palmano (1849—1910), der sich als lang-

jähriges Mitglied des Gemeindefollegiums und Magistrats um die Stadt sehr verdient machte. Sein Vater Anton war 1866 bis 1869 Bürgermeister der Stadt.

**31. Kaspar-Niblinger-Platz:** Platz in der Umgebung des ehemaligen Kasernengebäudes (später Bezirkskommando, dann Versorgungsamt, jetzt städtisches Wohngebäude). Benannt nach Kaspar Niblinger (geb. 1779 in Wasserburg, gest. 1867 in München), Hofkapellmeister und Komponist kirchlicher Musikwerke.

**32. Obere Innstraße:** Weg vom Kaspar-Niblinger-Platz zum Inn.

**33. Landwehrstraße:** Weg vom Max-Emanuel-Platz, am Stadtbauamt vorüber, zum Erzerzierplatz und zum Inn. So be-

## Bruder Konrad und Wasserburg

Zur Seligsprechung des Bruders Konrad von Parzham hat H. S. P. Hugo, O. M. C., eine kleine Broschüre herausgegeben, erschienen im „See“-Verlag S. Schneider, Höchst, Borarlberg, die den neuen Seligen als einen wahren Volksfreund im Kapuzinerkleid darstellt. In dem vollständig gehaltenen Büchlein sind auch die beiden Wunderfälle, die im Seligsprechungsprozeß von der hl. Ritenkongregation als solche anerkannt wurden, des Näheren geschildert. Wie wir bereits vor längerer Zeit berichteten, spielte sich der eine Wunderfall in unserer Innstadt Wasserburg ab. Der Verfasser des Büchleins schreibt darüber:

Am 16. Jänner 1917 ward in Wasserburg am Inn, in der Erzdiözese München-Freising, den beiden Eheleuten Georg und Maria Erl unter etwas schwierigen Umständen ein Töchterlein geboren; bei der Geburt selbst war keine Hebamme zugegen; und überdies fiel das kaum geborene Kind aus einer Höhe von etwa einem halben Meter auf den Boden und schlug sich den Kopf heftig an. Nach einigen Tagen entdeckte man an der kleinen Elisabeth, so hieß die Neugeborene, einen anderen schweren Mangel; das linke Bein war nämlich kürzer als das rechte. Im ersten Jahre zeigten sich überdies die ersten Anzeichen der Rachitis. Doch das größte Unglück war, daß die Kleine sich nicht auf den Füßen halten konnte. Wenn sie getragen wurde, ließ sie ihre Beine hängen, wie zwei losgeloste Zaunstecken; wenn sie auf dem Boden saß, konnte sie die Füße drehen und biegen nach Belieben, indem sie rittlings auf ihnen saß oder sie auf der Brust übereinanderschlug, oder sie sogar auf die Schultern legte. Es war daher der kleinen Elisabeth durchaus unmöglich, sich auf den Füßen zu halten, noch viel weniger zu gehen. Man legte den Eltern nahe, das Kind in eine Klinik zu bringen. Weil sie aber arm waren, unternahmen sie nichts, ja, sie holten nicht einmal den Rat eines Arztes ein.

Der Vater, Georg Erl, der jedes Jahr mit einem Pilgerzug zum Heiligtum nach Altötting wallfahrte, hatte den Bruder Konrad noch persönlich gekannt. Er galt

ihm von jeher als ein Heiliger. Deshalb verschaffte er sich nach seinem Tode ein Bild von ihm, das er in seiner Wohnung anbrachte und tagtäglich mit seiner Frau verehrte, indem er nach dem „Engel des Herrn“ ein „Vater unser“ betete.

Im Jahre 1920 begab er sich wieder mit einem Pilgerzug nach Altötting. Es war das Fest Mariä-Himmelfahrt. Dabei besuchte er auch, wie gewöhnlich, das Grab des Bruders Konrad, und flehte dort inständig zu ihm um Hilfe für sein unglückliches Töchterlein. Diese Gnade sollte ihm nicht lange verweigert werden.

Es war am 31. Oktober 1920, in jenem Jahre ein Sonntag. Elisabeth war damals 3 Jahre und 9 Monate alt. Nach dem nachmittägigen Gottesdienst befand sich die Familie Erl in ihrer Wohnung im letzten Stock des Hauses. Das Töchterlein saß auf einem Stuhl und spielte eifrig mit einigen Papierstückchen. Die Mutter war damit beschäftigt, Äpfel für das Abendmahl zu bereiten. Der Vater las im „Altöttinger Liebfrauenboten“, den eine gute Nachbarin ihm gegeben hatte, die Geschichte von einem Kinde aus Mundorf. Dieses Kind war zuerst an beiden Füßen gelähmt, und erhielt dann plötzlich durch die Fürbitte des Bruders Konrad die Gesundheit. Ganz überwältigt von dem Eindruck dieses Berichtes sagte er zu seiner Frau: „Oh, wenn unsere Elisabeth auch gehen könnte; morgen noch ginge ich nach Altötting, um dem Bruder Konrad zu danken.“

Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, da sprang die Kleine auf, eilte zum Vater hin, der ungefähr 3 bis 4 Meter von ihr entfernt war, und sagte: „Dschau, Vater, ein wie großes Mädchen ich bin!“ Dann sprang sie sicheren Schrittes um den Tisch herum, und da die Türe offen war, eilte sie auch in die Küche.

Von jenem Augenblick an konnte die Kleine nicht bloß auf den Füßen stehen und gehen, sondern auch Stiegen steigen und auf die Straße gehen, ohne jede Mit Hilfe, als wenn sie all das schon seit langer Zeit getan hätte.

nannt, weil auf diesem Weg die Landwehr zum Exerzierplatz marschierte.

**34. Schulstraße:** Straße vom städtischen Mädchenschulgebäude bis zum Südeingang des Instituts der Englischen Fräulein am Kaspar-Niblinger-Platz.

**35. Am Gries:** Platz zwischen dem städtischen Elektrizitätswert und der Mädchenschule und Weg den Inn entlang bis zum Niedener Weg. Bisher Ahornallee benannt, vorher „Schießstätte“, weil sich hier die Schießstätte befand. Unter „Gries“ verstand man ursprünglich den ganzen Stadtteil, der sich in der Gegend des Max-Emanuel-Platzes, des Kaspar-Niblinger-Platzes und des Heisererplatzes ausdehnte. Der Gries war einer der alten Hinrichtungsplätze der Stadt. Gries = Schotter, Anschwemmung des Inns.

**36. Gartenstraße:** Die Verbindung zwischen der Landwehrstraße und der Oberen Innstraße.

**37. Seilerweg:** Verbindungsweg zwischen dem Exerzierplatz und der Gartenstraße. Hier befindet sich eine alte, gedeckte Seilerbahn.

**38. Hinter den Mauern:** Weg an der alten Stadtmauer entlang von der Bahnhofstraße, am Friedhof vorbei, zum Roten Turm (Gärtnerturn), sodann hinter den Häusern an der Südwestseite des Heisererplatzes bis gegen den Kaspar-Niblinger-Platz.

**39. Heisererplatz:** Reicht vom Kaspar-Niblinger-Platz bis zur Landwirtschaftsschule. Benannt nach Joseph Heiserer. Heiserer, 1794 in Uffing bei Friedberg geboren, war von 1819 bis zu seinem Tode 1858 rechtskundiger Stadtschreiber in Wasserburg und hat sich in dieser Stellung um die Stadt die größten Verdienste erworben; insbesondere hat er Bedeutendes zur Erforschung der Geschichte Wasserburgs geleistet. Seine „Topographische Geschichte der Stadt Wasserburg am Inn“ ist immer noch das Hauptwerk zur Geschichte der Stadt. Der Platz hieß bisher Marsalplatz, wohl zur Erinnerung an die Einnahme der kleinen Lothringischen Festung Marsal am 14. August 1870. Dieser Name vermochte sich jedoch nicht einzubürgern.

**40. Schlachthausstraße:** Der Weg vom Roten Turm, am Schlachthaus vorbei, bis zum Heisererplatz; bisher ein Teil der Unteren Innstraße.

**41. Untere Innstraße:** Sie führt von der Schlachthausstraße zum Inn.

✱

## Bücherschau

Mitterwieser Dr. Alois, *Geschichte der Benediktinerabteien Rott und Altell am Inn* (Südostbayerische Heimatstudien, Neue Folge der „Heimatbilder“, herausgegeben von Joseph Weber, Band 1; Verlag des „Inn-Isen-Gaus“, Expositus Joseph Weber, Waking bei Dorfen I. Obb.). 1929. 50 Seiten mit 10 Abbildungen. Preis RM. 1.50.

Die hier angezeigte Studie Mitterwieser ist ursprünglich in einzelnen Folgen in Joseph Webers Blättern für Geschichte und Heimatkunde „Der Inn-Isen-Gau“ erschienen. Es ist hoch erfreulich, daß Joseph Weber nunmehr die einzelnen Folgen gesammelt als Sonderheft herausgegeben und damit weiteren Krei-

sen zugänglich gemacht hat. Hat uns einer der berufensten Kenner der Kunst des 18. Jahrhunderts, Dr. Adolf Feulner, in der im Verlag Benno Fischer (Mugsburg) herausgegebenen Buchreihe „Deutsche Kunstführer“ 1927 eine künstlerische Würdigung von Rott gegeben, so hegte der geschichtlich interessierte Freund des „Juwels der bayerischen Rokokoarchitektur“ schon lange den Wunsch, eine gediegene Geschichte der ehemaligen Benediktinerabtei Rott in seiner Bücherei zu besitzen. Mit Freude begrüßen wir daher das Erscheinen dieser Studie, die uns mit der 730-jährigen Geschichte des ehemaligen Klosters Rott vertraut macht. Vor allem festelt uns Mitterwieser auf Grund seiner archaischen Forschungen doch durch die Darlegung rechts- und wirtschaftsgeschichtlich interessanter Verhältnisse.

Bei beiden Klöstern ist dem Verfasser aufgefallen, daß die Grundholden der beiden Abteien (ebenso übrigens auch die von dem benachbarten Altenhofen) sich in eine riesige Raute einpassen lassen, die vom Samerberg bis über Erding hinaus, von Glonn bis Schnaitsee sich erstreckt. Mitterwieser führt dies auf das Bestreben der Klöster zurück, „von den käsependenden Matten der Nordalpen bis in die Gegend der reinen Getreidebauern Besitz ihr eigen zu nennen“. Den beiden Darstellungen reihen sich Verzeichnisse der Abte nach dem Abteialtag der Monumenta Boica an, den Mitterwieser jedoch auf Grund seiner Quellen bedeutend verbessert hat.

Wir wissen dem Verfasser Dank dafür, daß er uns nach der Geschichte von Altenhofen nunmehr auch die Geschichte der beiden benachbarten Klöster Rott und Altell geschenkt hat, um so mehr als wir bisher nur wenig über den Werdegang beider Klöster wußten! München 1930. Karl Bourier.

✱

Mitterwieser, Dr. Alois: *Aus den alten Pflegegerichten Wasserburg und Kling*. Zweite, stark vermehrte Auflage, Verlag Friedrich Dempf in Wasserburg am Inn, 1927. 92 Seiten und 4 Abbildungen. Preis 2 RM.

Das zur Besprechung überarbeitete und hier angezeigte Buch des hochverdienten bayerischen Kulturhistorikers, des Staatsoberarchivrates am bayerischen Hauptstaatsarchiv, Dr. A. Mitterwieser, will, wie schon aus dem Titel ersichtlich ist, nicht als abgeschlossene Darstellung der beiden ehemaligen altbayerischen Land- und Pflegegerichte Wasserburg und Kling gewertet werden; der Verfasser greift vielmehr einzelne Bilder aus den beiden (aus der ehemaligen Grafschaft Wasserburg gebildeten) Gerichtsbezirken heraus, um uns damit ein hübsches Lesebuch zur mittelalterlichen Gerichtsorganisation Bayerns sowie zur altbayerischen Kultur- und Wirtschaftsgeschichte in die Hand zu geben. Daß dieses Buch außerdem für Wasserburg und Umgebung eine wahre Fundgrube in heimatkundlicher Beziehung ist, darauf hat schon Josef Weber, selbst ein ausgezeichnete Kenner altbayerischer Heimatgeschichte, in seiner Besprechung hingewiesen (vgl. „Der Inn-Isen-Gau“, Blätter für Geschichte und Heimatkunde, 1930, Heft 28, S. 31). Das Buch bildet daher eine gute Einführung für den Erforscher der Ortsgeschichte des Amtsbezirkes Wasserburg; in der Hand des Lehrers stellt es ein wertvolles Hilfsmittel für den Unterricht in der Heimatgeschichte dar.

Das Heft verdient aber auch die Beachtung weiterer Kreise; so wird gleich das erste Kapitel, das von den alten Grafen von Wasserburg handelt, auch im übrigen Bayern Interesse finden, wenn Mitterwieser aufzeigt, daß zwei Wappenbilder des bayerischen Wappens, Rauten und Löwe, sich mit den Grafen von Wasserburg in Verbindung bringen lassen. Das hier gestreifte Problem dieser Zusammenhänge bedarf allerdings noch größerer Aufhellung — der Verfasser bekennt im übrigen selbst, seine Untersuchungen hierüber noch nicht abgeschlossen zu haben.

Das zweite Kapitel führt uns hinüber auf das rechte Ufer des Inns in das ehemalige Pflegegericht Kling, eines der umfangreichsten altbayerischen Gerichte<sup>1</sup>. Nach einer einleitenden Erläuterung der Begriffe Pflegeämter, Pfleger und Landrichter, Kastner, Mautner und dergleichen untersucht Mitterwieser die älteste Geschichte von Kling. Nur was die Baugeschichte des herzoglichen Pflege Schlosses (Abbildung nach Wening, Seite 19) anlangt, sei hier eine kleine Ergänzung erlaubt: Das älteste Schloß scheint durch einen Brand zerstört worden zu sein; Erzbischof Ernst von Salzburg erneuerte nämlich im Jahre 1542 dem Wilhelm von Tauffkirchen zu Guttenburg, der damals Pfleger zu Kling war, einige Lehenbriefe, die ihm „bei dem Brande des Schlosses“ vernichtet worden waren. Der Brand, über den sonstige Quellen fehlen, mußte demnach zwischen 1540, in welchem Jahre Wilhelm von Tauffkirchen die Pflege übernommen hatte, und 1542 erfolgt sein. Im Jahre 1544 wird sodann, wie Wening berichtet, das Schloß wieder aufgebaut. Nun glaubt Mitterwieser, zu dieser Zeit habe Graf Wolf von Nettingen, Pfleger von Wasserburg, auch die Pflege Kling innegehabt. Nach Starkensfels (in Siebmachers Wappenbuch) war jedoch zu dieser Zeit Pfleger von Kling obengenannter Wilhelm von Tauffkirchen (vgl. mein „Schloß und Hofmark Guttenburg am Inn“ in „Der Inn-Isen-Gau“, Jahrgang 1930, Seite 44), der 1546 starb, worauf ihm sein Sohn Wolfgang von Tauffkirchen folgte. Dieser Wolfgang bestätigt auch Ernst Geiß im Oberbayerischen Archiv, XXVI, als Pfleger von Kling, allerdings schon von 1540 an. Nur beruht die Bezeichnung als Graf wohl auf einer Verwechslung mit dem im folgenden Jahrhundert genannten Grafen Wolf Josef von Tauffkirchen (Guttenburg a. a. O. S. 48). Wenn wir einen Herrn von Tauffkirchen, sei es nun Wilhelm oder erst dessen Sohn Wolfgang, als Pfleger von Kling annehmen, so wird verständlich, daß das herzogliche Schloß, was mir erst durch Mitterwiesers Buch (Seite 18) bekannt geworden ist, aus Guttenburger Tauffstein erbaut worden ist. Der Herr von Tauffkirchen, der als Pfleger den Schloßbau unter sich hatte und die Lieferungsanträge zu vergeben hatte, lieferte eben das Baumaterial zu dem ansehnlichen Schloßgebäude (siehe Abbildung!) aus seinem eigenen Steinbruch bei Guttenburg und Ensdorf am Inn.

Im dritten Kapitel berichtet Mitterwieser über die herzogliche Tafelne zu Kling. Sodann beschreibt der Verfasser in einer weiteren Abhandlung unter dem Titel „Das Hofmarkschloß Warnbach“ die Hofmark Griesstätt, ein Beispiel der Durchbrechung der landesherrlichen Gerichtsbezirke durch die Patrimonialgerichtsbarkeit. Es folgt als Beispiel eines Bauernhofes im Gericht die Geschichte des Duzmalerhofes in Mitterwiesers Heimatgemeinde Griesstätt am Inn. Von den übrigen neun folgenden Aufsätzen sei besonders die „Strafrechtspflege im alten Wasserburg“ herausgegriffen. Der Wirtschaftshistoriker wird sich besonders für die beiden letzten Abhandlungen interessieren, welche sich mit den alten Salzjammern aus den Chiemseer Voralpen und den früheren Salzscheibefahrten nach München, Rosenheim und Wasserburg beschäftigen.

Auch dem Verlag Friedrich Dempf in Wasserburg sei hier Dank gesagt, daß er durch die Herausgabe seiner stattlichen Buchreihe zur Geschichte Wasserburgs, die neben Brunhuber besonders mit dem Namen Mitterwieser aufs engste verbunden ist, zur Erforschung der Heimatgeschichte und damit zur Hebung der Heimatliebe seit Jahren beigetragen hat!

Karl Bourier, München.

<sup>1</sup> (Die Grenze lief von Mittergars den Inn hinauf bis an die Tore Rosenheims, dann zum Simsee hinüber, schloß das ganze bayerische Meer ein, ging die Alz hinab und über Obings und Schnaitsees Pfarrgrenzen wieder an den Inn. Seite 21.)

# St. Leonhard und seine Verehrung im Volksbrauch

Von Otto Heichle.

Gar hoch in Ehren steht beim altbayerischen Landvolk der heilige Abt im langen, schwarzen Kleid, St. Leonhard. Wohl jedes Dörflein birgt irgendwo ein Bild, eine Figur dieses volkstümlichen, himmlischen Helfers: Hier hat die Leonhardstatue ihren jahrhundertalten Platz im stillen, heimatischen Gotteshaus, dort im dämmerigen Flöz eines breitbehängigen Bauernhofes, woanders wieder grüßt von der Hauswand das gemalte Bild des heiligen Abtes. Und wenn erst an einem Ort eine feierliche Leonhardfahrt stattfindet — und sie erwachen Gott sei Dank im Altbayerischen wieder — dann kann der bescheidene, stille Klostermann kaum die Ehren und Wünsche alle fassen, die ihm am 6. November von unseren Bauersleuten vertrauensvoll zu Füßen gelegt werden.

Was wissen wir nun vom Leben unseres hl. Leonhard? Da können wir fast ausschließlich nur aus der Legende schöpfen und die sagt folgendes:

Leonhard lebte vor vielen hundert Jahren am Hof des Frankenkönigs Chlodwig. Vielleicht war ihm als Edling eine äußerlich glänzende Amtsstellung in der Residenz zugebracht für später. Der junge Mann sah aber zu tief und klar in den Geist seiner höfischen Umgebung hinein, so daß er sich von diesem lärmenden Leben abgezogen fühlte und sich an den Bischof der Franken, den hl. Remigius, anschloß, der ja bekanntlich den König fürs Christentum gewonnen und 496 feierlich getauft hatte. Wir sehen diese Szene z. B. in der Remigius-Pfarrkirche zu Schleching auf dem Hochaltarbild. Des jungen Leonhard Liebe zur Innerlichkeit und Einsamkeit führte ihn in ein nahe Benediktinerkloster, wo er sich zum Glaubensboten vorbereitete. Voll Kraft und Geist zog nun Leonhard hinaus, um seine Volksgenossen auch zu Glaubensgenossen zu machen. Im heutigen Mittelfrankreich (in der Gegend von Bourges) begann er und zog dann südlich nach Aquitanien. Bei der Stadt Limoges suchte er sich ein stilles Plätzchen als dauernden Wohnsitz und fand es in Noblac, wo ihm König Chlodwig, der aus politischen Gründen die Missionsarbeit des Heiligen unterstützte, ein Stück Waldland schenkte, und zwar so viel, als Leonhard mit einem Esel in einer Nacht umreiten konnte — eine uralte Sitte der Besitzergreifung. Allmählich schlossen sich ebenso idealgesinnte Männer an St. Leonhard an und damit war der Grund gelegt zu der späteren Benediktinerabtei Noblac. Die Mitbrüder erwählten natürlich unseren Heiligen zu ihrem väterlichen Führer. Nach einem Leben voll Gottesdienst und Nächstenliebe schied am 6. November 559 der hl. Abt Leonhard aus diesem Erdental zu himmlischen Höhen.

Dieses schlichte Missionärsleben hat nun die Legende mit manchem wunderbaren Zug durchwoben. Merkwürdig ist die Für-

sorge des Heiligen um die Gefangenen. Wir dürfen da weniger an Verbrecher gemeiner Art denken, vielmehr an politische Gefangene, die die angestammte Heimat gegen den Eroberer Chlodwig zu verteidigen suchten. Für diese Armen verwandte sich der Abt besonders. Noch eine andere Art der Gefangenenhilfe Leonhards weiß die Legende: Der Graf von Vinusin hatte für die Übeltäter in seinem Land eine mächtige Kette an einem Turm befestigen lassen, in die dann die Unglücklichen gebunden wurden, schußlos Wind und Wetter preisgegeben. Als eines dieser Opfer nun in seiner Not zu St. Leonhard rief, bedeutete ihm der Heilige, er solle nur die Kette nehmen und sie in die Kirche tragen. Und das kaum Glaubliche gelang, der Gefangene konnte die schwere Kette mit einem Ruck losreißen, trug sie in die Leonhardskirche und hing sie dort dankbaren Herzens auf.

Ein anderes wunderbares Helfen berichtet uns weiter die Legende: Als die Gemahlin Chlodwigs sich auf der Jagd befand, sei sie plötzlich von den Wehen überrascht worden und auf das Gebet des Abtes hin sei alles glücklich vorübergegangen.

Die Kunde dieser Wunderthaten flog vom Grab des hl. Leonhard hinaus in seine Frankenheimat. Von dort trugen sie die christlichen Missionäre auch in unsere Gauen. Um das Jahr 1000 wurde das Interesse für Leonhards Leben und Wirken besonders rege. Jedenfalls wurden um diese Zeit auch Nachforschungen über Grab und Reliquien des Heiligen an Ort und Stelle gepflogen, vielleicht sogar die Gebeine feierlich erhoben und übertragen — die sog. Translation — die wir ja im Kult mehrerer Heiliger finden. Besonders bemühte sich um die Ausbreitung der Leonhardvereehrung der Orden der Zisterzienser, die 1258 aus Frankreich nach Deutschland kamen. Die alte bayerische Kolonisationstätigkeit im 11. und 12. Jahrhundert hat St. Leonhard sogar ins Gebiet der Südslawen bis an die Adria hinuntergeführt. Heute ist der hl. Abt nicht nur in unserer Heimat, sondern auch in Baden, im Schwäbischen und Böhmischem ein allbeliebter Volksheiliger und Volksvertrauter geworden, so daß er einmal scherzhaft der „altpayerische Herrgott“ genannt wurde.

Die älteste Leonhardkirche in unserem Gebiet ist die zu Kundl bei Wörgl in Tirol, angeblich von Kaiser Heinrich dem Heiligen auf seiner Romfahrt 1020 gestiftet und von Papst Benedikt VIII. auf seiner Bamberger Reise geweiht. Die Sage erzählt, ein steirneres Bildnis sei den Inn herabgeschwommen und bei Kundl ans Land gespült worden. Trotzdem man die unkenntliche Figur wieder ins Wasser geworfen habe, sei sie immer wieder ans Ufer gekommen. Schließlich erkannte man in der Steinplastik den hl. Leonhard und habe ihn freudigst in der

Kirche aufgestellt. Heute ist der Heilige ganz mit eisernen Botengaben um und um behangen. Grödig bei Salzburg hat eine Leonhardkirche aus dem Jahr 1122, während auf heute bayerischen Boden, in Bad Kreuth bei Tegernsee, zu Füßen des sog. Leonhardsteines, das älteste dem hl. Abt geweihte Gotteshaus steht, 1184 erbaut. In derselben Zeit dürfte auch die große Wallfahrt Nigen am Inn bei Simbach entstanden sein, wo ähnlich, wie in Kundl, das Bildnis des Heiligen den Fluß herabgeschwommen sei. Immer wieder sei das verschmähte Heiligtum am Ufer gelegen, bis man endlich den Willen des Heiligen erkannte und ihm die große Kirche erbaute. Die berühmteste Kultstätte des hl. Abtes im Altbayerischen ist aber Inchenhofen bei Michach, 1289 erbaut. Kirchlich anerkannt und eingeführt für das Freisinger Bistum finde ich die öffentliche allgemeine Vereehrung des hl. Bekenner Leonhard erst in einem Brevierkalendarium des 13. bis 14. Jahrhunderts.

Und heute — wie viele Leonhardkirchen gibt es doch! Schon äußerlich am Ortsnamen kenntliche Leonhardspunzen bei Rosenheim, Leonhardsbuch bei Freising, St. Leonhard im Forst bei Peißenberg, St. Leonhard bei Waging, St. Leonhard im Buchet bei Schnaitsee, und noch mehr solche.

Schon das allein beweist uns, wie der Frankenabt wirklich echter, altpayerischer Volksheiliger geworden ist. In allen Anliegen kamen die Gläubigen zu ihm: Unschuldig Eingekerkerte, in türkische Gefangenschaft geratene Kreuzfahrer, Frauen in ihrer schweren Stunde, Kranke aller Art.

Auch die Eisenarbeiter wählten ihn zum Patron. In den Aschauer Pfarrorten hab ich z. B. gefunden, daß in der Zeit bis etwa 1850, wo in Hohenaschau das große Eisenhammerwerk bestand und im Pfrontal ein halbes Hundert Nagelschmieden waren, die dortigen Arbeiter am Leonhardtag zum feierlichen Gottesdienst in die Aschauer Pfarrkirche kamen und der erste legte beim Opfergang eine 20 Pfund schwere Eisenstange als Geschenk an den Heiligen auf dem linken Seitenaltar nieder.

Am berühmtesten ist aber St. Leonhard als Viehpatron. Das ist sein Spezialgebiet, das ihm kein anderer der himmlischen Helfer streitig machen kann. Wie er dazu kam, ist eigentlich noch nicht recht erforscht, vielleicht mag von der Gefangenenkette eine Gedankenbrücke zur Viehkette in der Vorstellung des Volkes einst gebaut worden sein. Jedenfalls hat St. Leonhard vom 17. Jahrhundert an alle anderen Viehpatrone verdrängt. Ein deutlich sprechender Beweis sind die Opfergaben oder Botengeschenke, die wir in den Leonhardskirchen finden: Viehketten als Ersatz für das ganze Tier, das eigentlich geopfert werden sollte, wächserne Ochsen und Pferde oder

eiserne, höchst primitive Nachbildungen der Haustiere. In Ganafer bei Landau stand z. B. noch vor 25 Jahren eine ganze Kiste voll kleiner, handgeschmiedeter Pferde, die sich im Lauf der Jahrhunderte angehäuft hatten. Und in Wigen konnten sich die Bauerleute solche Figuren um einige Pfennige entleihen, nach dem Opfergang sammelte der Mesner die Eisenröflein wieder ein und hielt sie das nächste Jahr wieder feil. Hufeisen wurden auch gern geopfert (wieder als Ersatz des ganzen Pferdes) und manchmal auch an die Kirchentür genagelt. Ein Reckvers sagt da von den Schellenbergern bei Berchtesgaden:

Die Bertelsgadner muß man preisen,  
Die fressen 's Kößl bis auf d' Eisen,  
Und 's Eisen hamms zum Opfer bracht.

Daß ursprünglich das ganze Tier geopfert wurde, beweist uns eine Kunde aus dem Jahr 1759, wo der Rat von Weilheim bei einer gefährlichen Viehseuche beschloß, es sollte dasjenige Ross geopfert werden, das als erstes von der Weibe in den Stall heimkomme.

Nach Inchenhofen wallfahrteten einst jährlich 144 Pfarreien, die meisten von ihnen brachten eine bide, brennende Kerze oder eine Pilgflugschar als Opfergabe mit. Auch hohe Herren, Landesfürsten, kamen, demütig bittend, zu den Leonhardheiligtümern. So zog 1631 Kurfürst Max I., als eine furchtbare Viehseuche wütete, nach Inchenhofen und gelobte, alljährlich die Erstgeburt seiner Tiere aus dem Schleißheimer Gut zu opfern. Ein andermal schenkte er sein eigenes Pferd samt Sattel und Zaumzeug, eine Gesplogeneheit, die von den bayerischen Herrschern bis 1799 beibehalten wurde.

Am leuchtendsten und frohesten zeigt sich aber die Verehrung des großen, heiligen Viehpatrons in den Leonhardifahrten. Altbayern weist eine stattliche Anzahl solcher religiöser Feiern auf, meist in den Gegenden, wo Pferdebezug betrieben wird. Diese Gebiete liegen am Rand der bayerischen Alpen, ziehen sich dann ins- und salzachabwärts und endigen etwa im Raum Landshut-Eggenselden. An vielen dieser Orte sind die Leonhardifahrten außer Brauch gekommen, erwachen aber allmählich wieder aus ihrem Schlaf.

Trotz mancher Verschiedenheit ist doch bei all diesen Feiern das eine gemeinjam: Umritt bzw. Umfahrt mit gezierten Rossen um ein Heiligtum, das ein Leonhardbild besitzt, mit Erteilung des Segens für die Tiere. Der Umritt ist gleichsam als Wallfahrt zum Grab des Schutzheiligen gedacht, meist sind es ja Kirchen, die St. Leonhards Namen tragen oder ihn doch zum Nebenpatron, z. B. auf den Seitenaltar haben. Unter Gebet, bei dem sich die lieben Wuben durch besondere Lungenkraft auszeichnen, wird die heilige Stätte dreimal umritten, wobei der Segen mit dem Kreuzpartikel erteilt wird. Das feierliche Amt soll diesen Segen noch vertiefen. Der Priester nimmt gleichsam als Stellvertreter des Heiligen die huldigende Parade ab oder reitet selbst im Ornat an der Spitze des Zuges.

Diese gottesdienstliche Feier, bei der die Pferde wichtiger Bestandteil sind, führt uns zurück in die älteste Vergangenheit unseres Volkes. Schon Tacitus, der römische Geschichtsschreiber, berichtet, daß das Pferd bei den Germanen ein besonders geachtetes, ja heiliges Tier war, das in eigenen Gehögen gepflegt wurde, aus dessen Wiehern man zukünftige Dinge erkennen wollte. Weil das Pferdefleisch auch Opferfleisch war, haben wir heute noch eine eigentlich ganz unbegründete Scheu, „Bani“ zu essen. Die Kirche hat diesen germanischen Anschauungen von der Heiligkeit dieses Göttertieres die richtige Einstellung gegeben, daß die Fahrten mit den Rossen zu christlichen Heiligtümern eben die Bitte an Gott bedeuten sollen um Glück im Stall. So besagt z. B. ein Freisinger Segensbuch aus dem 11. Jahrhundert, daß vor dem Gottesdienst Wasser mit Salz geweiht wurde, und am Schluß die Tiere, wohl meist die Reitpferde der Kirchenbesucher, vor das Portal geführt und dort besprengt und gesegnet wurden. Daran anklingend erinnert der Brauch, wie vor gut 100 Jahren in Regensburg am Leonharditag die Bauern in die Kirche der Deutschordensritter zum Opfer kamen und dabei die Pferde durch die Tür und die niederen Fenster in das Innere des Gotteshauses schauen ließen, ähnlich auch in Wigen.

Wohl bestehen in Altbayern auch noch Umritte zu Ehren der ursprünglichen Viehpatrone, z. B. an Stephani, Georgi, Martini, aber die Hälfte aller Kultritte gelten St. Leonhard. Deren älteste sind bezeugt in Kreut bei Tegernsee aus dem Jahre 1549, in Siegertsbrunn bei München 1675, bestanden aber sicherlich schon früher. Die berühmte Tölzer Fahrt stammt erst aus dem Jahre 1862. Vielleicht gibt sich ein andermal Gelegenheit, von diesen Feiern eigens zu plaudern.

Leider macht sich in ihrer Ausmachung jetzt ein Zug bemerkbar, der den Kern und Sinn der Leonhardifahrt verkennt: Die Fahrt wird mit den verschiedenen gutgemeinten Darstellungen von Umritten, Holznechten, Klausnern ein mehr theatralischer Festzug, der oft den Hauptzweck in Vergessenheit bringt, den Wallfahrtzug, den Segensgang zum Heiligtum. Weinwerk ist ja schön, aber nicht das Wesen. Nehren wir zur Auffassung unserer Urväter zurück. Dann mag das Sprüchlein recht kriegen, das auf einem alten Salzburger Bildchen steht:

Sankt Leonhard, du großer Mann,  
Schaff Freiheit und Gesund uns an,  
Behüte uns vor Pest und Tod,  
Erbitt es beim dreieinigen Gott!

### Denkmalspflege im 18. Jahrhundert

1789 gab ein bischöflicher Erlaß aus Freising die Anweisung, Grabsteine, die als Kirchenpflaster dienen, möglichst herauszunehmen und an der Wand aufzustellen. Ebenso sollten Abschriften der Inschrift angefertigt werden. Ein verständnisvoller Erlaß, an dem sich die darauffolgende Säkularisation hätte ein Beispiel für Heimsinn und Heimatschutz nehmen können.



Paul Keller

Die bekanntesten Romane Paul Kellers erscheinen jetzt in einer preiswerten Volksausgabe. Der Verlag (Bergstadtverlag in Breslau) belegt die Schriften, die zu dem volkstümlichen Preise von 2.85 RM. vorliegen, dann „Waldwinter“, „Sohn der Hagar“ und „Marie Heinrich“ nicht mit Unrecht mit dem schmückenden Beiwort „Meisterromane“. Paul Kellers Schriften gehören der Weltliteratur ebenso an, wie sie Eigentum einer gebiegenen Heimatliteratur sind. Auch äußerlich machen die Volksausgaben mit den gut ausgestatteten Ganzleinenbänden einen gebiegenen Eindruck. Als „Bücher für den Weihnachtstisch“ können sie nur wärmstens empfohlen werden für das deutsche Haus.

\*

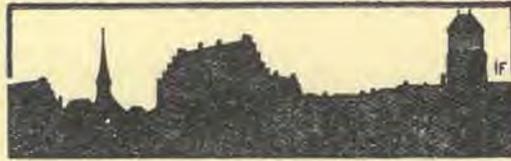
**Autographen, Handschriften, Stammbücher und Urkunden.** Unter diesem Titel gab das Antiquariat Friedrich Müller in München (Amalienstraße Nr. 61) seinen Antiquariatskatalog XIV heraus. Das Schwergewicht der Zusammenstellung liegt auf den Autographen. Unter den Namen der bekanntesten Gelehrten, Künstler, Schriftsteller, Politiker, Sänger und Sängerinnen findet jeder etwas, was für ihn von besonderem Interesse ist. In der Reihe der Urkunden dürfte den folgenden ein besonderer historischer und volkstümlicher Wert eignen: Ein reichhaltiges Manuskript mit zahlreichen Rezepten für Veterinäre aus der Mitte des 18. Jahrhunderts: „Ross-Arney...“, dann das „Saalbuch einiger bayerischer Hauptmannschaften. — Stüfften und Gilten in dem Burdfriid Neuenpeyern usw.“ vom Ende des 17. Jahrhunderts, und endlich die Handschrift aus dem 17. Jahrhundert des berühmten Betrügers israelitischer Abkunft, Sebi Sabbathai, der sich als Messias der Juden ausgab.

\*

### Von den Alten sollst du lernen

Ein Erlaß des Landgerichtes Traunstein aus dem Jahre 1824 besagt:

Jünglinge, welche das volle 20. Jahr noch nicht erreicht haben, dürfen für die Zukunft nicht mehr rauchen. Jeder Gemeinder ist berechtigt, einem solchen die Pfeife wegzunehmen, welche dem Gemeindevorsteher einzuhandigen ist. Die abgenommenen Pfeifen sind an das lgl. Landgericht einzusenden. Wer sich das zweitemal auf der Übertretung des Verbotes ertappen läßt, wird mit 2 tägigem Arrest bei Wasser und Brot bestraft.



# Die Heimat am Inn

Gammelblätter zur Heimatgeschichte und Volkskunde

In zwangloser Folge erscheinende Beilage zum „Wasserburger Anzeiger“

Herausgeber: Friedrich Dempf, Wasserburg. / Verantwortl. Schriftleiter: Wilh. Zils, Bad Reichenhall, Ludwigstraße 14

(Nachdruck verboten)

## Jagdpassion der Wittelsbacher

Von Isabella Held

Zu allen Zeiten konnte das Haus Wittelsbach passionierte Jäger unter seine Fürsten zählen. Durch viele Jahrhunderte ward deshalb der Hubertustag festlich begangen. Bis 1777 feierte man ihn unter Beiziehung des gesamten Hofes und der kurfürstlichen Jägerei zu Fürstentried. Kurfürst Maximilian III. hielt 1760 die große Hubertijagd am 7., die kleine, zu der 28 Damen geladen waren, am 13. November ab. Jeder mußte sich damals der Weidmannssprache befleißigen. Ein Verstoß dagegen wurde mit dem „Pfundgeben“ bestraft, wobei der Schuldige auf einen Hirsch oder ein Stück Wild gelegt wurde und vom obersten Jagdherrn oder ältesten Jäger drei Streiche mit dem Hirschfänger auf die Sitzgelegenheit empfing, wozu der Buchmeister die Worte sprach:

„Das ist für fürstlich gnädige Herrschaft!  
Das ist für Ritter, Reiter und Knecht!  
Das ist das edle Jägerrecht!“

Währenddessen hielten die Jäger die Weidmesser entblößt und erhoben das Waldgeschrei. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts hatten die Waldungen um Ebersberg, Grünwald, Isareck, Geisenfeld, Starnberg und Polling einen seltenen Reichtum an Edelmild aufzuweisen. Häufig fuhr der fürstliche Jagdherr auch in die bayerischen Berge, wo während der Dauer seines Aufenthalts die dortigen Klöster zur Freihaltung seiner Jäger und Hunde verpflichtet waren. So mußte 1418 Kloster Tegernsee 3 Jäger, 10 Jägerknechte, 5 Pferde und 42 Hunde sechs Wochen hindurch beherbergen und verköstigen. Die Konventualen selbst hielten sich 8 Windhunde zur Jagd und 14 Jagdhunde, deren Kost, Unterkunft und tägliche Bewegung der Hundeknecht Peter Zahler damals aufs genaueste geregelt hatte. Oft schickten Bayerns Herzöge ihre Hunde zur Fütterung und Aufzucht nach Tegernsee, wo sie sorgfältigste Behandlung genossen.

Die Verköstigung der Jäger durch das Kloster war genau festgesetzt. Jeden Freitag hatte der Mann Anspruch auf 4 Röheln, jeden Samstag auf eine Straube. In den Rauchmächten erhielt er 2 Maß Bier, 1 „leger

Käse und 2 g'ölln Brod“, außerdem für das Stück Wild 1 Maß Schuß- oder Fangbier. Von 1568—1579 lieferte Kloster Tegernsee zu den herzoglichen Jagden nach Warngau 92 Eimer Wein, 10 520 Brote und 88 Scheffel Haber. Daneben kam es für die Mahlzeiten beim dortigen Wirt und das Stallgeld auf, was weitere Auslagen in Höhe von 400 Gulden verursachte.

Von 1580—1718 überließ der Abt die Jagd am Gaisjager, unter Herzog Albrecht V. und Wilhelm V. auch die Ringbergjagd, dem Münchner Hof. Herzog Albrecht bevorzugte letztere, da die dichten Wälder reichen Wildstand bargen. Noch heute kann der zu Schloß Ringberg hinaufsteigende in Herzog Luitpolds prächtigem Naturpark manch stolzes Edelmild beobachten. Herzog Albrecht verlangte vom Abt die Schonung des Wildes, weshalb den Bauern unterjagt wurde, von der

Schusswaffe Gebrauch zu machen, wie sie dies bisher zum Schutz ihrer Felder getan. Nur ihre Hunde, die nach Größe und Kraft oft mit zwei Ellen langen Prügeln beschwert waren, durften sie auf die Schädlinge hezen. Mit den Jahren nahm aber das Wild, namentlich die Schweine, derart überhand, daß Wiesen und Felder verheert wurden, weshalb der Herzog auf dringende Bitten des Abtes den Wildbann aufhob. Die Gastfreundschaft der Klöster zu erwidern, wurden zu den Hofjagden in Grünwald die Äbte eingeladen.

Ludwig der Bärtige von Ingolstadt ging leidenschaftlich gern auf die Bärenhaz. Verstete einer dem Aufgebot hierzu nicht Folge, wurde ihm der Ofen eingebrochen. Da verwundete Bären leicht Menschen anfallen, hatte der Pfarrer mit dem Sakrament an der Haz teilzunehmen. Ihm gehörte die linke „Hand“ des erlegten Bären, während die rechte nebst



Auffahrt zu einer Prunkjagd in der Kurfürstenzeit  
(Nach einem Kupferstich von Ridinger)

dem Kopf der Herrschaft zu stand. Manche Fürsten hatten die Gepflogenheit, sich gegenseitig mit lebendigen Bären für Kampfsjagden zu beschenken. Bei einer solchen Veranstaltung, die 1690 zu Augsburg stattfand, hieb August der Starke, König von Polen, einem Bären mit zwei Hieben den Kopf ab.

Als Kaiser Leopold I. 1658 nach München kam, veranstaltete Kurfürst Ferdinand Maria ihm zu Ehren eine Hirschjagd in der Peralacher Heide, zu der der hohe Gast in seinem reich mit Gold verzierten und gestickten Leibwagen hinausfuhr. Unter Zelten und Laubhütten ward das Mittagmahl eingenommen. Von den 500 im Revier beschäftigten Hirschen wurden aber nur 100 zur Strecke gebracht, da dem Kaiser das Massenmorden des stolzen Wildes widerstrebte.

Schwerlich wäre der 1727 unter Kurfürst Karl Albrecht zu Nymphenburg veranstaltete Tierkampf nach seinem Geschmack gewesen, bei dem Hirsche und Damhirsche, an Gurten gehalten, in einen von Netzen abgesperrten Auslauf gesprengt und von den Kampfrittern, je nach der vorgeschriebenen Kampfesart, mit Armbrust, Lanze, Pistole oder Degen erlegt wurden. Für Hof und Heerpauer waren Pavillons, für das Publikum ein Amphitheater zum Zusehen errichtet worden. Kostbare Preise: eine große Jagdboxe aus orientalischem geslektem Stein, reich mit Gold verziert, eine goldene Repetieruhr, ein Spazierstock mit smaragd- und brillantbesetztem Goldknäuf erfreuten die Sieger.

Das 19. Jahrhundert räumte mit den barbarischen Tierkämpfen auf und ließ das edle Weidwerk in seine Rechte treten. Unter König Max I. kam die Hirschjagd in Tegernsee wieder in Flor. Auf der 1818 abgehaltenen ersten Jagd kamen 49 Stück Edelwild, darunter 19 Hirsche, zur Strecke, auf der zweiten, Anno 1820, wurden 116 Stück Edelwild, darunter 53 Hirsche erlegt. Am Königssee, wo König Max II. zwei Jagdhütten besaß, durften sich die Jäger manch romantischer Szene erfreuen. Die mit Hundengehekten Hirsche schwammen häufig durch den von Steilwänden umschlossenen Obersee, wo der königliche Jagdherr im Rahn ihrer harzte, oder sie wurden an dem Platz, wo sie ausstiegen, zur Strecke gebracht. So schoß der König 1853 vom Schiff aus zwei Zehrender, 1856 fünf starke Hirsche in der Fischunkel. Ein anmutiger Brauch der Sennerinnen war es, das erlegte Wild mit Alpenrausch und Bärenkraut zu bekränzen, und groß war ihre Freude, wenn König Max ihre Arbeit lobte und sich selbst einen Strauß auf den Hut stecken ließ.

Ausgezeichneten Rehfleisches durfte sich bis zum Jahr 1848 Münchens Umgebung, namentlich Allach, Grünwald und Schleißheim rühmen. 1845 wurden in freier Jagd in einem Bogen des Lochhamer Schlags 135 Rehe, darunter 100 Böcke erlegt. Auch das Werdenfeller Land war mit Edelmilch reich gesegnet, und so konnte sich ein passionierter Jäger wie General Baron von Zwenbrücken wohl die Wette erlauben, in achttägiger Wirsch 36 Böcke im Eberfinger Revier bei Weilheim zur Strecke zu bringen.

Unter dem delikaten Wildbret, das in

jenen Tagen auf die Hofstafel kam, galt Luchsbraten, im Geschmack seiner wie Rehfleisch, als besonderer Leckerbissen. König Max I., der häufig an Schwindel litt, schrieb dem Genuß dieses Wildbrets besondere Heilkräfte zu, weswegen Ettal 1819 den Auftrag erhielt, einen Luchs für die königliche Tafel zu liefern. Mancher Jäger unternahm es, das wegen seiner Blutgier und Tücke gefäßte Tier lebend im Eisen zu fangen. Durch eine gefällte junge Lanne wurde der Luchs auf den Boden gedrückt, unter unsäglicher Mühe die scharfbewehrten Pranken gefesselt und der heftig um sich schnappende Rachen durch einen Knebel unschädlich gemacht. Ein derart verwahrter Luchs wurde einmal von dem glücklichen Jäger in die Münchner Residenz gebracht, wo ihn König Max I. besah. Hofmarschall Marquis v. Montperny erschoss ihn hierauf in der Hoffküche.

Unter Kurfürst Max Emanuel, der den Biberfang jedem anderen Weidwerk vorzog, gehörten Biberchwänze und -füße zu den Delikatessen der Hofstafel. Bei schwerer unvermeidlicher Leibstrafe ward deshalb Anno 1685 jedem Fischer der Biberfang auf der Fjarstrecke von Landschut bis zur Donau verboten, weil hier der Kurfürst selbst sein Glück versuchen wollte. 1833 traten die Braunröcke so zahlreich an der Amper auf, daß am hellen Tag ein Pärchen von der Amperbrücke herunter abgeschossen werden konnte.

Den Tiergarten zu bereichern beschäftigte man sich, wie heute, so auch in alten Tagen mit dem Einfangen des Wildes. So wurden am 28. Juli 1727 auf der unter Kurfürst Karl Albrecht abgehaltenen Gensjagd bei Hohenjchwangau 7, am 30. Juli 16 Stück Gemsen gefangen und in den Nymphenburger Tiergarten verbracht. Große Mühe verurachte das Einfangen eines weißen Rehbockes bei Hohenjchwangau Anno 1783, wozu der kurfürstliche Meisterjäger Moosmüller unter Aufsicht anderer Jäger abgeordnet wurde. Drei Luchswagen waren von München nach dem Jagdgebiet gesandt worden, des seltenen Exemplars habhaft zu werden, das späterhin den Glanzpunkt des herzoglichen Wildparks bilden sollte.

\*

### St. Kathrein im Volksmund

Am Katharinentag (25. Nov.), sagt der Volksmund, muß der Müller die Räder stellen, sonst kommt in seiner Mühle einer ums Leben.

\*

### Züge bayerischer Tapferkeit

Während vom 5. bayerischen Infanterie-Regiment die Kompanie des Hauptmanns Secktrahner bei Weißenburg in großer Nähe sich mit Turkos beschoß, sprang mitten im Regeltregen ein Reservist namens Köhler, ein urkräftiger Brauer aus der Nähe Münchens, aus dem Gliede gegen den Feind, packte sich einen Turko am Genick, schleifte ihn herüber, und in riesiger Kraft mit einer Hand ihn schwebend hinhaltend, sagte

er lachend: „So, Herr Hauptmann, da haben's an Turkos!“ Es war der erste im Kampfe Gefangene dieser Sorte.

\*

### Bayerische Sprachvergleichung

Woher das Bayerische letzten Endes stammt, ist rätselhaft. Es scheinen indische Elemente und homerische Sprachreste, ebenso altrömische in ihm vorhanden zu sein. Oder klingt nicht der leichte bayrische Fluß „Sagnidiainia!“ wie Indisch aus dem Mahabharata? Ihren König heißen die Bayern einen Kini. Durch einen hervorragenden Sprachforscher ist nachgewiesen worden, daß dieser boarische Kini mit dem altrömischen König Tarquinius in gerader Linie verwandt ist: heißt es doch heute noch in geschärfter Aussprache „Tarkini“, also schnurgerade = Tarquinius! Infolgedessen fließt neben dem indischen und griechischen Blut noch römisches in den Bayern. Andere vermuten Verwandtschaft mit den Franzosen und mit den Engländern, worauf die Vorliebe für die Da-Laute deutet. Oder ist es nicht wie echtes Französisch, wenn der Bayer eine Vermutung mit den Worten äußert: „i moa scho a“? Und klingt es nicht noch französischer, wenn er jemand, der sich in seine Privatangelegenheiten einmischt, mit der energischen Abfuhr bedenkt: „Dös geht di an joisan!“? Wieder andere vermuten in den Bayern Italiener, so klangvoll und musikalisch ist ihre Sprache. Geht da z. B. ein junger Mann zum Hauptbahnhof in München und erzählt einem begegnenden Freund auf die Frage, wohin er denn eile: „Auf den Bahnhof“, sagt er. Seine Mutter müsse er abholen und seine Schwester und einen Bruder und einen Vetter: „dö (die) holiolio“. Der junge Mann will damit sagen: die hol' ich alle ab. So ist etwas vom Wohlklang Dantes im Bayrischen und das Bayrische geradezu eine internationale Sprache. Noch andere Sprachgelehrte sind der Meinung, daß im Bayrischen neben den indischen und italienischen Elementen arabische festzustellen seien. Wenn Du in einer Münchner Straße einen Mann siehst, mit dem Schrupper arbeitend, so wirft Du ihn, wissensdurstig wie Du bist, fragen, was er da mache. „Ramaduri“ wird er Dir entgegnen: „räumen tue ich“ will der Biedere sagen. Bernimmst Du da nicht die Klänge Arabiens? Gehen nicht die Düfte des blühendsten Orients um Deine Nüstern, wenn diese Wortmusik an Dein Ohr schlägt? Denkst Du nicht an den Ramajan?

Wieder andere Worte weisen deutlich nach Amerika, ins Altmexikanische. Ich erinnere nur an Kuaken = Kuhkette, die nur befriedigend erklärt werden können aus der Sprache der Inkas.

Zieh' den Hut ab und verbeuge dich! Die edelsten Völker und Sprachen der Welt geben sich im Bayerntum ein Stelldichlein.

\*

Mit freundlicher Genehmigung des Verlags H. Hugendubel, München, abgedruckt aus dem „Bayrischen ABC“. (Stehet auch Buchbesprechung.)

# Die Hofmark Penzingische Strittsach

Mitgeteilt von Dr. Thoma.

Philipp Graf von Arco war 1757 Inhaber der Hofmark Penzing. Er hatte einen Streit mit dem Wasserburgischen kurfürstlichen Gericht und nahm Rekurs zur kurfürstlichen Regierung in Burghausen, wovon eine „Unterthänigste Berichts Abschrift“ vorliegt. Es handelt sich darum, ob Penzing rechtlich eine „geschlossene Hofmark“ ist oder nur ein „Sitz“ (Edelsitz).

„Genedigtster Herr Herr!

Eben diesen Augenblickes liest mir der Wasserburgische Gerichts Both\* einen weiteren genedigtsten Befehl de dato 5. dieses (= Oktober) ab Summarischen Inhalts, das ich mit nur hierumb bey 3 Reichsthaller Straff Recepiße (= Empfangsbestätigung) ausstöhlen, sondern auch unter Commination (= Androhung) eines anderen Compelle (= beeile) bei derzwischen mir als Hofmarkhs-Inhabern zu Penzing, dann dero Pflegergerichts Kling in puncto turbato iurisdictionis (= in dem verworrenen Punkt der Rechtsprechung) dann ab redintegrande acta (= zur Wiederaufnahme der Akten) auf den 26. dieses Vorhabenter Commission aut in Persona, aut per mandatarium (= persönlich oder durch einen Beauftragten vertreten) gehorsambst erscheinen solle. Da nun bei einlieferung dieses ersteren genedigtsten Befehls alhier nit anwesent warn, so solle auch außer den letzteren Recepiße loco (= an Stelle der Empfangsbestätigung) hiermit sovill unterthänigst anerkennen, daß ich denen Hoch- und höchsten Justiz Diasteriis (= dicasteriis = Rechtsprüchen) in billichen zuemuehungen die schuldigste Parition (= Gehorsam) zulasten schon längstens erlehret. Ein solches auch bis anhero in der that selbstn jederzeit also gezaget habe. Das mir in gegenwart und wo die fatalia appellacionis ad instantiam supremam (= die unverschiebbaren letzten Termine zur Berufung an die höchste Stelle) ohnehin noch überflüssig in salvo (= unbeschadet) seint, unmöglich behgehen lassen kann, durch was fir ein Verschulden die in lezt mentionierter ausförttigung ungenedigst behgeruchten Commination (= Drohung) nebst den ad dandum Recepiße annectierten Bonae (= zur Aussteltung der Empfangsbestätigung angefügten Strafen) meriteret (= verdient) haben sollen. Und da nun würlhlichen in Begriff stehe. Contra sententiam incltyti Consilii incltyti (= gegen das Urteil des löblichen Gerichtshofes) meinen bestbegründeten Rekurs zu einem höchstlöblichen Revisorium zu nehmen, so habe anmit ein solches Eur Churfürstlichen Durchlaucht nicht nur gezimments insinuiren sondern auch der getrüsten Hoffnung gelesben wollen, das man in hoc puncto mich gleichwollen anderen allgemeinen Parthejen gleichhalten und wenigst bis zu auslauf den fatalien mit

weiteren Commission Resumptionen (= Geschäftsbeschlüssen) genedigst verschönen werden.

Schließlichen mues ich indeßen dahin gestehlet sein lassen, ob in dero Aufschrifft dier nemblichen letzteren Expedition (= Zustellung) das Prodicat: Geheimer Rat: von dero Canzley Verwandten mit fleiß oder nur aus Verstoß umgangen worden. Gleichmann sich alhier auch ganz außerordentlich befließen hat die Hofmark Penzing zu 3 mahlen und sogar mitls eines marginal-Behfagens in einen Sitz umbzutauffen. Das aber deme absolute nicht also, sondern Penzing wohl gar eine geschlossene Hofmark sehe, und bleibe, will ich zu Erspahrung weiteren Lesens und auffsuchens mit anschließig Geförtigten sohin allerdings authentischen Extract aus der bey gemeinen löbl. Landschafft in Bayern Canzley Oberlandts Vorhandtnen Landts Matricul belegt beynebens aber repetendo priora (= um auf den Vorgang zurückzukommen) auch in diesen letzteren puncten um eine fürdauernt genedigtste Remedur (= Abhilfe) instantissime (= inständigst) gebetten, dann mich solcher gestalten sub clausulis salutariibus quibuscumque (= unter jedwelcher rechtlichen Verwahrungformeln) zu durchgehents Justizgetheyllichen Bitts Erhör, auch firmwarent Churfürstl. höchsten Huld und Gnaden unterthänigst gehorsambst empfohlen haben.

An die Churf. hochlöbl. Regierung Burghausen.

München, den 21. Octobris a. 1757.

Von Philipp Graf v. Arco,

als Inhaber der Hofmark Penzing.

Dieser Rekurschrift des Grafen liegt der erwähnte Extract bei, der über die Vorbezügler und den Charakter der Hofmark Penzing Aufschluß gibt.

(Lands Matricul Fol. 1484.)

Penzing.

Vor Alters ein Sitz ist ein Schloßl, beschloßner Hofmark, soweit die Gründe sich erstrecken, Rentamts Burghausen, Gerichts Kling, alibi Wasserburg.

Gehört

1600 Hainrich von und zu Fliking zum Haag, Penzing, Sünzhausen, Krifferrn und Oberbürlen.

1615 Adam von Fliking.

1630 dessen Erben.

1639 Herr Franz Graf von Lodron.

1666 } dessen Erben.

1690 }

1691 Herr Luidobald Albrecht Josef Graf von Lodron.

1730 dessen Erben.

1737 }

1731 } Franz Josef Anton Graf von Lodron

Gestiegt 21. Oct. 1757.

Adam Conrad Häring. P.

1737—1757 Philipp Graf v. Arco.

## Aus der Geschichte der Wasserburger Bierbrauer

Daß das Bräuwesen der alten Stadt Wasserburg schon vor Jahren sich eines guten Rufes erfreute, mögen nachfolgende Verzeichnisse aus den Jahren 1819 und 1853 beleuchten:

Verzeichnis über sämtliches Sommerlagerbier der Wasserburger Bierbrauereien per 1852/53, aufgenommen in den damaligen sogenannten Bierkiesern am 28. und 29. April 1853:

1. Rottmoser Johann, 1480 Eimer, goldgelb — gut;
2. Wild Josef, 520 Eimer, goldgelb — gut;
3. Schneider Xaver, 1260 Eimer, lichtbraun — bitter;
4. Schmidramsl, 420 Eimer, lichtbraun — bitter;
5. Ponschab A., 4360 Eimer, zitronengelb — gut;
6. Graef A., 2800 Eimer, lichtbraun — jung;
7. Gerbl L., 2440 Eimer, zitroneng. — gut;
8. Stechl E., 3200 Eimer, lichtbraun — jung;
9. Enzinger Johann, 4400 Eimer, goldgelb — milde, gut;
10. Stechl Christoph, 3000 Eimer, lichtbraun, rein — etwas bitterlich;
11. Breitenbacher Georg, 900 Eimer, goldgelb, rein — gut;
12. Gahner Eise, 1551 Eimer, lichtbraun — gut;
13. Stöcher Georg, 1400 Eimer, zitronengelb, rein — etwas bitterlich;
14. Maier Bapt., 1944 Eimer, blaugelb — gut, rein, mild;
15. Kappeller Moriz, 2600 Eimer, lichtbraun — gut.

Anzeige bey der Bisadation der Merzenkeller von den hiesigen Brauereien 1819:

	Fässer	Eimer
1. Max Lenz	30	750
2. Georg Stecher	24	480
3. Georg Rosenlehner	19	513
4. Kristoph Stechl	44	880
5. Johann Lueglinger	33	825
6. Klement Stechl	32	1056
7. Martin Gerbl	40	960
8. Mathias Liebhart	7	210
9. Jakob Beer	19	301
10. Jakob Pfersch	32	960
11. Xaver Schneider	13	284
12. Franz Gahner	25	500
13. Franz Kammermayer	244	462
14. Adam Graef	40	1120
15. Ambros Rippl	23	598

Von einem Jahrgang aus der Brauerei Enzinger Johann heißt es in dem Gutachten des damaligen Bierkiesers: es ist ein „Bod“.

Auch aus dem Jahre 1655 liegt ein Dokument vor, in dem die Bezeichnung „Merzenpierre“ für das Edelerzeugnis „aines Handwerkhs der Bierpreu“ bereits vorkommt. Jedenfalls haben es unsere Vorfahren in Wasserburg nicht schlechter verstanden als unsere heutigen Bierbrauer, einen wohlsmekenden und auch wohlbekömmlichen Gerstenjaß herzustellen.

\* Bemerkung: dem Both zaht 10 kr.

# Straßenbezeichnungen innerhalb des Burgfriedens der Stadt Wasserburg

Von Dr. K. Gartenhof

(Fortsetzung)

42. **Im Hag:** Die Straße vom Heisererplatz zum Bahnhofplatz. Sie hieß bisher Krankenhausstraße. Die alte Bezeichnung „Hag“ bedeutet hier so viel wie Gehege oder Einhegung. Eine Stachmauer führte vom Notenturm zum Herfurtuerturm (früher Pfänderturm) und fing so das Gelände zwischen Stadtmauer, Stachmauer und Inn ein.

43. **Überfuhrstraße:** Straße vom „Hag“ zum Nábauerschen Anwesen am Inn. Straße, die zur Überfuhr, d. i. zur Fähre führt.

44. **Schopperstattweg:** Weg von der Überfuhrstraße bei Nábauer, an der Bahnhofsanlage entlang, dann zur Róbingenbergstraße emporksteigend. Im „Hag“ und westlich davon befanden sich ehemals den Inn entlang zahlreiche Schopperstätten. Die Schopper bauten die Pletten und Zillen für die Schifffahrt auf dem Inn. Die einzige noch bestehende Schopperstätte befindet sich jetzt in der Nähe des Exerzierplatzes, wo als letzter Schoppermeister Herr Nythamer tätig ist.

45. **Niedener Weg:** Weg von der Überfuhrstraße den Inn entlang nach Nieden.

46. **Samerweg:** Erste Abzweigung vom Schopperstattweg zum Inn. Die Bezeichnung hält die Erinnerung an den Handel mit Samrossen (Saumrossen) fest. Er wurde nicht nur in den Alpen, sondern auch im Vorland betrieben. Seine Gegenstände waren vor allem Salz und Getreide. Der Führer der Samrosse hieß Samer.

47. **Holzhofweg:** Zweite Abzweigung vom Schopperstattweg zum Inn. Er führt durch die Holzhöfe.

48. **Am Pulverturm:** Umgebung des Pulverturms.

49. **Pulverturmweg:** Weg westlich vom Pulverturm.

50. **Kanalweg:** Abzweigung vom Holzhofweg; der Weg führt bis zum Kanalauslauf in den Inn.

51. **Bahnhofplatz:** Platz zwischen der Straße Im Haag, Bahnhofstraße und Schopperstattweg. Eröffnung der Bahn 1902.

52. **Knoppermühlweg:** Weg vom Bahnhofplatz zur ehemaligen Knoppermühle. Die Knoppermühle wird auf alten Plänen kurz als „Sägmühle“ bezeichnet. Sie gehörte ursprünglich zum Spital und hieß Spitalmühle. Sie lag an einem jetzt eingefüllten Kanal, der vom Inn aus die Straße Am Hals mittels eines Stollens durchschneidet, das Schopperstattengelände durchzog, und wieder in den Inn mündete.

53. **Bahnhofstraße:** Sie führt vom Weberzipfel zum Bahnhofplatz. Erst ein schmaler Weg, 1906 erweitert.

54. **Am Hals:** Von der Straßengabelung Auf der Bürg und Neustraße bis zur Straßengabelung Münchener Straße und

Róbingenbergstraße. Die Straße läuft auf einem hohen künstlich aufgeworfenen Damm über den „Hals“, der die Halbinsel, auf der die Stadt liegt, mit dem Róbingenberg verbindet. Der Hals ist an seiner schmalsten Stelle ungefähr 250 Meter breit und war früher kaum halb so breit.

55. **Münchener Straße:** Die neue Staatsstraße vom Hals bis zur Gemeindegrenze.

56. **Róbingenbergstraße:** Die alte Staatsstraße vom Hals bis zur Gemeindegrenze. Benannt nach dem Róbingenberg, über den sie emporführt.

57. **Unter der Schanz:** Fußweg vom Hals zum Niedener Weg. Benannt nach dem Schanzentwurf, das sich als Vorbefestigung der Stadt auf dem Róbingenberg ausdehnte.

58. **Burgweg:** Steig vom Westende des Weberzipfels zur Bürg.

59. **Burgau:** Das Gelände rechts und links der alten Staatsstraße auf der Höhe des Róbingenberges. Als Flur, auf der sich die Vorbefestigungen befanden, gehörte es ursprünglich wohl zur Burg.

60. **Schiffmühlenweg:** Weg an der Nordseite des Krankenhausgartens. Noch im 16. Jahrhundert floß der Inn so nah am Friedhof vorüber, daß in der Gegend des jetzigen Krankenhauses Schiffmühlen, d. i. Schiffe, in die Mühlen eingebaut waren, lagen. Die Wegbezeichnung hält die Erinnerung an diese Tatsache fest.

61. **Bahnhofweg:** Verbindungsweg zwischen Hinter den Mauern und Im Hag.

62. **In der Landschaft:** Die Umgebung des Gasthauses „Zur Landschaft“.

63. **Allwangedurchgang:** Durchgang von der Herrengasse zur Färbergasse. Benannt nach der Familie Allwang, die am Eingang zum Durchgang in der Herrengasse ein Haus besaß. Früher hieß der Durchgang Gräßdurchgang.

## II. Rechts des Inns.

1. **Salzburger Straße:** Die Staatsstraße von der Brücke bis zur Gemeindegrenze. Die Münchener Straße bzw. die Straße in der Burgau, die Róbingenbergstraße, die Straße Am Hals, die Straße Auf der Bürg, die Schmiedzeile, der Westteil des Marienplatzes, die Innbrücke und die Salzburger Straße sind Teile der alten Salzstraße von Salzburg bzw. Reichenhall nach München und Augsburg.

2. **Kellerstraße:** Straße, von der Salzburger Straße abzweigend, zwischen Inn und Bruckbräukeller. Hier befanden sich um die Mitte des 19. Jahrhunderts nicht weniger als neun Sommerkeller.

3. **Brunnhäusweg:** Steig von der Kellerstraße zum Kellerbergweg. Benannt nach dem Brunnhäusl, das sich im Besitz der Stadt befindet. Seit 1536 führte vom Brunnhäusl eine Wasserleitung zum Schloß.

4. **Kellerbergweg:** Abkürzender Verbindungsweg von der Salzburger Straße zur Salzburger Straße auf der Höhe des Kellerberges. Benannt nach den Bierkellern, die in dem Hang des Berges angelegt sind.

5. **St.-Achatz-Straße:** Aufgelassene Staatsstraße von der Salzburger Straße beim Schülerheim und der St.-Achatz-Kirche bis zur Salzburger Straße. Benannt nach der Kirche St. Achatz.

6. **Am Burgstall:** Umgebung des Anwesens in der Nähe der Abzweigung des Bachmehringers Weges von der St.-Achatz-Straße. Benannt nach dem Burgstall (Burgstall = kleine Burganlage), der sich in ältester Zeit auf dem Magdalenenberg erhob und Geierburg geheißen haben soll.

7. **Bräuwinkelbergweg:** Fußweg vom Kellerbergweg zur St.-Achatz-Straße. Benannt nach dem Bräuwinkelberg, über den der Weg hinaufzieht und dessen Wiesen größtenteils seit alter Zeit zum „Bräu im Winkel“ am Marienplatz gehören.

8. **Schleifer-Degen-Weg:** Steig von der Salzburger Straße oberhalb des Wuhrschwimmbades zur Rosakinde auf dem Magdalenenberg. Benannt nach dem Wasserburger Schleifer Degen, der sich im Dezember 1705 an dem Aufstand der Bauern aus dem Pflegegericht Kling gegen die Österreicher führend beteiligte, nach der Niedermetzelung der Bauern am Magdalenenberg gefangen und von den Österreichern verschleppt und wahrscheinlich hingerichtet wurde.

9. **Tiefgasse:** Weg von der Salzburger Straße zum Burgstall. Nach der östlichen Beschaffenheit benannt.

10. **Weifertshamer Weg:** Weg, abzweigend von der St.-Achatz-Straße, nach Weifertsham.

11. **An der Straß:** Teil der Salzburger Straße, von der Einmündung des Kellerbergweges bis zur Gemeindegrenze.

12. **Penzinger Straße:** Straße von der Salzburger Straße nach Penzing.

13. **Neudecker Straße:** Straße von der Penzinger Straße nach Neudeck.

14. **Innere Lohe:** Anwesen mit Umgebung nördlich der Salzburger Straße beim städt. Torfwerk. Lohe = Wald.

15. **Äußere Lohe:** Anwesen mit Umgebung westlich der Penzinger Straße an der Gemeindegrenze.

16. **Rosenheimer Straße:** Sie zweigt bei der Innbrücke von der Salzburger Straße ab und reicht bis zur Gemeindegrenze.

17. **Bleicherweg:** Fußweg von der Rosenheimer Straße zum Steinmühlweg. Benannt nach den Bleichwiesen, an denen er vorüberführt.

18. **An der Bleiche:** Weg vom Bleicherweg zur Salzburger Straße.

19. **Angerweg:** Weg vom Stauweiher bei der Steinmühle zur Salzburger Straße.

(Fortsetzung folgt.)

# Zwei Nikolauskirchen

Mit Künstlerzeichnungen von Aug. Böhm

## Die Nikolauspfarrkirche in Bad Reichenhall

Die Bürger Reichenhalls, die dem heiligen Nikolaus eine Kirche bauen wollten, wandten sich im Jahre 1181 an den Erzbischof Adalbert von Salzburg mit der Bitte, er möge die Erlaubnis zum Bauen geben. Der Erzbischof knüpfte an die Genehmigung die Bedingung, daß diese Kirche eine Filiale des Münsters St. Zeno bleibe. Zur Erbauung der Kirche schenkte der Presbyter Heinrich und sein Bruder ein Grundstück. Als der genannte Erzbischof 1196 die Stadt durch Brand zerstörte, wurde auch St. Nikolaus in Mitleidenschaft gezogen. Da man annehmen darf, daß die 1181 erbaute Kirche mit dem Gewölbebau identisch ist, den wir heute noch im Kerne vor uns sehen, so wird der Brand höchst wahrscheinlich nur den Dachstuhl und die innere Einrichtung beschädigt haben. Die Kirche blieb bis 1804 Filialkirche. Bis 1399, als eine tägliche Messe gestiftet wurde, war nur einmal in der Woche Gottesdienst. Bei dem großen Stadtbrande 1515 wurde die Kirche beschädigt, aber nach sieben Jahren war sie wieder hergestellt. Im 15. oder 16. Jahrhundert wurden die Emporen über den Seitenschiffen bis zum Westende fortgeführt und in der Längsachse ein Westturm vorgelegt. Aus dem Gutachten der Bauinspektion an den Magistrat aus dem Jahre 1851 ergibt sich, daß damals die Pfeiler und Säulen derart geschwächt waren, „daß man nur staunen muß, wie nicht schon lange der Einsturz erfolgt ist!“

Aber erst im November 1860 begann nach den Plänen und unter Leitung des

Baubeamten Capeller die Restauration und Erweiterung. Hierbei ging es nicht ohne Unfall zu. In der Nacht vom 17. auf den 18. Mai 1862 fielen zwei Gewölbe ein. Zwei Jahre darauf war die Restauration beendet, die Ornamentale Ausmalung erfolgte aber erst in den Jahren 1893/94. Die gewölbte romanische Basilika wurde in diesen Jahren nach dem Abbruch des Turmes westlich um ein fünftes schmaleres Joche mit der West-Empore erweitert, und die nördliche Apsis neu erbaut. Die Wirkung des Innern erfuhr eine Steigerung durch die treffliche Ausmalung und die Fresken des Malerpoeten Moritz von Schwind.

Wenn auch das Äußere mit dem neuen Westturm ganz modernisiert ist, so trägt die Hauptapsis doch noch den alten Zahnschnitt und die südliche Apsis den reichen romanischen Bogenfries mit den bartlosen Menschenköpfen und den Löwenköpfen. Die Inneneinrichtung gehört der Neuzeit an.

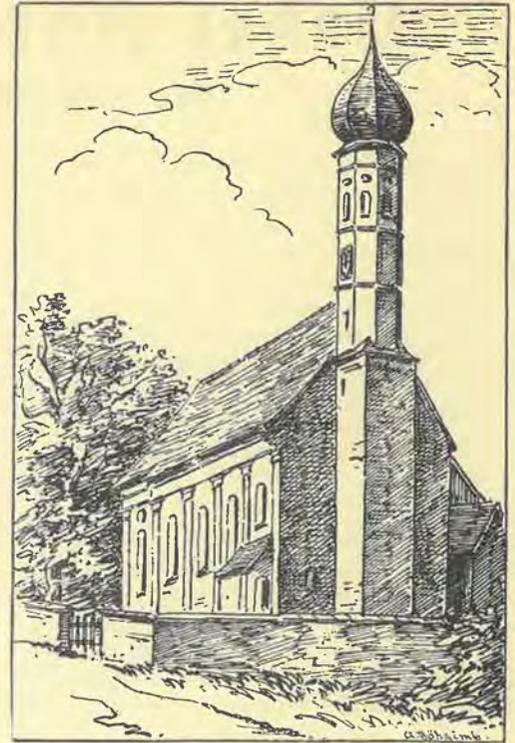
\*

## Die Pfarrkirche St. Nikolaus in Peiß

An der Bahnstrecke München-Ostbahnhof nach der Kreuzstraße liegt, von grünen Hügeln umgeben, das freundliche Pfarrdorf Peiß mit einer hübschen und interessanten Kirche aus der Mitte des 17. Jahrhunderts.

Nach dem 30jährigen Kriege erwachte bei uns die Baukunst allmählich wieder und mit dem Beginn des Barockstiles um 1670 wurde die neue Geschmacksrichtung angebahnt; doch hielt man in kleineren Kirchen auf dem Lande noch länger an der Renaissance fest. In dieser Hinsicht ist die Kirche in Peiß, wo die Ausstattung aus der Erbauungszeit völlig einheitlich und gut erhalten ist, ein interessantes Beispiel. Der Hochaltar zeigt einen Renaissance-Typus einfacherer Art, stark beeinflusst vom vorbildlichen Hochaltar der Michaelskirche in München. Die lebensgroße Hauptfigur St. Nikolaus, der Kirchenpatron, ist eine vorzügliche Arbeit aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts, während die Seitenfiguren St. Ulrich, St. Martin sowie Gott Vater im oberen Teil des Altares aus der Erbauungszeit, Mitte des 17. Jahrhunderts, stammen.

Besondere Beachtung verdienen von den alten Holzskulpturen außerdem noch Christus und die 11 Apostel an der Emporenbrüstung aus der Zeit um 1425. Der zwölfte Apostel Andreas ist eine Ergänzung des 17. Jahrhunderts. Die Kirche ist durch Pilaster schön gegliedert und weist auch im Äußeren eine einfache Pilasterarchitektur auf. Der schlanke Kuppelturm ist im unteren Teil viereckig, im oberen achteckig, und an der Westseite der Kirche vorgebaut. Außen an der Südseite sehen wir eine Marmortafel mit Wappen aus dem Jahre 1512.



St. Nikolauspfarrkirche in Peiß

## Tölzer Flößer in den Türkenkriegen

Daß die Verkehrsmittel und Wege damals nicht so vollendet und vielseitig waren, wie wir sie heutzutage haben und sie noch fortwährend zu verbessern und zu vergrößern suchen, ist klar und begreiflich.

Es vollzogen sich eben die Kriegsjahrten auf dem Wasserweg, und so erließ Kurfürst Max Emanuel bei seinen Feldzügen nach Ungarn, sowohl im Jahre 1686 als auch schon früher, einen Aufruf an alle Anwohner der Alpenströme, mit ihren Fahrzeugen an die Sammelstellen zu kommen, welche längs der bayerischen Donau errichtet waren, und von wo aus Truppen mit Geschützen, Munition, Proviant und Gerätschaften auf den Kriegsschauplatz gebracht wurden. Am 15. April obengenannten Jahres kam an den Markt Tölz der Befehl, 90 Flößer bereitzustellen zum Transport des bayerischen Hilfsheeres. Dazu wurden von dem damaligen Pfleger Wolf Neupaur auf Thannbach 35 Tölzer und 55 von der Bauernschaft bestimmt, alles mit dem Wasser wohlvertraute und jeder Gefahr gewachsene Fisarwinkler. Ohne jegliche Gefahr und Unfall kamen die Tölzer im Ofener Lager an und zogen bald darauf mit in die eroberte Festung ein.

Dieser große Sieg wurde auch in Tölz gefeiert, wo der Rat unter dem heiligen Baum ein großes Festmahl gab, bei dem Vittoria mit dem „Doppelhaken“ geschossen wurde!

\*



Nikolauspfarrkirche in Bad Reichenhall

# Ueber Karl Spitzwegs Abstammung

Ein Stück Allacher Heimatgeschichte. Von Franz Schaeble, Dießen

Es war 1893. Die damalige Maifeier des Münchener Ludwigsgymnasiums, die in der Tonhalle stattfand, wich von der alljährlich gewohnten Schablone merklich ab. Aus dem Programm prägte sich vor allem ein Schülervortrag dem Gedächtnis dauernd ein: die Forumshzene in Shakespeares Julius Cäsar. Der 19jährige Oberkläfpler, der durch sehr bewegliche Ausnützung des Podiums, durch gewandten Wechsel seiner Stimmregister und die unbekümmerte Verwendung einer leidenschaftlichen Gebärden- und Mienensprache bei den zahlreichen Gästen berechtigtes Aufsehen erregte und rauschenden Beifall erzielte, wurde wenige Monate später von dem ersten Liebhaber der Münchener Hofbühne, unserm unvergeßlichen Lützenkirchen, zur Ausbildung übernommen. Als Herzogl. Sächs. Hofschauspieler und gereifter Charakterdarsteller kehrte er später noch einmal in seine Vaterstadt München zurück zu kurzem Gastspiel. Dann ging er rasch und gänzlich unerwartet für immer ab von der Bühne der Welt, die er so heiß geliebt hatte.

Karl Spitzweg — so war sein Name — machte noch vor seinem Ableben (1918) einen Ausflug auf der pappelgesäumten, erinnerungsreichen Landstraße, die die Hauptstadt mit dem Ammersee verbindet. In der Mitte des Dörfchens Unterpfaffenhofen breitet sich ein friedlicher Entenweiher. Darin spiegelt, wie schon vor Jahrhunderten, der verwitternde Sattelturm der Kirche und der Schmiede glühroter Schein. Daneben grüßt uns einladend und behäbig die fensterreiche Stirnseite des Gasthauses „Zur Post“. Im Geviert um einen stattlichen Hof geschlossen, spricht dieses Haus mit den hellen weißen Mauern und den freundlichen, grünen Fensterladen noch jetzt die trauliche Sprache einer stilleren, dampflosen, autofernen Vergangenheit. Hier saßen einstmals in Ehren und Ansehen als wohlbestallte Posthalter die Ururgroßeltern unseres Karl, von denen auch sein Onkel, der berühmte gleichnamige Maler deutscher Kleinstadtpoesie, seine Abstammung herleitet. Die Absicht des Spätgeborenen, die Stätte durch eine Gedenktafel auch dem Aneingeweihten näherzubringen, wurde durch den frühen Tod durchkreuzt.

Ob einer der beiden helläugigen Künstler wohl Näheres darum wußte, daß unsere Kenntnis über die Herkunft ihres Geschlechtes weit über die Zeit der Posthalterei zurückreicht? Kaum! Der „von des Gedankens Blässe“ gar wenig angekränkelte Schauspieler jedenfalls sicher nicht. Schon 1364, für eine bürgerliche Familie als ungewöhnlich früh, begegnet uns sein vertrauter Name in der Person eines „Heinrich des Spitzweges“ auf einer Urkunde des Klosters Indersdorf als Siegelzeuge. Hieran reihen sich zeitlich Klosterakten von Fürstenfeld, die uns 1478 mit einem Bierbrauer zu Bruck

und einem Müller zu Alling bekanntmachen. Beider Schreibart „Spitzbed“ führt zu neuen Erkenntnissen. Die Urahnen in grauer Vorzeit waren Bäcker, und zwar aller Wahrscheinlichkeit nach in Bruck. Sie lieferten ihren Mitbürgern auf den Frühstückstisch die Spitzbrote oder, wie die heimische Mundart lautet, die Kipferln. Die Richtigkeit solcher Deutung wird einwandfrei bestätigt durch ein trefflich ausgeführtes, figurenreiches Bottinggemälde, das der „erbar und firmene Schwaiger Conrat Spitzwögg zue Posaczriet (= Fürstenried) vor 1602 in die Kirche zu Neuried bei Planegg gestiftet hat. Sein beigemaltes Wappenschild enthält einen Brotwecken. Dieser Sachverhalt war auch dem großen Maler nicht fremd, der seine Bilder mit der gleichen Form, einer Rauten zu signieren pflegte.

Der genannte Konrad freilich hatte mit bürgerlichem Teigneten nichts mehr zu tun. Sein eigener, vom Vater und Großvater ererbter Beruf entsprach vielmehr trefflich dem Weidecharakter der humusarmen Münchener Ebene. Er war nämlich Schafzüchter, ein Erwerbszweig, der damals in größten Ausmaßen betrieben wurde. Standen doch zu Schleißheim an 10 000 Exemplare der wolligen Ware in Kost. Schon 1497 hatte „Cunz der Spitzbed von Alling“, „die Anödt und Schäfferey Poschetsried“ erworben und andere blutsverwandte Namensvettern betätigten sich gleicherweise auf der Schwaige Freiham. Es erübrigt sich, die vielen einzelnen Glieder der Spitzwegstippe namhaft zu machen, die auf den Dörfern um München im 16. und 17. Jahrhundert Fuß faßten. Sie sind ersichtlich aus den Pfarrbüchern von Aubing, Puchheim, Gauting, Lochhausen, Gräsfelting, Föhning und anderweitig. Auch die Stadtarchive in München und Wasserburg geben Aufschlüsse. Ja, bis zum Lechrain (Apfeldorf, Wessobrunn, Peiting) dehnt sich das Feld der Betrachtung.

Es ist nur ein kleinerer Kreis, dem unsere Aufmerksamkeit gebührt. Welche Persönlichkeiten lassen sich mit untrüglicher Sicherheit in gerader Linie als Vorfahren des Meisters ansprechen, dessen Geschwisterkinder noch heute in den Adreßbüchern von München, Landshut und Ottingen verzeichnet stehen? An der Spitze der lückenlos durchführbaren Stammtafel steht Wolf Spitzweg, Besitzer der Taserne zu Allach, der 1563 das Zapfenrecht innehatte auf Wein und Bier, dazu die Konzession für Tanz und Hochzeiten. Wo demnach die moorbraune vielgewundene Würm sich abwendet von der langgestreckten Straßenzelle der Bauernhäuser, um der wiesengrünen Dachauer Torfheide an Wasser abzugeben, was ihr nach der Schmälerung durch den Schloßkanal noch verblieben, da stehen wir laut Urkundenausweis vor dem Heim, wo

Spitzwegs Ahnen im 16. Jahrhundert hausten. Auf den Wirt Wolf folgt der Sohn Hans, auf ihn wieder ein Georg und dann im vierten Grad der Fortpflanzung Mathias, der durch Heirat mit der Witwe Maria Hofmillerin 1695 in die Postwirtschaft Unterpfaffenhofen überstiedelt. Seine zweite Gattin, Magdalena Huber, eine Dachauer Fleischerstochter, wurde zur Stammutter eines neuen, des Unterpfaffenhofener Familienastes.

Zu besonderer Bedeutung gelangte im neuen Heim späterhin der Urenkel Simon (1776—1828). Dieser überließ dem jüngeren Bruder das elterliche Anwesen und verschaffte sich als Kaufmann solches Ansehen, daß man ihn in den Landtag wählte. In seiner Behausung zu München, an der Eisenmannstraße, wurde ihm 1808 eben jener Sohn „Carl“ geboren, dessen Ruhm späterhin dem Namen Spitzweg einen ungeahnten, weltumspannenden Klang verleihen sollte. Das Familiengrab auf dem alten südlichen Friedhof nennt uns noch zwei Brüder Carls, den abenteuerlustigen Simon, der 24jährig in Kairo starb, und den Hofmusikalienverleger Eduard (1811—84). Dessen Sohn Eugen (1840—1914) war enge befreundet mit Hans v. Bülow, er stand in Geschäftsverbindungen mit Lachner, Rheinberger, Max Reger und kann als Entdecker von Richard Strauß gelten.

Daß Zweige der alten Sippe, auch in früheren Zeiten schon, über den rein dörflichen, bäuerlichen Rahmen hinaus da und dort eine gehobene gesellschaftliche Rolle gespielt haben, mag kurz erwähnt sein. So bildete sich ein Sohn des Brucker Brauers Christoforus Sp. (um 1560) auf den Hochschulen zu Ingolstadt und Leipzig zum Musik- und Lateinlehrer aus, und Sprößlinge der Allacher Familie wirkten 100 Jahre später als kurfürstliche Beamte in Kelheim, wo ihr Andenken noch durch marmorne, wappengezierte Grabsteine wahrgenommen ist.

Diesen „Ehrbaren, Gestrungen“ verdankt jedoch unser großer Münchener Meister weniger an Bluts- und Wesenserbschaft als vielleicht der phantasiebegabten, sinnig-beschaulichen, naturverliebten Lebensart der Schäfer oder der auf Beobachtung, Menschenkenntnis und spähhafte Rederei eingestellten der Herbergswirte. Jedenfalls beweist seine Ahnenreihe eines klar: Karl Spitzweg war in allen Fasern seiner Wesenheit ein von Urbeginn her unerfälschter, reinrassiger Altbayer. Darin gleicht er seinen Kunstgenossen Lenbach und Stuck, auch dem fachverwandten Gabriel v. Seidl.

Da bleibt nun eins, was zum Nachdenken stimmen möchte. Wir treffen unter den Vorfahren solcher ruhmgekrönten Kulturträger überwiegend Durchschnittstypen aus dem Volk, als: Bäcker, Bauern, Müller, Maurermeister, darunter auch gelegentlich biedere Beamte und städtisch bürgerliche

Geschäftsleute. Dagegen enthält die an Ziffern überreiche Liste ihrer Vorgeschlechter durchaus nichts von ihresgleichen im höheren Sinne, von Führernaturen im menschlichen Kulturleben. Wollte also ein Volkswirtschaftler den Züchtungsgedanken Nietzsche aufgreifen, um in planvoller Kreuzung den höheren Typus eines Übermenschen zu schaffen, so könnte er sich wohl auf Familien wie die Quaglios oder Kaulbachs oder gar Sebastian Bachs berufen, in denen die Natur sozusagen Künstler en gros zum Vorschein brachte. Aber Stammbäume wie der Epizwegs würden widersprechen. Hier tritt im Enkel mit einem Male ganz elementar die göttliche Urkraft zutage, dem Quell vergleichbar, der seit Ewigkeiten in verborgenen Tiefen ahnungsvoll dahinrauscht, um nach einem meteorgleichen, leuchtenden Eintagssein wieder zurückzuversinken in den mütterlichen Schoß der Allumfasserin Erde.

## Heimatbücher

### Bücher für den Weihnachtstisch.

**Sof. Weigert, Untergang der Dorfkultur.** 2. A. Verlag Knorr und Hirth, München. Steif geb. 2.70 RM. — Daß das Werk des bekannten Pfarrherrn und geistigen Führers des Volkstums innerhalb weniger Wochen die zweite Auflage erleben konnte, beweist seinen Wert, auf den wir später noch zu sprechen kommen werden.

**Oberbayerische Volkslieder.** Herausgegeben mit Unterstützung der Deutschen Akademie und des Deutschen Volksliederarchivs von Kurt Huber und Paul Riem. Vorpruch von Alexander von Müllern. Mit 15 Bildern von Eduard Thöny, Noten und Lautenbegleitung (Verlag Knorr und Hirth G. m. b. H., München). Preis kartoniert RM. 2.60. — Auch dieses grundlegende Werk, das in keiner Bibliothek eines Heimatkundlers fehlen soll, wird noch ausführlich zu besprechen sein.

**Münchens Vorzeit.** Von Dr. Heinrich Geidel. 120 Seiten mit 51 Bildern auf Tafeln und einer mehrfarbigen Übersichtskarte. (Kultur und Geschichte. Freie Schriftenfolge des Stadarchivs München, Herausg. Dr. Pius Dirr) Verlag Knorr und Hirth G. m. b. H., München. Geh. RM. 4.50, Leinen RM. 5.70. — Zum ersten Male wird hier eine allgemein verständliche Darstellung der Vor- und Frühgeschichte der Landeshauptstadt und ihrer Umgebung, damit aber auch unserer Heimat überhaupt, gegeben. Auch dieses vorbildliche Werk wird noch näher gewürdigt.

Ein echtes, rechtes Heimatbuch! „Das Bayerische ABC und allerhand lustige Geschichten“, das O. Mausser im Verlag G. Hugen-dubel herausgab. Vielleicht im Anknüpfen an Sepp Schluiferers satirische Ethnographie von Tirol „Fern von Europa“, vielleicht auch aus eigenem Antrieb. Denn solche Bücher liegen in der Luft und sie sind wertvoll zur Kenntnis des Charakters eines Volkes. Die Intimitäten des Humors zeigen dem Bayern wie dem Nichtbayer in diesem lustigen Sprach- und Lesebüchlein den kernigen Volksstamm, der die Dinge beim Namen nennt, wie sie der Bodenständige schätzt. Außerdem macht er mit dem bayerischen Dialekt bekannt. Die besten Namen sind vertreten in Wort und Bild: U. a. die bayerischen Heimatdichter: Dreher, Dreger, Franz, D. M. Graf, Kohhaas, F. Kreis, Fritz Müller, Partenküchen, C. Stemplinger, Strobl, R. Valentin, Weiß Ferdl, um nur einige zu nennen, und von den Künstlern der 100 Originalzeichnungen A. Bischof, M. Krembach, A.

## Im Advent

Zu Beginn des vorigen Jahrhunderts war es in München und wohl auch in anderen Städten Brauch, daß in der letzten Adventswoche zwei arme Leute, Mann und Frau, in die Bürgerhäuser kamen und die schier lebensgroßen, malerisch bunt gekleideten Figuren des Herbergsuchenden heiligen Paars wie große Puppen an den Familientisch setzten. Diese 2 Figuren wurden dann gleichsam als liebe Gäste bewirtet, die Speisen verzehrten die zwei Lebendigen natürlich. Die Bürgerfamilie las inzwischen das Evangelium der Herbergsuche. Reich beschenkt, zogen die Armen schließlich wieder heim.

In der Ammerseegegend wurden am Nikolaustag die Patenkinder am reichsten beschenkt. Hausierer trugen nämlich geschnitzte Spielwaren im ganzen Gäu herum. Die Bescherung am heiligen Abend kam erst im vorigen Jahrhundert allgemein auf.

Um den Luzientanz, 13. Dezember, dürfen sich die Kinder abends nicht mehr auf der Straße blicken lassen. Die Luzier geht um. Sie schneidet den Kindern den Bauch auf und füllt ihn mit glühenden Kieselsteinen. Böse Kinder schreckt man in der Landshuter Gegend auch dadurch, daß

Roeseler, H. Stockmann und C. Storch. Erwähnen wir noch, daß ein Wörterverzeichnis bayerische Spezialausdrücke ins „Norddeutsche“ übersezt und das kartonierte Werk nur 4 RM. kostet — dann wird es auf dem Weihnachtstisch des Heimatkundlers sicherlich nicht fehlen.

Mitterwieser Dr. Alois, Geschichte der Fronleichnamsprozession in Bayern. 108 Seiten Text und 52 Bildtafeln. Verlag Knorr & Hirth, München, 1930. Preis: 4.90 RM., in Leinen gebunden 6.40 RM.

In den meisten seiner bisher erschienenen Werke hat sich der verdiente altbayerische Kulturhistoriker, Dr. Alois Mitterwieser, der Ortsgeichtsforschung zugewandt; in dem soeben vom Verlag Knorr & Hirth in einfachem, aber gebiegem Gewande herausgegebenen Buche hat der Verfasser das Ergebnis seiner Forschung über die Entstehung und Entwicklung einer kirchlichen Einrichtung niedergelegt: die Geschichte der Fronleichnamsprozession in Bayern.

In einem einleitenden Kapitel (I. Einführung und Spätmittelalter) geht Mitterwieser von dem jüngsten Hochfeste der katholischen Kirche, dem Fronleichnamsfeste, aus, das Papst Urban IV., ein Niederländer, 1264 durch die Bulle Transiurus de hoc munde eingeführt hat. Im Anschluß hieran ist, wie Mitterwieser gefunden hat, später die Fronleichnamsprozession entstanden, vorbereitet und begleitet durch andere Einrichtungen, wie Donnerstagsprozessionen und Verzehrgangstiftungen. Hervorgehoben seien insbesondere die zahlreichen Belege Mitterwiesers für die Einführung der Prozession lange vor der Reformation: am frühesten scheint die Prozession wohl in Augsburg üblich gewesen zu sein (um 1305, vgl. Seite 11 f.). In Würzburg findet Mitterwieser 1381 Bestimmungen über die Prozession, bald folgt Eichstätt, Bamberg (1390), Freising (anscheinend erstmals 1407). Einen Höhepunkt der Entwick-

lung stellt das Spätmittelalter dar. Im 2. Kapitel wird der Einfluß der Reformationszeit veranschaulicht, im 3. Kapitel der Aufschwung des katholischen Lebens und damit auch der Fronleichnamsprozession in der Zeit der Gegenreformation. Die folgenden zwei Kapitel führen in die Barock- und Rokokozeit, wo die Prozession einen ungemein fördernden Einfluß auf die bildende Kunst ausgeübt hat. Zahlreiche Abbildungen, die das Werk Mitterwiesers schmücken, legen davon ein Zeugnis ab; daß aus dem reichen Material nur eine Auswahl gebracht werden konnte, ist jedem klar, der z. B. nur die zahlreichen Bildstöcke aus dem Frankenlande kennt, die gerade zu einem Wahrzeichen des Grabfeldganges geworden sind. Das letzte Kapitel behandelt die Zeit der Aufklärung, die hier die gleich unglückliche Entwicklung hervorgerufen hat, die wir auf dem Gebiete der Krippenkunst in Mitterwiesers Geschichte der Weihnachtsskrippe in Mittbayern (Selbstverlag 1927, Preis 60 Pf.) kennengelernt haben.

Auch manch wertvolle, allgemein kirchengeschichtliche Bemerkungen gehen in dem Buche nebenher; Ausblicke auf die Entwicklung außerhalb Bayerns vervollständigen das Bild der Fronleichnamsprozession im Wandel der Jahrhunderte. Nicht nur der Geisteslichkeit, die sich wohl in erster Linie für den Gegenstand interessieren wird, sondern auch jedem aus dem Volke ist ein prächtiges Buch gewidmet für die Feierstunde.

\*

Am Nikolaustag erhielten die Schifferkinder in Laufen den sog. „Nikolergarten“, einen Vorläufer unseres Christbaumes. Der Garten wurde von den Eltern selbst gefertigt. Ein rechteckiges, grünangestrichenes Brett wurde mit Sand bestreut und dann mit Tannenreisern bedeckt. In der Mitte stand aus Papier gefertigt der Nikolo, um ihn herum lagen Äpfel, Nüsse, Kleben und Feigen. Vor dem Garten brannte man kleine Wachskerzen.

\*

Man vor der Zimmertür Messer weßt und sagt, die Luzier stehe schon draußen. — Die Ähnlichkeit mit dem kinderschreckenden „schwarzen“ Nikolaus ist deutlich erkennbar.

Carl Bourier.

**Bayerischer Volks- und Hauskalender 1931.** Verlag des Literar. Instituts von Haas & Graher in Augsburg. Preis 70 Pf. Als einer der schönsten und besten der gesamten Kalenderliteratur präsentiert sich der „Bayerische Volks- und Hauskalender“ wie bisher auch in seiner neuen Ausgabe. Er ist in jeder Hinsicht seiner Tradition treugeblieben und bietet,

vorzüglich und reich illustriert, in seltener Vielfaltigkeit eine Fülle gediegener, wertvollen Stoffes in bester künstlerischer Aufmachung. Der Preis von 70 Pf. ist im Verhältnis zum Gebotenen erstaunlich billig.

Drei neue Gedichtgaben von Joh. Haindl. Prälat Joh. Haindl, ein geborener Biederer, stets im Altbayerischen tätig und jetzt in Egern am Tegernsee wirkend, liebt die Heimat. Sie ist ihm die Quelle seiner Kunst, die ihm stets frisch entgegenströmt. Ein Büchlein von ihm gehört auf den Weihnachtstisch jedes wahren Freundes der Heimat innerhalb der weiß-blauen Grenzpfähle. Im vorigen Jahre erschienen die *Kienjpane* (Leimengeb. nur 3 Mk. im Heimatbücherverlag Müller und Königer, München-Bad Reichenhall), seine letzten gesammelten Erzählungen. In diesem Jahre legt er gleich drei Dichtergaben auf den Tisch. *Madronklänge*, schon einmal herausgegeben und noch künstlerisch gefeilt. (Verlag Uhl-schmid, Rottach am Tegernsee). Lieder aus dem Juntal singt der Dichter. Die Herrlichkeiten des Tales offenbarten sich ihm, als er auf dem Petersberg lebte und wirkte als Expositus. Während sich Haindl hier als Romantiker fühlt, gibt er sich in seinen ausgewählten Liedern „*Meine Liebsten*“ (gleichfalls Verlag Uhl-schmid) ganz dem lyrischen Empfinden hin. Feine Stimmungsmalerei, zarteste Seelenkunde, tiefe Heimat- und Vaterlandsliebe atmet uns bei der Lesung entgegen. Der Humor, der Schalk saß dem Dichter im Nacken, als er das dritte Bändchen formte, im Dialekt der Muttersprache und die Sammlung „*Boarische Dorfschwäbäl*“ taufte (Verlag der Martinusbuchhandlung Zlerrissen). Er hat sie „draachseit“ für die Stadtleut, aber ich glaube, auch die in der Provinz werden die Laie verstehen und, wenn die Lieder einmal bekannt sind, sogar singen, denn das, was Haindl gibt, ist wahres Volksgut. W. B.

Walter, Elisabeth, *Abenteuerliche Reise des kleinen Schmiedleidi mit den Zigeunern*. 80 (VI u. 250 S.) Freiburg im Breisgau 1930, Herder. In Halbleinen 3.80 M. — Dieses Buch wünscht sich als Leser alle Schulbuben, Schulmädchen, Lehrer und Lehrerinnen, ferner alle Menschen, die ein Herz haben für die liebe Jugend und für unser Land, schließlich alle, die weiter nichts wollen als schöne Bücher lesen. Die Gestaltung einer Landschaft mit den Mitteln der Dichtkunst ist ein Prüfstein. Es wird nicht mit Worten gemalt, sondern erzählt, und keine Zeile ist langweilig. Die babylonischen Sagen dienen hier nicht nach der Weise des vorigen Jahrhunderts als Romanzenstoffe, sondern sie vollenden das Bild der Landschaft. Sie sind gegeben als das, was sie sind: Urdichtung, die ihre Bedeutung auch in der Welt der Fabriken nicht verlieren kann. Die Verfasserin kennt die Schulbuben, und ein Buch, das aus einem wirklichen Lebensverhältnis entstanden ist, muß gut sein, wenn eine tüchtige dichterische Begabung es geformt hat. H. S.

Celier, Leonce, „*Der heilige Karl Borromeus*“ (1538—1584). Von der französischen Akademie preisgekröntes Werk. Berechtigte Übersetzung von Prof. Dr. Mühlau in Glas und Domkapitular R. Kammer in Trier. 180 S. Trier, Paulinusdruckerei. Brosch. 3.— RM., geb. 4.50 RM.

In dem von der französischen Akademie preisgekröntem geistvollen und formvollendeten Werk gelang es dem Schriftsteller, nicht nur das Leben und Wirken des großen Gottesgelehrten zu beschreiben, sondern auch die Zeit heraus, aus der er wirkte und der er seinen Stempel aufdrückte. Die Übersetzer folgten dieser Intention der Gelehrten, so daß wir die bisher fehlende Biographie des Heiligen haben, der einen bedeutenden Ausschnitt der katholischen Reformation repräsentiert. Das gilt namentlich von dem im dritten Kapitel Gesagten, das uns über die Arbeiten des Trienter Konzils und seiner Folgen berichtet. Die in dem fünften Kapitel geschilderte Pest in Mailand wird mit ihren

meisterhaften Darstellungen jeden Leser in ihren Bann ziehen. Wegen der Angabe der zahlreich angezogenen Quellen kommt auch der historisch denkende Leser auf seine Rechnung; daß die Übersetzer das bekannte Bild von Gottwald dem Buche beigegeben haben, ist zu begrüßen.

Matthiessen, Wilh., „*Im Turm der alten Mutter*“. Ein Geschichtenbuch mit Bildern von Alfred Gottwald. Freiburg, Herder. 247 S., Oktav, Leinwand.

Das Buch gehört in jede Familien- und Volksbücherei. Matthiessen bearbeitet hier durchaus selbständig altes Volksgut (Märchen) in neuerer, zeitgemäßer Form. Das Märchen ist ihm eine Art Lebensdeutung.



## Zeitpredigt

von Prälat Johann Haindl.

Auf Schutt und Gräbern  
Die Furchen ziehn;  
Die Helden verblutet,  
Die Ehr' dahin.

Und Berg' verpfändet  
Und Wald und Au  
Und Sklaven und Ketten,  
Wohin ich schau'.

Halloh, ihr Brüder,  
Die Faust geballt,  
Wenn über den Rücken  
Die Peitsche knallt.

Und laßt das Schlemmen  
Und Tanzen sein —  
Ihr tanzt sonst alle  
Ins Grab hinein.

(Mus: Johann Haindl, *Meine Liebsten*. Ausgewählte Lieder. Verlag Uhl-schmid, Rottach-Egern am Tegernsee.)



Manchmal blüht diese Sinndeutung überraschend auf. Überdies ist diese Lebensweisheit noch in den Rahmen des Kirchen- und Kalenderjahres von Advent bis Ostern eingespant, was den Sinn noch klarer herausstellt. Und diese plastische Sprachgestaltung, die dem Kinde so wohl als dem Erwachsenen etwas zu sagen hat! Im ganzen ein Buch von gebändigter Kraft, ein richtiges Volksbuch fürs deutsche Haus. Kunstmalers Alfred Gottwald hat sich in den zahlreichen Bildern dem Autor gut anzupassen gewußt.

Burger Elisabeth, „*Die Mädels aus der Faden-gasse*“, Mädchen von heute, wie sie ihr Leben gestalten. Breslau, Bergstadtverlag W. G. Korn, 272 S., Lwd., 6.— RM.

Die Verfasserin von „*40 Jahre Storchentante*“ legt hier ein neues Buch vor, das aus denselben Grundgedanken wie die Storchentante erwachsen ist: Erneuerung des Lebens in christlichem Geiste. 36 Bilder von Mädchen, alten und jungen, guten und schlechten ziehen an uns vorüber und geben einen tiefen Einblick in das Denken und Fühlen der modernen Mädchenwelt. Den ersten, lebenswahren Schilderungen kann sich kein Leser entziehen, und im Interesse einer glücklichen Zukunft des einzelnen und der Gesamtheit wäre zu wünschen, daß das Buch in viele Hände kommt. Die Verfasserin zeigt ehrlich und offen die Wunden, an denen unser Volk krankt, und darum ist es kein Buch für die Jugend, aber ernste, reife Menschen sollten es lesen und beherzigen.

Direktor F. Braun, Bonn.

Sheehan, Patrick A., „*Tristram Bloud*“. Der Roman eines Journalisten. Deutsch v. E. v. Lama. Augsburg, Haas & Grabherr. 276 S., Oktav, Hwd., 4.50 RM.

Der Roman stammt aus dem Nachlaß des 1913 verstorbenen Verfassers. Der Herausgeber schickt eine Lebensskizze Sheehans voraus, die dankenswert ist, weil sie einen Einblick in sein Denken und Wollen gibt. Aus ihm heraus ist auch dieser Roman zu erklären. Das Buch schildert das Leben eines Journalisten, der, aus dem Bankfach kommend, in der literarischen Arbeit, die erzieherisch das Volk beeinflussen will, seine Lebensaufgabe erblickt. Scheinbar ist sein Wirken erfolglos, aber als er aus großer Gefahr gerettet, von den Armen, für die er sich immer eingesetzt hat, in Scharen umdrängt wird, die ihm zjubeln, da sieht er, daß er nicht umsonst gearbeitet hat. In seinem Lebensgang trägt das Los seiner Schwester, die an einen wahn-sinnigen Polen verheiratet ist, von dem sie Schreckliches zu leiden hat und schließlich ermordet wird, Aufregung und Tragik.

Bertrand, Louis, „*Caecilius*“. Roman aus dem nordafrikanischen Urchristentum. Deutsch v. F. v. Lama. Augsburg, Haas & Grabherr. 338 S., Oktav, Hwd., 5.— RM.

Der Roman erschien in erster Auflage unter dem Titel: *Sanguis Martyrum*. Der Held ist der Senator Caecilius, Besitzer fabelhafter Reichtümer und, wie sein Freund, der hl. Bischof und Martyrer Cyprian von Karthago, ehemaliger Advokat. Die Handlung spielt sich ab im Jahre 258 n. Ch., zu Beginn der Valerianischen Christenverfolgung in Nordafrika. Caecilius, erst unsicher und schwankend, tritt nach dem Martertode Cyprians unerschrocken als Christ auf und wird als solcher zur Zwangsarbeit gerade in dem Bergwerk verurteilt, aus dem er bisher unermeßliche Reichtümer geschöpft hat. Bei einem Gottesdienst überrascht, wird er mit 150 Christen zum Tode verurteilt, und sein Haupt fällt als erstes unter dem Beil des Henkers. — Die spannende Handlung fesselt den Leser vom Anfang bis zum Ende und hinterläßt einen nachhaltigen tiefen Eindruck.

\*

## Bayer. Zeitschriftenschau

Gelbe Hefte. Historische und politische Zeitschrift für das kath. Volk. Im 2. Novemberheft untersucht Prof. Dr. Frhr. v. Bissing die Frage „*Republikanische oder monarchische Staatsform?*“ auf Grund des Ausfalls der letzten Wahlen. Antonie v. Tänzl erzählt über Königin Maria Theresia von Bayern und ihre Tätigkeit im Weltkrieg.

Lech-Isarland. Monatschrift des Heimatverbandes Huogigau. Nov.-Heft. Von den zwei ehemaligen Burgen in unserem Gau vom Herausgeber Benefiziat Gebhart, Murnau (Burgstall bei Dürnhäusen und bei Oberhausen-Huglfing).

Antiquariatskatalog XIII. Bildnisse A—K. Fr. Müller, München, Antiquariat, Amalienstraße 61. — Enthält Bildnisse von bekannten Künstlern, Gelehrten, Dichtern usw. und Orten. Selten gute Auswahl zu mäßigen Preisen.

Lebensbeschreibungen usw. Der verstorbene Altmeister der Geschichtswissenschaft an der Münchner Universität, Dr. von Heigl, war es, der die Aufmerksamkeit seiner Schüler immer wieder auf die Bedeutung der Lebensbeschreibungen, Briefwechsel und Tagebücher, als einer der Hauptquellen (neben der archaischen) der Geschichtsforschung lenkte. Katalog 16 des Antiquariats F. Ritzinger in München, Schellingstr. 25, enthält eine gut geordnete und reichhaltige Übersicht dieser Hilfsquellen. 851 Nummern sehen preiswert zur Verfügung.



# Die Heimat am Inn

Gammelblätter zur Heimatgeschichte und Volkskunde

In zwangloser Folge erscheinende Beilage zum „Wasserburger Anzeiger“

Herausgeber: Friedrich Dempf, Wasserburg. / Verantwortl. Schriftleiter: Wilh. Zils, Bad Reichenhall, Ludwigstraße 14  
(Nachdruck verboten)



## Weihnacht im Volksbrauch

### Die Mettenacht.

Ein alter Weihnachtsaberglaube des Rupertiwinkels, das sog. Kreisstehen: Am Hl. Abend wird mit einem Haselnußstod ein Kreis gezogen. Den Stod trägt man dann in die Kirche und versteckt ihn hinter dem Hochaltar. Der Beschwörer stellt sich 12 Uhr mitternachts in den Kreis. Er darf nicht weichen, komme auch was mag, und kein Wort sprechen. Nach der Mette holt er den Stod aus der Kirche und ist nun im Besitz geheimnisvoller Kräfte: er sieht die Zukunft voraus, kann spielend jedes Handwerk lernen, wenn er sich um Mitternacht auf einen Kreuzweg stellt.

Der Volksmund sagt, in der Christnacht können die Tiere während des 12-Uhr-Schlagens in menschlicher Sprache reden. Ein neugieriger Bauer verbarg sich während der Mette unter dem Stallbarren. Wie die Glocke Mitternacht schlug, tat ein Ochse sein Maul auf und sagte zu seinem Nachbarochsen: du, heut über acht Tagen wird unser Bauer sterben. Darauf der andere Ochse: Das geschieht ihm recht, dem Viehshinder. Da fing der Stall zustimmend ein lautes Gegrüll an. Inzwischen hatte die Uhr die 12 Schläge getan und der Bauer verstand nichts mehr vom seltsamen Diskurs.

Eine Tiroler Sage erzählt, daß die Farnkräuter des Waldes in der Christnacht blühen. Wer den Samen in ein Kelchtüchlein, das der Priester in der Christmette benützt hat, sammelt, trägt einen unermesslichen Schatz heim.

Die volksfeindliche Aufklärung verlegt durch einen landesherrlichen Erlaß die Christmette, diesen Höhepunkt weihnachtlicher Stimmung, auf morgens, früh 5 Uhr, „zum Besten von Religion und Sittlichkeit“.

Wildschützen holen sich in der Mettenacht von den Friedhöfen das Blei für ihre Freikugeln. Es ist dies jenes Blei, mit dem die eisernen Grabkreuze in den Steinsockeln befestigt sind.

In der Heiligen Nacht grub man früher Heu in den Misthaufen ein und nahm es nach der dritten Messe des Weihnachtstages wieder heraus. Gab man solches Heu dem Vieh unters Futter, war der Stall im kommenden Jahr vor Seuchen sicher.

In alter Zeit legte in der Christnacht der Bauer ein Büschel Heu und etliche Ähren vor die Haustüre und streute sie dann in die vier Himmelsrichtungen. Man nannte das „Windgeißfüttern“, ein Rest heidnischer Opfergaben an die Kräfte der Natur, die sich ja um die Zeit der Winter-sonnenwende besonders nahe erweisen.

### Eine alte Weihnachtspredigt.

Der berühmte Prediger Geiler von Kaisersberg mahnte in einer Kanzelrede des Jahres 1508 seine Straßburger, sie sollten doch den hl. Weihnachtstag nicht so feiern, wie die alten Heiden ihr Neujahr, mit Tanzen und Springen, mit Lannreiser in die Stuben legen, mit gegenseitigen Gaben von Lebkuchen und Wein die erste urkundliche Nachricht des heutigen Weihnachtsbrauches von Christbaum und Gabentisch.

### Der Berchtelbojsen.

Bei den Germanen war es um die Winter-sonnenwende Brauch, einen Fichtenwipfel an die Türen der Häuser oder an die Zaunpfosten der Gehöfte zu stecken. Im Salzburgischen lebte diese Sitte noch weiter im „Berchtelbojsen“.

### Die Krippe.

Manchenorts im Oberland ist es Brauch, daß die Bäuerinnen als Anerkennung für eine schöne Weihnachtskrippe in der Kirche Eier und Butter vor dem Stall ins Moos legen. Diese Gaben gehören dem Krippenbauer, meist dem Mesner.

In Unterhaching bei München hatte zu Ende des 17. Jahrhunderts ein Zimmermeister eine bewegliche Weihnachtskrippe gefertigt, in der eine Menge Figuren sich rührten. Ein ganzes Dorfleben war da zu sehen. Betrieben wurde das mechanische Werk durch den unter dem Haus fließenden Hachinger Bach. Davon stammt der Spruch her: Da geht es zu wie im Kripperl zu Haching!

### Der Christbaum.

Noch Mitte des vorigen Jahrhunderts war der Christbaum in den althayerischen Bürgerhäusern eine große Seltenheit. Auf dem Land war er überhaupt noch unbekannt.

### Weihnachtsbäckereien.

Wenn man in der Heiligen Nacht mit dem Klezenbrotlaib um das Haus herumgeht und es begegnet einem irgendein Mensch, so muß man ihm vom Laib etwas abschneiden lassen. Dann hat man im kommenden Jahr gewiß Hochzeit.

Wenn ein Mädchen an Weihnachten von neuerlei Personen Klezenbrot geschenkt bekommt und überall ein Stücklein davon isst, wird es im nächsten Jahr Braut.

Unsere Weihnachtsbäckereien gehen, soweit sie Formen von Menschen, Tieren oder Natursymbolen aufweisen, auf die heidnischen Gebildbrote zurück. Diese sollten eigentlich die zu opfernden Tiere usw. erlegen und andeuten. Der hl. Missionär

Eligius, der im 7. Jahrhundert lebte, mahnt in einer Predigt die Neubekehrten, doch um die Mittwinterzeit keine so heidnischen Teigfiguren mehr zu backen.

### Stephani.

St. Stephan war uralter Pferdepatron. Ihm zu Ehren wurden vielfach Amritte und Pferdebenediktionen veranstaltet, besonders im Alz-Salzachgau sowie im österreicherischen Innviertel. Sogar in München hatten noch ums Jahr 1850 die Fiaker und Fuhrleute ihren Amritt um das Stephanskirchlein beim heutigen südlichen Friedhof. Die Salzweih, die in manchen Landkirchen noch am Steffelstag stattfindet, war wohl auch ein mittelbarer Viehsegen.

Am Stephani, dem Tag des ältesten bayerischen Rossepatrons, trieb man früher die Pferde recht wild durcheinander und ließ sie dann zur Ader. Das hierbei geflossene Blut bewahrte man dann als Heilmittel gegen verschiedene Viehkrankheiten auf, wohl eine Erinnerung daran, wie in germanischer Zeit Pferde als heilige Opfertiere für die Götter ihr Blut geben mußten, so daß das Blut sakrale Bedeutung hatte.

### Der Dreikönigstag.

Aus dem am Vorabend des Dreikönigfestes geweihten Salz und Wasser machte man früher einen Salzstein, der die Form eines Kuchens hatte. Wenn man verreiste, genoß man zum Schutz vor Unbill ein Stück davon. Der Salzstein wird also mit den reisenden Weisen aus dem Morgenland in Verbindung gebracht.

In der Dreikönigswoche zogen in Laufen vier alte Salzschiffer von Haus zu Haus und sangen ihre Christkindlieder. Drei der Männer tragen über ihrer Alltagskleidung ein reinweißes Hemd und auf dem Kopf papierene Hüte, mit Öl getränkt, auf denen einer der 3 Buchstaben C, M, B durch ein im Innern verborgenes Lämpchen beleuchtet, aufscheint. Der vierte hat an einer kurzen Stange einen großen Stern, der während des Gesanges beständig gedreht wird.

Im Niederbayerischen, an der Donau, zieht man nach der Hausräucherung am Dreikönigstag Schuhe und Strümpfe aus und hält die bloßen Füße über die Räucherpfanne, ein Vaterunser dabei betend. Man sagt, es werden dadurch die Füße neu gekräftigt.

### Die Neujahrsnacht.

Neujahrsnacht ist Losnacht, in der man einen Blick in die Zukunft tun kann. Neben Bleigießen und Pantoffelwerfen betreibt man im Unterland auch das Zaunstecken zählen. Man geht an einen Zaun und zählt die Spreißel ab. Der neunte Stecken ist der entscheidende: Ist er gerade und fehlerfrei, so ist der Hochzeiter oder die Hochzeiterin hübsch, ist der Stecken krumm, zeichnet sich auch der kommende Gespons nicht durch Schönheit aus.

## 10 Gebote für Krippenfreunde

1. Stelle zur Weihnachtszeit ein Kripplein in deiner Wohnung auf.
2. Weise der Krippe das lauschigste Plätzchen an und betreue sie mit ganzer Liebe.
3. Erfasse den Krippengedanken mit gläubigem Herzen, damit dir echte religiöse Weihnachtsfreude daraus werde.
4. Führe auch deine Kinder in den Geist der Krippe ein, auf daß sie für diese nie bloßes Spielzeug sei, sondern zur Erzieherin werde.
5. Trachte, auch Freunde und Bekannte für die Krippe zu gewinnen.
6. Beschädigtes am Berg oder an den Figuren verbessere alsbald, damit die Krippe stets im würdigen Zustand sei.
7. Scheue nach deinen Vermögensverhältnissen Ausgaben für die Krippe nicht; sie bringt dir die Kosten mit unsichtbaren, aber überreichen Zinsen ein.
8. Besorge Neuanschaffungen nicht erst im Dezember, sondern eher im Januar, damit du ordentliche und gewissenhafte Arbeit fordern kannst.
9. Bewahre die Krippe nach dem Abräumen an einem staub- und mottensicheren, trockenen Orte.
10. Brauchst du Rat und Hilfe in Krippenangelegenheiten, so wende dich an den Verein der Krippenfreunde, dessen treues Mitglied du sein sollst.

Aus „Die Weihnachtskrippe“, Salzburg 1919

\*

## Die Sage vom Auhögl

Mitgeteilt von J. Scheiner, Freilassing.

Dort, wo sich Saalach, Straße und Eisenbahnlinie von Freilassing nach Reichenhall, in der Nähe von Hammerau, fast berühren, liegt an den Ufern ein rundlicher Hügel, der Auhögl. Ihm gegenüber erhebt sich der Johannshögl (700 Meter über der Nordsee). Von den beiden ist jener der kleinere, vielfach auch weniger beachtete und bekannte. Und doch sind es Brüder nicht nur dem Namen und Aussehen nach, sondern auch nach der Beschaffenheit ihres Gebeins. Beide sind Kinder einer längst vergangenen Zeit, die zurückreicht bis in die Entstehung unserer Heimatlandschaft, als sie noch vom Meer bedeckt, durch Naturgewalten gehoben, zu Eis erstarrt, von Gletscherströmen durchfurcht und endlich nach vielen Stürmen ihr heutiges Antlitz erhalten hat.

Von all dem wüßte der Auhögl viel zu erzählen, wie es durch Hauptlehrer Georg Lapper in dem Heimatbuch der Freunde des Rupertiwinkels geschehen ist; auch von den ersten Menschen, die sich vor etwa 6000 Jahren am Auhögl niederließen, jenen Urmenschen, von denen die Geschichte der Stein- und Bronzezeit so Wunderliches zu berichten

weiß. Schon damals lernten die Auhögler durch Tauschhandel jenes glänzende Metall kennen, von dem sie sich mit der Zeit auch Schätze sammelten. Ob sie damit aber auch glücklich und zufrieden waren, darüber belehrt uns die Überlieferung der Sage vom Auhögl. (Nach einer Darstellung von Anna Bröckner, Schule Feldkirchen.)

Einst wohnten in einer Höhle im Auhögl zwei Schwestern namens Marga und Uta. Ihr Vater, einer der reichsten Auhögler, war längst gestorben und hatte seinen Töchtern einen großen Schatz hinterlassen. Die Schwestern aber waren nicht gleich. Marga, von Geburt an blind, hatte ein gutes Herz und war immer froh und heiter. Sie saß meist vor der Höhle und freute sich, wenn die Sonne so warm schien und die Vögel sangen. Manchmal sang sie sogar mit. Darob ärgerte sich Uta, die ältere Schwester. Sie war nicht so froh, weil sie ein böses Herz hatte. Sie schimpfte, wenn sie der blinden Schwester helfen sollte. Lange dachte sie nach, wie sie die blinde Marga vertreiben könnte, damit ihr der Schatz allein gehörte.

Einmal sprach sie: „Für uns zwei ist die Höhle doch zu klein; suche Dir eine andere Wohnung! Ich gebe Dir die Hälfte von unserm Schatz, dann wirst Du überall gerne aufgenommen.“ Nun holte die böse Uta ein Schaff voll Gold und bedeutete der blinden Marga: „Sieh, es ist voll!“ Marga fühlte mit der Hand darüber und nickte. Dieses Gold tat Uta für sich auf die Seite; dann bedeckte sie nur den Boden des Schaffes mit Gold und ließ die Arglose wieder darüberstreifen. Diese merkte den Betrug nicht. Die falsche Uta aber schüttete den kleineren Teil auf Margas Seite und teilte auf diese Weise den ganzen Schatz.

Als der Goldhaufen verteilt war, wandte sich die Betrogene mit einem kleinen Säckchen voll Gold zum Gehen. Vorsichtig tastend, suchte sie mit dem Stock den Weg zum Berg herunter. Aber drunten floß die tiefe Saalach, ein Fehltritt — und blindlings stürzte sie in den Fluß. Die heimtückische Uta, die von der Höhle aus zugeesehen hatte, lachte und glaubte, wie schön sie es nun mit ihrem Goldhaufen haben würde. Aber o weh, der glänzende Schatz brachte ihr wenig Freude; denn so oft sie ihn sah, mußte sie an die Schwester denken, bis sie starb. Der Satan holte ihre Seele und setzte sich auf den Goldhaufen. Wer den Teufel besiegt, ist auch Herr über den Schatz.

Wohl niemand wird sich entblöden, soherart um den besagten Schatz zu kämpfen. Vielmehr verstehen wir den Sinn dieser Sage als Ausdruck des seit Menschengedenken bestehenden Strebens nach Reichum und des Gegensatzes von Gut und Böse. Darin beruht ihr ethischer, in dem örtlichen und geschichtlichen Hintergrund ihr heimatlicher Wert. Wer einmal wandern will, nehme sich den Auhögl als Ziel und spüre den Hauch vergangener Zeiten und Menschen — bis zur Gegenwart.

# Kurze Abhandlung über die Vorfälle in und um die Stadt Wasserburg während des Bauernaufstandes Anno 1705

Von J. Heiserer †, Stadtarchivar, bearbeitet von R. Brunhuber †.

Vor 225 Jahren spielte sich die schicksalsvolle Tragödie ab, die unter dem Namen der Sendlinger Mordweihnacht Eingang in die Geschichtswerke fand. J. Heiserer, der um unsere Ortsgeschichte verdiente Stadtarchivar, bearbeitete am 28. Juli 1832 im Auftrag — anscheinend in dem des Stadtmagistrats — „Die Beiträge über die bayerische Fürst- und Vaterlandsverteidigung vom Jahre 1705“, und gab diesen Beiträgen den obenstehenden Titel. Der gleichfalls viel zu früh verstorbene Stadtarchivar Prof. R. Brunhuber, dessen Verdienste um die lokale Geschichtsforschung noch so frisch in Erinnerung sind, übergab uns kurz vor seinem Tode Heiserers Manuskript zur Veröffentlichung. Es liegt im Stadtarchiv Wasserburg (Abt. Kommunalarchiv, Kasten B., Fach 11, Nr. 24b). Wir bringen hiermit den von Brunhuber betätigten Auszug, als eine seiner letzten Arbeiten zur Erinnerung an ihn und an die Ereignisse vor zweihundertfünfundzwanzig Jahren:

„Der Verlust der Hochstädter Schlacht von Seite Bayerns hat über unser Land namenloses Unglück gebracht. Feindliches Kriegsvolk zog überall ein, und wurde am Ende mit den Leistungen für das eigene Bedürfnis zur unerträglichen Last.

Schon im Monate Juni 1705 kamen beträchtliche Ausgaben für drei Compagnien Salzburger Völker bei der Stadtkammer vor, wovon 2 Compagnien für das Pfliegergericht Kling, und 1 Compagnie für das Pfliegergericht Wasserburg bestimmt waren<sup>1</sup>. Vom 15. bis 22. Juni 1705 lagen hier allein 2 kaiserliche Hauptleute, 2 Lieutenants, 1 Fähndrich und 58 Gemeine in der Verpflegung.

Am 13. August 1705 kamen wieder kaiserliche Truppen hierher und in die Umgegend, plünderten, raubten und prahlten allenthalben, so daß das Landvolk anfang, sich zu widersetzen<sup>2</sup>, und namentlich die Untertanen des Klosters Mittenhona sich selbst gegen ihre eigene Herrschaft auflehnten.

Der Unwille wuchs von Tag zu Tag, und nachdem sich hier durch eine kaiserliche Besatzung und durch eine förmliche Huldigung am 11. September 1705<sup>3</sup> Kaiser Josef I. der Einwohnerschaft, und überhaupt des ganzen Landes versichert, jedoch nirgend eine Erleichterung zu hoffen war, erhoben sich allenthalben die Landbewohner, und unter andern auch die Bauern des Landgerichts Kling, um sich von einem übergroßen Drucke zu befreien, dann insbesondere dem Kurfürsten Maximilian Emanuel sein Land wieder einzuräumen.

Wie überall im Unterlande, so erschienen auch hier am 21. November 1705 Morgens 7 Uhr beyläufig 400 bis 500 bewaffnete Bauern mit dem sich beigelegten Namen

„Fürst- und Vaterlandsverteidiger“ am sogenannten Magdalenaberge<sup>4</sup>. 20 bis 30 Feuerschützen wagten sich sogar bis an die Brücke, gaben wohl einigemal Feuer, haben aber nicht getroffen. Sie wollten die kaiserliche Besatzung aus der Stadt vertreiben und dadurch einen festen Punkt zur Landesverteidigung gewinnen. Tags darauf forderte sogleich der hiesige Pfleger durch ein publicirtes kaiserliches Patent die gesamte Bürgerschaft zur Ergreifung der Waffen, und zur selbstigen Stadtbesetzung gegen die aufgestandenen Bauern des Rentamts Burghausen auf, welcher Antrag jedoch von der Bürgerschaft mit der Bemerkung zurückgewiesen wurde, daß, wenn die Bauern die Stadt belagern und eingreifen würden, jeder Bürger zu Hause, auf dem Dache und auf den Gassen ohnehin genug zu tun hätte.

Übrigens geschah in dieser Zeit nichts Entscheidendes, bis den 23. November 1705, Vormittags 11 Uhr, der Kaiserl. Oberst von Wendt mit 1100 Mann zu Fuß und zu Pferd von Kraiburg her jenseits auf dem Magdalenaberg ankam, und auf die geschehene aber nicht besolgte Ermahnung zur Ruhe, Ordnung und Zerstreuung der daselbst gestandenen 12 bis 1300 Mann, größtentheils Gerichts Klingsche Untertanen, die von Wendtschen Husaren den Angriff wagten.

Zum von Wendtschen Corps stieß auch die kaiserliche, aus Infanterie und Kavallerie bestehende Besatzung der hiesigen Stadt von beyläufig 250 Mann<sup>5</sup>.

Grausam war nun das Gemetzel der gut bewaffneten Soldaten gegen die minderbehilfliche und fast mehrlose Bauernschar; wo erstere die Bauern trafen, wurden diese niedergemacht, selbst die heiligen Stätten — namentlich das hiesige Kapuzinerkloster — verschonten sie nicht; sie drangen auf besonderen Befehl des Obersten mit Gewalt in dasselbe<sup>6</sup>, mißhandelten die dahin geflüchteten und gefundenen Unglücklichen auf eine unbeschreibliche Weise, tödteten sie, oder schleppten sie mit sich fort. Dadurch wurden hundert und etliche Bauern — größtentheils junge Leute von 14—16 Jahren ein Opfer<sup>7</sup>, der Soldaten Wuth, und gegen 500 Mann, darunter viele bleiberte, fielen in die Gefangenschaft.

Aus dem Bezirke der Hofmark Schonstätt<sup>8</sup> allein blieben 11 Mann auf der Walstätte.

Nach geendetem Blutbade und gänzlicher Zerstreuung der Landesverteidiger, zogen die kaiserlichen Truppen wieder in die Stadt; der Oberste befahl den P. P. Kapuzinern den auf das Rathaus, in das Krankenhaus, und an andere Orte gebrachten Blessirten, von denen man viele erst am andern Tag fast ganz erstarrt auf dem Felde<sup>9</sup>, hinter

Seden u. s. w. antraf, mit geistlicher Hilfe beizustehen, machte dahier 2 Tage Kasttag, und zog endlich zurück nach Kraiburg und Detting, um die daselbst gestandenen Landesverteidiger zu zerstreuen, die von diesen besetzte Stadt Burghausen anzugreifen und zu zerstören und endlich die bereits belagerte Stadt Braunau zu entsetzen.

Vor der Abreise entließ der Oberst von Wendt noch die hier gefangenen Bauern außer den Räubersführern (der bürgerl. Schleifer Mathias Degn von hier, und andern wurden mitgenommen, um durch deren Aussage auf den Grund zu kommen, wer Urheber dieses Aufstandes sey), nach vorher abgelegten körperlichen Eid, daß sie dem Kaiser gehorsam und treu sein, wider ihn keine Waffen ergreifen<sup>10</sup> oder sich rebellisch zeigen, sondern vielmehr den aufstehenden Feind selbst mittels Daransetzung von Leib und Leben verfolgen helfen, jeden, der sie zur Aufruhe anhalten will, gefangen nehmen, und ausliefern lassen, außer dessen sie an Leib und Leben gestraft werden und gegen sie die Abtrennung verhängt würde.

Die von der Stadt zu tragen gewesenen Kosten dieser Expedition belaufen sich gegen 5000 fl. für Verpflegung, Foutage, Bargeldzahlung usw. an die kaiserlichen Truppen.<sup>11</sup>

Noch einmal kamen andere Bauern als Landesverteidiger am Vorfest des hl. Weihnachtstages mit Wehr, Waffen, Stöcken und anderem Zubehör an die Stadt<sup>12</sup>, forderten dieselbe durch einen Tambour zur Übergabe auf, wogegen aber die Stadttore geschlossen wurden, und die hiesige Besatzung sich zur Verteidigung anstaltete. Erst am St. Johannstag darauf hat man die Stadttore wieder geöffnet, nachdem nämlich die Landesverteidiger durch den Verlust der Schlacht bei Sendling zum Zurückzuge und durch die späteren unglücklichen Ereignisse zur Unterwerfung und zur Ruhe gezwungen waren.

Konnte ich gleich bisher noch nicht diejenigen Landesverteidiger, welche sich mit den Klingschen Untertanen vor Wasserburg einfanden, und die geheimen Anordner und Leiter dieses Aufstandes ermitteln, so ist doch gewiß, daß derselbe im wahrscheinlichen Einverständnis der allgemeinen Churbayerischen Landesdefension mit den bayerischen und insbesondere den Landgerichte Klingschen Beamten<sup>13</sup> durch ihre Gerichtsdienner angeordnet wurde. Selbst die Stadt Wasserburg scheint nicht ganz ohne Anteil zu seyn, obwohl die kaiserliche Besatzung jede Selbstthätigkeit ersticken mußte; ein Bürger — der Schleifer Mathias Degn vor der Innsbrücke — commandierte die Feuerschützen der Klingschen Landesverteidiger, jeder Anteil zur Selbstver-

teidigung der Stadt wurde durch die Bürgererschaft zurückgewiesen, und selbst die Verantwortlichkeit der Besatzung lassen auf nicht volles Zutrauen der kaiserlichen Administration schließen.

Zum Schluß sei mir noch gegönnt, die hiesigen Beamten und Vorstände der Gemeinde, dann die Beamten des Land- und Pflegegerichts Kling, unter deren Augen sich Obiges ereignet hat, namentlich aufzuführen:

#### A. Beamte des Pflegegerichts Wasserburg.

Pfleger: Johann Abrecht Freiherr von Pienzenau auf Wildenholzen, Neuharding, Mitterfischen, Hartmannsberg, Hauptmann und Pfleger Johann Weith Korntheuer, Gerichtsschreiber. L. Gr. Haberfchmel, Salzbeamter, dann hurfürstl. Rath und Mauthner.

#### B. Magistrat der Stadt Wasserburg.

a) Bürgermeister Georg Artiz, Georg Stadler, Melchior Winkler, Joh. Christ, Lebkirchner;

b) innerer Rath: Joh. Wolfg. Coppauer, Martin Reitter, Martin Waner;

c) äußerer Rath: Georg Eisenrichter, Brantweiner; Christoph Ftinger, Lebzelter; Christoph Winhard, Bäcker; Joh. Bapt. Lachamaier, Handelsmann; Georg Maier, Bräuer, Franz Lechner, Handelsmann;

d) von der Gemein: Adam Reichhuber, Weißgärber, Wolfgang Schmalzgruber, Bräu; Franz Weger, Bräu; Simon Limeiß, Tuchmacher; Rupert Gruber, Bräu; Michael Wischer, Brandweiner.

Stadtrichter und Stadtschreiber: Franz Lampacher.

Stadtgerichtsschreiber: Joseph Anton Loichinger.

Stadtpfarrer: Mathias von Hueber.

Stadt-Doctor: Franz Frank.

#### C. Beamte des Landgerichts.

Kling Johann Jud. Thaddäus Edler von Hofmuhler, Rath- und Pflege-Commissair, Johann Karl Pichler, Gerichtsschreiber, Gregorius Hamperger, Richter von Penzing, Stephanskirchen und Schonstätt. Franz Winkler, Richter der Ebersbergischen Pfarre Tham.“

#### Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Stadtkammerrechnung von 1705 S. 55 r.
- <sup>2</sup> Kapuz. Klost. Urkunde v. Jahre 1705.
- <sup>3</sup> Rathsprotokoll von 1705. S. 186 r.
- <sup>4</sup> a. a. D. S. 204 p.p.
- <sup>5</sup> Rechtsprotokoll S. 203 r 1705.
- <sup>6</sup> Urkunde aus dem Kapuz. vom 24. Nov. 1705.
- <sup>7</sup> Rathsprotokoll S. 203 r 1705.
- <sup>8</sup> Todtenbuch des Vicariats Schönstätt.
- <sup>9</sup> Rathsprotokoll S. 203 r 1705.
- <sup>10</sup> a. a. D. S. 204.
- <sup>11</sup> a. a. D. S. 203 r.
- <sup>12</sup> wahrscheinlich unter Oberst Meindel (Kapuz. Kl. Urk. v. 23. Nov. 1705.
- <sup>13</sup> Rathsprotok. 1705 S. 203.

## „Der Lebensbaum“ an der Pfarrkirche zu Wasserburg

Der Hauptkonservator der Staatlichen Kunstsammlungen Preußens, Herr Professor Dr. Fr. Rathgen, war kürzlich in Wasserburg und hat das von Hochw. Herrn Kurat Dr. Schmid und Kunstmalers Birk, im vorigen Jahr, in so vorzüglicher Weise restaurierte große Bild „Lebensbaum“ an der hiesigen Stadtpfarrkirche auf das gründlichste untersucht. Er schreibt:

Sehr geehrter Herr Doktor!

Gestern abend spät heimgekehrt, soll mein erster Brief an Sie gerichtet sein. Herzlichen Dank für die Wachsmaterialien, die Sie so freundlich waren, ins Hotel zu senden. Ich werde nach Ihrer Vorschrift verfahren.

Am Mittwoch war ich zum erstenmal in Wasserburg bei dem schönsten Herbstwetter. Ich war dort freudig überrascht, an der Pfarrkirche eine große, schöne Wachsmalerei von Ihnen vorzufinden. Ich habe sie mit 20facher Vergrößerung untersucht und festgestellt, daß in ihr auch nicht einer der früher z. B. in Miesbach beobachteten Risse vorhanden ist. Ich gratuliere herzlichst zu diesem Erfolg! Darf man erfahren, wodurch dieser Fortschritt, d. h. durch welchen Zusatz hier die Befestigung der Materialsprödigkeit erreicht worden ist?

Mit den besten Grüßen, die ich auch Ihrem verehrten Fräulein Schwester zu übermitteln bitte, schließt Ihr ergebener

gez.: F. Rathgen.

Es ist ein großes Verdienst des Herrn Malermeisters Breit, der als Kirchenpfleger den ruinösen Zustand des Bildes zuerst erkannt hat und sich dafür einsetzte, daß die als Autorität bestens bekannte Persönlichkeit, Herr Kurat Dr. Schmid, mit der Restaurierung desselben beauftragt wurde. Wenn das Bild nicht voriges Jahr restauriert worden wäre, würde es jetzt vollständig vernichtet sein, denn man sah von außen gar nicht, in welchem entsetzlichen Zustand sich das Bild befand. Es war durch Wasser, welches infolge der Defekte des kleinen Daches über dem Bilde unter dem Verpuß wie kleine Bäcklein sich durchschlängelte und den Verpuß von unten zerstörte, aufs äußerste bedroht. Die Folge war, daß bei der Restaurierung und genaueren Untersuchung ganze Stücke vom Verpuß hinwegfielen. Es mußte genau untersucht werden, daß kein schadhafte Mörtelstück mehr in dem großen Bilde vorhanden war, weil dieses mit Sicherheit später abgefallen wäre. Es war nur möglich, mit Dr. Schmid'scher Enkaustik das Bild wieder in den Zustand zu bringen, in dem es sich jetzt befindet, jede andere Technik hätte versagt. Da nur die allerbesten Materialien bei der Restaurierung des Bildes verwendet wurden, waren allein schon die Materialkosten sehr hoch, so daß es ein persönliches großes Opfer von Herrn Kurat Dr. Schmid war, das Bild, aus Liebe zur Sache, unter Selbstkostenpreis zu restaurieren.

Dr. Schmid hat in einer 30jährigen Forschertätigkeit diese uralte Enkaustiktechnik

wieder entdeckt. Eigens zu diesem Zweck hat er moderne elektrische Hilfsapparate erfunden, die es uns Künstler von heute leicht machen, diese so solide Technik anzuwenden. Auf seine Erfindungen besitzt er verschiedene in- und ausländische Patente, und er selbst hat schon seit Jahren Bilder an den Witterungs- und chemischen Einflüssen besonders ausgesetzten Stellen gemalt, die vorzüglich erhalten sind. Maßgebende Stellen und auch andere Künstler, die diese Technik schon seit Jahren anwenden, haben sehr günstige Gutachten abgegeben, wie Schreiber dieses aus den ihm zahlreich vorgelegten Belegen ersehen konnte.

Heute noch sind Bilder aus ägyptischer, griechischer und römischer Zeit, die in dieser Enkaustik-Einbrenntechnik gemalt wurden, ganz vorzüglich nach Tausenden von Jahren erhalten geblieben. So können wir sehr hoffen, daß, dank der so gründlichen Arbeit des Wiedererweckers der Enkaustiktechnik, Herrn Kurats Dr. Schmid und seines Mitarbeiters, Herrn Kunstmalers Birk, dieses so sinnvolle Bild „Der Lebensbaum“ noch recht lange erhalten bleibt.

Josef Pilark.

### 1705 gefallene Dietramszeller Vor 225 Jahren.

Die Pfarrmatrikel meldet aus dem Jahre 1706 von Dietramszell:

Den 28. Januar starb „als Martyrer“ im Spital zu München und wurde auf dem Kreuzberg in Dietramszell begraben Kaspar Berger von Millthal, vulgo Rhardt-Macher oder Ursche-Kasper, der am 25. Dezember 1705 zu München verwundet wurde.

Für folgende in Sendling Gefallene wurden Seelengottesdienste gehalten: 1. Georg Rumlperger von Schnaidt, Pf. Hechenberg. — 2. Paul Pacher von Schönögg. — 3. Vitus Rogler von Millthal. — 4. Anian Bärtl von Schönögg. — 5. Joseph Hoffberger von Millthal. — 6. Joseph Brändt von Schönögg. — 7. Kaspar Eyraimer von Zellbach. — 8. Wolfgang Spindler von Schönögg. — 9. Anian Moiber von Schönögg. — 10. Thomas Jaud von Millthal. — 11. Paul Widenpaur von Schönögg. — 12. und 13. Zwei Söhne des Wolfgang Schmidt von Schönögg. — 14. Joseph Khiller von Schönögg. — 15. Georg Dietenhauer von der Gastwiz. — 16. Melchior Pacher von Schönögg. — 17. Gregor Widenpaur von Schönögg. — 18. Korbinian Sämer von der Gastwiz. — 19. Balthasar . . . . ? von Schönögg. — 20. Des Saillers Sohn von Schönögg. — 21. Benedikt Daisl aus dem Millthal. — 22. Lorenz Wagenpfeil von Millthal.

Aus der Filiale Linden fielen: Kasimir Pallauf und Joseph Hölzl, aus der Filiale Sothen: Balthasar Liebharth, vulgo der Maurer, Koloman Pacher und Balthasar Zisl. S.

## Geschichtliche Wanderung durch den Dachauer Bezirk

### A. Allgemeines.

Unser Gebiet hatte einst eine üppige Tier- und Pflanzenwelt; ein heiterer Himmel lachte über ihm und weckte eine fast südliche Vegetation hervor. J. Scheidl erzählt in seinem Büchlein: Dachau, Heft 2 der bayerischen Wanderbücher: Als die Münchner ihre Bogenhauser Brücke bauten, da fand man in demselben Sande, der auch im Dachauer Boden erscheint, die Spuren von immergrünen Eichen und Buchen, von Lorbeer- und Tulpenbäumen, aber auch von gewaltigen Tieren, von Riesenhirsch und Mammut. Die sog. Eiszeit hat all der Herrlichkeit ein Ende bereitet. Das von der Eiszeit unberührte höher gelegene Gebiet um Dachau erhielt sein hügeliges Gepräge durch die unablässige Arbeit der kleinen Flüsse und Bäche sowie durch die Regengüsse, die das weiche Erdreich abschwemmten. Diese Fluß- und Bachläufe lassen oft Bilder von wunderbar weich hingelegeten Tälern schauen, wie man dies auf der Bahnlinie Dachau—Röhrmoos oder Dachau—Indersdorf so schön sehen kann. Auch stärker geneigte Hänge kann man bisweilen schauen, so die Erhebungen bei Dachau, bei Bergkirchen, Petersberg; da haben eben die einst stärker tobenden Wasser der Eiszeit sich an die Hügel herangedrängt. Die älteste Besiedelung des Dachauer Landes geht wohl weit zurück; aus den sog. Totenhügeln, die sich noch in den Wäldern von Lauterbach, Sulzemoos, Indersdorf, Niedenzhofen und Kollbach befinden, darf angenommen werden, daß die erste Besiedelung zurückreicht in die Zeit des ersten Erscheinens der Grabhügel, zirka 1700 vor christlicher Zeitrechnung.

Einige Jahrhunderte vor Christus kamen die Kelten in unsere Gegend; die Namen der Flüsse: Isar, Würm, Amper, Glonn, sind keltischen Ursprungs; auch die sog. Viereckschanzen, von denen eine bei Arnzell am Waldrande deutlich sichtbar ist, sind von den Kelten erbaut. Einige Jahre vor Christus kam das Dachauer Land unter die Herrschaft der Römer; diese legten in diesem Gebiete zwei große Straßen an, beide mit der Zielrichtung Augsburg; die eine von Oberföhring aus über Moosach, Würmmühle, Petersberg nach Langengern, die andere von Freising her über Oberndorf nach Indersdorf. Auch die Römerbauten bei Großberghofen, Petersberg, Fahrzenhausen und Unterweilbach, sind ein Beweis für die rege Bautätigkeit der Römer im Dachauer Bezirke.

Die Völkerwanderung vertrieb die Römer und brachte als neue Herren die Bajuwaren, Heiden, die von Böhmen hieher wanderten. Die wiederholten Einfälle der Ungarn zu Beginn des 10. Jahrhunderts veranlaßten die Bewohner des Landes oft, in den nahen Wäldern Zuflucht zu suchen. Eine sog. Fliehburg, die Menschen und Vieh aufnahm und gegen die Eindringlinge schützte, kann man im Wald nördlich von Einsbach noch deut-

## Die Pfarrkirche in Kirchheim bei München

Zum 250jährigen Bestehen.

Von August Böhm b.

Die Landstraße, die auf der östlichen Hochebene von München nach Erding führt, ist reich an Ortschaften. Unter diesen ist besonders Kirchheim durch seine Geschichte und seine nunmehr 250 Jahre alte Kirche von besonderem Interesse.

Der Ort wird schon im 12. Jahrhundert beurkundet als Sitz der reichbegüterten Ministerialen der Grafen von Andechs. Mehrere Jahrhunderte lang war hier auch der Sitz des „herzoglichen Amtes Kirchheim“, das später in das sogenannte „Hofkastentamt München“ überging. Um das Jahr 1315 wurde Kirchheim bereits als Pfarrei in der Matrikel des Bischofs Konrad III. von Freising aufgeführt. Von dem damals bestehenden, jedenfalls sehr kleinen Kirchlein ist nichts mehr erhalten; an dessen Stelle entstand in den Jahren 1675—1680 die jetzige St. Andreas-Kirche, die in diesem Jahre das 250jährige Jubiläum ihres Bestehens feiert. Ein hübscher Barockbau mit schlankem Kuppelturm, im unteren Teile viereckig, im oberen achteckig, an der Westseite des Langhauses angebaut. Dieses zeigt wie der eingezogene Chor oben und unten ausgebuchete Fenster und darüber noch weitere ovale liegende Öffnungen, alle mit guten Glasgemälden. Im Innern sehen wir ein Tonnengewölbe in geometrischer Feldereinteilung und Stüchklappen, Strebepfeiler mit vorgelegten Pilastern. Das Ganze ist von guter Wirkung. Vor allem fesselt uns der figurenreiche Hochaltar im Rokoko-Stil aus der Zeit um 1770. Er ist eine völlig getreue Nachbildung des Hochaltars im nahen Altenerding und bringt die

lich sehen; J. Scheidl bemerkt in seinem Büchlein über Dachau ganz mit Recht, daß diese große Wallanlage bei Einsbach nicht mit Römerschanze anzusprechen ist.

Durch die wiederholten Ungarneinfälle wurde das Rittertum auch im Dachauer Lande mächtig gefördert, besonders im 11. Jahrhundert. Es entstanden Adelsgeschlechter, von denen besonders Erwähnung verdienen die Herrschaftsitze von Dachau-Lauterbach, Ebenhofen, Bellheim, Eiselried, Röhrmoos, Weilbach, die Herren von Bergkirchen; um das 15. Jahrhundert kamen diese Herrschaften in den Besitz reicher Münchner Familien, an die Familien Bart, Riedler, Püttrich, Schluder, die als neuer Adel die Schlösser in Giebing, Bellheim, Biberbach, Schönbrunn, Deutenhofen, Sulzemoos, Pafenbach und Weilbach besiedelten. Bereits gegen Ende des 11. Jahrhunderts erbaute sich das reichste Adelsgeschlecht, die Grafen von Scheyern (Wittelsb.), über die Amper bei Dachau ein stattliches Schloß; sie erhielten um 1100 den Titel Grafen von Dachau; durch sie erhielt Dachau Marktrecht; es wurde auch eine Straße gebaut, die München



echt volkstümliche Kunst namentlich in seinen etwas derben und unbeholfenen Schnitzwerken zum Ausdruck. Ebenso in den beiden Seitenaltären, hier finden wir in den bäuerlichen Schnitzarbeiten, insbesondere in dem vor St. Martin knienden Bettler in seiner zerfetzten Kleidung, einen derben Realismus. Die beiden Altäre sind im Barockstil aus der Zeit der Erbauung der Kirche und zeigen statt Säulen je zwei kannellierte Pilaster im Einklang mit der Gliederung der Kirchenwände. Es sind originelle Werke heimischer Volkskunst.

Die Schönheiten solcher Werke öffnen uns die Augen für die Eigenart unseres Volkes, und die Liebe zur Heimat kann nicht besser gefördert werden, als wenn das Interesse auf solche Werke in unseren Kirchen hingelenkt wird.

mit Augsburg verband und über Dachau führte.

Die Grafschaft Dachau hatte einen großen Umfang, weit größer als das heutige Bezirksamt Dachau; sie begann am Ursprung der Glonn bei Mittelstetten und erstreckte sich über Fürstenfeldbruck bis vor München; ein Teil des jetzigen Bezirksamts Dachau, das Gebiet im Nordwesten, gehörte zur Grafschaft Kranzberg.

Vom Jahre 1422 bis 1632 heunruhigte kein Feind das Dachauer Gebiet; auch vom Bauernaufstande im Jahre 1525 wurde unser Land nicht in Mitleidenschaft gezogen. Die Strenge der Landesfürsten bewirkte, daß auch die unselige Reformation nicht viel Schaden konnte. Da kam der furchtbare Dreißigjährige Krieg, der zweimal, von 1632 bis 1634 und von 1646 bis 1648, schrecklich im Dachauer Lande wütete. Ein großer Teil der Bauernanwesen wurde durch Plünderung und Feuer verwüstet, und die verheerende Pest raffte die Bewohner, es war das Todesjahr 1634, dahin.

Um 200 Jahre wurde das Land zurückgeworfen, und nur langsam erhob es sich

wieder von dem tiefen Falle; es kamen Siedler aus Tirol — so ist z. B. der Name *Nauderer* in *Wissenhausen*, Gemeinde *Pellheim*, ein Tirolername — und neues Leben erstand aus den Ruinen. Auch die nachfolgenden Kriege, der Spanische Erbfolgekrieg 1701—1714, der Österreichische Erbfolgekrieg 1741—1745 und die Befreiungskriege um 1800, schlugen dem *Dachauer Bauernlande* zwar nicht die Wunden wie der Dreißigjährige Krieg, aber immerhin waren auch sie schwere Heimfuchungen.

Das Jahr 1848 machte auch den Bauern des *Dachauer Bezirkes* frei; er erhielt seinen Grund und Boden als Eigentum, den er bisher meist nur als Pächter inne hatte. Seit den siebziger Jahren wird unablässig an der Hebung der Bodenbewirtschaftung gearbeitet, so daß man das *Dachauer Bauernland* als ein wirtschaftlich sehr vorgeschrittenes bezeichnen kann; leider nehmen die vielen Steuern und die geringen Preise der landwirtschaftlichen Produkte dem Bauern in gegenwärtiger Zeit das ganze Betriebskapital und bringen ihn in große Not, so daß er beim besten Willen nicht mehr das für intensive Bodenbearbeitung leisten kann wie vor dem Weltkrieg. Mögen die schweren Heimfuchungen bald vorüber gehen!

In folgendem soll nun auch ein statistisch-historischer Ueberblick in kirchlicher Beziehung gegeben werden.

Der *Dachauer Bezirk* deckt sich in kirchlicher Beziehung mit seinen Grenzen im allgemeinen mit dem Dekanat *Dachau*; eine Anzahl von Pfarreien gehören zum Dekanat *Altomünster*. Das Dekanat *Dachau* grenzt im Norden an die Dekanate *Freising* und *Scheuern*, im Osten an die Dekanate *Freising* und *München*, im Süden an die Dekanate *München* und *Egenhofen*, im Westen an die Dekanate *Egenhofen* und *Scheuern*. Wann das Dekanat seinen Anfang genommen, kann mit Bestimmtheit nicht festgestellt werden. Was Jahrhunderte nicht zustandbringen können, das hat der unselbige Schwedenkrieg mit seinen Greueln vermocht; er hat mit den alten Urkunden gründlich aufgeräumt und sie bedauerlicherweise alle zerstört. Fast alle Urkunden der Pfarreien des Dekanates beginnen erst im 17. Jahrhundert. Bei *Meichelbeck* wird uns erzählt, daß *Röhrmoos* und *Bierkirchen* bereits im 8. Jahrhundert eine Kirche hatten; es wird dort weiter berichtet, daß *Pellheim*, *Bergkirchen*, *Dachau* und *Päsenbach* schon im 9. Jahrhundert einen eigenen Priester hatten. Ein Dekanat *Dachau* wird zum erstenmal erwähnt im Jahre 1315 in der sog. *Conradinischen Matrikel*. Es wird da ein *Dominus de Sevelt* genannt: Es ist dies *Deinhart von Sevelt*, ein bayerischer Adeliger, der schon im Jahre 1292 Domherr in *Augsburg* und *Freising*, auch *Kirchherr* zu *Bierkirchen*, im Jahre 1305 aber bereits *Archidiacon* zu *Freising* war. In sein *Archidiaconat* gehörten damals die Dekanate *Eggenmating*, *Glonn*, *Aibling*, *Hartpennig*, *München*, *Günzelhofen*, *Altomünster* und *Berg-*

*kirchen* (jetzt *Dachau*). (Vgl. *Deutingers Matrikeln*, Bd. 3, S. 212, Anm. 2 u. S. 220 § 411. Ferner *Hundt, Stammbuch*, Bd. 1, S. 332, nennt ihn *Wernhard*, während *Deutinger* als richtigeren Namen *Meinrad* vermutet.)

Oben erwähnte *Conradinische Matrikel* sagt:

Unter dem *Archidiaconat* des Herrn von *Sevelt*. Das Dekanat *Bierkirchen* hat 13 Kirchen:

*Bierkirchen* hat 4 Filialen: *Täutenhausen*, *Pacharn*, . . . und *Praitenawe* mit *Friedhöfen*. *Sork* hat 4 Filialen: *Warnelshausen*, *Westerdorf*, *Berschach* und *Lauterbach* mit *Friedhöfen*.

*Chamer* . . . hat 7 Filialen: *Altharzhausen*, *Heglnhausen*, *Glebs*, *Marchbach*, mit *Friedhöfen* *Chienberg* und *Nitenbach*, ohne *Friedhöfe* und eine *Kapelle* in *Hoerjenhoben*.

*Chelbach* hat im Dorf 2 *Friedhöfe* und die *Filiale* *Petenbach*.

*Biechirchen* hat 9 Filialen: *Chamerberch*, *Biechpad*, *Piperbach*, *Rudolphshouen*, *Rübenshouen* mit dem *Friedhof* *Notenbach*, *Uetenshouen*, *Albolshouen* und *Giedingen* ohne *Friedhof*.

*Rörenmoos* hat 2 Filialen: *Sigmarshausen* und *Schönprunne* mit *Friedhöfen*.

*Mochingen* (*Ampermoching*) hat die *Filiale* *Nidernweilpach* mit *Friedhof* und *Sulzrein* ohne *Friedhof*.

*Tachawe* (*Dachau*) hat 3 Filialen: *Pritelbach*, *Enkenhausen* mit *Friedhöfen* und *Goprechtshouen* ohne *Friedhof*.

*Pellheim* hat 2 Filialen: *Nidernpachern* und *Erzpad* ohne *Friedhöfe*.

*Mitterndorf* hat 2 Filialen: *Gondingen* und *Steinkirchen* mit *Friedhöfen* und *Wegkirchen* ohne *Friedhof* (heute *Wesling* genannt).

*Holzhausen* hat 2 Filialen: *Puchslag* und *Berg* mit *Friedhöfen*.

*Rumlshausen* (*Rummeltshausen*) mit *Friedhof*.

*Herbrechtshausen* (*Hebertshausen*) mit *Friedhof*.

Aus dieser Zusammenstellung ist zu ersehen, daß das Dekanat *Dachau* damals die jetzigen Pfarreien *Giebing*, *Haimhausen*, *Hohenbercha* und *Inzemoos* nicht hatte, dagegen zählte zum Dekanate die Pfarrei *Rummeltshausen*, das gegenwärtig nur mehr *Filiale* von *Schwabhausen* ist. *Giebing* war *Filiale* von *Bierkirchen* ohne *Friedhof*, *Haimhausen* gehörte zum Dekanat *Freising* (inter aquas, *Deutinger, Matrikeln*, Band 3, Seite 221, §412), *Inzemoos* war ein *Bikariat* des *Freisinger Domkapitels*.

Die *Sunderndorffersche Matrikel* vom Jahre 1524 bezeichnet das Dekanat mit dem Namen *Heberghausen* und zählte in selbem 15 Pfarreien auf mit folgender Schreibweise: *Heberghausen*, *Tachaw*, *Holzhausen* prope *Tachaw*, *Biechkirchen*, *Mitterndorff*, *Bierkirch*, *Moching*, *Roeremoos*, *Innemoß*, *Haimhausen*, *Kolwach*, *Gark*, *Rumelshausen*, *Camer*.

Die *Schmidtsche Matrikel* zählt 16 Pfarreien auf, sie nennt nämlich das *Bikariat* *Hohenbercha* auch *Pfarrei*; die Schreibweise

ist bei allen Pfarreien die gleiche wie jetzt, nur *Bergkirchen* wird *Bierkirchen* genannt. Das Dekanat wird in der *Matrikel* *Dachauer Rural-Kapitel* genannt.

*Deutingers* tabellarische Beschreibung zählt Seite 60 ebenfalls 16 Pfarreien auf; hier erscheint *Giebing* als *Pfarrei*, dagegen wird *Rummeltshausen* als *Filiale* von *Schwabhausen* angeführt.

Patron des Dekanates ist der heilige *Jakobus* der Ältere. — Wann die ersten *Kapitelstatuten* verfaßt wurden, darüber findet sich nichts sicheres vor. Im Jahre 1621 legten der *Dekan* *Nikolaus Pfaffen* in *Pellheim* und der *Kammerer* *Mittermaier*, *Pfarrer* in *Moching*, uralte revidierte *Kapitelstatuten* dem damaligen *Bischof* *Veit Adam* in *Freising* vor, der sie am 31. August desselben Jahres *konfirmierte*. Dieser bediente man sich bis 1751. Am 8. November nahm die oberhirtliche Stelle die vom *Kapitel* gewünschten *Veränderungen* vor. Am 8. Juni 1868 wurden neue *Statuten* ausgearbeitet und am 27. April 1869 oberhirtlich *konfirmiert*.

Die Reihenfolge der *Dekane* geht bis zum Jahre 1600 hinauf, wo *Andreas Peischl*, *Pfarrer* von *Pellheim* das Dekanat (einst *Pellheim* genannt) *resigniert* und *Pfarrer* *Johann Mayr* von *Tarzt* an seine Stelle tritt. Die *bischöfliche Pergamentsurkunde* vom 26. Juni 1600 hierüber findet sich noch im *Alte* (*Dekanalia Dachau*) der *Ordinariats-Registatur* vor. Der jetzige *Dekan*, *H. H. Pfarrer Erhard Leg* von *Röhrmoos*, *erzbischöflicher Geistlicher Rat* ist (seit dem Jahre 1600) der 20. in dieser Würde.

Im Jahre 1751 zählte das *Dachauer Dekanat* folgende *Priester*: *Joseph Ruchlinger*, *Pfarrer* in *Haimhausen*, *Dekan*; *Johann Paur*, *Pfarrer* in *Tarzt*, *Kammerer*; *Georg Gröbinger*, *Pfarrer* in *Bierkirchen*, *Synodalzeuge*; *Joseph Gunetsrainer*, *Proton. Apost.*, *Pfarrer* in *Hohenkammer*; *Senior Georg Papst*, *Pfarrer* in *Rummeltshausen*, *Subsenior*; *Franz Ponschab*, *Pfarrer* in *Röhrmoos*; *Franz Kästl*, *Pfarrer* in *Kollbach*; *Christoph Baron von Froschheim*, *Pfarrer* in *Bierkirchen*; *Stanislaus Todtweiller*, *Pfarrer* in *Moching*; *Joh. Paur Schmid*, *Pfarrer* in *Inzemoos*; *Johann Seelmayr*, *Pfarrer* in *Hohenbercha*; *Joseph Anton Rueffer*, *Pfarrer* in *Pellheim*; *Johann Georg Hörl*, *Pfarrer* in *Kreuzholzhausen*; *Donat Gruber*, *Proton. Apost. Pfarrer* in *Dachau*; *Joseph Desele*, *Pfarrer* in *Mitterndorf*; *Johann David*, *Koller*, *Pfarrer* in *Hebertshausen*; *Simon Jakob*, *Benefiziat* in *Päsenbach*; *Jakob Mayr*, *Benefiziat* in *Giebing*; *Michael Pläbst*, *Benefiziat* in *Dachau*; *Georg Stoll*, *Benefiziat* in *Hohenkammer*; *Nikolaus Pagner*, *Benefiziat* in *Inhausen*; *Johann Ulrich Fein*, *Frühmesser* in *Dachau*; *Johann von Puechböck*, *Benefiziat* in *Weilbach*. Damit schließt der allgemeine Teil der geschichtlichen Wanderung durch den *Dachauer Bezirk*. In einem speziellen Teil sollen dann einzelne Orte in ihrer geschichtlichen Entwicklung behandelt werden.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Heiligen zwölf Nächte

Von Johannes W u n s ch.

Die Heiligen zwölf Nächte sind die Nächte zwischen dem 24. Dezember und dem 6. Januar, also vom Heiligen Abend bis zum Dreikönigsfest. Früher spielten diese Nächte im Volksglauben eine große Rolle. In manchen ländlichen Gegenden, besonders im Schwarzwald, werden sie noch heute in Ehren gehalten.

In den Heiligen zwölf Nächten durfte nicht gesponnen werden; auch sonstige schwere Arbeiten wurden an vielen Orten nicht verrichtet. Tat es dennoch jemand, so hatte er keinen Segen das ganze Jahr hindurch.

Da der Welttheiland in der Nacht geboren wurde, so waren diese Nächte von der Christnacht an heilig und gesegnet; sie waren gleichsam geschützt. Das göttliche Christkind soll in seinem Schlummer nicht gestört werden, weder durch das Surren des Spinnrades, noch durch sonstige geräuschvolle Laute.

In den Heiligen zwölf Nächten sind die bösen Geister, die sonst umgehen dürfen, von der Erde und aus der Luft verbannt. Nur die guten Geister haben das Recht, die Menschen zu besuchen, wie ja auch Engel als reine lichte Himmelsboten die Geburt Christi den Hirten auf Bethlehems Fluren verkündeten.

In der Heiligen Nacht selbst zwischen zwölf und ein Uhr dürfen die Tiere in menschlicher Sprache miteinander reden. Manche Haustiere, wie Kühe, Pferde, Hunde und Katzen erzählen sich gerne die Untugenden und dummen Streiche ihrer Herrschaften, was besonders geizigen und neugierigen Bauern viel Verdruß bereitet hat! — In dieser heiligen Stunde wird ausnahmsweise das Wasser in Wein, das Schwarzbrot in feinen Kuchen und der bittere Lebertran in süßen Honig verwandelt. Wohl dem, der die gute Sache nicht durch Schlaf verbummelt, sondern herzlich zugreift! Ich wünsche viel Glück dazu! — Selbst das Wilde Heer hat während dieser zwölf Nächte Ferien; es ist auf den höchsten Berg der Erde verbannt . . .

In manchen Gegenden werden in der Heiligen Nacht die Obstbäume mit Stroh umwickelt, damit sie im kommenden Jahre eine reiche Ernte bringen. In den Heiligen zwölf Nächten, besonders aber in der Neujahrsnacht wird Blei gegossen, um die Zukunft zu erfahren, und die Mädchen schauen in ein Spiegelein, darinnen sich ihnen der zukünftige Herzallerliebste zeigt.

So sind die Heiligen zwölf Nächte reich an allerhand geheimnisvollen Überraschungen. Es ist ja nichts anderes, als das Bestreben der armen Sterblichen, den dunklen Schleier des Unsichtbaren und der ungewissen Zukunft zu lüften. Die letzte der Heiligen zwölf Nächte bildet den Abschluß der eigentlichen Weihnachtstage.

Von da ab werden die Nächte wieder kürzer und die Tage länger. Es geht dann dem warmen blühenden Frühling entgegen, der als Bringer neuen erhofften Glücks von uns allen ersehnt wird. Und das Menschen-



## Zu Bethlehem

Es liegt in einem Felsenstall ein Kindlein  
süß und hold.  
Mit Auglein blau, mit Händlein zart, mit  
Härlein licht wie Gold.  
Ein kaltes Bettchen hat das Kind, ein Häßlein  
bläst es warm;  
zwei Mutterhände wickeln's ein in Pinnen  
dünn und arm.

Daneben steht in herbem Leid ein schlächter,  
trauter Mann;  
er sinnt und trachtet, wie er denn der Not  
abhelten kann.  
Kein Holz im Stall, nicht Milch noch Mehl,  
nur wenig mehr an Brot,  
ein Seufzer dringet himmelan — — und Gott  
gebent der Not.

Diweil auf hartem Heu und Stroh das  
Kindlein kam zur Welt,  
hat Engelsmund auf freiem Feld die Hirten  
herbestellt.  
Was alles dort versammelt war, kam eilends  
jezt herbei  
und brachte Fett und Mehl und Milch und  
sonst noch allerlei.

Auch Brennholz und die Kupferpfann', ein Mus  
zu kochen schnell.  
Bald fährt ein lustig Feuer auf, im Stall wird's  
warm und hell.  
Das Kindlein lacht, Maria kniet am Bettchen  
hochbeglückt;  
da schleichen sich die Hirten schnell zu ihrem  
Pferd zurück.

Was holen sie, was wollen sie, was schleppen  
sie herein? —  
Ich glaube gar die Dubseld', die Flöten und  
Schälmei'n.  
Die Hündlein bellen laut voran, die Schäfflein  
drängen nach,  
das Geselein, das müd' vom Marsch, wird jezt  
erst richtig wach.

Und hinten in dem Holzgebälk, da sitzen  
Engelien,  
die blasen mit den Hirten jezt die schönsten  
Melodein.  
Ein Schauen und ein Staunen ist; ein Stall  
im Lichtermeer!  
Voll heil'ger Scheu die Frauen knien beim  
Kripplein ringsumher.

In dieser sel'gen Stunde ward gesegnet Mensch  
und Tier,  
vom Kinde das aus Himmelshöhn zur Ret-  
tung kam herfür.  
Es jubelt laut der Engelschor in Glück und  
Seligkeit:  
„Oh, kommt zur Krippe, kommt und seht: Christ  
ist geboren heut!“  
L. Hummel.

herz glaubt so gerne ans Glück, solange es schlägt und hoffen kann. Es ist das Glück, das in der eigenen Brust begraben liegt.

In den Heiligen Nächten, nämlich in der Thomas-, Christ-, Neujahrs- und Dreikönigsnacht schoß man allerorts in Oberbayern aus allen möglichen Waffen, um durch den Lärm und Knall die bösen Geister, die in diesen Nächten besonders gefährlich waren, zu verjagen. Ein kurfürstlicher Befehl vom Jahr 1674 verbot dieses Schießen.

\*

## Das Tegernseer Spinnrad

Von Ludwig Gernhardt, München.

In keiner Bauernstube, in keinem Bürgerhause fehlte ehemals das Sinnbild des Hausfrauensleißes, das Spinnrad. Der Kammerwagen der Braut brachte es mit der Wiege als Ehrenstück der jungen Hausfrau mit ins neue Heim. Ohne Spinnrad können wir uns ein wohlliches Heim unserer Ahnen nicht denken, denn es zählte in früheren Zeiten zu den unentbehrlichen Hausratgegenständen. Auch fürstliche Damen ließen es sich nicht nehmen, das Spinnrad zu drehen und den Faden für die Hausleinwand selbst zu spinnen.

In Berchtesgaden, wo seit alters die Schnitzerei blühte, wurden viele der alten Spinnräder hergestellt. Dort lernte im Heimgarten der Landrichterssohn v. Zeidlmayr die Anfertigung von Spinnrädern und die Herstellung von allerlei Geräten und Spielwaren aus Holz kennen. Er nahm diese Kunstfertigkeit mit ins Kloster nach Tegernsee, wo er am 15. Oktober 1690 im Alter von 19 Jahren die Gelübde auf die Regel des hl. Benedikt von Nursia ablegte.

Unter dem Namen Pater Sebastian von Zeidlmayr lebte er vorbildlich seinen klösterlichen Pflichten nach und hielt sich nach der Ordensregel an das Gebot der Arbeit, die der hl. Ordensstifter seinen Mönchen streng vorschrieb. In der Einsamkeit seiner Klosterzelle suchte er die Handfertigkeiten, die er den Schnitzkünstlern seiner Heimat Berchtesgaden abgesehen hatte, praktisch zu verwerten. Er nahm hohle Eier und grub mit dem Stichel die zierlichsten frommen Zeichnungen in die dünne Eierschale ein. Diese kunstvollen Eier verschenkte er an seine Mitbrüder und seine Bekannten.

Neben dieser Beschäftigung als Schnitzer sann Pater Sebastian fortwährend an der Verbesserung des Spinnrads. Alte und gebrechliche Frauen hatte er oft jammern hören, daß ihnen das Treten des Spinnrades schwer falle, besonders dann, wenn sie mit einem Fußleiden behaftet waren. Diesem Übelstande wollte Pater Sebastian abhelfen und ein Triebwerk ersinnen, das das Treten überflüssig mache.

Er baute also ein Spinnrad ohne Tretkurbel. Ein Gewicht ersetzte den Fußantrieb und setzte in dem Augenblicke das Räderwerk in Bewegung, als man den Faden vom Spinnrocken zu ziehen begann. Durch diese sinnenreiche Erfindung brauchten die Spin-

nerinnen nur mehr mit den Händen allein das Spinnrad zu bedienen.

Das neue mechanische Spinnrad ging ta dellos und Pater Sebastian von Zeidlmayr erntete damit innerhalb und außerhalb des Klosters Anerkennung und Bewunderung. Der Schöpfer dachte nicht daran, seine Erfindung auszuschlachten, es der Öffentlichkeit zu übergeben oder einem Fabrikbetriebe zur Nachbildung und Verbesserung zu überlassen. Dazu war Pater Sebastian viel zu bescheiden. Er bat vielmehr seinen Abt, das Spinnrad seiner Schwägerin Maria Honorata von Zeidlmayr schenken zu dürfen. Da Maria Honorata aus dem Hause des berühmten bayerischen Ministers Korbinian von Prielmeyer hervorgegangen war, der als außerordentlicher Gönner des Benediktinerordens galt, genehmigte der Abt mit Freuden diese Schenkung.

Im Jahre 1712 wanderte also das merkwürdige Spinnrad in das Haus von Johann Anton von Zeidlmayr, dem Bruder des Erfinders. Johann Anton lebte damals in Berchtesgaden, wo er das Amt eines fürstbischöflichen Regierungskanzleibirektors bekleidete.

Leider blieb das Kunstwerk nicht lange im Hause des Bruders von Pater Sebastian, denn 1713 schied Maria Honorata von Zeidlmayr als junge Gattin aus dem Leben. Ihr Gemahl entschloß sich, keinen Ehebund mehr zu schließen, sondern nach dem Vorbilde seines geistlichen Bruders das Ordenskleid zu nehmen. 1715 trat Johann Anton von Zeidlmayr tatsächlich in den Franziskanerorden, wo er sich als Pater Benantius große Verdienste zu erwerben verstand.

Vor seinem Eintritt in den Franziskanerorden gab Johann Anton v. Zeidlmayr das Tegernseer Spinnrad der Kurfürstin Maria Theresia Kunigunde von Bayern zum Geschenke. Die Kurfürstin aber schenkte das Werk ihrer Tochter, der Prinzessin Maria Anna Theresia.

Prinzessin Maria Anna Theresia trat in den Orden der Klarissen am Anger in München ein und nahm das Spinnrad mit sich. Dort legte sie 1720 die Gelübde auf die Regel der hl. Klara von Assisi ab und weihte sie als Schwester Emmanuela Theresia ganz einem Leben der Frömmigkeit und Weltentzagung. Das Rad war damals sicherlich betriebsfähig, sonst hätte die fromme Prinzessin es nicht ins Angerkloster mitgenommen.

Nach dem Hinscheiden der Prinzessin fiel dieses denkwürdige Spinnrad der Vergessenheit anheim. Man weiß bis heute noch nicht, was daraus geworden ist. Wahrscheinlich wurde es 1803, als man das Klarissenkloster aufhob, als wertloses Gerümpel verschleudert, wie man es damals verständnislos auch mit den größten Kunstwerken gemacht hat.

Das Tegernseer Spinnrad hat vermutlich die Entwicklung dieses Hausgeräts um eine Stufe höher gehoben und wenn es an die Öffentlichkeit und in die Hände eines geistreichen Unternehmers gekommen wäre, so würde man die Erfindung des Pater Se-

bastian von Zeidlmayr ohne Zweifel zum Nutzen der Hausfrauen vervollkommen und ausgebeutet haben. So aber mußte die Schöpfung des findigen Benediktiners von Tegernsee untergehen und das Schicksal mit jenen Erfindungen teilen, die mit ihren Meistern ins Grab gegangen sind und der Menschheit keinen Nutzen gebracht haben.



### Zum Jahreswechsel!

Wie alles doch zuletzt in nichts zergeht!  
So seid ihr, sonnenhelle Jahrestage,  
Vor meinem wachen Blick zu nichts verweht,  
Zu nichts — im besten Fall zu grauer Sage.

Und alles, was ihr saht im Lebensringe  
An Wunsch, Entbehren, Wähnen, Überlegen,  
Sind herbstentführte Blätter, tote Dinge  
Und modern schon auf Schneeverwehten  
Wegen.

Horch, was auf Türmen Gloden kündend  
Lagen  
Von Sachen, die da stumm im Dunkel  
Warten,  
Von Latendrang und ungeborenen Tagen,  
Vom Saatenstand im schwangern Zukunftsgarten!

So webt und knüpft ein hoffend Siegfrohdoden  
Um Mitternacht sich an begrabene  
Schmerzen,  
Wenn man sich ein Klang sich von Silvester-  
gloden  
Zu tieft verirrt in überwache Herzen.

Franz Schaeble.



### Heimatbücher

Briefe Kaiser Franz Josephs I. an seine Mutter. 1838—1872. Eingeleitet und herausgegeben von Dr. Franz Schnürer. Mit elf Kunstdrucktafeln und zwei Briefsammlungen. 413 Seiten. Reinen M. 15.—. Verlag Josef Köfel u. Friedrich Pustet, München.

Die vorliegende Sammlung von Briefen, die Kaiser Franz Joseph von der frühesten Kindheit (1838) bis zum Tode der Erzherzogin Sophie (1872), seiner Mutter, schrieb, ist ein in seiner Art einzig dastehendes Dokument. Angefangen vom ersten kindlichen Bilette bis zum ernstesten Briefe des mit unermesslicher Verantwortung belasteten Mannes gibt das Werk gewissermaßen einen „Natur-Selbstdruck“ des Wesens Franz Josephs; in tausend Einzelzügen enthüllen sich sowohl gewisse angeborene Eigenschaften des Charakters wie dessen stete Aufwärtsentwicklung bis zur Reife fester Überzeugungen. Der hervorragende historische Wert der Briefsammlung ist vor allem aber auch durch die Zeit bedingt, aus der diese 268 Briefe datiert sind. Durch die Erschütterung der 48er Jahre, durch das weltgeschichtliche Ringen um Österreichs Stellung in Italien, durch die Verfassungskämpfe innerhalb der Monarchie führen diese Briefe zu den interessantesten Reflexionen über kulturelle, kirchliche und politische Angelegenheiten in aller Welt. Daß angesichts der Stellung des Schreibers und der Vertraulichkeit, mit der Kaiser Franz Joseph sich seiner Mutter gegenüber stets auszusprechen pflegte, die historisch und menschlich wertvollsten Streifen auf alle regierenden Fürsten, dann aber besonders auch auf die politisch herrschende Oberschicht jener Jahre fallen, ist selbstverständlich.

Wer immer irgendein Interesse an historischem Geschehen und am menschlichen Bilde derer, die Geschichte formen, hat, der wird diese Briefe eines Kaisers an seine Mutter mit brennendem Interesse lesen. Ls.

Reimmichls Volkskalender 1931. Mit vierfarbigem Kalendarium, farbiger Kunstbeilage und vielen Textbildern. Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck-Wien-München. Kartoniert Schill. 2.—, RM. 1.20.

Dieser urwüchsige, aus dem alpenländischen Bauerntum erwachsene Kalender verdient besondere Anteilnahme wegen seiner reichen Verknüpfung mit der Volkstradition in Brauchtum, Sprüchen und Wetterregeln und wegen seines warmen Zusammenschlusses von Liturgie und Leben. Das vierfarbige Kalendarium steht in dieser Hinsicht einzig da. Der Unterhaltungsteil, größtenteils von Reimmichl selbst bestritten, bringt Volkserzählungen reinen Gepräges. L.

Die Kameradin. Roman von Josefina Widmar. Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck-Wien-München. 176 Seiten. 2. Auflage. Ganzleinen S 8.—, RM. 5.—. Billige Volksausgabe. Einfacher ausgestattet, kartoniert S. 3.30, RM. 2.—.

Das Problem der „Kameradschaftsehe“ und der willkürlichen Lebensgestaltung der modernen Frau steht heute im Mittelpunkt der literarischen Diskussion. Eine Wiener Schriftstellerin hat es mit gutem Erfolge unternommen, diese Probleme im Sinne eines höheren christlichen Ethos zu behandeln. Ihr Roman, die Kameradin, führt in das moderne Wien. Zwei junge Frauen, verschieden an Charakter und gesellschaftlicher Stellung, in die Tretmühle des modernen Berufslebens eingespannt, ringen verzweifelt bis hart an die Grenze der sittlichen Selbstvernichtung um den Anschein eines Frauenglücks. Aus dem Zurückfinden zu mütterlicher Selbsthingabe, auch in höherem, geistigem Sinne, erwächst die Lösung. Der Konflikt zwischen der unabänderlichen Bestimmung des Weibes und den natürlichen Anforderungen der Zeit wird in immer neuen Variationen aufgezeigt. Das außerordentlich spannend geschriebene Buch ist ein fesselnder Ausschnitt aus dem Leben und den Kämpfen der modernen Frau. W.

Der Lusenberger. Der Roman eines Künstlerlebens von Maria Veronika Rubatscher. Mit 16 ganzseitigen Bildern in Kupfertiefdruck nach Originalen von Josef Moroder. 8°. 328 Seiten. Ganzleinen M. 8.50. Verlag Josef Köfel u. Friedrich Pustet, München.

Von diesem ersten größeren Werke einer reichbegnadeten Tiroler Dichterin hat einer unserer feinsinnigsten Kritiker gesagt, es sei „ein Buch voll Schönheit, die uns zu Herzen geht, ein Künstlerleben, von einer Künstlerin geschrieben“. Der „Lusenberger“ ist ein Buch von ganz besonderer Art; es ist ein Roman, dessen größten Vorzug sein geradezu erdverbundenes Bewachsensein mit dem fernhaften Volkstum des Grödenertales, sein liebevolles Ausschöpfen der feinsten Einzelbilder aus bäuerlicher und künstlerischer Wesensart ist. Mit einem außerordentlich feinen Sprachgefühl schildert Maria Veronika Rubatscher ungezählte Einzelepisoden aus kraftvollem Bauerntum, webt in die Darstellung eines ergreifend geschilderten Künstlerlebens wahre Perlen aus dem reichen Sagenschatz des ladinischen Tirols und formt so ein wahres Kabinettstück kulturgeschichtlicher Kunst als Hintergrund für ein überaus bewegtes und geeignetes Künstlerleben. Aus dem Wurzelboden einer literarisch noch unerzählten Kultur läßt Maria Veronika Rubatscher den Roman eines noch Lebenden erblühen, das Buch der Liebe eines gottbegnadeten Künstlers, einer Liebe, die klarster Quell für reichstes künstlerisches Werden und Schaffen wurde.

Der Verlag hat dieses sein neuestes Romanwerk ganz prachtvoll ausgestattet; ausgezeichnet reproduzierte Bilder nach Gemälden des „Lusenberger“ ergänzen den Text aufs trefflichste.



# Die Heimat am Inn

Sammelblätter zur Heimatgeschichte und Volkskunde

In zwangloser Folge erscheinende Beilage zum „Wasserburger Anzeiger“

Herausgeber: Friedrich Dempsf, Wasserburg. / Verantwortl. Schriftleiter: Wilh. Zils, Bad Reichenhall, Ludwigstraße 14  
(Nachdruck verboten)

## Die Schatzgräber von Landshut

Ein unbekannter Zauberer-Kriminalprozeß des 17. Jahrhunderts

Von Dr. Fridolin Solleder, München

„Du mußt verstehen,  
Aus eins mach zehn,  
Und zwei laß gehn,  
Und drei mach gleich  
So bist du reich.“

(Goethes Faust, Anfang des Hexeneinmaleins.)

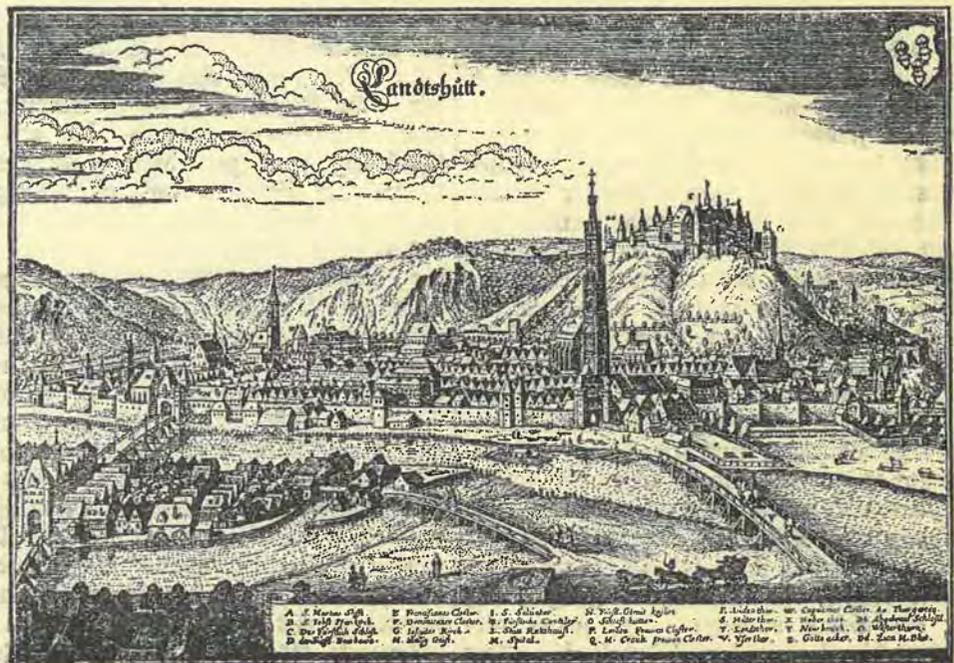
Jeder Gebildete trägt in sich einen ins Gewaltige gesteigerten Begriff jener unheimlichen schwarzen Kunst, die durch geheimnisvolle irdische oder höllische Kräfte übernatürliche Wirkungen zu erzielen vermag, wie er ihn aus den Meisterwerken dramatischer Dichtung der anglogermanischen Welt sich zurecht gebaut hat, wo Shakespeare und Goethe mit dem Seherauge des Dichters eine dämonische Zauberwelt geschaffen haben, an die die Wirklichkeit nicht heranreicht. Während wir aus dem Abendlande zahllose Hexenbrände in ihren grauenhaften Einzelheiten kennen, ist bisher über Zaubererprozesse wenig aus dem Dunkel der Archive ans Tageslicht gekommen. Zauberbücher haben sich übergenug erhalten. Ihr Inhalt ist eine Verbindung des Heiligsten mit dem Lächerlichen und Absurden, alberner Geheimnistram voll von lateinischen, griechischen und hebräischen Texten, um sie aus der Verständnisswelt des Laien in die Sphäre der Bibel und gelehrten theologischen Wissens zu entrücken; nicht selten vermischt mit chemischen, physikalischen und medizinischen Formeln, denen nachzuspüren eine Zukunftsaufgabe der Wissenschaft, und deren Sammlung Sache des Deutschen Museums sein wird. Rechtsfälle aber gegen die Anhänger der schwarzen Kunst finden sich äußerst selten, weil man durch ihre Vernichtung verhindern wollte, daß ihre Kenntnis und ihre Praktiken weiter verbreitet würden, und weil die Gedankenlosigkeit unserer Vorfahren die Zaubererprozekanten mit anderen Kriminalakten aus der Welt schaffte.

Kritiklosigkeit eines frommen Zeitalters, ist die Spekulation abenteuernder Geldgier auf die Habe gutgläubiger Ehrbarkeit, welche in dem Wunsche, mit einem Schlage aus der drückenden Enge kleinbürgerlicher Verhältnisse herauszukommen, die dummdreisten, phantasiervollen Erzählungen von gewerbsmäßigen Betrügnern, Schelmen und Beutelschneidern mit ihrem guten Gelde entlohnt; ist die Freude gewissenloser Prahler, um sich Furcht und Schrecken zu wecken, ist eine Geschichte menschlichen Überwizes. Verebelt und verbrämt ist diese Mischung menschlicher Schwächen und Torheiten mit dem ewigen Drang aller Gebildeten, Halbgebildeten und Ungebildeten, die letzten Dinge zu ergründen und das Weltall zu meistern. Schließlich ist die schwarze Kunst eine mystische Zeit- und Modetrunkheit, die wie alle Wellenschläge in der geistigen Entwicklung eines Volkes, wie Okkultismus und Spiritismus

in der Gegenwart, bald abebbt, bald wieder zunimmt. All diese Züge finden sich in unserem Kriminalprozeß wieder, der nach dem 30jährigen Krieg spielt, da ein verarmtes und verzagtes Geschlecht einen besonders dankbaren Nährboden für Wahnideen abgab, in einer ehemals blockierten Stadt, in der man Schätze vor den plündernden Soldaten vergraben und die Besitzer über der Belagerung verdorben und gestorben waren.

### Die getaufte Henne

1665 war das kurbayerische Landgebot wider Aberglauben, Zauberei und andere strafbare Teufelskünste erneuert worden. Wer sich untersteht, böse Geister ohne zulässige christliche oder geistliche Mittel zu beschwören und zu bannen, damit sie seinen Willen tun, hat dadurch Gemeinschaft mit dem bösen Geist, auch wenn er ihn nicht als Gott verehrt, und ist als Zauberer mit dem Schwerte



Die Geschichte der Zauberei, Wahrsagerei und anderer Geheimkünste ist eine Geschichte des großen Betrugs, aufgebaut auf der

A. F. N. ... B. ... C. ... D. ... E. ... F. ... G. ... H. ... I. ... J. ... K. ... L. ... M. ... N. ... O. ... P. ... Q. ... R. ... S. ... T. ... U. ... V. ... W. ... X. ... Y. ... Z. ...

vom Leben zum Tode zu richten, der Leib zu Asche zu verbrennen, Hab und Gut einzuziehen. Kaum war das Landgebot richtig trocken von der Druderschwärze, da warf die kurfürstliche Regierung zu Landshut einen ihrer Kanzleiverwandten namens Burkhard Pimer, der im Dienste für zwei arbeitete, dessen Frömmigkeit stadtkundig war, und dessen Familie zu den Ratsgeschlechtern zählte, seine unbescholtene Hausfrau Maria Elisabeth und deren Schwester Susanna Räv, ein lustiges Bürgerkind von 18 Jahren, wegen Aberglaubens und Zauberei ins Gefängnis auf der Trausnitz, etliche ihrer Mittäter in die Stadtfronfeste. In Landshut hatte es sich herumgesprochen, daß in des Pimers Haus, in dem allzeit reiche Leute wohnten und es zu Zeiten spulte („regiere“), Schätze vergraben seien. Von diesem Gerücht verlockt, dingte der Pimer am Markt einen Tagwerker und ließ ihn im Geisterwinkel nachgraben — zur Erkundung des Fundaments der Mauer. Grub auch selber weiter und suchte mit dem Bratspieß — nach dem Fundament. So beginnt er seine Auslagen vor dem Richter.

Das Regiment im Hause führte seine Frau. Ihr hatte die Wochendlin, so nannte man im Volksmund die 73jährige Wirtin Anna Hueber, erzählt, daß ein Hendl, aus einem Fronleichnamstags-Ei (Unfluch-Ei) einer schwarzen Henne, am Busen oder in der rechten Achselhöhle ausgebrütet, binnen Jahr und Tag Geld bringe. Ihr Wissen hatte die Wochendlin vom alten Metzger zu Ergolding, der viel den Geistern nachstellte und gar manchen dazu verführte; sein Weib hatte ein solches Hendl fast völlig ausgebrütet, da fürchtete sie am drittletzten Tage, es könnte ihr das Herz abbrechen. Gesagt, getan. Die Pimerin kaufte drei schwarze Hennen. Ihrer zwei legten am Fronleichnamstag ein Ei. Das eine hing sie über den Tisch, mit dem andern legte sie sich drei Wochen ins Bett. Der Nachbarschaft erzählte man, sie sei bettlägerig, habe Fieber und Herzklopfen, ja der Pimer machte sich selbst noch dem Gerichte gegenüber anheischig, mit Apothekerrezepten und Arzterechnungen des Dr. Stockher und des verstorbenen Dr. Reischl den Nachweis zu führen, daß sein Weib 6 bis 8 Wochen krank gelegen. Und doch hatte die ob des freudigen Ereignisses angeheiterte Sankt, so nennen wir kurz mit den Alten Fräulein Susanne, dem Spengler Simon Wahner des Vangen und Dreiten erzählt, daß ihre Frau Schwester das Unfluch-Ei glücklich unter der rechten Achsel ausgebrütet; 6 Dukaten in Gold in der Woche, 1400 fl. im Jahr bringe das Zauberhendl. Das Hendl gebieh, Geld aber brachte es keinen roten Heller. Da holte die Pimerin die „lange Marie“, die beim Hintermayerbräu zu Landshut einkehrte, dessen Schwiegermutter zu Watenbach auch ein solches Zauberhendl haben sollte. Die zündete eine absonderliche Kerze an und fuhr an der Mauer hin und her, bis sie zweimal zischend erlosch, ein altbewährtes Zeichen, daß da ein Schatz verborgen lag; soviel verkündete die „lange Marie“, daß sie ihn allein

nicht zu heben getraue, obwohl sie sonst gut 1000 fl. heben könne. Der Schatz war da. Bis nach Trimbach, eine Stunde von Frontenhausen, lief die hilfsbereite Wochendlin zu einer als Hexe verschrienen Landstörzerin, der Anna Westner. Sie war dem Gerichtsherrn von Dingolfing amtsbekannt als berufsmäßige Wahrsagerin, die aus einem Kristallspiegel die Zukunft prophezeite, verlorene Sachen binnen 24 Stunden zu bringen vorgab und die beim Schatzgraben und Geisterbeschwören beim Auer zu Aueschon belauscht worden war. Drei Farnkörner in einem Häderlein brachte die Wochendlin heim, die an den Hals gehängt, der Pimerin den Schatz im Traum offenbaren sollten.

Zuletzt reiste die Pimerin mit der Henne zum Pfarrvikar von Wartenberg, Johann Baptist Schilling, der im Ruf stand, mit dergleichen Sachen umspringen zu können. Die Fahrt war vergebens; denn die Henne war noch zu jung. Der Pfarrer befragte seine Zauberbücher, die er in der Erde vergraben verwahrte, und trug der Frau auf, das Hendl mit geschwellten Weinbeeren und gehackten Eiern zu füttern und, bis es zu Kräften komme, allwöchentlich mit einer halben Kanne Weines zu besprengen. Der Bockbräu-Martl von Moosburg, der sie auf seiner Kalesche heimwärts mitnahm, konnte nicht genug von des Pfarrherrn magischen Kräften erzählen, mit dem er schon wegen Zauberbüchern in Freising in Untersuchung gelegen war. Der Pfarrer könne sich unsichtbar machen, was er ihm auch gelernt. Da er der Sache anfänglich nicht traute, probierte er das Pfaffenmittel an seinem Hunde aus; der wäre damit vom Platz weg verschwunden, hätte er ihn nicht angebunden.

Als das Hendl ein Vierteljahr alt war, kam der Pfarrer an einem Sommerabend zwischen den Lichtzeiten in froher Weinlaune von seiner Einkehr beim Kloster an der Pfarlande in die Wohnung der Pimerin und kaufte das Unfluchhuhn mit Chrisam und Taufwasser, die sie als gute Hausmittel gegen Zauberei vom Kooperator von St. Martin erhalten hatte, auf den Namen „Ganaspiritus“. Es sollte dies ein Geist der Schätze sein. Ihr Mann hielt die Zeremonie, die keine Viertelstunde dauerte, für eine Beschwörung, seine geängstigte Frau aber bekannte den Richtern auf eine Suggestivfrage, es sei eine richtige Taufe im Namen des leidigen Satan gewesen, weil es so in der Anweisung des Metzgers von Ergolding gestanden. Der Pfarrer von Wartenberg war mit einer großen Phantasie und Erzählerkunst begabt, die ihre Wirkung auf die Eheleute Pimer nicht verfehlte. Schon als Student wollte er die schwarze Kunst bei seinem geistlichen Herrn Vetter, einen Pfarrer bei Braunau erlernt haben, der ihm auch seine Zauberbücher vermachte. Der beschwor einst einen vom bösen Geist über alle Maßen geplagten Bauern, bannte den Teufel auf die Patene, daß er des Bauern Blutsverschreibung mit solcher Wucht auf den Tisch schleuderte, als hätte er einen ganzen Zentner

hingeworfen. Noch zur selbigen Stunde mußte der Teufel 6000 fl. aus dem Meeressgrund holen, das grüne Meerwasser schwamm schäumend in der Stube herum, woran unser Pfarrer sein Lebtage seine Freude hat. Er treibe solche Sachen nicht als Hexenmeister, sondern dem Teufel zu Trug, was um so weniger Unrecht, als die Wallfahrtskirche zu Altötting ganz mit Geld, das der Teufel bringen mußte, erbaut sei. Dabei behändigte er der Pimerin eine handschr. ftliche Schwurformel, die Henne damit in den Losnächten zu beschwören, was sie ohne Gefahr für Leib und Seele tun könne. Noch nach ihrer Verhaftung fand man die Schwurformel, „ein langes Wejen“, im Flöß, wohin sie die vorsorgliche Frau versteckt hatte. Dreimal beschwor sie die Henne in Losnächten, e. n.: brennende Kerze in der Hand, wobei sie ihr Dukaten, bayerische Halbsoagen und schwarze Münze unterlegte.

Das Hendl führte ein wahres Schlemmerleben wie sonst wenige Suppenhühner. Eier legte der „Hausgeist“, ja; aber Geld brachte das unvernünftige Vieh keines. Der Glaube an die Zauberkraft des Pfarrherrn geriet ins Wanken, man munkelte, er habe bei der Taufe gefehlt. Da sagte der Pfarrer ein andermal, die Henne tut nicht gut, bis man ihr Menschenblut eingibt. Er wollte es aber nicht raten, es hiesse sich dem Teufel verschreiben. Jetzt aber fuhr der Pimer, der bisher alles aus „Frumbheit“ zu seinem Weibe geschehen lassen, dazu: Lieber wolle er den Hendl einen Stein an den Hals hängen und es in die Pfar werfen. Vor seiner Verhaftung befahl er denn auch, die Henne zu zerhauen. Sein Weib aber brachte vor den Augen der Rindsmagd eine falsche um: „Schaut, jetzt bringe ich die Henne um, aus der man so viel Wesens gemacht!“ Die Zauberhenne aber gab sie der Wochendlin, sie heimlich zu vertragen.

#### Geister auf den Zwang.

Geld, Geld und wieder Geld! Mit der getauften Henne war man nicht zum Ziel gekommen, da versuchte man mit dienenden Geistern, „Geister auf den Zwang“.

„Die Geister zu bezwingen

Daß sie uns Schätze bringen,

Das lehre ich.

Wer reich sein will auf Erden,

Kann's durch dies Buch leicht werden,

Das wurde ich.“

Dieser Schluß von Faustens großem und gewaltigem Meergeist und des berühmten Erzzauberers drei- und vierfacher Höllenzwang mag die Köpfe der guten Landshuter verwirrt haben; denn läßt sich auch die Zauberei bis in die Zeit der ersten bayerischen Volksgesetze, bis in die Heidenzeit der Bayern-Einwanderung zurückverfolgen, so ist doch nirgends etwas von altheidnischer Überlieferung zu spüren. Die einfache Überlegung, daß die Zauberer nicht selten in bitterer Armut lebten, sich in des Lebens Nöten selbst nicht zu helfen wußten und schließlich fast immer unter dem Henkerschwert oder auf den Scheiterhaufen endeten, konnte die Mitwelt nicht davon abhalten, der Wucherweisheit dieser falschen Propheten zu vertrauen.

Aus einem Kelch, aus dem man geopfert und gewandelt, konnten die Geister nach des Pfarrherrn Rede nimmermehr entinnen. Um die Geister auf den Zwang, d. h. zur Dienstbarkeit zu bringen, hatte er eine kleine Haut von jungfräulichem Pergament, von einem Schirfling einer schwarzen Kuh warm herausgenommen, zirkelweise voll blutiger Buchstaben beschrieben, vermutlich mit des weisen Salomo Zauber Schlüssel. Mit hartem Verlangen hatte der Pfarrer in die Pimerin gedrängt, einen Geist auf den Zwang zu erfragen. Den wollte er in den Kelch sperren, damit er die Teufelsverschreibungen zurück-erhalte und so einfältige Personen von der Hölle erlöse, alsdann den Geist auf verlorene Schätze abrichten, auf die Kelchpatene stellen, ins Meer um Geld schicken und dieses teilen. Selbst einen Kaufgeist oder Geldgeist wollte er in die Hölle verfluchen. Viele Mittelpersonen, Wagnanten und Bettler erbaten sich Geister zu besorgen. Die hilfsbereite Wochendlin wollte von der Tochter des Landshuter Bräuers Sebald einen dienenden Geist bekommen, da er ihnen keinen Fried lasse. „Gott solle ihre Henne behüten“, hatte die Pimerin dazumal noch geantwortet, „sei ihr lieber!“ Von einem Mann in München wollte die Wochendlin gar einen Kaufteufel beschaffen, aber die Pimerin fürchtete sich davor. Der Weber zu Bruckberg konnte seine Geister nicht loswerden, da sie erzürnt waren, als er sie auf den Zwang geben wollte; sie rausten ihm den Bart aus und machten ein solches Feuerwerk um das Haus, daß er fürchtete, es werde alles abbrennen.

Ein welscher Kramer und Bürger Ludwig Zullier, der Hab und Gut seiner Frau vertan und sie mit ihren vielen Kindern in diesen „wohlfeilen Zeiten“ Hunger leiden ließ, während er als Pechler im Lande herumvagarierte, hatte sich anheischig gemacht beim Schmiedkaspar zu Zellerreit bei Wasserburg, den sein Schlossherr, der Kern, entlassen hatte, weil er viele vornehme Leute zu München mit Zauberei betrogen, einen Geist auf den Zwang zu holen. Der Schmied brauchte dazu ein Henterschwert samt einem Jungfrauwachs. Der Pimer ließ beim Landshuter Hentler für drei Taler ein Richterschwert kaufen, 4 Tage baumelte es drohend in der Stube vor seinem Bett; weil es gerne aus der Scheide ging und ihnen heimlich vor diesem bösen Omen graute, hatten sie in Kreuzesform ein Ristchen dazu machen lassen. Die reiche Manzin, die einen geldbringenden Geist für einen Rechtshandel nötig hatte, und die Sandl hatten dem Welschen von ihrer Hand ihren Namen geben müssen, damit er Geister bannen könne. Einen Geist zur Arznei hatte man ihm wider-rat'n, weil er sonst die Medici zu Feinden hätte. Als der Welsche von seiner Wasserburger Fahrt wiederkam, erzählte er: Auf einer Kreuzstraße hatten er und sein Lehrmeister, der Schmied, mit einem Richterschwert einen Kreis gemacht. Um ein reines Gewissen zu haben, hatten sie vorher gebeichtet und waren zum Tisch des Herrn gegangen. Er stund auf einem verlassenem Weg vom Gebetläuten bis

## Alte Feiertage

### Sebastiani.

1602 kämpfte Kaiser Rudolf in Ungarn gegen die Türken. Da trat eine furchtbare, pestartige Seuche im Heer auf. Ein Feldpater warf nun einen Sebastianspfeil aus Ebersberg ins Weihwasser und gab dies den Soldaten zum Trinken. Es soll daraufhin keiner der Deutschen mehr erkrankt sein.

Wenn man am Sebastianitag, einem alten Bauernfeiertag näht, bekommt man im Jahr soviel Eiß, als man Stiche macht.

### St. Agnes und St. Apollonia.

Gegen Einfüsse feindlicher Geister, gegen Verschreien oder Berufen wurden den Kindern früher die sog. Agnes-Wachschreiben umgehängt. (Zum 21. Januar.)

Die Patronin der Bahuleidenden ist St. Apollonia (9. Februar). Sie soll durch einen starken Badenstreich ihre Zähne verloren haben. Nach einer anderen Sage brach der Hentler ihr mit einer Zange die Zähne aus. Oft findet man an Statuen dieser hl. Jungfrau ausgezogene Zähne ex voto mit seidenen Bändchen angehängt.

### Maria Lichtmeß.

Vom roten Wachsstock, den früher jede Familie an Lichtmeß weihen ließ, hing man gern ein Stück ans Kreuz im Herrgottswinkel der Stube, auch formte man oft einen Trudensfuß daraus.

Die Aschenüberreste der Kerzen, die am Lichtmeßabend auf Späne, Milchschnitten und Türdrücker aufgesteckt und während des Familienrosenkranzes gebrannt

wurden, galten als gutes Mittel gegen Kopfweg. Allerdings mußte man die Sachen essen.

\*

Wer an Lichtmeß seinen Dienstplatz verlassen wollte, ohne eine neue Stelle zu haben, schüttelte in der Thomasnacht einen Kriechenbaum. Aus welcher Gegend nun das Beller eines Hundes zu hören war, dorthin wollte man dienen gehen.

\*

Den wachsenden Tag kennzeichnet der Volkspruch: „An Neujahr wächst der Tag um einen Hahnschrei, auf Hl. Dreikönig um einen Hirschsprung, zu Lichtmeß um eine ganze Stunde.“

### St. Valentin als Patron gegen die Epilepsie.

Auf einem Bild in der Wallfahrtskirche Marzoll sehen wir epileptische Kinder mit sog. Fallhauben, das sind ringförmige Kopfbedeckungen aus Plüsch oder Seide, die gefüttert, damit sich die kranken Kinder beim Fallen nicht weh tun. Schutzpatron der Epileptischen ist der hl. Bischof Valentin, dem die Marzoller Kirche geweiht ist.

Noch heutigen Tages kommen besorgte Mütter mit ihren kranken Kindern nach Marzoll und bitten um den Segen gegen die Epilepsie. Der Valentinstag (14. Februar) ist ein Festtag, bei dem die Kirche starken Zulauf hat. Von weit und breit fahren die Andächtigen nach hier zum Gottesdienst.

\*

In Uttenhausen bei Freising befindet sich eine Schale aus Serpentinstein vom Grabe des hl. Valentin. Am Tage des Heiligen wird in diesem Gefäß Wasser geweiht und den Kranken zum Trinken gegeben.

Mitternacht auf der dreibeinigen Geis, dem richtigen Hexenschemel, zwei Gläser in der Hand. Hui, da kamen Reiter und allerlei Gespenster, es donnerte und hagelte, ein Brausen hub an, bis endlich der Oberste der Teufel kam und Bescheid heischte, was er wolle. Er begehre Geister auf den Zwang, dienende Geister. Der Teufel antwortete: „Wirft keine bekommen und wenn du die Welt ausgehst.“ Nun hat der Welsche: Sollte ihm andere geben, damit er nicht leer heimkomme. Drauf flogen zwei Geister in seine Gläser. Die durch die Folter erpreßte Aussage vor den Richtern klang bedeutend weniger romantisch. Der Schmied gab dem Welschen ein Gläslein in einem hölzernen Gehäuse, darin seinem Vorgeben nach ein Geist. Rede er bei zunehmendem Mond nicht binnen 4 Wochen, sollte er ihn wiederbringen. Der Geist aber konnte weder reden noch sonst etwas, und als der Welsche den Geist unterfuchte, war es eine kleine Rute von einer Haselnußstaude, schwarzes Wachs und dürres Laub.

Einmal ritt der Pfarrer selbst mit zum Schmied und bewog die Manzin zum Kauf eines Uraun, eines wunderkräftigen Haus-

Schutz- und Schutzgeistes. Es war ein kleines Männlein mit zwei Hörnern, Berchtesgadener Arbeit. Hielt man es in der Hand, rührte es den Kopf und bewegte sich im Glase, setzte man es nieder, stand es still. Der Geist sollte im Gehäuse bleiben, der Teufel ihm das Geld herbeischleppen. Der Geist war noch jung, nur einen halben Finger lang, weil die Manzin auch jung war und ihr nach des Welschen Rede ein alter zu stark würde. In einembeutel, darin man das hochwürdigste Gut zu den Kranken übers Land getragen, holte sie den Geist heim, damit er sie nicht übermanne. „Jungfrau, hebt ihn fleißig auf, besprengt ihn zuweilen mit Weihwasser oder legt ihm geweihte glühende Kohlen zu, damit der Stärkere den Schwächeren nicht hinwegführe!“ riet der ganz im Geisterwahn befangene Pfarrer von Wartenberg. Die Manzin hat bald ein besseres Einsehen in den wahren Wert ihres „Urauns“, für den sie gar manchen Dulaten hergegeben. „Schaut!“ sagte sie zur Sandl und deren Freund, dem Studenten Steidl, „wie mich der Schelm mit dem hölzernen Bögen betrogen!“ (Fortsetzung folgt.)

# Meilham

(Ein Beitrag zur Ortsgeschichte) ♦ Von Hans Kneißl

Eine gute halbe Stunde von der in Obstgärten prangenden ehemaligen Hofmark Amerang liegt auf einer Anhöhe in südlicher Richtung ein Peterskirchlein, das noch zu Gemeinde und Pfarrsprengel Amerang gehört. Der freie Blick gegen Süden eröffnet auf der Höhe ein wunderbares Bild der gesamten Alpenkette, die sich majestätisch mit ihren Gipfeln und Zaden, mit ihren Kuppen und Rücken, mit Wäldern und Felsen, mit Einschnitten in allen Formen, mit dunklen Bergen, die sich scharf vom zarten Blau des Horizontes abheben, dem Beschauer darbietet. Wenn sie sich im schönsten Glanze der reinen Sonnensonne gezeigt, wenn die Bergfeuer um Johanni aufgeleuchtet und ein zauberhaftes Gemälde geschaffen, ist der Tag des Kirchweihfestes nahe, der in dem stillen Kirchlein jährlich feierlich begangen wird. Die Bewohner von Amerang, von Ober- und Unterrating, von Talham, Leute aus Weng, Allerding, Stetten und Moosham, aus Dobl, Kammer, Assham und Wald, sogar aus Gebertsham und Höslwang eilen herzu, um teilzunehmen an der altherkömmlichen Petersfeier auf dem Berge.

Neben dem Kirchlein steht ein stattlicher Bauernhof „Der Strauß z' Meilham“. Seine Bewohner betreten das Gotteshaus. Die Besitzerin ist schon seit Jahren Witwe. Ihr obliegt allein der große Betrieb des ganzen Hofes. Eine Frau, wie wir sie nur noch in den alten Geschichten von Landleuten kennen lernen. Gastfreundschaft ist ihr Ehrenpflicht. Mit Freude und Dank denke ich noch oft an den vortrefflichen Bohnenkaffee und die echten Schmalzknobeln, welche sie am Kirchweihstage kredenzte. Und wie vielen Leuten hat sie in der Inflationszeit Werke der Barmherzigkeit erwiesen! Auch sie wird einst sagen: Herr, wann habe ich dich hungertig gesehen? — Ein zweites Haus steht noch in der Nähe der Kirche: Der „Schmied z' Meilham“, bewohnt von einer ruhigen Familie, die in hoher Achtung bei den Pfarrangehörigen steht. Aber nur noch der Hausname erinnert an die ehemalige Beschäftigung der Bewohner.

Von diesem Weiler, dem Kirchlein, dem Strauß'n und dem Schmied von Meilham, beide seit Jahrhunderten verwebt mit der Geschichte des Ortes, sollen diese Blätter berichten.

## I. Das Heim des Milo.

Die freien Bajuwaren Badomar, Uodalhart, Burghart, Ellenhart, Stachart und Ratto hatten um das Jahr 500 bei Einwanderung ihres Volksstammes das Gebiet der jetzigen Gemeinde Amerang besiedelt. Rattos Wahl traf die Erhebung südlich von diesem Orte als Wohnplatz. Nach Jahren treibt der Drang nach Unabhängigkeit seinen Sohn Milo ein eigenes Heim zu gründen. Er findet seine Feuerstätte etwa 1500 Schritte gegen Südosten auf der Anhöhe

über dem See, dem nun das Meilheimer Bächlein entläuft. Dort richtet er den Urwald, baut sich eine Blockhütte, richtet Weidegründe zu für das Vieh, das von den väterlichen Weideplätzen zur Höhe getrieben wird. Der Wald bietet ihm reichliche Nahrung an Wild. Mit Speer und Bogen frönt er dem edlen Weidwerk. Der See gibt ihm Wasser zum kühlenden Trunk und zur Tränke für das Vieh, Fische, die er im Einbaum fahrend mit Netzen oder dem Spieß der spendenden Flut entnimmt. Allmählich bevölkert sich das schlichte Haus des Milo. Kräftige Jungen und blühende Mädchen wachsen heran und tummeln sich lebfrisch in Wald und Weide, am See und im Einbaum. Sie besuchen den „An“ und die „Ane“, den Ratto und sein Weib. Auch diese kommen zum Heim des Milo, zum Milenheim, anlässlich von Feiern der Sippenmitglieder. — Das Geschlecht der Milenheimer pflanzt sich fort befangen im alten Götterglauben der Bajuwaren. Erst nach Jahrhunderten geht auch ihnen das Licht des christlichen Glaubens auf. Aber erst nach langen Kämpfen fügt sich ihr Bajuwarenschädel dem milden Christusglauben, der ihnen nicht nur jede Rache verbietet, sondern sogar die Feinde zu lieben befiehlt.

War es so, was nur Gelände und Ortsnamen bezeugen? Wann sind die freien Meilhamer vom Ameranger Schlossherrn abhängig geworden und von diesen wiederum zur Befundung ihres frommen Sinnes verschenkt worden? Sie erscheinen schon frühzeitig mit Leibgerechtigkeit zum Frauenkloster Chiemsee gehörig und gerichtbar zur Hofmark Amerang.

## II. Das Kirchlein auf der Höh'.

Peterskirchen wurden gerne auf Höhen erbaut. Und daß das ursprüngliche Kirchlein dem heiligen Petrus geweiht war, liegt nahe. Diese Annahme wird von späteren Ausführungen gestützt. Alles spricht dafür, daß die Kirche eine Stiftung des Ameranger Schlossherrn ist und diesen ihr Entstehen verdankt. Der Graf von Lamberg bezeichnet sich ausdrücklich als „Patronus ecclesiae“ dieser Kirche.

### 1. Eine romanische Kirche?

„Im Jahre 1873 hat Kooperator Joseph Ginzkofler für Meilham eine neue Mensa-Platte angeschafft. Der Steinmetz Rehle von Rosenheim hat die Platte ungeschickt gemacht. Als sie nun darangingen, einen neuen Stipes aufzumauern, hat sich gezeigt, daß ein alter wohl noch gültiger Altarstein aus gewöhnlichem Nagelfluh drinnen war in größerer Form, als die jetzigen Portaltischen sind: ein cubus etwa 50 Zentimeter die Seite. Oben war das sepulcrum angebracht und gut verschlossen. H. H. Kooperator öffnete es und fand in demselben die Reliquien und das Siegel des Bischofes mit der Inschrift: Henricus, Brix-

nensis episcopus. Dieser Heinrich war Propst des Chorherrenstiftes Berchtesgaden, ein hervorragender tatkräftiger Mann. Von seinen Brüdern wurde er im Jahre 1148 zum Vorstand gewählt. Das Vertrauen des Kaisers Barbarossa in hohem Grade besitzend, wurde er durch seinen Einfluß auch i. J. 1147 zum Erzbischof von Salzburg gewählt. Als aber Barbarossa mit Alexander III. im Jahre 1177 Frieden schloß, mußte er diese Würde niederlegen. Mit päpstlichem Einverständnis wurde nun Heinrich im Jahre 1178 zum Bischof von Brixen erkoren und hierzu in der Klosterkirche zu Uttel am Inn gelegentlich einer zu Altenhohenau gehaltenen Synode von Erzbischof Konrad III. von Mainz, einem Wittelsbacher, feierlich geweiht. So ist es also möglich, daß dieser Henricus als Bischof von Brixen die Kirche von Meilham oder wenigstens den Altar als fixum oder portatile konsekrierte, also vor dem Jahre 1196. Es ist aber das Kirchlein im spätgotischen Stil erbaut, also im 16., frühestens Ende des 15. Jahrhunderts. Also mußte zuvor schon ein anderes romanisches Kirchlein im Orte gestanden haben, in dem bewußter Altar von Bischof Heinrich konsekriert worden ist oder in der derselbe von anderswoher als Portatile gekommen ist.“ Soweit die Ausführungen des H. Pfarrers Ginzkofler.

(In einer alten Aufzeichnung finde ich, daß das Meilheimer Kirchlein 1350 erbaut und 1380 ausgemalt worden sein soll. Da aber jede Quellenangabe und jede Erläuterung fehlt, möchte ich das nur der Vollständigkeit halber hierhersetzen. Die Kunstdenkmale des Königreiches Bayern schreiben, daß der Chor des jetzigen Kirchleins aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts stammt, das Langhaus vielleicht etwas früher als der Chor entstand. [Siehe die kleineren Rippen im Langhaus im Vergleich zu jenen im Chor!] Vor 1452, aus welchem Jahre sichere Nachrichten stammen, stand also schon eine Kirche. [dem heiligen Petrus geweiht?]. Auch eine Holzfigur des hl. Petrus befindet sich auf dem jetzigen Altar, die nach den Kunstdenkmälern um 1430 entstanden ist.)

### 2. Eine gotische Kirche.

#### Die Ulrichskirche.

Zu der Zeit, als Jörg Laiminger auf der Feste Amerang regiert und seine Kinder: Ulrich, Chuen, Christoph und Margarethe heranwachsen, gibt es im Jahre 1454 für Meilham einen denkwürdigen Tag. Bischof Ulrich von Chiemsee begibt sich persönlich nach Meilham, um dort die durch Anbau des Chores an das schon bestehende Langhaus vergrößerte Kirche zu Ehren der heiligen Ulrich, Agidius und Margaretha einzuweihen. Unter'm 31. Juli desselben Jahres verleiht er jenen, die zu Ehren der hl. Patrone beten oder der Kirche fromme Gaben spenden, einen Ablass von 40 Tagen. Meilheim erscheint als Filiale von Hösl-

wang und wird von dort aus versehen. Der Meilheimer ist Mesner und meist auch Kirchpropst. Bald macht das Gotteshaus schon Erwerbungen.

Am Ernttag nach Lätare 1469 verkauft „Ehart wiert zu Uhartting dem Christan vom Menlhain als einem Kirchpropst des Peter- und Ulrich Gotteshauses in Menlhain sein eigen Guet, genant das Stübliguet, das seine Vorvordern schon eigen gehabt, um 52 Pfund Pfennig.“

(In dieser im Schloßarchiv liegenden Urkunde wird die Kirche als Peters- und Ulrichskirche bezeichnet — 15 Jahre nach Einweihung als Ulrichsgotteshaus. Aller Wahrscheinlichkeit nach war die ursprüngliche Kirche dem hl. Petrus geweiht. Dieser mußte als Patron aus irgendeinem Grunde — vielleicht war es der Wille des Bischofs Ulrich, vielleicht hat sich Ulrich der Layminger an der Stiftung in hervorragender Weise beteiligt — dem hl. Ulrich weichen, wie es auch an anderen Orten der Fall war. Die Leute aber sind das Patronat des hl. Petrus so sehr gewöhnt, daß sie weiterhin das Gotteshaus als Peterskirche betrachteten. Der hl. Ulrich hat sich als Patron der Kirche beim Volk nicht eingelebt und verschwindet auch tatsächlich bald wieder.)

Später erwirbt die Kirche das „Ertlgüetl von Agelsheim“ mit Grund und Boden. Dann erhält sie noch einen Acker zu Oberrating. Hiermit schließt die Reihe der Erwerbungen.

#### Wieder eine Peterskirche

Christoph, der letzte männliche Sproß des frommen Geschlechtes der Layminger, ist mit Benigna Fraunbergerin verheiratet. Er und seine Brüder Ulrich und Cuno ziehen im Jahre 1480 zum gelobten Lande. Zur damaligen Zeit war eine Reise dorthin noch mit vielen Schwierigkeiten und Gefahren verbunden. Geloben die Layminger Brüder eine Erneuerung des ihrer Burg so naheliegenden Meilheimer Kirchleins, wenn sie glücklich von der Fahrt zurückkehren? Um 1490, als Hans Cholberger, der noch in diesem Jahrhundert als Kanonikus von Altenötting stirbt, Kirchherr von Höslwang ist, wird die Kirche einer gründlichen Änderung unterzogen. Der Chor wird mit Wand- und Deckenfresken versehen. Die Kunstdenkmale des Königreiches Bayern (Reg.-Bez. Oberbayern, Stadt und Bezirk Wasserburg) beschreiben dieselben auf pag. 2016: „An den zwei nicht mit Fenstern durchbrochenen Wandfeldern sind figürliche Darstellungen angeordnet, die Gewölbmalereien sind in der Hauptsache ornamental. In dem nordöstlichen Wandfeld finden sich drei Darstellungen. In dem spitzen Schildbogen die Auferstehung Christi in der typischen Anordnung: Christus steht mit der Kreuzesfahne neben dem Sarkophag, links und rechts je zwei schlafende Krieger, im Hintergrund Jerusalem. Unter der Auferstehung links die Heimführung Mariä, rechts die Geburt Christi. Maria kniet in einem Stall vor dem in einen Korb gebetteten Kind, rechts im Hintergrund der hl. Joseph mit Ochsen beschäftigt.“

Auf der Südseite über der Sakristeitur die Anbetung der Könige... Unterhalb der Bilder zogen sich teppichartige Verzierungen hin... In zwei Gewölbzwickeln über dem Hochaltar zwei Wappen, das linke das der Cholberger. Das zweite Wappen (ein nach rechts gewendeter Arm mit grünem Ärmel, in der Hand einen Ast haltend auf einem einfach geteilten Schild) nicht zu bestimmen.

Die Stirnseite des Chorbogens zeigt in weißgrau gemalten Maßwerkfüllungen am Scheitel in stilisierten Wolken einen jugendlichen, leicht beharteten Christus, links einen Mann, der ein Lamm, rechts einen, der eine Garbe opfert, also das Opfer von Kain und Abel. Seitlich der Bildgruppe zwei Wappenschilder in Tartischenform; das rechte das der Fraunberger, das linke ein weißer Balken in schwarzem oder rotvioletttem Schild; wohl ursprünglich das der Layminger. (Die Inschrift am Chorbogen ist neu.)

Die Kirche wird wieder in eine Peterskirche umgewandelt. Die Altarflügel des damaligen Altars, die sich gegenwärtig hinter dem Hochaltar befinden, tragen auf der Vorderseite die Bilder des hl. Petrus und des hl. Paulus. Unten befindet sich neben einem andern Wappen das Wappen der Layminger. Auch die bemalte Holzfigur einer Heiligen hinter dem linken Seitenaltar und die Holzfigur des hl. Leonhard hinter dem rechten Seitenaltar, sowie zwei gering bemalte Holzfiguren auf dem rechten Seitenaltar: Christus als Ecce homo und St. Sebastian stammen nach den Denkmalen aus dieser Zeit.

Urkundlich wird das Kirchlein das erstmalig im Jahre 1588 als Peterskirche bezeichnet. In diesem Jahre dient nach dem „Stüfft Büch“ Georg Pruchreitter zu Uhartting als Inhaber des Stübligutes 1 fl. 5 kr., an Ehrung 10 s. Hans Ertl dient vom Ertlgüetl, worauf er sitzt, 1 fl. 1 kr., Ehrung 4 s., „Hüenner“ 2 s. Caspar

Hainrichsperger muß als Nutznießer eines Acker zu Oberrating 1 kr. entrichten. „Im Jahre 1600 sind die Altarflügel restauriert worden, wenigstens weist die Jahreszahl 1600 neben dem Wappenschildchen darauf hin.“

Am 10. Oktober 1650 wird ein Inventarium verfaßt, „was sich bey dem würdigen St. Petters Gottshaus und Filial Kirchen Meilhain, der an allerley ornat Rhürchenzier, und Annndere notwendigkeiten befündet... und dem jezigen Meßner Wolfen Straußen zu getreuer Verwahr eingantwortet worden.“

1. Kelch und dergl. 2 vergoldete Kelche mit Patene, 2 Korporal Taschen, darin in die Korporalien liegen, 3 Corporalia, 2 rote und 3 weiße Belamina und 5 palla, 5 purificatorien, 3 Handtücher.

2. Meßgewänder: 1 weißes, 1 rotgeblumtes, 1 rotes, 2 grüne, 2 blaue, 1 schwarzes, 1 römisches salzburgisches Missale, 3 alte Missale nicht mehr im Gebrauch. Ein altes Gesangbuch, 6 hölzerne Leuchter, 2 Canon Tafeln usw.“

#### Kirchenrechnung.

Die erste Kirchenrechnung gibt uns Einblick in die damalige laxen Verwaltung des Kirchenvermögens. „Den 28. 12. 1681 ist die Kirchenstift angefüßt worden, an welchem Tage, wie auch nachfolgendes langer Zeit aber weder Sallpiechl noch Kirchenrechnung Kapular, zemahlen alles in S. gd. Frauen, Frauen Justina gräfin von Lambergz, nummehr hechseel. gedechtnus, verspörten handten, und über Wiltsteetiges anlangen, nit zu erhalten, ingleichen vorhero einige Zeit kein Kirchpropst bei diesem gottshaus, auch etlich Jahr kein Richter, welcher etwas von Kirchenschriften oder Rechnungen unter die Hände bekam, anwesend war, dahero und in Ermanglung eigentlichen Wissens gleich angenommen werden muß, was die

## Das „versunkene Schloß“ bei Penzing

Von A. Dollader

Wenn man den 1908 neu angelegten Fußweg verfolgt, der von Wasserburg durch den Lohrwald zum Penzinger See führt, kommt man etwa 200 Meter nördlich der Einöde Innerer Lohr, links hart an einer Stelle vorbei, wo nach dem Volksgerede einstmalig ein Schloß versunken ist.

Es ist eine halbmondförmige, größtenteils von einem Graben umgebene, etwa 20 Meter lange und 15 Meter breite Erhebung des Bodens, die auch schon deshalb auffällt, weil auf und bei ihr viel Eisen wächst.

Was mit dieser Anlage bezweckt wurde ist rätselhaft.

Eine Erdburg, d. h. eine Zufluchtstätte im Kriegszeiten kann sie nicht gewesen sein, weil jede Spur von einem Wall fehlt, der Graben nur geringe Ausmaße hat und das Innere die Umgebung nur unerheblich überragt. Ein steinernes Schloß ist da sicher nie gestanden, man könnte höchstens an eine

Wohnstätte von Holz, z. B. eine Jagdhütte denken.

Eher liegt ein ehemaliger Vogelherd vor, d. h. eine Tenne, auf der die Netze zum Fangen von Vögeln aufgestellt wurden. Diese Art der Jagd war früher bei Adligen und vornehmen Bürgern sehr beliebt und der Platz eignete sich als höchster Punkt in weitem Umkreis dafür ganz gut.

Wahrscheinlich aber handelt es sich in unserem Falle nur um neuzeitliche Schürfungen nach Kies, bei denen man die natürliche Erhebung versuchsweise rings herum angrub, wofür das frische Aussehen des Ringgrabens und weitere Gräbchen und Löcher außerhalb desselben sprechen.

Die große Trichtergrube im Innern, die allerdings auch von einem Schatzgräber herühren könnte, wird wohl ebenfalls nur durch Schürfen nach Kies entstanden sein.

\*

Schuldner selbst gutwillig geben, und bezahlt auf diesen Tag.

Purkbreiter v. Allerting vermutlich Stift  
Gilt 1 fl. 43 Kr.

Ertl von Mglshamb 1 fl. 8 Kr. 4 Pf.

Stiblin von Oberrating 17 Kr. 1 Pf.

Georg Höllerz Eder v. Höllerzedt 33 fl. zu leihen genommen, das Herz v. Purkhering übernommen.

Umb 12 Pfund geopfertes Haar ist eingekommen w. 36 Kr.

Aus dem Gotsberatsstok erhebt 2 fl. 38 Kr.

Magdalena Drenpergerin seel. hat 3 fl. verschafft.

Das Ertlgüetl zu Mglshamb gehört mit Grund und Boden dem Petersgotteshaus Meilham. Als die Tochter des Hannsen Ertl sich 1689 Barbara mit Thomas Poindtner von Hinzing verehelicht Leibgeding gelt bezahlt 26 fl.

An Türkensteuern werden erhoben: 11. 6. 1684 die Summe von 1 fl. 24 Kr. Am 14. 7. 1685 müssen nach Kling abgeführt werden 2 fl. 48 Kr., am 21. 3. 1686 noch 28 Kr.“

#### Reparaturen

a) **An Turm und Glocken.** Das Kirchein hatte früher einen Dachreiter über dem Trumphbogen, die Löcher für die Glockenseile sind oben am Gewölbe noch sichtbar, das jetzige Türmchen ist aus neuerer Zeit.“ Am 7. 1. 1684 wurden dem Meister Hans Schmidstetter von Wasserburg 45 fl. für das Umgießen der Meilheimerischen Glocken in Salzburg bezahlt. Für die Glockenseile wurden ausgegeben 1 fl. 27 Kr., dem Schmied und Zimmermann für das Aufhängen der Glocken 4 fl. 50 Kr. Im Jahre 1710 werden beide Glocken umgegossen. Die jetzigen Glocken sind aus den Jahren 1818 und 1821, gegossen in Rosenheim und der Kirche geschenkt vom damaligen alten Strauß von Meilham.

b) **An der Kirche.** Eine größere Reparatur wird 1698 vorgenommen. Dabei werden für Handwerker und Material ausgegeben 160 fl. 33 Kr. Der Bildhauer erhält für den neugemachten Altar 52 fl. Dem Herrn Grafen, der den Bildhauer 34 Wochen in Kost genommen hatte, werden 42 fl. für Kostgeld bezahlt. Weiters erhält er für abgegebenes Lindenholz und Bretter 15 fl. insgesamt werden 269 fl. 38 Kr. verausgabt. (Fortsetzung folgt.)

\*

### Straßenbezeichnungen innerhalb des Burgfriedens der Stadt Wasserburg

Von Dr. K. Gartenhof. (Schluß)

20. **Die Wuh:** Fußweg von der Steinmühle durch das Wuhrtal bis zur Gemeindegrenze. Die Wuh, eigentlich der Wuhrbach, der in dem Tale fließt. Wuh = Wehr, Stauwehr. Der Bach hieß früher die Lindach.

21. **Am Wuhrbach:** Weg am alten Wuhrbachlauf von der Steinmühle bis zum Wuhrweiher.

22. **Steinmühlweg:** Weg von der Rosenheimer Straße bis zur Steinmühle. Mühle

(Kunstmühle von Wildgruber) 1928 eingegangen.

23. **Hochgartenweg:** Weg von der Rosenheimer Straße über den Hochgarten wieder zur Rosenheimer Straße. Hochgarten = Garten auf der Höhe.

24. **Fröschlbergweg:** Weg von der Rosenheimer Straße zum Wasserbehälter der Stadt. Wasserleitung. Benannt nach dem Fröschlberg, über den der Weg emporsteigt. Die Fröschl waren ein altes Ratsbürgergeschlecht der Stadt, das auch verschiedene Stiftungen machte.

25. **Schiffs- oder Ziehweg:** Weg von der Rosenheimer Straße, den Inn entlang, bis zum Eisstadel an der Kapuzinerlade. Auf diesem Weg wurden die Schiffe den Inn hinaufgezogen; er war also ein Teil des Treidelpfades, der den Fluß entlangführte, soweit er schiffbar war.

26. **Kapuzinerbrüdl:** Brücke über den Wuhrbach an dessen Mündung in den Inn bei der Rosenheimer Straße.

27. **Kapuzinerweg:** Von der Rosenheimer Straße, an der Bruckmühle (Schredlmühle) vorüber und an dem ehemaligen Kapuzinerkloster entlang, wieder zur Rosenheimer Straße. Der alte Kapuzinerweg führte über das Kapuzinerbrüdl, dann hinter der jetzigen Spundfabrik von Carbin (Gebäude in städtischen Besitz), parallel zur Rosenheimer Straße, und erreichte das Kapuzinerkloster von der Nordseite her, wo der jetzige Unterauerweg und der jetzige Kapuzinerweg sich gabeln. Das Kapuzinerkloster wurde 1624 gegründet und 1802 aufgehoben. Die noch erhaltenen Gebäude befinden sich gegenwärtig im Besitze der Familie Gerbl.

28. **Unterauerweg:** Weg vom Kapuzinerweg zum Eisstadel an der Kapuzinerlade. Benannt nach der Familie Unterauer, die seit Beginn des 18. Jahrhunderts in Wasserburg ansässig ist und seit dieser Zeit immer im Besitze des Färbereigebäudes am Wuhrmühlbach gewesen ist, in dessen Nähe der Unterauerweg beginnt.

29. **Am Kugelfang:** Verbindungsweg zwischen Schiffsweg und Unterauerweg am Kugelfang entlang. Benannt nach dem Kugelfang, der zur Schießstätte der alten privilegierten Schützen-gesellschaft (Schützenzilde seit 1528 nachweisbar) gehört. Die Schießstätte befindet sich hier seit 1829. Sie ist mit ihrer Umgebung benannt „An der Schießstätte“.

30. **Klosterweg:** Straße, die von der Rosenheimer Straße, oberhalb des ehemaligen Kapuzinerklosters, zum Eisstadel an der Kapuzinerlade führt. Der Klosterweg hieß kurze Zeit Oberer Klosterweg; der Unterauerweg Unterer Klosterweg.

31. **Hopfengartenweg:** Verbindungsweg zwischen dem Klosterweg und dem Unterauerweg. Die Benennung hält die Erinnerung an den Hopfenbau fest, der auf diesem Gelände, wie sonst in der Umgebung Wasserburgs, früher betrieben wurde. Die Gärten hinter dem Kapuzinerkloster hießen früher Hopfenärten.

32. **Ponschabaustraße:** Sie führt von der Rosenheimer Straße in die Ponschabau. Die Ponschabau ist benannt nach der ehemaligen

Wasserburger Brauerfamilie Ponschab, der die Gründe in der Ponschabau gehörten.

33. **Gumpelzheimerstraße:** Verbindungsstraße zwischen Klosterweg und Ponschabaustraße bei Reihenhau II. Die Gumpelzheimer waren ein altes, reiches Ratsbürgergeschlecht in Wasserburg, das 1599 hier erlosch. Sie machten zahlreiche Stiftungen.

34. **Heilingbrunnerstraße:** Verbindungsstraße zwischen dem Klosterweg und der Ponschabaustraße bei Reihenhau I. Benannt nach Anton Heilingbrunner (1783—1849), der aus Wasserburg stammte und 43 Jahre als Lehrer hier wirkte. Er war auch als Schriftsteller tätig und verfaßte Schulbücher.

35. **Surauerstraße:** Sie verbindet die Ponschabaustraße mit der Abraham-Kern-Straße. Benannt nach dem alten, reichen Ratsbürgergeschlecht der Surauer. Die Surauer waren vom 15. Jahrhundert bis kurz nach dem Weltkrieg in Wasserburg ansässig. Jahrhundertlang waren sie im Besitze des jetzigen Stautnerhauses am Marienplatz, übten das Wachszieher- und Lebzeltergewerbe aus und handelten mit Wachs und Honig. Besonders reich waren sie im 16. und 17. Jahrhundert.

37. **Abraham-Kern-Straße:** Querstraße von der Surauerstraße zum Frankenbergweg. Benannt nach Abraham Kern. Abraham Kern ist der bedeutendste Vertreter des alten Ratsbürgergeschlechtes der Kern. Er handelte mit Wein und Getreide, erwarb 1604 die Hofmark Zellerreit und wurde wahrscheinlich in diesem Jahre geadelt. Er hinterließ ein Tagebuch, das kultur- und stadtgeschichtlich sehr bemerkenswert ist.

38. **Frankenbergerweg:** Fußweg vom Klosterweg zur Surauerstraße. Benannt nach Joseph Frankenberger. Frankenberger war Buchbindermeister in Wasserburg und gehörte 1728—1760 dem Rat der Stadt an; zuletzt war er Bürgermeister. Er hinterließ wertvolle Aufzeichnungen zur Geschichte Wasserburgs.

39. **Liebhartweg:** Fußweg von der Heilingbrunnerstraße zur Gumpelzheimerstraße. Benannt nach der Brauerfamilie Liebhart, die zu Anfang des 19. Jahrhunderts die Gaststätte und Brauerei „Liebhartbräu“ (jetzt Gasthaus „Zum roten Turm“) besaß.

40. **Bürgerfeld:** Alte Bezeichnung für das Gelände, auf dem die zuletzt genannten Straßen und Wege sich befinden. Bürgerfeld = Feld, Acker der Bürger.

41. **Bruckmühle:** Schredlmühlanwesen. Die Bruckmühle ist wohl die älteste Mühle der Stadt; sie stand schon vor der Errichtung des Kapuzinerklosters.

42. **Urfahrn:** Anwesen in der Ponschabau. Es gehörte einst der Abtei Uttel. Urfahrn = Überfahrt.

43. **Herder:** Städtisches Gütchen westlich der Rosenheimer Straße am Herderer Walz.

44. **Außerer Dobl:** Gelände zwischen der Straße nach Alteiselfing und der Rosenheimer Straße bei der ehemaligen Schweinezuchtanstalt. Dobl, vielleicht gleich Tümel.

45. **Innerer Dobl:** Gelände nordöstlich der Straße nach Alteiselfing bei dem Anwesen von Wandler.

## Fasching in Sitt und Brauch

Im alten Babylon fand man auf gebrannten Ziegelsteinen Inschriften, die besagten, daß nach dem Neujahrsfest eine Woche lang die „Hochzeit des Gottes“ mit überschäumender Freude und Tollheit begangen wurde. „Die Arbeit ruht in diesen Tagen, kein Getreide wird gemahlen. Die Sklavin ist der Herrin gleichgestellt, und der Sklave geht an seines Herrn Seite, der Mächtige und der Niedrige sind da gleichgeachtet.“ Das dürfte die älteste Tatsache eines Faschings sein.

\*

Beim altrömischen Fasching, den sogenannten Saturnalien, die 14 Tage nach dem auf den 1. März fallenden Jahresbeginn gefeiert wurden, spielte der Schiffskarren *carrus navalis* eine große Rolle. Man fuhr ihn durch die Straßen und begrüßte die maskierte Besatzung des Schiffes mit lautem Hallo. Von diesem *carrus navalis* dürfte wohl der Namen *Karneval* abzuleiten sein. Bei den letzten Großen Faschingszügen der Friedenszeit wurde meist noch so ein Karrenschiff mitgeführt.

\*

Ein uraltes Recht lag auf der Wirtshaus- oder Wirtshaus- von Wals bei Reichenhall, die zum Stift Nonnberg in Salzburg gehörte. Die Wals-er Gemeinde durfte am Faschings- tag vor dem Gasthaus einen Umritt halten, der natürlich beim Wirt für volle Stube und leere Gläser sorgte. (Be- richt aus dem Jahre 1688.)

\*

Eine Notiz in der Rechnung des Chorherrnstiftes Berchtesgaden vom Jahre 1711 besagt: „Auf der Münz zu Salzburg um 8 Gulden neue Zweier holen lassen, welche in der Fastnacht zum Ausspielen sind ausgeworfen worden.“

\*

Im Werdenfeller Land soll zu Beginn des 17. Jahrhunderts das Faschings- treiben so wild und angewachsen sein, daß die Maskierten nach Art eines Hoch- zeitszuges mit Trommeln und Pfeifen sogar in die Kirche zogen und hier einen Heidenlärm machten, bis sie zum Tem- pel hinausgepeitscht wurden.

\*

Den Höhepunkt der Faschingsfreuden bil- dete an Orten, wo Hochschulen waren, die Fastnachts- Schillensfahrten der Studenten, die Vorläufer der modernen Faschingszüge. 1760—1780 standen sie be- sonders in Blüte. Außer München und Landshut wiesen besonders Freising und Burghausen recht ulkige Darstel- lungen auf. Weißender Spott sprach aus ihnen. Kein Stand wurde verschont, beson- ders hatten es die Studenten natürlich auf die hohe Obrigkeit abgesehen. Da konnte manch verhaltener Grimm sein Ventil fin- den.

\*

Ein Brauch, der zu der Art der Faschings- tänze gehört, wie Schöffertanz, Mehger- sprung, Schönbarlaufen, ist das Schlei- cherlaufen zu Telfs im Oberinntal. Der Fastnachtsucher mit einer riesigen Laterne eröffnet den Zug. Ihm folgen drei „Wilde“ in schreckhaften Kostümen aus Bast und Stroh. Das Glanzstück des Zuges sind die „Schleicher“ mit ihren phantastisch aufge- putzten Riesenhüten. Oft meterhoch, mit sinnbildlichen Darstellungen des dürstlichen Lebens geschmückt. Das ganze Volksfest wird



## Das erlaubte Tänzchen

Zwei Schwestern starben an einem Tag,  
Sie wurden mitsammen gelegt ins Grab.

Und als sie kamen vor's himmlische Tor,  
Sankt Peter sprach: „Wer ist davor?“

„Es sind davor zwei arme Seelen,  
Die möchten gern bei Gott eintreten.“

„Die erste, die soll zu Gott eingehn,  
Die zweite soll den breiten Weg gehn.“

Und da sie den breiten Weg anse kam,  
Da begegnet ihr die heilige Frau.

„Wo hinaus, wo hinaus, du arme Seel'!  
Wir wollen jetzt bei Gott eintreten.“

„Ich bin ja schon bei Gott eingelehrt,  
Da hat mich Sankt Peter hinausgewehrt.“

„Was hast du denn für Sünd' getan,  
Daß du nicht sollst in den Himmel gehn?“

„Ich hab' ja alle Samstag Nacht  
Ein Reigentänzchen mitgemacht.“

„Hast du sonst keine Sünd' getan,  
Darfst du mit in den Himmel gehn.“

Und als sie kamen vor's himmlische Tor,  
Sankt Peter sprach: „Wer ist davor?“

„Es ist davor ein' arme Seel',  
Sie möchte gern bei Gott eintreten.“

Maria nahm sie bei der Hand  
Und führte sie ins gelobte Land.

Da ward ihr gleich ein Stuhl bereit  
Von nun an bis in Ewigkeit.

Aus Scherers Jungbrunnen.



abgeschlossen mit einem Tanz der Schleicher auf dem Marktplatz.

\*

Bekannt war in den meisten Dörfern zwischen Tölz und Tegernsee der Faschings- schimmel. Ein vermun- ter Bursche hatte sich ein künstliches Roß gebaut. Unten drin saßen ein paar andere Kerle. So zog man im Dorf von Haus zu Haus und „verheampelte“ die Einwohner. Noch ums Jahr 1850 finden sich Spuren dieses Faschingsbrauches im Oberland.

\*

Ein etwas kräftiger Faschings- scherz war ums Jahr 1600 im Altbayerischen üblich, das „Fuchsprellen“. Ein paar freche Kerle taten sich zusammen, maskierten sich und trugen durch die nächtlichen Gassen der Städte scheinbar ganz harmlos und absichts-

los eine Ochsenhaut. Hatten sie irgendein Opfer erpäht, am liebsten wählten sie sich fremde Studenten oder Knechte, packten sie den Ahnungslosen, im Nu war die Ochsen- haut ausgespannt, der Arme daraufgeworfen. Dann schützten sie ihn nach Leibeskräften und Herzenslust in die Höhe, bis ihm schier Hören und Sehen verging.

\*

Am Donnerstag vor Fasching, Punkt 12 Uhr mittags, ziehen die „Schellen- rührer“ in der Hauptstraße Mitten- walds auf. Mit eigenartigen Holzmasken nach Art der Berchten geschmückt, das Haar hinter weißen Tüchern verborgen, so sprin- gen sie in pudrigen Tänzeln einher. Jeder der 12 Schellenrührer trägt um den Leib einen Ledergurt, an dem hinten Kuhglocken hängen. Man könnte meinen, Umvieh ziehe daher. Ein Schwarm von Alt-Mittenwalder Trachten begleitet den Zug durch die Gassen, bis er sich vor den Wirtschaftshäusern auflöst.

\*

Das Schlagen mit der Pritsche oder „Pretschen“ aus Holz oder Pappel auf Fa- sching ist ein Überbleibsel der sogenannten Lebens- rute, die als Fruchtbarkeitszau- ber galt. Früher gaben die Männer und Buben mit einem grünen Laubbüschel dem weiblichen Geschlecht diesen Schlag. Auf alten Bildern des Münbergischen „Schem- bartlaufs“ sehen wir noch die grünen Ruten.

\*

Ein gelungener Fastnachtsbrauch herrschte in Nabburg (Opf.). Am Ascher- mitt- woch streunte ein Trupp Burschen durch die Gassen. Einer von ihnen trug ein kleines Brett und einen Hammer, ein anderer eine Stange mit Fastenbrezen. Kam ihnen ein Weiberleut in den Weg, wurde es gepackt, das Brettchen auf die menschliche Sitz- gelegenheit gehalten, und unter allgemeinem Hallo mit dem Hammer draufgeschlagen. Als Schmerzensgeld erhielt die Erwischte dann eine Breze. Einer von diesen Häschern meinte einmal, man müsse bei den Weibern so das Hexenhafte austreiben.

## Krippenkunst in Elbach

Das Weihnachtsfest, als das lieblichste und schönste Fest des Jahres, hat, wie kaum ein zweites, verschiedene, sinnige, von Gene- rationen vererbte, hoch in Ehren gehaltene Bräuche aufzuweisen. Da ist es vor allem das Sinnbild des Festes, der Christbaum, der sich erhalten hat von seiner Entstehung aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bis in die heutige Zeit, der einen so weih- nachtlichen Zauber ausbreitet über den gläu- bigen Christen ohne Unterschied und Aus- nahme und so unzertrennlich mit dem Fest verbunden ist.

Ein weiterer Brauch, einer der schönsten, der tief im Volke Wurzel gefaßt hat, das ist die Darstellung des großen Geheimnisses der Geburt des Weltheilandes im Stalle zu Bethlehem, nämlich die Krippe. Diese, im Grunde aufgebaut auf der Glaubens-

botenschaft, wurde meist ausgestattet mit eigener Phantazie, um so das Bild lebendiger vor Augen zu stellen und dem Charakter des Volkes anzupassen, wobei man namentlich die naturliche Ausprägung gerne der jeweiligen Gegend ähnlich findet. So haben sich die Wehnaastrippen derart eingeführt, daß man sie nicht selten in den einzelnen Familien, wenn auch in kleinerer Form, zum mindesten aber in den Kirchen in größerem Ausmaße vorfindet. Solch eine Darstellung aus der früheren Zeit, in vielen Teilen sogar sehr kunstvoll, befindet sich in der Pfarrkirche in Elbach. Alle Jahre wird sie neu errichtet und selbst von weiter Umgeung kommen die Leute herbei, die Krippe zu schauen und sich an dem Gezeigten zu erbauen.

Der ganze Aufbau schließt sich an einen unbeweglichen Hintergrund, der einestels Gebäude orientalischen Stils, Mauerruinen usw. darstellt, belebt durch, an passenden Stellen angebrachte Figuren, wie Störche mit Nestern auf den Dächern, Schwalben usw., anderseits in leisem Übergang das Gebirge, Felsengruppen, zwischen welchen aus den Höhlen Raubtiere in allen möglichen Stellungen lebensgetreu lugen und schleichen, wie auch an anderer gegebener Stelle unsere friedlichen Waldbewohner, z. B. In den Ruinen eines alten Gebäudes, eines in eine Höhle gedrückten Stalles, zeigt sich die hl. Familie in gewohntem Bild, während von allen Seiten und Wegen, aus den Bergen und Wäldern die Leute, meist Hirten und Frauen herbeiströmen, dem göttlichen Kind ihre Huldigung, zum großen Teil auch Geschenke nach orientalischen Sitten darzubringen. Eine Anzahl Tiere, weidend auf dem vor der Hütte liegenden Flecken, vervollständigt die Aufmachung.

Viele, unzählige Figuren, zum großen Teil aus dem 17. und 18. Jahrhundert stammend, stellen künstlerische, b. a. y. t. s. w. e. r. t. e. n. Arbeiten dar. Besondere Erwähnung verdienen namentlich auch die Kostümierung, darunter die der sechs Schutzgeister vor der Krippe. Übrigens erfährt die Krippe gewöhnlich zum H. Dreikönigsfest eine andere Gestaltung, eine Bereicherung, und zwar dahingehend, daß der Zug der H. Dreikönige aus dem Morgenland dargestellt wird, und zwar sieht man das Prunkgefolge mit Elefanten und Kamelen schwerbepackt den Weg zur Krippe ziehen. So in kurzen Abschnitten die eigentliche Darstellung. Wer Gelegenheit hat, sollte es wirklich nicht veräumen, die Krippe zu besichtigen, und selbst wer sie schon geschaut, wird sich immer wieder an derselben erbauen, ist sie doch dazu da, das innere Erlebnis mit einer gewissen anziehenden Natürlichkeit dem Beschauer vor Augen zu stellen. Man sieht, kann sich überzeugen, was altertümliche Kunst, verbunden mit christlichem Sinn, geschaffen hat.

Möge so die Elbacher Krippe als Kunstschatz einer alten Zeit nicht nur einen regen Besuch erhalten, sondern auch den Zweck, der ihrer Erbauung oblag, erfüllen, darin, daß sie gleichsam den damaligen Geist in der heutigen Zeit erneuert.

\*

## Heimatbücher

Die Marienwallfahrt Tuntenhausen von Kaplan Anton Bauer in „Die Kirchen der Gegend um Rosenheim“ herausgegeben von Dr. Lorenz Huber. 12. Bändchen in Kommission bei L. Berchtenbreiter, Kunstverlag, Rosenheim.

Eine reiche Literatur, von den Miraceln und Predigtbüchern angefangen, bis auf Mehlers bekannten Führer, hat Tuntenhausen und seine Wallfahrt beschrieben. Aber einem, Kaplan Anton Bauer in München-Moosach, blieb es vorbehalten, die kritisch geichtete und durchleuchtete Geschichte des alten Wallfahrtsortes zu geben. Glückliche neue archaische Funde und der Blick für die Fehler, die seine Vorgänger gemacht, befähigten ihn hierzu. Und so entstand die Gedächtnischrift zum 300jährigen Wehejubiläum in diesem Jahre und die Vorbereitungschrift auf das 500jährige Wallfahrtsjubiläum in zehn Jahren. Tuntenhausen als Pfarrdorf erscheint bereits um 995, längt ehe Judith und Weginoth aus dem Geschlecht der Bephartinger das nahe Augustinerchorherrenstift gründeten. Aber erst im Jahre 1441 hat „das erste

lia, Innsbruck, Wien, München. 336 Seiten. Ganzleinen 8 S., 5 RM.

Reiche Lebenserfahrung und frauliches Empfinden standen der Verfasserin bei Gestaltung der eigenartigen Lebensgeschäfte, die sie hier schildert, zur Seite. Das Hannele vom Herrenhaus, die Entlein eines Teppichwebers, opfert eines Freundschaftsverprechens wegen ihre große Liebe zu einem Lehrer und wird die Gattin eines rauen Sägemüller's. Fesselnde zuweilen auch humorvoll unterstrichene Darstellung von einer hohen ethischen und religiösen Werte aus charakterisiert auch ihre weiteren Novellen des Buges „Die heiligen Dreikönige von Gaujelfingen“, „Hans Adam Ungemach“, und „Die heben Höllriegel“. Die Novellen sind Kabinettstücke der Erzählkunst, auf die das Erleben der Verfasserin so echt und wahrhaftige Lichter wirft, wie sie sonst nicht erdacht oder erdunnen werden können.

## Bayer. Zeitschriftenschau

Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte. Herausgegeben von der Kommission zur bayerischen Landesgeschichte. 3. Jahrgang, (1930 I. und 2. Heft.) Auf die wertvollen Arbeiten kommen wir in nächster Nummer eingehend zu sprechen.

Mei Hoamatl. Die Heimatblätter für den Bezirk Schwandhausen und Umgegend, die Gewerbeoberlehrer Hecht mit großem Geschick und großer Kenntnis auser Heimatverhältnisse seit Jahre lang herausgab und in der Hauptstadt auch selbst schrieb, verkünden, daß sie ihr Erscheinen einstellen. Nur mit einem Ausdruck des Bedauerns stellt man fest, daß unsere Wirtschaftsnote wieder ein kulturelles Opfer geordert hat. Die Nr. 12 bringt noch wertvolle Beiträge, so über die ältere Schulgeschichte Freinhausens, und anderes mehr.

Liturgische Zeit. (Verlag Friedrich Bucher, Regensburg, 5. Jahrgang.) Nicht nur der geistliche Bedarf dieser Zeitschrift. Auch der Heimat- und Volkskundler muß auf sie zurückgreifen, wenn er kirchliche und weltliche Bräute, die an unsere Feste gebunden sind, bespricht und darüber schreibt. Besonders hervorheben möchten wir im 3. Heft die Abhandlung von Franziskanerpater Dr. Dausend über die liturgische Erneuerung und die Arbeit der Krippenfreunde. Nicht nur die liturgische Bewegung, sondern auch die Volkskunde ist interessiert an den Ausführungen von Studienrat von Lassaulx über Liturgie und deutsche Singweise. Unere alten deutschen Kirchenlieder sollen wieder eine vermehrte Pflege finden.

Deutsche Gauen. Die bekannten grünen Hefte beschließen mit der 6. und 7. Lieferung den 31. Band. In ihnen finden die sieben Vorträge über die Jahresfreude gleichfalls ihr Ende. Wer die Vorträge noch nicht besitzt und trotzdem volkstümlich tätig sein will, bestelle sich den Jahrgang 31. Um 3.40 Mark im Jahr kommt ihm ein reichhaltiges, durchgearbeitetes Material ins Archiv.

Rech-Harland. Die Monatschrift des Heimatverbandes Quosigau (Schriftleitung Benedikt J. Gebhardt, Murnau) nimmt im Dezemberheft nochmals zur Frage des Distrikts Neuburg-Staffelsee Stellung. Ferner wird die Sage von Berchtold, dem letzten Grafen von Eichenlohe, erzählt.

Gelbe Hefte. Historische und politische Zeitschrift für das katholische Deutschland. Aus dem stattlichen Dezemberheft wären etwa zu nennen, die Ausführungen von Dr. E. Freiherr von Aretin über den konservativen Gedanken, von Max Duffner mit Österreich am Oberrhein und von Natalie von Nikitin über Münchner Künstler. (Hier, Gabriel Mat und Benno Adam.) Im Januar-Heft erweckt unser Hauptinteresse der Aufsatz von A. Freiherr von Owe über die bayerischen Landschaftsverbänden und die Säkularisation im Jahre 1803.

## Heimat

Und auch im alten Elternhause  
und noch am Abend keine Ruh?  
Sehnsüchtig hör' ich dem Gebräuse  
der hohen Pappeln draußen zu.

Und höre sacht die Türe klinken,  
Mutter tritt mit der Lampe ein  
und alle Sehnsüchte versinken,  
o Mutter, in dein Licht hinein.

von Dehmel

Miracul, so geoffenbart worden“ die Wallfahrt zu H. L. Frau in Tuntenhausen veranlaßt. Rasch blühte die Wallfahrt auf und bereits auf dem Konzil von Basel am 22. August 1442 wurden die ersten Ablässe für die Pfarrkirche erteilt. Tuntenhausen ist demnach als Wallfahrtsort früher nachweisbar, als Altötting und neben diesem und Andechs eine der ehrwürdigsten Marienwallfahrten unseres Erzbistums, dessen Name im Festoffizium des Breibergbetes vom Feste „Maria Patronin Bayerns“ (14. Mai) an erster Stelle stehen mußte. Der Verfasser belegt diese Forderung, wie die ausführliche Geschichte und Beschreibung des Gnadenortes und der Kirche zahlreich. Eine Fülle von Anmerkungen heben die Monographie aus dem Rahmen der üblichen, meist recht volkstümlichen Führer heraus. Da die Anmerkungen im Anhang erscheinen, ermüden sie nicht und liest der Text sich flott. Von dem Verfasser, dessen Arbeiten aus der Geschichte seiner Heimat Tölz-Waldsrieden unjeren Lesern bekannt sind, dürfen wir noch mehr erwarten, was durch Gediegenheit der Forschung und ansprechende Formgestaltung der altbayerischen Kulturgeschichte nützt und frommt.

Bei uns dahoam. Heimatliche Dialektbüchlein von Hans R. Krauß. Aventin-Verlag, Wensberg, Ndb. Krauß ist ein Dichter. Er singt, begabt mit Einfällen und Rhythmus und gänzender Beherrschung, den niederbayerischen Dialekt. Was die Heimat ihm bietet, das ist ihm gerade recht für seine Gedichte, von denen manche in unserem Mitheimatland zum Erstausdruck erschienen. Wer Niederbayern kennt, wird sich freuen, an diesen Gedichtbüchlein.

Das Hannele vom Herrenhaus. Erzählungen von Marie Theres Baur. Verlagsanstalt Tyro-



# Die Heimat am Inn

Sammelblätter zur Heimatgeschichte und Volkskunde

In zwangloser Folge erscheinende Beilage zum „Wasserburger Anzeiger“

Herausgeber: Friedrich Dempf, Wasserburg. / Verantwortl. Schriftleiter: Wilh. Zils, Bad Reichenhall, Ludwigstraße 14  
(Nachdruck verboten)

## Die Schatzgräber von Landshut

Ein unbekannter Zauberer-Kriminalprozeß des 17. Jahrhunderts

Von Dr. Fridolin Solleder, München. (Schluß)

### Alte Zauberzirkel.

Die Regierung warf sich auf die Verfolgung der Zauberer mit einem behördlichen Eifer, wie er nicht mehr durch den pflichtgetreuen Vollzug landesherrlicher Mandate, sondern nur durch die hohe Aufgabe, die Religion vor Verderbnis, Staat und Volk vor dem Untergang zu retten, erklärt werden kann. Bürgermeister und Rat von Landshut nahmen die Sache wesentlich leichter, verschlossen sich in der Auslegung und im Vollzug grausamer Gesetze menschlicher Erwägungen nicht, stellten sich getreu der Tradition, daß die Städte von jeher Träger des Fortschritts waren, schützend vor ihre dem Verderben wegen abergläubischer Possen verfallenen Mitbürger, und weigerten sich wegen Unzuständigkeit der Landshuter Regierung in Justizsachen einige weitere angeforderte Personen zu verhaften. Der besorgnisserregende Fall wuchs sich immer mehr zu einem Kampf um eine freiere Rechtsauffassung aus, der sich in den Formeln eines mit aller Zähigkeit geführten Kompetenzkonfliktes zwischen Stadt und Regierung, ja zwischen Stadt und Landesherrn abspielte. Kurfürst Ferdinand Maria brückte dem Bürgermeister und Rat unterm 22. Dezember 1668 „sein ungnädigstes Mißfallen“ aus, handle es sich doch um Verbrechen, die „ärgerniserregend, unverantwortlich und eines bösen Exempels sind“. Er warf ihnen vor, daß sie „zu merklicher Hemmung der Justiz“ Absprung genommen und sich dem von der Regierung veranlaßten Kumulativprozeß entziehen wollten, daß sie die Zeugenbeschaffung verweigerten, ja sogar aus Unachtsamkeit oder Gefälligkeit die schwerbeschuldigte Maria Margarete Manz, die jetzt im Falkenturm zu München im Kerker liegt, aus der Landshuter Stadtfestung entkommen ließen.

Durch den Gang der Untersuchung waren alte Zauberzirkel verraten worden. Schon vor Ausgang des Landgebots hatten sich

Landshuter Bürger als Schwarzkünstler und Teufelsbanner zusammengetan und vergangen. Der Brauntweinbrenner Hans Weinzierl, ein ziemlich einfältiger Mensch, der ein großes und zwei kleine Zauberbücher besaß sowie eine Zaubertabelle, vermutlich eine Planetentafel, hatte Zusammenkünfte bei sich gehalten, drei Wochen einen fahrenden Schüler beherbergt, und sich nach Anleitung dieses fürwitzigen Satansdieners dem bösen Feind verschrieben, der sich aber nicht meldete. Der Buchbinder Joachim Wilhelm Bendl, bereits einmal wegen ähnlicher Vergehen des Burgfriedens verwiesen und wieder begnadigt, hatte Zauberbücher des Pfarrers von Steinkirchen feilgehal-

ten und verkauft — die Buchbinder waren damals noch Buchführer und Buchhändler — leichtgläubige Leute zur Schatzgräberei verführt und selbst dabei mitgeholfen. Die drei Cantores oder Musici der Pfarrei St. Jodok, Johann Settele, Leopold Marcis und Lorenz Stöckinger, studierte Leute und absolvierte Casuisten, hatten Geisterbeschwörungen beigezogen, auf die sie sich durch Ablegung der Beichte und Empfang des Abendmahles vorbereiteten; war es doch ein weit verbreiteter Glaube, daß dem Reinen der erzürnte Geist nicht den Hals umdrehen konnte. Nach sechs Jahren sollten nun Frau und Kinder noch büßen, was sie ledigen Standes, eben erst von den Schulen gekommen, im Unverstand und Übermut der Jugend begangen. Der Lehrer Jakob Winkler hatte zweimal die Geisterbeschwörung in seinem Hause gebuhlet und acht Tage lang den zauberkundigen fahrenden Schüler beherbergt.

„Zwanzig und mehr ihrer Bürger sind der Schatzgräberei und abergläubischer Sachen überführt; sie haben selbst bekannt, daß sie Konventikel gehalten wie sie ihre Zauberkünste praktizieren könnten, was sicherlich dem Räte zu Ohren gekommen. Es besteht Notdurft von Regiments wegen einzugreifen, da sie Delikte vertuschen und ungestraft lassen.“ So schloß ein Bericht des Bischofs Johann Jakob Freiherrn von Haunsberg, der Anwälte und Räte der Regierung zu Landshut vom 21. März 1669 an den Kurfürsten. Die angesichts der Schwere des Falles verordneten Regierungskommissare rissen die Untersuchung an sich, unbekümmert um Übergriffe in verbrieft Rechte der Bürgerschaft. Die höchsten juristischen Instanzen des Landes, Geheimer Rat und Hofrat entschieden, daß die Stadt nur über Bürger und Inwohner das Malefizurteil schöpfen, gemeinsam mit und neben der Regierung den Prozeß führen und das Urteil sprechen sollte, die Prozeßakten aber vor Vollstreckung des Urteils dem geheimen Rat vorzulegen seien.



Theophrastus Paracelsus.

Gott und dem Rechten befohlen!

Das peinliche Urteil des Bannrichters Dr. Johann Balthasar Ernst, die Denkschrift des Stadtrates, wie ein Gutachten der Juristenfakultät zu Ingolstadt, welche die Stadt angegangen, machten gleicher Weise zugunsten der Angeklagten die mangelnde Publizität geltend, nämlich daß das landesherrliche Zauberer-Mandat des Jahres 1665 zwar im Druck ausgegangen, aber nicht wie darin anbefohlen, jährlich zweimal zu Weihnachten und Pfingsten öffentlich von den Kanzeln herab verlesen worden sei, so daß keiner der Schuldigen etwas davon gehört, geschweige, daß manche bereits vor Erlaß des Landgebots schuldig geworden. Dechant, Doktoren und Professoren, die im Fakultätsrat alles vorlasen, wiesen auf den auffallenden Umstand hin, daß die verschärften Landgebote von 1665 und ihr Erstdruck vom Jahre 1611 weder bei der Universität noch bei der Stadtschreiberei und beim Obergericht in Ingolstadt zu finden waren, eine Tatsache, die zweifelsfrei erweist, daß sie nie die bisher angenommene Bedeutung für die Rechtsprechung im Lande hatte. Stadt wie Universität zogen Rechtslehrer an, daß Zauberern, wenn sie niemand geschadet und keinen ausdrücklichen Pakt mit dem bösen Feind gehabt, nach kanonischem und gemeinem Recht, nach der Carolina, der peinlichen Halsgerichtsordnung Kaiser Karls V. (Art. 109) nicht verbrannt werden dürften, sondern nur nach Gutdünken abgestraft werden sollten.

In einem Punkte hatte auch die härteste Tortur — Befolgen von Zauberbüchern waren immer zu foltern — den armen Opfern kein abweichendes Geständnis entringen können. Alle sind glaubenstreu, alle beteuern, mit dem Teufel weder einen offenen noch heimlichen Pakt gehabt zu haben; freilich die arme Seele hätte wohl menschliche Einsicht da und dort dem Herrn über verborgene Schätze verschrieben, wenn es gelänge, mit seiner Hilfe Geld zu schaffen, aber für die Ewigkeit wollte sie mit Hilfe der Kirche die Seele den Krallen des Teufels schon rechtzeitig entreißen. Die Regierung legte Urteil und Gutachten dem Kurfürsten vor, nicht ohne die Strafen bedeutend zu verschärfen. Der Kurfürst gebot, die Malefizanten Gott und den Rechten zu befehlen.

Als erstes Opfer fiel der Pfarrvikar Johann Baptist Schilling von Wartenberg. Am Weihnachtsabend 1668 ward er vom kurfürstlichen geistlichen Rat in München verhört. Auf dessen Bericht hin wurde von seiner bischöflichen Oberbehörde mit eiserner Strenge zugegriffen. Im Januar 1669 kam der Bedell mit zwei berittenen Männern nach Wartenberg geritten und holte den geistlichen Teufelsbanner in strenge Haft nach Freising. Fünf Monate lag er in der „Kur“, da brach ihn das ausgestandene Leid lange vor seiner Zeit, er starb im Mai 1669 im geistlichen Gefängnis. Seine Vermögenslage offenbart die Gründe für seinen Gang zur schwarzen Kunst. Sein Besitz war überschuldet und wurde von den Gläubigern mit Arrest belegt; beim Bäcker,

Mezger, Wirt hatte er geborgt, einem Konfrater schuldete er den Kaufpreis für sein Reitpferd, dem Knecht den Jahreslohn, und seine Hauserin, die „arme Tröpsin“, hatte vier Jahre gedient, ohne auch nur einen Kreuzer zu bekommen. Pfarrhof und Wirtsdumstadel waren ruiniert und kaufällig gewesen, so hatte er von allen Seiten Geld ausborgen müssen. Als alles verkauft war, blieb immer noch eine Schuldenlast von 240 Gulden.

Die Pimerin wurde wegen abergläubischer Magie, verübt durch die Beschwörung des in die Henne durch die teuflische Taufe gebannten bösen Geistes, eines stillschweigenden Paktes mit dem Satan für schuldig befunden, und nur, weil der Pfarrer bei dieser teuflischen Komödie den Choragus (Regisseur) gespielt, weil sie glaubte, daß er kraft seines Priestertums Macht über die Geister habe, und nicht wußte, daß Lebensstrafe auf Beschwörung der Geister stehe, auf ewig des Landes verwiesen. Ihr Ehemann verlor sein Brot, ward seines Dienstes enthoben und auf unbestimmte Zeit des Landes verwiesen. Die drei Gebrüder Pimer, der Münchener Hofzahlbeamte Albrecht, der Regensburger Mautner Wolf und der Bilshofener Bräuerwalter Simon Pimer, fielen in ihrer Verzweiflung dem Kurfürsten zu Füßen und flehten um Gnade für drei arme, unerzogene Waislein, doch er blieb unerbittlich. Erst als der Pimer von seinen überdies zudiktierten 26 Wochen Haft bei Wasser und Brot einen Monat abgesehen und neuerliche Bittschriften an den Landesherren einreichte, wurde ihm die Landesverweisung erlassen, seinem Weibe wenigstens so lange, bis er seine Gefängnisstrafe abgehüßt hatte.

Ihre der Mitschuld an dem Teufelswert beschuldigte Schwester Susanna Käb war, obwohl Bürgerkind und minderjährig, in der Folterkammer mit angestektem Daumenschrauben verhört worden, so daß sie in Krämpfe fiel und wohl ihr Lebtage ein elendes Menschenkind blieb. Sie wurde aus der Stadt ausgeschafft. Über das Schicksal der Manzin konnte ich bisher nichts ermitteln; das archivalische Arbeiten ist eben wie das Schaffen des Bergmanns: Trifft er auf einen guten Erzgang, so kostet es doch bald Mühe, sein Wiederauftreten weiterzuverfolgen.

Den welschen Krämer, der anfangs flüchtig ging, folterten sie, daß seine Hände zeitlich nicht mehr voll zu gebrauchen waren. Die Regierung erkannte laut Artikel 3 des Landgebots auf Todesstrafe; zum mindesten aber angesichts der halbjährigen Haft und schweren Tortur auf die dem Tode nächste Strafe: Er sollte an den Pranger gestellt, ihm eine Rute ins Genick gesteckt, ausgepeitscht und gegen geschworene Urfehde auf ewig des Landes verwiesen werden. Sein Weib kam mit der ausgestandenen Haft davon.

Die Bochenblin widerstand trotz ihres hohen Alters ohne Bewegung vor, in und nach der Tortur und war erst nach Gegenüberstellung von Belastungszeugen zum Re-

den zu bringen, obwohl der Henker die Daumenschrauben zudrückte, daß das Blut häufig emporspritzte. Sie wurde an den Pranger gestellt und trotz ihres guten Leumunds und ihrer vielen Kinder auf ewig des Landes verwiesen.

Bei der Wahrsagerin aus Trimbach hatte der Henker so schwer zugegriffen, daß sie im Gefängnis einen Selbstmordversuch verübte und sich mit einem verborgenen Messer zwei Adern abschnitt, so daß sie fast verblutete. Auch sie hatte trotz schwerster Folter erst nach Gegenüberstellung von einigen Belastungszeugen bekannt. Wieder erkennt die Regierung auf Todesstrafe, der Kurfürst aber auf öffentliche Prangerstellung und Auspeitschung aus dem Lande Bayern auf ewige Zeit. Die „lange Marie“ hatte durch standhaftes Ertragen der Folter die Freiheit errungen.

Die Musikanten und der Schulmeister von St. Jakob wurden vom bürgerlichen Magistrat auf des Kurfürsten Geheiß ihres Dienstes entsetzt; gemäß dem Landgebot sollten sie an drei aufeinanderfolgenden Sonn- und Feiertagen, während die Pfarrgemeinde von und zur Kirche geht, eine brennende Kerze in der Hand, öffentlich vor dem Gotteshaus zur Schau gestellt werden. Sie erwirkten vom Landesherren die gnadenweise Umwandlung dieser Schand- und Spottstrafe in 14 Tage Gefängnis bei Wasser und Brot, da sie sonst im ganzen Lande Bayern keine Stellung mehr erhalten könnten. Von den anderen Teilnehmern an den Geisterbeschwörungen wurde Weinzierl öffentlich an den Pranger gestellt und ewig des Landes, Pendl des Rentamts verwiesen. Der alte Walter Georg Kotter, der beim Einschlagen des Hakens in der Folterkammer einen Schrecken erlitt, daß es für ihn eine Verkürzung des Lebens bedeutete, der Lebzelter Hans Wolf, die Bürgerfrauen Anna Oneiß, Anna Heyffl und Maria Wallner erhielten Gefängnis bei schmaler Kost, täglich eine Stunde in den Stock geschlagen, während der letzteren Ehemann Ulrich Wallner an den Aufregungen des Prozesses verchied. Die getaufte Henne sollte nach Meinung des Gutachters nach Beendigung des Prozesses durch den Schergen zerhackt und in aller Stille ins Wasser geworfen werden, damit nicht die ganze Verwandtschaft unschuldigerweise an der Strafe Anteil hätte. Die Regierung selbst aber entschied, die getaufte Henne sei wie die Zauberbücher öffentlich zu verbrennen, ungeachtet man nicht weiß, „was eigentlich Sonderbares dahinter stecken mag“.

\*

### Die gefürchteten drei Tage

Drei Tage im Jahr waren einst gefürchtet: der 1. April, an dem wurde der Verräter Judas geboren, der 1. August, an dem ward Luzifer vom Himmel gestoßen, und der 1. Dezember, da ist Sodoma und Gomorra versunken. Wer an einem dieser Tage geboren ist, stirbt eines bösen Todes, wird meist auch nicht alt. Aber laß an diesen Tagen hätte das sichere Sterben innerhalb sieben Tage zur Folge.

# Unaustreibbare Geister in der Isarwinkler Heimatkunde

Von Kaplan Anton Bauer

Immer wieder „geistert“ es in der Isarwinkler Heimatkunde! Geister treiben ständig ein Unwesen, die einmal „gerufen“ worden sind, die scheinbar nicht mehr loszubringen sind. Es gilt — mit Veränderung des Originalwortlautes! — das geflügelte Wort: „Die man rief, die Geister, wird man nicht mehr los!“ Unter diesen Geistern der Heimatkunde verstehe ich die einmal veröffentlichten Irrtümer, die nun immer und immer wieder nachgeschrieben, nachgedruckt werden. Einmal gerufene — nicht mehr austreibbare Geister! Alles will heutzutage „heimatkundlich arbeiten“, oder „Heimatkunde treiben“. „Heimatbücher“, „Heimatbeilagen“, „Heimatfeiern“ usw. gibt es mehr, als gut ist. In der Schule muß Heimatkunde getrieben werden. So schön es einerseits ist oder sein kann, so gefährlich kann es werden, wenn man Heimatkunde „um jeden Preis“ treiben will oder muß!

Da ist es nicht zu verwundern, wenn dann überall Material herbeigeholt wird, unesehen, ungeprüft. Man muß einen Artikel zu einem Subiläum bringen, man braucht gelegentlich eines heimatkundlichen Lehrstoffes „unbedingt etwas“! Was man dann schwarz auf weiß besitzt, kann man getrost nach Hause tragen! Nach Hause, in die Heimatkunde der Schule, ins Heimatblatt, in den Heimatabend usw. Solche Heimatkunde „um jeden Preis“ ist nicht von Nutzen. Aus allen möglichen Quellen darf man nicht schöpfen und zu trinken geben. Ich möchte in dieser und einigen folgenden Nummern solche Geister, die in der Isarwinkler Heimatkunde als böse Geister gründlich „ausgetrieben“ werden müssen, namhaft machen.

## 1. „Moriz von Piberburg.“

Es gibt weder einen „Moriz“ noch eine „Piberburg“ vom Jahre 1426 in der Wackersberger Geschichte. Dieser „Burggeist“ stammt ab von dem, jedem Historiker bekannten Urkunden-Sammelwerk „Monumenta Boica“, das in seinen älteren Bänden — obwohl von der Bayer. Akademie der Wissenschaften in München herausgegeben — recht sehr mangelhaft ist und mit größter Vorsicht zu gebrauchen ist.

Aus dem 7. Bande, Seite 203, hat Prof. Dr. Joh. Nep. Sepp den „Burggeist“ in den Isarwinkel gerufen. Er veröffentlichte 1889 in Nummer 17 des „Tölzer Kurier“ und 1892 auf Seite 26 seines Buches „Denkwürdigkeiten aus dem Isarwinkel und der Nachbarschaft“ eine Abhandlung mit dem Titel „Moriz von der Piberburg und deren Lage“. Seitdem „geistert“ dieser „Moriz von der Piberburg“ bis heute!

In Band 7 der genannten, gedruckten Urkundensammlung zur Bayer. Geschichte, ist S. 203 eine Urkunde von 1426 abgedruckt, die Herzog Ernst 1426 dem Kloster Benediktbeuern ausgestellt hat in einer Holz-

rechtsstreitigkeit zwischen Kloster und Wackersberger Bauern. Letztere waren ins Benediktbeurer Waldgebiet hineingeraten — wie auch sonst oft! — und erhielten nun herzoglichen Befehl. Unter den Missetätern steht auch „Moriz von Piberburg“, nach dem Abdruck des genannten Bandes! In der Originalurkunde aber, die das Bayer. Hauptstaatsarchiv München als Nr. 375 der Benediktbeurer Klosterurkunden verwahrt, steht „dem Merzen von Piberburg“! Es handelt sich um einen Hofbesitzer an der Pibermühle, beim Gasthaus „Bieburg“. Der Name muß Merz heißen und ist ein ganz gewöhnlicher bäuerlicher Familienname. Moriz ist falsch.

Und was ist es dann mit der „Piberburg“? Es hat im Isarwinkel, in der Gde. Wackersberg, nie eine Burg dieses Namens gegeben, überhaupt nie einen solchen Ortsnamen! Der Aussteller der Urkunde hat falsch geschrieben, es muß „Piberwur“ heißen! Bereits um 1280 ist dieser Name urkundlich genannt, ebenso 1420, 1457 (vgl. B. Hauptstaatsarchiv Mü., Staatsverwaltung Nr. 1065, 1071, bzw. Klosterlit. Schäftlarn Nr. 25, Bl. 1!). 1515 ist unter den Besitzungen des Klosters Schäftlarn um Wackersberg „Piberwier ain Müll“ eingetragen (l. c. Kl. Lit. Nr. 30, Bl. 60). Mit Piberwur bezeichnete man einst den Platz der „Pibermühle“, diese Bezeichnung, dieser Name bedeutet „Bur“ oder „Wier“ = Wehr, Damm zum Ableiten des Wassers erbaut (s. Schmeller, Bayer. Wörterbuch II, 980/81!) und Piber = das bekannte Nagetier, das nunmehr fast ganz in Deutschland ausgestorben ist. Piber hausten einst viele an den bayerischen Gewässern, dafür gäbe es viele Belege. Heute noch heißt ein Ort bei Ehrwald (Tirol), wie einst unser Wackersberger Mühlort 1515, **Piberwier!**

So hat Sepp den „Burggeist“ gerufen, die Isarwinkler Heimatkunde wird ihn vielleicht nie mehr los! So kann Heimatkunde und Heimatüberlieferung verfälscht werden, unabsichtlich, mit bestem Willen!

Und der Name des Gasthauses „Bieburg“! Er ist und bleibt wohl — wer kann ihn ändern! — ein Denkmal recht unerfreulicher Art, einer oberflächlichen Art der Heimatforschung und falschen Heimatwissens. Ist es nicht tragikomisch, ausgerechnet an der Stelle, da des großen Wackersbergers (nicht Tölzers!), des Pollinger Stiftsdekans und Chorkherrn Eusebius A m o r t, des kritischen Forschers und Denkers Wiege und Elternhaus stand!

## Fort mit dem Burggeist „Moriz von Piberburg“ aus der Isarwinkler Heimatkunde!

Lenkst du also deine Schritte, Isarwinkler, den Weg an der Pibermühle vorbei, dann magst du im Gasthause „Bieburg“ ein „Pereat“ auf den falschen Namen der gastlichen Stätte trinken, die Piberwuhr heißen mühte, dann magst du dich wohl hüten — in der Nähe des Amorthauses! — mit reger Phantasei dir wundersam auszumalen: Hier oben „mag der Burghof gewesen sein, wo Kurt den Veit vom Pferde stach im schärfsten Turnei; dort der Rittersaal, wo die grimmen Reden bankettierten und ihnen die holbe Rittersmaid den perlenden Wein kredenzte“, da die Kemenate, darin des Ritters ehelich Genöß, Frau Sigelind, sitzt und spinnt, hier das schaurig finstere Turmgeß, wo die Gefangenen seufzen und stöhnen und sterben an schweren, fürchtbaren Ketten! (Vgl. „Deutsche Gauen“ III, 59 f.!) Fort mit dem Burggeist „Moriz von Piberburg“ aus der Isarwinkler Heimatkunde!

## Regenwetter-Vorboten

Nach dem Hundertjährigen Kalender.

Wenn das Gemäuer in den Gemächern anfängt zu schwitzen; wenn der Ruß aus den Kaminen und Rauchfängen von freien Stücken abfällt; wenn die Regenwürmer häufig aus der Erde kriechen; wenn die Sonne heiß stechend scheint; wenn die Bremen, Mücken und Flöhe sehr beißen; wenn die Fische im Wasser hochgehen; wenn sich die Katzen lecken und putzen; wenn die wilden Gänse und Kraniche ihren Flug verwirren, sehr hoch und still fliegen; wenn die Bienen nicht aus ihren Stöcken heraus wollen; wenn die Enten und andere Wasservögel in den Teichen, Flüssen und Seen wechseln und baden; wenn die Hühner sich im Staube herumwälzen; wenn der Raiger hoch fliehet oder die Wasser-

verlassend sich ins Feld setzet; wenn morgens die Frösche und des Nachts die Laubfrösche quaken; wenn der Regenbogen einen Gegenchein macht; wenn die Schwalben nächst bei der Erde und hart über dem Wasser herumstreichen; wenn die Kerzl oder Lichter so prasseln und spritzen; wenn die Hähnen zu ungewöhnlicher Zeit, gleich nach Untergang der Sonne, anfangen zu krähen; wenn die Hunde Gras fressen und wieder speien; wenn die Menschen alte, geheilte Schäden mehr schmerzen als sonst; wenn dem Mond im Viertelschein die Spitzen dunkel werden, oder der Vollmond einen Gegenchein zeigt; wenn die Gebirge in der Höhe umnebelt werden, oder daß sie sich in die Höhe schwingen; auch wenn das Salz feucht wird, und die Krebse sich aus dem Wasser ans Land begeben.

# Stauffeneck, seine Vergangenheit, seine Bedeutung und seine Besitzer

Von G. v. Ungern Sternberg

Geht man in das liebliche Reichenhaller Tal eintritt, grüßt einen die auf einer Anhöhe, dem stolzen Bergriesen, dem Stauffen, vorgelagerte Burg Stauffeneck von ihrer Höhe herab. Aus finsternen Fichtenwäldern ragen ihre weißgrauen Mauern hervor. Gleich einem stummen Wächter aus uralten Zeiten steht die Burg schützend und schirmend über der ganzen Gegend. Aber nur anscheinend stumm erscheint sie dem vorüberziehenden Wanderer; wer näher an sie herantritt, dem erzählt sie von ihrer tausendjährigen Vergangenheit, von der Römerzeit, von drohenden Slaveneinfällen, von Burggrafen und Bischöfen, die einst hier hausten, stritten und richteten, und Ehrfurcht vor ihrem erhabenen Alter durchschauert den bewundernden Beschauer.

Die Chronik von Stauffeneck weiß zu berichten, daß dort, wo sich heute die Burg erhebt, die Römer einstmalig einen Turm errichteten, um die von ihnen angelegte, im Tale führende Straße zu bewachen. Ja, die

Wahrscheinlichkeit liegt vor, daß Stauffeneck bereits vor der Römerzeit den Kelten bekannt und von ihnen besiedelt war. Näheres über die Schicksale der Burg in jener Zeit zu erfahren bleibt uns leider verjagt, nur die Endung „Eck“ ihres Namens spricht deutlich genug davon, daß es die Römer waren, die die Feste als solche begründeten, denn: „Eck“ bedeutete bei ihnen soviel wie „Burg“.

Über die Zeitspanne bis etwa um das Jahr 540 schweigt die Chronik, um dann wieder einiges Licht in die Geschichte Stauffenecks zu werfen. Der Bischof Rupertus von Salzburg kaufte im Jahre 540 Berg, Burg und die umliegenden Wälder zum Schutze seines Landes gegen die Slaveneinfälle, und von dieser Zeit an blieb Stauffeneck im Besitze der Salzburgerischen Dynastengeschlechter.

Graf Siegfried I. aus dem berühmten Geschlechte der Arbonen, das schon bei der Eroberung von Norikum an der Spitze baju-

warischer Stämme stand, hatte hier seinen Sitz. Sein Sohn Engilbert wird im Jahre 930 ausdrücklich als Herr des Salzburg-Gaues und Stauffenecks genannt.

Diesem Geschlecht folgten im Besitze der Burg die Grafen von Plain nach; sie waren zugleich Herren des Gerichtes Stauffeneck und nahmen späterhin den Namen ihres Besitzes an. Wilhelmus war der erste, der sich den Namen zulegte, wir finden ihn in einer Urkunde aus dem Jahre 1247 als „Wilhelmus Capitaneus (Burggraf) de Pleigen de Stauffenecken“ erwähnt. Ferner wird urkundlich ein „Friedericus de Stauffenecker“ am 24. Oktober 1266 und am 10. Februar des Jahres 1267 als Zeuge des Königs Konradin in Augsburg und ein „Ulrich de Stauffenecke“ im Jahre 1295 in gleicher Eigenschaft für Chunrad von Obersdorf genannt.

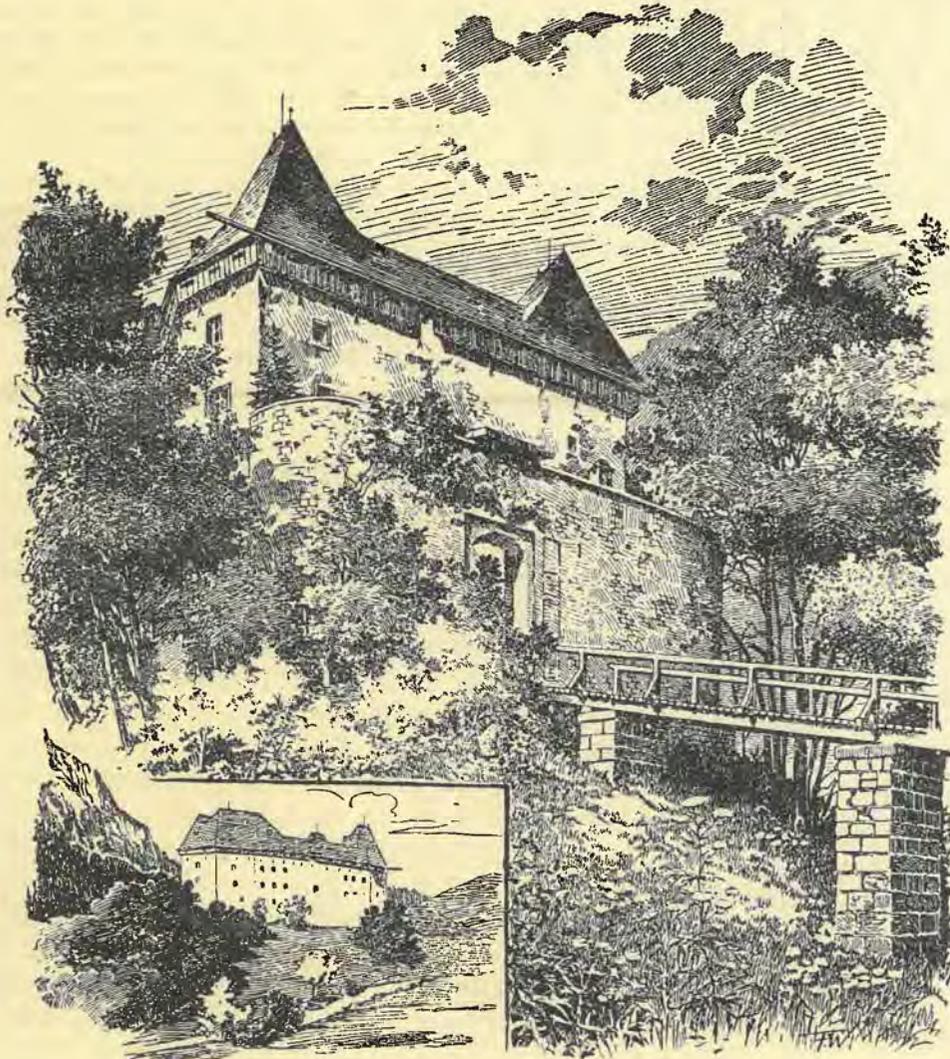
Auf Ulrich von Stauffenecke, der nach Berichten der Chronik ein außerordentlich gütiger und wohlthätiger Herr gewesen zu sein scheint, folgen die Brüder Heinrich und Wilhelm als Besitzer der Burg.

Zwischen ihnen und dem Bischof von Salzburg entbrannte alsbald ein heftiger Streit. Die Brüder wollten die Lehnsoberehoheit des Bischofs nicht anerkennen, wurden aber schließlich doch dazu gezwungen. Die Chronik berichtet darüber folgendermaßen:

Am 4. September 1301 erklären Heinrich und Wilhelm von Stauffenecke urkundlich, daß sie bisher der irrigen Meinung gewesen, daß die Burg Stauffeneck ihr rechtes Eigen und von ihnen von alten Zeiten her vererbt worden sei, während jetzt das Erzstift Salzburg diese Burg als sein Lehen reklamiert, worauf sie ihren Eigentums-Ansprüche darauf entsagt und die Burg von Salzburg zu Lehen genommen hätten.

Bereits vier Tage nach dieser Erklärung verpfändete Wilhelm von Stauffenecke einen Teil der Burg an das Erzstift für 142 Pfund Salzburger Pfennige und nahm Salzburgerische Kriegsknechte darin auf. Am 25. Mai 1302 werden Wilhelm von Stauffenecke weitere 24 Pfund vom Erzbischof Chonrad geliehen, welcher Summe im Jahre 1305 ein weiteres Darlehen von 104 Pfund folgt, wofür er wiederholt dem Erzstift seinen Teil an der Burg verpfändet. Bereits am 24. Februar des Jahres 1305 muß Wilhelm von Stauffenecke, um sich vor seinen Gläubigern zu retten, zum gänzlichen Verkauf des ihm gehörigen hinteren Burganteils nebst dem halben Turm und dem Berge darunter für 560 Pfund an Salzburg schreiten.

Das gleiche tat sein Bruder und Mit-eigentümer Heinrich von Stauffenecke mit dem ihm gehörigen, vorderen Burganteil am 25. Februar 1306, und erhielt dafür vom



Ansicht der Burg Stauffeneck

Erzstifte Salzburg 600 Pfund. Somit gingen die Herren von Stauffenecke ihres Stammsitzes verlustig. Am 23. November 1307 verkaufte Heinrich von Stauffenecke auch den letzten, ihm noch verbliebenen Rest seiner Besitzungen bei Stauffeneck an Salzburg. Damit verschwanden die beiden Brüder für immer aus der Geschichte.

Der letzte Stauffenecke, der von der Chronik erwähnt wird, ist ein „Friederich von Stauffenecke“, der als herzoglicher Pfleger des Schlosses Pähl in den Jahren 1325 bis 1327 genannt wird.

Ferner erwähnt die Chronik, daß die Wappen der Stauffenecker sich nur in Siegeln erhalten hätten, die aus einer Zeit stammten, in der von Wappen-Farben im allgemeinen keine Rede sein konnte und in der man von bildlichen Darstellungen in alten Handschriften oder auf Glasgemälden absah.

In der Schloßkapelle sollen mehrere Stauffenecker begraben sein.

Nach dem Verkauf der Burg an das Erzstift Salzburg blieb sie dauernd in dessen Besitz. Im Jahre 1513 wurde sie in ihrem westlichen Teil von Erzbischof Leonhard umgebaut, woran eine über dem Chloßtor angebrachte Marmortafel noch heute Kunde ablegt. Die Burg diente zu damaliger Zeit diesem Kirchenfürsten als Jagdschloß und wurde auch späterhin von den Erzbischöfen als Sommerresidenz benutzt.

Wechselnde Schicksale traten nun für Schloß Stauffeneck ein. Kriege zwischen Österreichern und Bayern verheerten das Land. Auch brach auf der Burg mehrfach Feuer aus. Ob Stauffeneck gänzlich niederbrannte, ist nicht mehr festzustellen, wohl aber berichtet die Chronik, daß der Bischof in pekuniäre Not geriet und seinen Besitz Stauffeneck den Brüdern Hartneid und Conrad von Knehel, aus einem angesehenen Rittergeschlecht stammend, für den Preis von 1500 Pfund überlassen mußte, jedoch nicht, ohne sich beim Verkauf im Jahre 1325 das Rückkaufsrecht zu sichern. Von diesem ausbedungenen Recht muß er im Verlauf der folgenden Jahrzehnte Gebrauch gemacht haben, denn bereits im Jahre 1365 wurde in der Burg ein Bischöfliches Pflegegericht errichtet.

Als Pfleger fungierten fast ausschließlich Angehörige des Salzburger Adels aus den Geschlechtern der Jungel, Granz, Thurn, Karlingen, Kalder, Kühnburg, Walthersweck, Wolführt, Spaur, Lamberg, Tamberg u. a. m. Das Pflegegericht bestand auf Stauffeneck bis zum Jahre 1804 und wurde dann aufgelöst.

Im Jahre 1612 gewann Stauffeneck als Pflegegericht durch die Auflösung der Pflege Blain (Großgmain) an Ausdehnung und Bedeutung, und erhielt sogar eine militärische Besatzung, die jedoch — besonders in der Bestzeit des Jahres 1714 — sich durch Roheit, Trunksucht und Blünderien unliebsam auszeichnete und zu Klagen vielfach Anlaß gab. Aber auch einige Pfleger selbst verwalteten ihr hohes Amt nicht immer einwandfrei, was vielfach zu Mißhelligkeiten zwischen ihnen und den Bischöfen

führte, und mit der plötzlichen Abberufung endete.

Wie bereits erwähnt, wurde das Pflegegericht Stauffeneck im Jahre 1804 endgültig aufgelöst. Der Besitz fiel zum Teil an das Stadtgericht Salzburg, zum Teil an die Gerichte Raschenberg und Laufen.

Für die Burg traten nun traurige Zeiten ein. Öde und verlassen lag sie da. Aller Glanz und alles Leben vieler Jahrhunderte schienen für immer aus ihren Mauern verbannt.

Über ihren Türmen zog in einsamer Majestät der Adler seine Kreise, in ihren Torbögen nisteten ungestört die Vögel, nachts ließ der Waldkauz, das Gemäuer umflatternd, seinen gespenstischen Ruf erschallen, und, gleich verloschenen Augen, blickten die leeren Fensteröffnungen ins Tal herab.

Doch auch diese Zeit ging vorüber. Durch Übernahme der Burg durch den bayerischen Staat zog langsam wieder einiges Leben in die verödeten Räume ein.

Die bayerische Salinenverwaltung brachte im Schloß ein Forstamt unter, das von der Burg bis zum Jahre 1886 beherbergt wurde. Sodann wurde sie von einem Wiener Privatier, Herrn von Baltazzi, erworben, der den Besitz im Jahre 1894 an Herrn von Thiereck veräußerte, dessen Sohn Herr Oberstleutnant von Thiereck, der heutige Besitzer der Burg ist.

Stolz und stattlich steht Schloß Stauffeneck wieder da; eine Zierde der ganzen Umgegend. Schöne Baumgruppen und Rasenflächen, hübsche Blumenanlagen und saubere Wege zeugen vom Geschmack und der Pflege, die der heutige Schloßherr seinem Besitze angedeihen läßt.

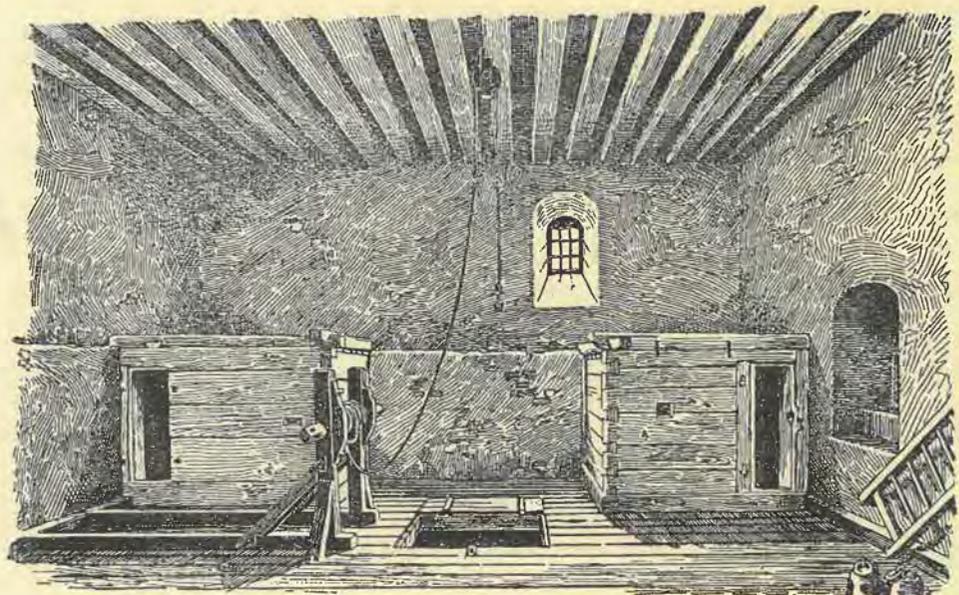
Über eine zum westlichen Torbogen hinaufführende hölzerne Brücke, die die einstige Zugbrücke ersetzt, führt der Weg über den Wehgrabener durch den Zwinger zum Schloßhof. Eine reichverzierte, altertümliche, schwere Türe, über der die Wappen der Erzbischöfe mit der Jahreszahl 1513 prangen, gewährt dem Besucher Einlaß in den-

selben. Zur rechten führt die Treppe zum Hungerturm und der berüchtigten Folterkammer, die der Erzbischof von Keutschach zugleich mit dem Wehgang, samt dem ganzen Westflügel im Jahre 1513 neu erbauen ließ.

In der Folterkammer ist alles erhalten geblieben, wie es einstmalig war. Hier sehen wir die hölzerne Keuche, in der die Deliquenten schmachteten. Sie ist so niedrig angelegt, daß ein Mensch sich darin nur kriechend bewegen konnte. Nebenan, an die Mauer gelehnt, steht noch die Streckleiter, und ein zweites, altertümliches Marterwerkzeug vervollständigt die Einrichtung dieses grausigen Raumes. Aus der Tiefe gähnt uns ein finsternes Verließ entgegen, in welches die schwersten Verbrecher geworfen wurden.

Schaudernd vor der Grausamkeit des Mittelalters verlassen wir diese Stätte des Schreckens und gelangen über den Schloßhof in die Burg selbst. Wir durchwandern Hallen und Gänge, gelangen über steinerne Wendeltreppen in Säle und Kemenaten. Auf jedem Schritt betritt der Fuß historischen Boden. Wie mögen hier einst die Räume widergeklungen haben vom Klirren der Waffen und Rüstungen! Wieviel Wehklagen und Seufzer verurteilter Verbrecher auf dem Wege vom Gerichtssaal zum Hungerturm, müssen die steinernen Mauern mitangehört haben!

Hoch oben stehen wir auf dem rund ums Schloß führenden, wundervoll erhaltenen Wehgang. Hier weitet sich die Brust beim Anblick der großartigen Aussicht über die ganze Gegend — bis weit hinein ins Salzburgerische Land. Vergessen sind Hungerverließ, Keuche und Marterwerkzeuge; hier oben glaubt man im Geiste nur den einsamen Wächter alter Zeiten, spähend sein Auge in die Ferne gerichtet, auf und nieder gehen zu sehen, hört den Wind ums Gemäuer rauschen, und entblößt vor der tausendjährigen Vergangenheit Stauffenecks ergriffen das Haupt.



Folterkammer im Schloß Stauffeneck

# Meilham

(Ein Beitrag zur Ortsgeschichte) • Von Hans Kneißl

(Schluß)

Ein Kostenvoranschlag von Maurermeister Jos. Martl von Eßbaum über Reparatur der Kirche vom 18. 1. 1849 beziffert sich auf 48 fl. 53 Kr., dazu Hand- und Spanndienste 22 fl. 27 Kr. Im Jahre 1866 wird von Maurermeister Geisberger ein Kostenvoranschlag über Reparatur der Kirche verfaßt. Es waren in natura zu leisten 44 fl., in Geld zu bezahlen 305 fl. 16 Kr. Bei dieser Reparatur mögen die Wand- und Deckenfresken übermalt worden sein. Sie wurden im Jahre 1897 wieder aufgedeckt und 1899 restauriert.

## Ablösungen

Am 31. 12. 1953 werden die Grundholden der Kirche Meilham abgelöst. Die Ablösungssumme des Jos. Kollmann für den leibrechtigen Burgreiterhof, sowie des Georg Straßer für das leibrechtige Ertlgütl betrug je 100 fl. Handlohnsumme und 200 fl. Äquivalent. Die Umwandlung der Stift in Bodenzins wird am 21. 3. 1851 vorgenommen. An Bodenzins hatte nun der Burgreiter zu entrichten 1 fl. 14 Kr., die er 1856 am 5. Oktober mit dem 18fachen Betrage ablöst. Die Stift des Ertl von Maigelheim wird mit 49 Kr. 4 Pf. fixiert, die des Straußen von Meilham mit 43 Kr. 2 Pf.

## Kirchliche Berrichtungen.

Im Jahre 1703 wird berichtet, daß die seit Menschengedenken bei dem löblichen Gotteshause zu Meilham sogenannte „Sambstag-Mess“ seit einigen Jahren nur mehr alle 14 Tage gelesen wird, dann auch nur mehr in der 3., 4. oder 5. Woche. Pfarrer Kobold von Hölswang erklärt am 1. 6. 1703 dem H. H. Prälat von Baumburg, daß er von einer Stiftung in Meilham nichts Neues wisse und die Messe nicht weiter halte, weil nur 2 fl. 17 Kr. im ganzen bezahlt werden. Auch der Quatembergottesdienst des Lappminger ist so schlecht bezahlt, daß er ihn mit anderen verbinden werde. — An herkömmlichen Gottesdiensten waren vom Kooperator in Hölswang und seit Errichtung der Pfarrei Amerang vom Pfarherrn v. A. zu halten am: Pauli Befehrtag, Vitus, Johann und Paul, Margaretha, Magdalena, Agidius, Fest der unschuldigen Kinder und am Patroziniumsfeft, am Tag der Apostelfürsten Petrus und Paulus.

## III. Der Meilheimer und der Strauß.

Bis zum 13. Jahrhundert mögen etwa 20 Generationen der Meilheimer auf dem Gute geessen haben, falls es ununterbrochen in den Händen derselben geblieben ist. Wie oft mag in dieser Zeit das hölzerne Haus erneuert worden sein? Sie haben die Erbauung der Feste Amerang miterlebt, vielleicht auch die Gründung des Kirchleins auf der Hüh. Nachrichten über dieselben sind uns jedoch nicht erhalten. Erst im Jahre 1261 tritt in den Mon. Boic. (III. 147) Hainricus, der Richter von Meilham, als Zeuge auf. Wieder verstreuen 2 Jahrhun-

derte mit etwa 10 Generationen. Dann hören wir im Jahre 1469 von Christan von Meilham, dem Kirchpropst des Peter- und Paulkirchleins. Das Ende des 16. Jahrhunderts bringt uns den letzten, der diesen Namen führt, Georg Meilhamer (1588). Nehmen wir eine ununterbrochene Nachfolge vom Vater auf den Sohn an, so hätten etwa 35 Generationen der Meilhamer auf dem Gute gehaust.

Es kommt nun mehr Licht in die Geschichte. Georg (Mai zu Meilham) entlehnt von der Kirche Amerang im Jahre 1588 den Betrag von 22 fl. 31 Pf., die er jährlich mit 1 fl. 31 Pf. verzinsen muß. In den Jahren 1593—95 bezahlt er die Summe zurück. Dann finde ich Simon Meilhamer, wohl des ersten Sohn, der i. J. 1509 2 Teile Zehent und 20 Garben Vogteikorn und Haber an das Schloß Amerang zu liefern hat. Nach dem Straßbuch vom Jahre 1618 ist „Simon Meilheimer gegen dem Michael von Teiding und dem Jungen Meilheimer die er selbst erfordern lassen ungehorsam außblieben, derohalben Strafe 3 Kr. 1 Pf.“

Simon Meilheimer verkauft vor dem oder im Jahre 1618 sein Gut an Wolf Strauß, (der in den Matrikelbüchern auch als Wolf Meilheimer bezeichnet wird). Noch heutzutage wird dieser Hof „Beim Strauß'n“ genannt. Die Meilheimerfamilie scheint jedoch im Hause zu bleiben, was wohl zu Unzuträglichkeiten geführt haben mag. Im Jahre 1618 ist „Wolf Strauß zu Meilheim seinem gahthausen Simon Meilheimer von obrigkeit trölich gewest mit solchen wortten, wann er von Meilham widerumb hinwech müesse, das er Ime die hendt abhacken wölle, deshalben gewandt 1 fl. 8 Kr. 3 Pf.“ Wolf Strauß ist verheiratet mit Anna... Die Pest im Jahre 1649 rafft Magdalena Strauß, wohl eine Tochter des Wolf, hinweg. — Vitus, der Sohn des Wolf und der Anna, verheiratet sich am 24. Oktober 1654 mit Anna Dobler von Almersham. Ihm folgt als Besitzer Balthasar Strauß, Sohn des Georg und der Anna, der sich 1671 mit Anna Geiderhäusler von Kronberg verheiratet. Sein Sohn Balthasar übernimmt das Anwesen am 23. November 1699 und verheiratet sich mit Katharina Irlacher von Irlach. Dessen Sohn Balthasar heiratet am 29. Januar 1731 Barbara Fröschlin und als Witwer am 14. Juni 1745 Maria, Tochter des Georg Amboß von Lindorf. Mit ihm stirbt der Mannesstamm der „Strauß“ aus.

Die Witwe hält im Jahre 1752 mit Benedikt Hans von Taiding Hochzeit. Dieser Ehe entspringen 15 Kinder. Der Sohn Andreas Hans heiratet am 2. Juni 1794 Maria Köll von Almersham und übernimmt das Anwesen. Er muß bei Übernahme des im Steuerdistrikt Obergebertscham liegenden 1/4 Straußhofes an Leibgeding zum Kloster Frauenchiemsee 80 fl. bezahlen, außerdem an Stift und Küchendienst 1 fl. 24 Kr. 4 hl.

An das Schloß hat er abzuführen — er ist gerichtbar zur Hofmark Amerang — zwei Drittel Zehent oder 30 Kr., Scharwertgeld 3 fl. 45 Kr., Vogteihaber (1 Scheffel 4 Metzen Ameranger Maß) 6 fl. 27 Kr., Vogteihalm 36 Kr., Vogteistift 1 fl. 18 Kr. 4 hl. Zur Pfarrei Hölswang sind zu zahlen: Stift und Zins 7 fl. 2 Kr. 4 hl. und 1 Drittel Zehent. — Mit Andreas stirbt auch der Mannesstamm der Hans aus.

Am 15. Mai 1820 verheiratet sich die Tochter des letztgenannten, die am 3. August 1795 geborene Maria Hans mit Lorenz Mayer, Sohn des Georg Mayer und der Maria Linner von Untergebertscham, geboren am 4. März 94. (Deren Tochter Anna, geboren 25. Dezember 28, zog 1853 nach Wiffi und ist dort gestorben am 17. Oktober 1869 als Schwester Maria Kandida.) Das Anwesen übernimmt am 28. Januar 61 der am 17. Februar 1828 geborene Sohn Georg, der sich an diesem Tage mit Anna Weiß von Halsing verheiratet. Am 23. Januar 93 heiratet deren Sohn Joseph, geboren 26. März 86, Theres Künzner von Untergebertscham, geb. 1. November 72. Der Ehe entstammen 12 Kinder, von denen wieder ein Mädchen den Klosterberuf erwählte. Schon seit 15 Jahren bewirtschaftet Theres den Hof allein, da Joseph während der Kriegezeit vom Tode hinweggerafft wurde. Zum Anwesen gehören gegenwärtig 178 Tagwerk Grund, darunter 54 Tgw. Acker, 45 Tgw. Wiesen und 68 Tgw. Wald.

## IV. Der Schmied z' Meilham.

Die Schmiede gehörte in den alten, bayerischen Zeiten zu den öffentlichen Gebäuden und konnte von keinem Privaten gegründet werden. Sie entstand vom Urmeierhof aus. Diese Gedanken für den Schmied in Meilham anzuwenden und zu durchforschen ist mir mangels jeglichen Materials unmöglich. Ich nehme an, daß die Gründung vom Meilheimerhof aus erfolgte. Und schon frühzeitig erscheint der Schmied leibrechtig zum Frauenkloster Chiemsee und gerichtbar zur Hofmark Amerang.

Im Jahre 1599 hat Hans Schmidt 3 Teile Zehent, dann 20 Garben Vogteikorn und Haber an das Schloß zu liefern.

Interessant ist, daß am Kirchweihfest im Jahre 1604 „Seb. Müller zu Hölswang Gebörgen Schneiders zu Gebertsheim Dienstpueben Christian ain Maultaschen geben hat. Deshalb wird Müller abgestraft mit 4 Schilling Pf.

Dieses Jahr hat auch zwischen den Nachbarn Meilheimer und Schmied Unfrieden gebracht. Die Strafbücher erzählen: „Barbara, des Simon Meilheimers zu Meilheim Hausfrau, hat die Alt Schmidin dafelbst, als sie in das Teiblingsuechen geen wollen, überrauft auch geschlagen. Strafe 1 fl. 1 Sch. Sie hat auch ihre Nachbarin, des Schmidts Weib, der alten Schmidin Tochter überrauft.“

Str. 4 Sch. Simon Meilheimer zu Meilheim hat seinen Nachbarn Hansen Schmid mit einer Heugabel überpleut — 1 fl. 1 Sch.“

Auch 1618 wird von Ungehörigkeiten berichtet, welche zwischen diesen Familien sich ereignen. „Hans Schmidt von Meilham hat einem Nachbarn Simon Schmidmeier an 4 Rainer die Alten Waasn so hievor herdan geachtet und Er darumben gestraft wird, wiederumben mit dem Pflug herdangeworfen, deswegen er in ansehung es durch seinen Knecht und aus unwissenheit verschehen, gewandelt wird 2 fl. 17 kr. 1 Pf.“

In den Matrikeln tritt am 12. 9. 1636 Christoph Schmidt, jedenfalls der Sohn des Hans, als Zeuge auf. Er ist mit Anna... verhehlicht. Deren Sohn Johannes heiratet am 30. 7. 1670 Margaretha Anzinger von Mühlendorf bei Halsing und übernimmt das Anwesen. Ein zweitesmal verhehlicht er sich als Witwer am 16. 8. 1729 mit Anna Obermayer von Niederbrunn. Der Mannesstamm erlischt mit ihm. Am 29. 4. 1743 übernimmt und verhehlicht sich Matthias des Matthias Spiel von Mayering mit Maria, der Tochter des Johann Mayer, Schmieds von Meilham und der Maria Arzhammer.

Wieder geht das Gut in fremde Hände über. Am 14. 5. 1781 übernimmt es Georg, Sohn des Georg Vinner (Niedermeier) und der Maria Kurzin (Vinner). Er heiratet an diesem Tage Maria, Tochter des Christoph Vinner von Windorf. Der Ehe entsprossen 9 Kinder. Die am 13. 11. 1792 in Meilham geborne Tochter Therese tritt am 1. 10. 1832 mit Johann, Sohn des Johann Rieplhuber und der Maria Obermaier, geboren 16. 1. 1804 zu Allerting, in die Ehe. Diese bleibt kinderlos.

Rieplhuber verkauft nun sein Gut um 43 000 fl. an die Firma Hagenbacher und Cannstadt. Diese trieb das Holz ab. Von Hagenbacher kaufte es Löw durch Vermittlung eines Güterzertrümmerers um 17 000 Mark. Den Holzboden kaufte Krafft Freiherr von Crailsheim um 16 000 Mark.

Georg Löw stammt von Schonstett. Er verhehlicht sich 1888 mit Katharina Jungbeck von Rupersdorf, die im September 1923 tödlich verunglückte. Im Jahre 1928 übernahm der älteste Sohn Georg mit Anleitner Elise von Kohlgrub als Gemahlin. Er ist jetzt Besitzer des 68 Tagwerk großen Gutes, worunter sich 38 Tagwerk Acker und 28 Tagwerk Wiesen befinden.

\*

## Sagenborn der Heimat

### Die Spinnerin

In der Mettennacht kommen die Bauern gar weit her in die Kirche. Und wenn es draußen noch so stürmt und schneit, in die Mett'n gehen Bauer und Bäuerin, Knecht und Dirn. Nur die Wack' und die kleinen Kinder bleiben daheim. Und am hl. Abend wird das Evangelium gelesen und gebetet. Da ruhen alle fleißigen Hände dem Herrgott zuliebe, bis Zeit zum Kirchgang ist.

Wieder einmal war Mettennacht, hell und sternklar. Im reichen Lichterschmucke

prangte die Kirche und hieß die vielen Beter willkommen. Weit und breit folgten sie dem Rufe der Glocken. Nur eine alte Wittib vom Dorfe hatte nicht Zeit. Die war so geizig, als sie alt war. Mit keinem Menschen verkehrte sie, allen ging sie aus dem Wege. Nie sah man sie in der Kirche; sie hatte immer Arbeit. Ihr Herrgott war das Geld. Und zu den Talern in der eichenen Truhe kamen immer wieder neue, immer wieder...

Auch in der heiligen Nacht, wo überall die Arbeit ruhte, sah sie am Spinnrocken. Emsig schnurrte das Mädchen... 12 Uhr schlug's. Im Dorfe läutete es zusammen... Da, — was war das? — Gerade, als sie den Faden nehen wollte, pochte es laut und deutlich ans Fenster... dann wieder und noch ein drittes Mal.

Und eine Stimme, so hohl und dumpf, als käme sie aus dem Grabe, sagte:

„Du alte Frett'n  
Hör dei Spinna auf  
Und geh in d' Mett'n.“

Erst meinte die alte Frau, die Burschen wollten sie schrecken. Sie ging ins Freie und suchte den Übeltäter. Doch keine Menschenseele war zu sehen. Weit und breit war auch kein Versteck hierfür. Schaudern erfaßte die Wittib. Allsogleich legte sie die Arbeit weg und ging zur Mett'n. Nie wieder hatte man sie die heilige Nacht am Spinnrad gesehen.

A. S.

### Der Grenzstein.

Unweit Eiselfing war's. Da ist eine Wiese, auf der man alle Abende eine flehentlich jammernde Stimme hörte. „Wo soll i ihn denn hintun? ... Wo soll i ihn denn hintun? ...“ Man erzählte, es handle sich um die Seele eines Bauern. Der habe zu Lebzeiten aus Habgier einen Grenzstein versetzt, um so seinen Grund zu vergrößern. Nun fände er im Grabe keine Ruhe, bis sich jemand seiner erbarme, und ihn erlöse. Dem koste es aber sein eigen Leben.

Allenthalben mied man die Nähe des unheimlichen Ortes zur Nachtzeit. Einmal aber mußte ein Schneider mit seinem Gesellen und seinem Lehrbuben auf die Stör. Bis in die späte Nacht hinein hatten die drei gearbeitet. Um nun schnell heimzukommen, gingen sie über die Wiese. Zur Vorsicht mahnte der Meister eindringlichst seine Begleiter, der fragenden Stimme beileibe nicht zu antworten. Sie setzten sonst ihr Leben aufs Spiel. Kaum hatten die drei die Wiese betreten, da hörten sie bald hinter, bald vor, bald neben sich die bittend jammernde Stimme: „Wo soll i ihn denn hintun? ... Wo soll i ihn denn hintun? ...“ Von Schaudern ergriffen, gingen sie fürbaß. Doch die flehende Stimme folgte ihnen auf dem Fuße... „Wo soll i ihn denn hintun? ... Wo soll i ihn denn hintun? ...“ Der Geselle nahm seinen ganzen Mut zusammen und sagte: „Da, wo du ihn wegto hast, da tußt ihn wieder hi.“ ... Mit einem Schlage hörte der Spuk auf. Der Schneidergeselle aber, der sich das Herz nahm, die arme Seele zu erlösen, lag am siebenten Tage auf der Totenbahre.

## Von Georg Honauer dem Erz-Welt-Betrüger Goldmacher und Silberscheider



Georg Honauer, Herr zu Brunhoff  
und Grobeschütz seines Alters 26 Jahr  
aus Mähren

Sie hängt der Böswicht wohl bekannt, Jörg Honauer war er genannt, Aus Mährenland sich hieher fügt, Und jeden zu betrügen sucht. Einer großen Kunst nimmt er sich an, Daß ihm schier glaubet jedermann, Gab für, wie daß er machen wollt Aus Eisen klar und lauter Gold; Scheint seyn ein großer Herr dabei, War doch nur lauter Schelmerei. Thät auch verläugnen seinen Stand, Drum er muß leiden Schmach und Schand. Auch etlich Fürsten und sonst Herrn, Bei denen er sollt sein Kunst bewährn, Er böslisch ausgestrichen hat, Bis er zu Stuttgart in der Stadt Vom Herzog ward ergriffen an, Jedoch er ihm wiedrum entran. Dreihundert rheinisch Gulden gut Der Herzog dem belohnen thut, So ihn hat wieder aufgefangan. Endlich mein guter Herr muß hangen In einem ganz vergültden Kleid, Es war ihm gleich lieb oder leid. Vom Eisen auch der Galgen war, Und übergültdet ganz und gar, Daß groß Unkosten darauf ging, Bis dieser einst zu prangen hing. Hundert und achtzig Mann zu Ross, Des gemeinen Volks ein großer Troß, Ihm seinen Tag geleistet han, Ein ander spiegel sich daran.

Es hat dieser Galgen gewogen fünf- und zwanzig Zentner und hat gekostet dreitausend oberländische Gulden; daran gehangen ward hochgemeldter Jörg, welcher den Herzog neben anderem zugefügten Schaden, auch um zwei Tonnen Goldes gebracht hat. — Man hat diesen Alchymisten zu Stuttgart lassen verkleiden mit Gold oder dergleichen und nochmals an einen Galgen lassen hängen, er soll besser lernen Gold machen.

Erhöhet den 2. April Anno 1597 zwischen 9 und 10 Uhren.

(Fliegendes Blatt).

Aus Scheibels „Schaltjahr“

## Von der gottseligen Alta

In einer Gruft der Pfarrkirche zu Pürten bei Kraiburg ruhen die Gebeine der sel. Alta, die man früher durch ein jetzt nicht mehr vorhandenes Fenster habe sehen können.

Alta soll eine französische Königstochter gewesen sein. Als sie von schwerer Krankheit befallen und dem Tode nahe war, wurde ihr im Traume eine Kirche in Bayern genannt, zu der sie eine Wallfahrt antreten sollte. In einer mit zwei Eseln bespannten Sänfte trat sie diese Reise an, zu der sie ihr liebstes Buch, das Hl. Evangelium, mitnahm. Unterwegs ereilte sie jedoch der Tod. Vorher hatte Alta noch die Bestimmung getroffen, daß man ihre Leiche auf das Buch lege und dann die beiden Esel den Wagen so lange weiterfahren lassen solle, bis die Tiere von selbst stehen blieben; dort möge man sie begraben.

So zogen die Tiere dahin, bis sie an der kleinen Kapelle zu Pürten stehenblieben und nicht mehr vor- und rückwärts zu bringen waren. In dieser Kapelle wurde Altas Leichnam nach ihrem Wunsch beigelegt.

Ihr liebstes Buch aber, das man bei dem Gotteshaus belieh, soll wunderbare Kräfte ausgeübt und Geistesranke, Besessene und Epileptische geheilt haben, wenn diese, ohne ihren Willen und ohne eine Ahnung von der Wunderkraft, vier Nächte hintereinander abwechselnd auf den Evangelien und deren Gemälde lagen. So heißt es wenigstens in dem Berichte des Kraiburger Pflegers v. J. 1624 an den Kurfürsten Maximilian. Schon drei Jahrzehnte früher hatte der Herzog Wilhelm V. von dem Buche gehört und sich darüber Bericht erstatten lassen: „Wie selbes nach Pürten gekommen, wie lange es dort sei, wie es geschrieben und gebunden und was es mit seiner Heilkräft sei usw.“

Worauf der Prälat von Au erwiderte: „Sie (Alta) sey ain Königin von Frankreich gewesen, wie lang es aber her sey, hatt man kain Wissen davon . . .“

In ihrer Krankheit habe ihr die hl. Maria gesagt: „Ih solle dich zum Gotteshaus gen Pürten verloben . . .“

Von einer „Wallfahrt“ berichtet der Auer Prälat nichts, sondern daß Alta infolge ihrer schweren Krankheit befahl, man solle ihre Leiche auf den Wagen legen, auf dem „Sie zuvor täglich in die Kirchen gefahren ist, ihre zween Esel davor spannen und mit leutten Plaitten (begleiten) und in das Land Bayern führen zu dem Gotteshaus Pürten, wo zuvor ein Klain Capellen gewest“. —

Von dem Wunderbuch selbst heißt es: „Es seyndt die Evangelia der Evangelisten auf Pergament in lateinischer Sprach geschriben, ist eingebunden in Folio in Prettl (Holzdeckel), mit schwarzem Leder oberzogen, mit gelben Spannigen beschlagen, gleichwoll aines Thails verlegt, umb des vielfeltigen Aufleichens und Gebrauch willen, daß es woll nott were, daß mans anderst wieder hett eingebunden, hatt aber Sorg tragen, Es möchte ihm seine Würigung und Krafft dadurch entzogen werden, wirdt also in einem

raußen Kalbfellensack behalten, von dem Pfarrer verwahrt und verschlossen. Was die Schrift belangt, seyndt vornen an 8 bleiber mit rotten Zifferen wie in den Bettbüchern die goldene oder andere Zahl geschriben samt den 4 Evangelisten auf Pergament mit verständigern lateinischer Schrift sambt ainem Index zulezten geschriben.“

Das Wunderbuch in groß Quart, 205 Pergamentblätter enthaltend, ein im 9. Jahrhundert oder spätestens Anfangs des 10. Jahrhunderts geschriebenes Evangelarium —



## Zwei altbayerische Lieder

### Heimattreue

Wannst bleibst der Hoamad treu,  
Schlaft 'd' alltag aufs neu  
Eini herzliab und warm  
In seini Arm'.

### Zwoa Scheib'n siehst am Himmi . . .

Zwoa Scheib'n siehst am Himmi  
In wunderbarer Pracht:  
Am Tag die glanzab' Sunna,  
Am Mon'schei' bei der Nacht.

So oft as staunad o'schaugt  
Die liacht'n Wunderscheib'n,  
Macht sag'n, daß 's Mensch'nwiss'n  
Wird ewig Studwert bleib'n.

Was will'mer denn vom Himmi,  
Wo' Sunna Mond und Stern?  
Wie kloa san do wir Mensch'n!  
Wie groß is d' Macht vom Herrn!

Und kunntast aa hi'glanga  
Bis 'nauf zum Himm'lsrand,  
Du kunntast — nig o'fanga,  
Mit dem, was saht dei' Hand!

So lo't as bloß o'stauna  
In ihrer ewi'n Pracht:  
Am Tag die glanzab' Sunna,  
Am Mon'schei' bei der Nacht!

Hans Bauer, Sonthofen.



mit den Prologen des hl. Hieronymus und am Ende mit „Framagaudus sacerdos“ als Schreiber bezeichnet —, kam nach Aufhebung der Klöster i. J. 1805 in die Hofbibliothek nach München.

\*

## Alte Erziehungsmethoden

Ein vor etwa 300 Jahren lebender Lehrer im Schwäbischen hatte während seiner 52jährigen Amtstätigkeit nachfolgende Strafen erteilt: „911 527 Stockschläge, 124 010 Rutenhiebe, 20 989 Pfötchen und leise Andeutungen mit dem Lineal, 136 715 Streiche auf die Hand, 10 235 Maulschellen, 7905 Ohrfeigen, 1 115 800 sogenannte Kopfnüsse, 22 793 Notabenes mit dem Katechismus und der Grammatik. 777mal hat er Knaben auf Erbsen knien lassen und 613mal auf einem dreieckigen Holze. 5000 Knaben mußten den Esel tragen, 1707 die Rute hochhalten.“

## Von Sitt' und Art

1719 erkrankte der Karmelitenpater Seraphitus in Abensberg an äußerst heftigen Leibschmerzen und wurde schließlich bewusstlos und sprachgelähmt. Ein aufs Haupt gelegtes kleines Scheurer Kreuz gab ihm die Sprache wieder. Schließlich erbrach der Kranke folgende seltsame Sachen: Einen Flintenstein, Schweinsborsten, Lederflecke, Rosenkranzringlein, Lichtdochte und dergleichen. Jedenfalls hatte sie der Pater in seinem Fieberwahn geschluckt.

\*

## Hauslehren

Ein seelsorgerlicher Brauch im Salzburger Bistum sind die Hauslehren. 1790 führte sie ein Erlass allgemein ein. In Gemeinden, wo mehrere Geistliche tätig waren, sollten diese abwechselnd in den einzelnen Häusern bzw. Ortschaften Christenlehre halten. In Pfarreien mit einem Herrn sollten die Leute „rottenweis“ in den Pfarrhof gerufen werden, um dort die Lehre zu hören.

\*

## Sprach-Ecke

### Gespenster.

Daß Gespenster einmal etwas Lockendes sein konnten, will uns heute nicht mehr recht in den Kopf. Und doch ist dem so gewesen. In seiner Herkunft von mhd. spanen (= verlocken) lautet das Wort ursprünglich die gespannt, woraus zunächst die gespenst wurde und endlich das gespenste, unser Gespenst (mit seiner erst der Neuzeit angehörnden Mehrzahl Gespenster). Da spanen locken verlocken heißt, war die Grundbedeutung des Wortes Gespenst natürlich auch Lockung, Verlockung, Verführung, und gespenstec bedeutet verführerisch. Also läget (stellt uns nach) der pös geist, wenn wir unsern vreiz legen auf dieser werlt gespenst und ir üppichait, sagt Konrad von Megenberg noch im 14. Jahrhundert. Daß dieses „Gespenst“ in alter Zeit als besonders vom Teufel ausgehend gedacht wurde, bezeugen vor allem Lamprechts von Regensburg Worte aus dem 13. Jahrhundert:

dieser werlde wolenste (Gunft)  
diu ist des tiuvels gespenste  
und ein reizel (Reizmittel, Lockspeise)  
gegen der helle (nach der Hölle hin).

Da das Lockmittel lediglich den Zweck hatte, zu täuschen, zu betrügen, so nahm auch das Wort Gespenst naturgemäß allmählich den Sinn von Täuschung, Blendwerk, Trugbild und Trug selbst an. Aus der Bedeutung des Blendwerks und Trugbildes, des Unwirklichen, Unkörperlichen, ist dann endlich der zeitlich letzte Begriff des Wortes erwachsen, der unseres Gespenstes als eines geisterhaften Trugbildes, einer Geistererscheinung, mit dem wir nun freilich zumeist nichts „Verlockendes“ mehr verbinden. Nur das „Gespenst“ der Ehre lockt die Menschen noch heute.

S.



# Die Heimat am Inn

Sammelblätter zur Heimatgeschichte und Volkskunde

In zwangloser Folge erscheinende Beilage zum „Wasserburger Anzeiger“

Herausgeber: Friedrich Dempp, Wasserburg. / Verantwortl. Schriftleiter: Wilh. Sill, Bad Reichenhall, Ludwigstraße 14  
(Nachdruck verboten)

## Karwoche und Ostern im Volksbrauch

Am Palmsonntag wird nach dem Gottesdienst ein Pflock vom geweihten Palmbaum in den Erdboden mitten im Hof geschlagen, damit der Fuchs nicht in den Hühnerstall kommt.  
(Niederbayern.)

\*

Wenn die Frösche im Weiher recht schreien, schüttet man Aperwasser (von der Weihe am Kar Samstag) hinein und sie hören gleich auf.

\*

Am Gründonnerstag nach der Übergangsdacht führten einst die Männer ihre Weiber ins Gasthaus des Heimatdorfes, um in Ruhe und Eintracht den Abend des Tages zu verbringen, wo die Männer am Morgen die österlichen Sakramente empfangen hatten. Haberdnde und feindselige Nachbarn begrüßten sich da wieder im Frieden mit dem Zubringen des Kruges. Vielleicht eine dunkle Erinnerung an die altchristlichen Agapen, die Liebesmahle, die auch nach den eucharistischen Feiern stattfanden.

\*

Nach dem Volksglauben gelingt alles besonders gut, was am Gründonnerstag begonnen wird. Im Fichtelgebirg z. B. sät der Bauer die Gerste, die Bäuerin pflanzt ihre Blumen in den Garten. Sogar der Mist, der an diesem Tag auf das Feld kommt, hat besondere Düngkraft. Die am Gründonnerstag gerührte Butter gilt als Heilmittel für Wunden. Wer in der Nacht vorher ein Stück Brot auf die Türschwelle legt und es am Morgen nüchtern ißt, bekommt das ganze Jahr kein Zahnweh. Säuglinge können an diesem Tag ohne besondere Mühe der Brust entwöhnt werden.

\*

Eine besondere Rolle spielen die „Antlakeier“, die am Gründonnerstag gelegt werden. Im Oberfränkischen gehört das erste am Morgen vorgefundene Ei dem Hausherrn, der es ißt, damit er sich während des Jahres keinen Bruch hebt bei der Arbeit. Überhaupt verzehren die Männer diese Eier gern, damit sie nicht von der Kraft kommen. Von den Weiberleuten ist keines ein solches

Ei, sonst würde ihr der Schnurrbart wachsen. Die bekommen die Eier des Karfreitags, die für sie ähnliche Wirkung haben. — Wer schönfarbene Hühner bekommen will, soll die gewünschten Farben auf ein Antlakeier malen und es der Bruthenne unterlegen, das Küchlein hat dann das gewünschte Federkleid.

\*

1783 und 1785 verbot die bayerische Regierung die „Hl. Grabtheater“ an den Kar-



### Das Agnus Dei

Ein Kirchenlied aus dem 16. Jahrhundert

O Lamm Gottes unschuldig  
Am Stamm des Kreuzes geschlachtet,  
Allzeit gesunden hüldig,  
Wie wohl du wurdest verachtet:  
All Sünd hast du getragen,  
Sonst möhte wir verzagen,  
Erbarm dich unser, o Jesu.

Nikol. Decius.



tagen und erlaubte nur ein einfaches, nüchternes Hl. Grab aufzurichten. Zum Glück hatte Volk und Klerus mehr Empfinden für religiöse Volksbräuche und ließ die Hl. Gräber in alter Pracht erstehen.

\*

Am Karfreitag wurden früher vielfach vor Sonnenaufgang Stecken von Eisen- und Eschenbäumen, sowie von der Haselnußstaude geschnitten, auch Wurzeln gegraben. In der ganzen Natur lag ja an diesem Tag viel Kraft und Segen.

\*

Von wundertätiger Wirkung ist das „Karfreitagwasser“. Unbeschrien vor Sonnenaufgang im Bach gewaschen, bekommt man eine reine Haut. Nüchternes Trinken an diesem Tag verhütet das Sodbrennen. Das fließende Wasser nimmt alle Krankheit mit sich fort. — Ähnlich war bei unseren germanischen Ahnen das Osterwasser hochgeschätzt. Noch vor einigen Jahrhunderten

wurden die Brunnen mit Moos und Tannengrün geschmückt, einige Eimer des köstlichen Wassers daraus geschöpft und hinter das Haus geschüttet, damit auch in Trockenheiten nie Wassermangel herrsche.

\*

In manchen Chiemgaukirchen war es Brauch, daß am Kar Samstag die drei Kerzen, die am Triangel während der Feuerweihe stecken, folgendermaßen verteilt wurden: eine bekam der Pfarrherr, die zweite der Kirchenpfleger und die dritte der Mesner.

\*

Bei der Feuerweihe 1804 in München wurde eigens auf polizeilichen Befehl das Feuer gleich nach der Segnung gelöscht, weil sonst die Leute brennende Scheiter durch die Stadt trugen, was den hohen Behörden zu gefährlich erschien.

Das am Kar Samstag früh geweihte Holzschicht besitzt nach dem alten Volksglauben gar wundersame Kräfte. Bei einem Gewitter wird es auf das Herdfeuer gelegt und wehrt so den Blitzschlag ab. Hat einer sich durch Zaubermittel hieb- und stichfest gemacht, braucht man ihn bloß mit dem angebrannten Scheit zu schlagen, sogleich spritzt Blut und der Gefeierte ist seines Schutzes beraubt.

\*

Eine Kirchensammlung des Salzburger Erzbistums verlangt 1456 die Abstellung eines sonderbaren Brauches: Am frühen Morgen des Osters Tages wurde von einem gehenden oder reitenden Priester das Allerheiligste im Pfarrbereich herumgetragen, wobei das Volk „unter viel Geschrei und seltsamen Gesängen ohne Ehrerbietung und Andacht“ mitzog.

Ebenso wurde beanstandet, daß bei drohenden Gewittern, wenn sie auch noch stundenweit weg waren, der Geistliche das Sakrament auf den Friedhof trug, wobei sich kein Mensch um diesen Wettersegen kümmerte.

\*

Zum frohen Zeichen, daß die ernste, lange Fastenzeit vorüber war, hielten die Geist-

lichen in alter Zeit am Nachmittag des Ostersonntages eine lustige, mit harmlosen Witzen gespickte Predigt, bei der natürlich das Volk hellauf lachte in der Kirche, das sog. Ostermärlein oder Ostergelächter. Von Ellmosen bei Nibling, Ettendorf bei Traunstein u. a. ist das urkundlich überliefert. In manchen Filialkirchen ist heut noch am Oftertag eine Nachmittagspredigt, vielfach ein Überbleibsel des alten, ernst gewordenen Ostermärleins.

\*

Wenn man am Oftertag ein geweihtes Ei in ein Ristchen legt und dieses auf den First des Hauses festnagelt, so ist das Haus gegen Blizschlag gesichert.

\*

In Altheim bei Landshut gehen am Ostermontag die Ministranten mit ihren leeren Schulranzen von Haus zu Haus und betteln um Eier als Entgelt für das „Ratschen“ am Karfreitag.

Am Ostermontag geht man im Unterland „ums Korn“. Die ganze Familie zieht rosenkranzbetend aufs Feld, steckt kleine Holzkreuzchen von den am Karfreitag geweihten Scheitern in den Ackerboden, sprengt Osterwasser aus und wirft die Schalen der Ostereier in die Furchen.

D. S.

\*

## Der edelmütige Fasbinder von Moosburg

Von Moriz v. Gähler

In die rückseitige Außenwand der St. Michaelskirche auf dem Gottesacker in Moosburg ist eine kleine Steinplatte eingelassen mit einer Grabchrift, die lautet wie folgt:

„Hier ruht Johann Georg Rotmeier, Bürger und Rüsnermeister in Moosburg, ein allgemein geschätzter Ehrenmann, ein rechtschaffener Ehemann, ein sorgfältiger Vater seiner fünf Kinder, ein vernünftiger Patriot und tugendhafter Christ. Starb den 13. Juli 1806, alt 72 Jahre. Seine Witwe Johanna, eine geborene Schubin, errichtete ihm dieses Denkmal der ehelichen Liebe und Freundschaft.

Seinen Lebenslauf erzählt der „Bayerische Landbote“ 1790, Nr. 30.“

Schon 124 Jahre lang wird diese Inschrift mit Interesse betrachtet, und jeder fremde Besucher des Friedhofes wird auf die merkwürdige Steintafel aufmerksam gemacht. Sie wird mit Verwunderung gelesen ob der ungewohnten Art und Weise, einem Verstorbenen einen Nachruf zu widmen. Jeder Leser dieser Grabchrift hegt daher den Wunsch, zu erfahren, was wohl der Tode erlebt haben mag, aber nach der langen Zeit von 140 Jahren ist eine alte Lokalzeitung schwer zu erreichen. In dem Glauben, daß die Bürgerschaft gerne vernehmen wird, wie ein Landsmann in Moosburg von 1762 bis 1806 gelebt hat, so sei ihr mit genauer Wiedergabe der Worte geweiht, was der Landbote von jenem erzählt:

Der „bayerische Landbote“.

Eine Wochenchrift für alle Stände.

Nr. 30 München, von Sonntag, den 11. bis Mittwoch, 14. April 1790.

### Der edelmütige Fasbinder.

**Ein Mosbürger.** Diese Laube an der Landstraße, alle diese verschiedenen Bäume Arten pflegte und verpflegt dem müden Wandersmann dieser einzige Greis, der da, von seinen Mitbürgern beehrt bey seiner holdseligen Gattin sitzt, auf ihrem Schoße mit seinem Töchterlein spielt und das Magenfest feiert.

**Der Landbot.** Die Herzenseinfalt dieses Bayerns rührt mich in der Seele, erzähle mir seinen Lebenswandel umständlicher, ich will ihn der Nachwelt ins Herz schreiben, damit sie ihn in seinen Kindeskindern ehren und seine Grabstätte segnen.

**Der Mosbürger.** Er heißt Görge Rotmaier, war ein armer Fasbindergefelle, der im Landgerichte Aerting in der Hofmarkt Taufkirchen sein Handwerk meisterhaft erlernte, und, ohne in die Weinländer zu wandern, uns Meisterstücke seiner Kunst liefert. Er trat im Jahre 1762 zu einer betagten armen Wittwe in Moosburg in die Werkstätte, und nährte sich emsig mit seiner Handarbeit. Das alte betrubte Mütterchen erzählte ihm mehrmal mit Wehmut und Sehnsucht, wie zärtlich sie bis in den Tod ihr Gatte liebte und ehrte, und benezte ihre Spindel mit trostlosen Thränen. Diese Rede gewann das gute Herz des Junggesellen Görge; er bath um ihre Hand und heirathete die alte Wittwe im Angesicht der Kirche und aller seiner Mitbürger. Die Tungen und die Mädchen bewunderten dieses ungleiche Eheverlobniß, und die weisen Sibyllen prophezeiten der alten Meisterin Elisabeth tausend Seitensprünge dieses muthvollen lieblichen Jünglings. Görge aber ließ sie prophezeien und seine alte Gehilfinn mit sich schalten und walten, bethen und zanken und beschäftigte sich Tag und Nacht mit seinem mühseligen Handwerke; zog mit der Axt in die fernen Eichenwälder; hieb Fashtauben, schnitt Birkenreise und Reifbänder, stieg manchmal bis an den Hals ins Geröhre um den Seebast und betrieb nicht ohne Neid und Mißgunst seiner Mitmeister sein Gewerbe. Alle Bierbrauer rings um Moosburg bestrebten sich um seine schlichten Fässer; und an den drey berühmten Roßmärkten dieses Städtchens fanden die Hausmütter alle Arten des trefflichsten Schäflergeschieris um billigste Preise vor Rotmaiers Werkstätte zum Verkaufe ausgestellt. Mit diesem Gewinne bezahlte er seines Vorfahrers Schulden, baute sein elendes Haus und verschaffte sich Borrath an Werkholze. Sogar die abgewürdigten Fenerstage verschlenzte er nicht müßig; er sah die prächtige, von jedem Wandersmanne bewunderte lange Lindenallee an der Landstraße nach Landshut von dem Sturmwinde aus ihren Wurzeln gerissen; sah ein andermal seine Mitbürger, um dem Ausbruche des Isarstromes vorzubeugen und ihre Viehweide zu retten, die noch übrigen Linden und Alben abfällen, und dem Unheile der Bürgerschaft einen Damm legen. Da verfiel sein schlächter und betriebsamer Kopf auf einen Einfall, den zugleich sein menschen-

freundlich patriotisches Herz ins Werk stellte, und gab seinem Vaterlande ein Beispiel des Patriotismus, desgleichen die Landesökonomie an unseren gemeinen Bürgern selten eines gewahr wird. Meister Görgen wurden seine Reife und Weidenbänder oft erschwert. Öfters mußte er sie den Förstern theuer bezahlen und von der Ferne herholen. Er trat also zu dem Stadtrath und bath ihn, eine neue Alee anlegen zu dürfen; jedoch mit dem Bedinge, daß er lebenslänglich seine Bäume zu beschneiden und die Reiser zu seinem Gebrauche zu verwenden, das Vorrecht erhielt. Der Bürgerrath willfuhr ihm in seinem Verlangen und der Förster zu Isarede, Benedikt Planer, gab diesem unermüdligen Bäumeplanzer allen Vor-schub.

Von nun an pflanzte Rotmayer ohne einen einzigen Mitgehilfen, ganz allein, mehr als 500 Bäume in zwei Reihen; er vergaß dabei alle Freuden, womit eine junge liebliche Gattin ihren Gatten besellet, vergaß alle Vaterfreuden seiner kinderlosen Liebe; denn seine Pflanzbäume waren seine einzigen Kinder. Görge lebte bey dieser Beschäftigung mit seiner alten Ribbe tadellos in die 26 Jahre, und ehrte und liebte sie, wie seine Mutter. Sie starb im Jahre 1788 steinalt, und er selbst ward ein Greis bey seiner Baumpflege.

Viele Mädchen warben mit reichlicher Mitgift um das verwitwete Herz dieses Biedermannes; er aber wählte sich eine arme, tugendliche und wirtschaftliche Bürgerstochter zur Braut; diese gebar ihm nach neun Monathen dieses körnigte Töchterlein, womit er unter dem Schatten seiner Bäume so treuherzig spielt und sich an Gott und seinem Eheweibe so herzlich erfreut. Man soll niemanden vor seinem Tode preisen; allein dieser Ehrenmann war wirklich 26 Jahre, so lange beobachtete ich ihn schon, sich immer gleich für mich und handelte immer rechtschaffen.“

**Der Landbot.** Das lange und breite bäumelose Isarmoos von Landshut an bis München sollen jene Bäumemishändler mit Steineichen bepflanzen und das Brandmal ihres verdorbenen Herzens mit Eichenblättern bedecken.

Anton Nagel,

der Mosbürger Landschuleninsektor.

\*

### Von Sitt' und Brauch

1589 befahl Bischof Wolf Dietrich für sein Salzburger Gebiet, es solle in allen Kirchen zur Mittagszeit eine Glocke besonders geläutet werden, und jedermann solle sich, wo immer er auch sei, niederknien und um Waffenglück gegen die Türken beten. Wer das nicht tue, dem solle der Gerichtsdiener den Hut abnehmen.

\*

Karl der Große (28. Januar), verbot in einem Erlaß den neubekehrten Sachsen, zu Quellen, Kullbäumen oder heiligen Hainen sich zu verloben oder etwas dort nach heidnischen Sitten zu opfern und zu Ehren der Götter dort zu verzehren. Übertrete ein Ueblicher dieses Verbot, solle er 60 Solidi zahlen zur Buße, ein Freier 30, ein Höriger 15.

# Ein Beitrag zur Entwicklung heimatlicher Familien-Namen

Von Söckler, Hauptlehrer in Mittbach

Im alten Deutschland erhielt das Kind bei seiner Geburt nur einen einzigen Namen, dem eine allgemeine und verständnisvolle Bedeutung innewohnte. So wurde z. B. ein Knabe Bernhard, d. h. stark oder kühn wie ein Bär, ein Mädchen Gertrud = Speerbraut benannt. Die ursprünglichen Namen unterlagen häufig Verkürzungen: aus Hugibert ist Hugo, aus Johann ein Hans geworden. An diese abgekürzten Formen traten wiederum Verkleinerungs-silben: statt Hugo sagte man Hugilo, statt Lenz (Lorenz) Lenzl.

Erst seit dem 12. Jahrhundert bürgerten sich allmählich unsere jetzigen Familiennamen ein, so daß um das 14. Jahrhundert die Schreibung von Vor- und Zuname schon allgemein war.

Woher stammen nun diese zahlreichen in deutschen Landen vorkommenden Familiennamen? Die einen waren ursprünglich Vor- oder Taufnamen (Ruhn von Konrad) oder wurden von Koseformen abgeleitet (Lanzl von Lenzl). Andere entstanden aus Landes- bzw. Volksnamen wie Frank, Welsch. Wieder andere sind auf Grund körperlicher oder geistiger Eigenschaften (Klein, Fromm) oder gar aus Scherz- und Spott (Spitz-) namen gebildet worden. Die häufigsten Familiennamen jedoch rühren von einem Gewerbe her (Maurer) oder finden ihre Ableitung von Ortsnamen (Sager, Wasserburger).

Auf Grund alter Urkunden usw. soll nun nachgewiesen werden, wie sich in der Heimat diese Namensentwicklung vollzogen hat. Auffallend ist, daß diese in der Freisingischen Herrschaft Burgrain — im Vergleich zu anderen Gegenden — eigentlich erst spät ihren Abschluß gefunden. So begegnen uns in einer Steuerübersicht von 1545 noch vielfach nur Taufnamen wie:

Der Wolfgang von Zellershub,  
der Wilhelm ab der Stainspeunt,  
der Hans von Nyß,  
der Michl am Lichtenweg,  
der Oswald von Westach,  
der Stefan von Giesering.

Am häufigsten gebräuchlich sind die Namen Hans (fast ein Drittel sämtlicher Steuerpflichtigen) dann Linhart, Wolf, Georg (Sörg), Christoph, Bartl usw.

Anderer nennen sich nach der Beschäftigung, so der Hans Paur, der Hans Müllner, der Wolf Ziegler, der Ulrich Wagner, Wolf Weber, Christoph Pader, Hans Püntter, Linhart Ristler, Hans Wischer, Wolf Maurer, Hans Karrer, Hans Forster. Der Andre Schwab ist nach seinem Volksstamm, Hans Braun nach seiner Haut- oder Haarfarbe benannt. War der Veicht (Vitus) Stymmer ein Fopper, der Linhart Voglsinger vielleicht ein Imitator? Der Linhart Hupf war vermutlich gebrechlich; dem Christoph Gimpel ist sicher der Spitzname verblieben. Woher mag der Sörg Zuech seinen Namen bekommen haben? Und was mögen Georg

Schweinknödln und der Petter Haumbentkieselheußler\*) verbrochen haben?

Vereinzelt treten auch schon von Ortsnamen entlehnte Familiennamen auf, wie Linhart Kopsöder, Linhart Käpfinger, Thoma Mjdteneder. In der erwähnten Steuerliste finden wir oft Leute mit gleichen Vor- und Zunamen. So führen wohl ein Duzend Untertanen den gleichen Namen Hans Paur, was Anlaß zu allerlei Verwechslungen gegeben haben dürfte. Aus Gründen der Rechtssicherheit erscheint daher in den folgenden Jahren das Hinzusetzen des Wohnortes bei Namen als angebracht. Im „Verzeichnis der kassen, lehen und laibigen leut“ der Herrschaft Burgrain anno 1569 heißt es nun:

Wolf Schroll am Lichtenweg,  
Hanns Keller auf dem Harnisch,  
Wolf Weber auf der Hueb,  
Wolf Pürckl in Gettenbach,  
Hans Gerlmair im Hösstal,  
Hans Reittmair ob Inn,  
Wolf Stadler ob dem Strich,  
Hans Dellel vor dem Holz,  
Christoph Hackher zu Mittbach,  
Michl Ahern zu der Linden,  
Hans Keilhacker zum Lehen.

Die Ableitung des Familiennamens vom Wohnsitz tritt besonders deutlich bei folgenden hervor:

Wilhelm Leupfinger zu Leupping (jetzt Loipfing),  
Wolf Dorn zu Dornschlech (Mittbach),  
Thomas Reittmaier auf der Reitt (Mittbach),  
Linhart Lechner auf dem Lechen,  
Wolf Strasser zu Straß,  
Linhart Dalecker zu Daleckh,  
Bartlme Lohmair zu Loh,  
Linhart Voglsinger zu Voglsing,  
Sörg Müller zu Rugs Müll,  
Sigmund Hunzeder zu Hunzede,  
Linhart Riesinger zu Riesing,  
Hans Riesinger zu Riesing,  
Geörg Niedereber zu Niedereb,  
Geörg Ganseneder zu Gansened,  
Wolf Gollersperger zu Gollersperg,  
Wolf Dazauer zu Dazau (Mittbach).

NB. Das Wörtchen zu (von) wurde bald wieder ausgemerzt und ist heute nur mehr bei adeligen Namen vorangesetzt.

Bei der damaligen Abgeschlossenheit von der Welt und dem zähen Festhalten an der heimatlichen Scholle trugen die Inhaber dieser Höfe jahrhundertlang ihre förmlich nach Heimateerde duftenden Namen. Das Aussterben dieser ehrwürdigen Bauerngeschlechter läßt sich an der Hand von Pfarrbüchern leicht verfolgen. Im Gemeindebezirk Mittbach finde ich nur noch zwei heimische Geschlechter, die seit 1569 auf ihren Höfen sesshaft geblieben sind: Die Familie Hackher in Mittbach, und Keilhacker in Fahr-

bach. Vereinzelt taucht da und dort noch der Name eines alten Geschlechts auf; aber dessen Träger hat weder den Beruf noch den Wohnsitz seiner Ahnen mehr inne.

Die ursprünglichen Familiennamen verankerten sich gleichsam in den sogenannten Hausnamen und konnten sich als solche bis in unsere Zeit hereinretten.

Möchten dieselben nicht bloß aus traditionellen Gründen, sondern auch im Interesse der Heimatkunde erhalten bleiben; denn hier ist der Name allein schon Geschichte.

\*

## Erteilung des Ritterschlages

Die Erteilung des mittelalterlichen Ritterschlages spielte sich folgendermaßen ab: Der Knappe empfing des Tages zuvor die heiligen Sakramente, brachte die Nacht in voller Rüstung an geheiligter Stätte zu. Am Morgen des Festtages nahm er ein Bad und mußte sich dann in ein schönes Bett legen, um anzudeuten, daß der von Sünden gereinigte das Paradies gewinne. Nun wurden ihm weiße und rote Gewänder angelegt sowie schwarze Schuhe. Diese drei Farben sollten ihn erinnern an Reinheit des Wandels, an Blutopfer für Gott und Glauben, an Tod und Grab. Im weißen Kleid am Altar kniend, legte er das Rittergelübde ab, bekam den vollen Waffenschmuck und empfing dann den Ritterschlag. Zuletzt reichte man ihm noch Helm, Schild und Lanze und führte ihm sein Pferd vor, auf das er sich ohne Benützung des Steigbügels in voller Rüstung schwingen mußte, um es vor den Augen der Zuschauer zu tummeln.

\*

## Ein sonderbarer Brauch

Von alters her wallfahrteten die Pfarrkinder von Fürholzen alljährlich mit dem Kreuze nach Mühlendorf in der Pfarrei Hohenkammer, wohin man drei Stunden zu gehen hatte. Diesen Wallfahrtszug nannte man den „Steckenzug“, weil jeder Wallfahrer mit einem Stecken versehen war. Bei der Ankunft in Mühlendorf wurden diese Stecken in eine auf dem dortigen Freitshofe zu diesem Zwecke eigens errichtete Holzhitte geworfen, und ohne Stecken wieder nach Hause gegangen. Woher dieser sonderbare Brauch kam, konnte schon Pfarrer Pämmer, welcher von 1719 bis 1759 die Pfarrei Fürholzen pastorierte, nichts erfahren.

Joseph Scheuerl, Freising.

Quelle: Aus handschriftlichen Notizen von Dr. J. B. Prechtl. Diese befinden sich in der Bibliothek des Historischen Vereins Freising.

\*) Hauberling = roggener Küchl.

# Eine Wallfahrt zum Hl. Blut bei Rosenheim Anno 1534

Von Kaplan Anton Bauer

Alter als die Marienwallfahrten sind die Hl.-Blut-Wallfahrten. Ihre Erforschung liegt noch, wie überhaupt die Wallfahrtsforschung, in den Anfängen, wenn auch P. Komuald Bauerreiß O.S.B.\* in seinem neuen Buch dazu einen höchst dankenswerten Beitrag geliefert hat, der einen wichtigen Ausgangspunkt für kritische Wallfahrtsforschung bietet.

Über die Geschichte der Hl.-Blut-Wallfahrt bei Rosenheim liegt noch Dunkel ausgebreitet. Wie alt ist sie? Was hat sie veranlaßt? Welche Bedeutung hatte einst diese Kirchfahrt? Lauter Fragen, die erst durch eingehende Quellenforschung gelöst werden können und müssen. Gelegentlich meiner Forschungen zur Geschichte der großen Marienwallfahrt Tuntenhausen fand ich in dem Mirakelbüchlein vom Jahre 1534 dieser Wallfahrt einen Mirakelbericht, der auch für Hl. Blut bei Rosenheim, für Alter und Bedeutung dieser Gnadenstätte von Wert sein dürfte. Es handelt sich um eine Gebetszehrung, deren sich ein Mann aus Sigenhofen, Pfarrei Forstinning, Bezirkamt Ebersberg, auf sein nach Tunten-

hausen gemachtes Gelübde hin erfreuen durfte. Der köstliche Originalbericht des Tuntenhausener Mirakelbüchleins von 1534 lautet folgendermaßen:

„Ein Man von Sidenhofen ist zu dem heiligen pluot kirchferten gangen bey Rosenhaim ligend, auf dem weg zu ainem kranken freünd gefordert worden / als er hat wöllen wider haimkeren / ist im ein erschreckliche feürene gestalt erschinen unnter liechtzeit / in ain grossen erschrecken ankomen mit ainer grossen hitz / in die pain hinab geseßen / fünf löcher ausgesprochen / fünf tag nit gen mügen / hat angeruefft mariam zu Tuntenhausen / verlobt ein kirchfart / 2 ambt 3 pfund wax / in der nacht ist im gewesen wie er künze vor dem altar zu Tuntenhausen / ain schönes lobgefäng gehört, ist in vier tagen on all ärzt gefund worden aus hilff marie.“

\* Pie Jesu. Das Schmerzensmannbild und sein Einfluß auf die mittelalterliche Frömmigkeit. München 1931. 130 S., 41 Abb. Verlag E. von Sarnas Nachfolger R. Widmann. Geb. 8.80 RM., brosch. 7.50 RM. Das Buch sei Interessenten dringend empfohlen!

Ein Milchweidling	8 Kr.
Ein Hängschloß mit Schlüssel	36 Kr.
50 Stück Brettnägel	15 Kr.
Eine neue Pflugschar	1 fl. 24 Kr.
Eine Schaffschere Schleifen	1 fl.
Ein Klasten Bichtenholz	1 fl.
Ein Klasten Birkenholz	1 fl. 24 Kr.
Ein Tagwerker Lohn pro Tag	18 Kr.

Auszug aus der Mayrschafts Rechnung des fürstbischöfl. Gutes zu Erching vom Jahr 1664 über damalige Preise.<sup>3)</sup>

Anno 1664.

Ein Fohlen	1 fl. 30 Kr.
Ein Pferd	6 fl.
Ein Ochß gemästet	15 fl.
Eine Mastkuh	14 fl.
Ein Kalb	1 fl. 30 Kr.
Ein Kalbsfell	24 Kr.
Eine Gans	15 Kr.
Ein Pfund Schmalz	10 Kr.
Lohn für einen Knecht Jährlich	18 fl.
Lohn für eine Magd Jährlich	10 fl.
Taglohn für einen Arbeiter	6 Kr.
Ein Schober Stroh	1 fl. 30 Kr.
Eine Heugabel	12 Kr.
Ein neuer Rechen	6 Kr.
Ein Pfund Fleisch	3 Kr.
Ein Falzbrett	7 Kr.
Ein gewöhnliches Brett	4 Kr.

Anmerkungen:

1) Dieses Haushaltungs-Verzeichnis befindet sich im Pfarrarchiv St. Georg, Freising; dasselbe wurde im Jahre 1805 von dem damaligen Pfarrökonom Adalbert Flosman angelegt.

2) fl. = Gulden, Kr. = Kreuzer. 1 Gulden = ungefähr 1.80 M. 1 Kreuzer = 3 Pf.

3) Aus Handschriftlichen Notizen von Dr. J. B. Prechtl.

## Steuern in alter Zeit

Den „Steuern-Moloch“ gab's auch schon früher, wenn schon er zu dem heutigen nur ein Waisenknecht war, und unsere bayerischen Bauern, die man in ganze, halbe und Viertelbauern einteilte, hatten nichts zu lachen. Den Gerichtsvollzieher kannten sie auch als „Zehent-Fiskal“ — „Sykophant“ usw.

Vor etwa 2—300 Jahren gab es jährlich vier Steuern, die man, um sie schmachtlicher zu machen, „Georgi“, „Michaelsteuer“ u. dgl. benannte. Bald kamen andere Abgaben dazu: Hand-, Kopf-, Vermögenssteuer usw. Auf jede Herdstätte kam eine Auflage, A. D. 1782 fünfzig Kreuzer. Dazu kommen noch die „Zehnten“ an Geistliche, Klöster, Stifte, Kavaliere. Sie waren doppelter Art.

„Äckerzehnte“: Weizen, Kartoffeln, Kraut, alles was auf dem Acker wuchs, „Blutzehnte“: Geflügel und die meisten Haustiere. Hatten Landesvater und „Levit“ das Ihrige, dann kam der „Grundherr“ und verlangte Stift (Geld) und Dienst. Letzterer traf nur die Bauern in Naturalien. Das Lästigste waren die „Scharwerke“ oder Frondienste, zu denen sich noch die Gemeindearbeiten zugesellten. Man braucht also unsere Vorfahren als „Steuerzahler“ nicht beneiden. E.

## Der Wert des Geldes einst und jetzt!

Nach einem Haushaltbuch von 1805.

Von Joseph Scheuerl, Freising.

Die zunehmende Teuerung sämtlicher Lebensmittel in den letzten Jahren ist trotz des jetzigen Preisabbaues noch eine ständige Klage aller Hausfrauen, und mancher Seufzer gibt jener goldenen Zeit, in welcher der Genuß einer Gans, Ente oder eines Hasen noch nicht ein besonders zu überlegender Luxus hieß. Die Zeiten ändern sich und somit auch der Wert des Geldes, allerdings mit ihnen auch die Einkommensverhältnisse. Auszug aus dem Haushaltungsverzeichnis der Pfarrei Kirchdorf an der Amper vom Jahr 1805.<sup>1)</sup>

Anno 1805.

Eine Gans	56 Kreuzer <sup>2)</sup>
Eine Ente	24 Kr.
Ein Hendl	12 Kr.
Eine Wildente	27 Kr.
Ein Hase	45 Kr.
Ein Kalb (6 Wochen alt)	4 fl. 15 Kr.
Ein Pfund Kalbsfleisch	7 Kr.
Ein Pfund Schafffleisch	9 Kr.
Ein Pfund Wildbret	13 Kr.
Ein Pfund Geräucherter Fisch	30 Kr.
Ein Pfund Karpfen	18 Kr.
Ein Pfund Weiß Fisch	6 Kr.
Ein Wild Froschschenkel	9 Kr.
Eine Maß braunes Bier	4 Kr.
Eine Flasche Wein	48 Kr.
Eine Maß Meßwein Osterreichischer	32 Kr.

Eine Maß Weineffig	20 Kr.
Eine Maß gewöhnlichen Essig	4½ Kr.
Ein Pfund Käse = Emmentaler	24 Kr.
Ein Eierstaben	12 Kr.
Ein Nürnberger Kuchen	38 Kr.
Ein Pfund Wein Trauben	12 Kr.
Ein Pfund gedörte Zwetschgen	10 Kr.
¼ Pfund Pfeffer	16 Kr.
Ein Pfund Baumöl	40 Kr.
Ein Meßen Wein Samen	4 fl.
Ein Schäffel Samhaber	8 fl.
Ein Birtl = 25 Pfd. Weizenmehl	2 fl. 58 Kr.
Ein Pfund Seife	24 Kr.
Ein Pfund Kerzen	26 Kr.
Ein neuer Filzhut	2 fl. 3 Kr.
Eine Leinerne Hofe	1 fl. 12 Kr.
Ein Paar Sommerstrümpfe	1 fl. 24 Kr.
Ein Paar Winterstrümpfe	1 fl. 32 Kr.
Ein Paar Sommerhandschuhe	54 Kr.
Ein Paar Winterhandschuhe	56 Kr.
Eine Elle feinste Leinwand	30 Kr.
Ein Hemd machen	10 Kr.
Ein seidenes Halstuch	2 fl. 45 Kr.
Ein Paar neue Schuhe	1 fl. 56 Kr.
Ein Paar neue falten Stiefel	6 fl. 30 Kr.
Ein Paar Schuhe doppeln	32 Kr.
Eine Schuhbürste mit Roßhaarborsten	15 Kr.
Eine Schachtel Schuhschmiere	20 Kr.
Ein Briefporto	10 Kr.
Ein Bogen Sieglpapier	2½ Kr.
Eine Eierfarbe für Ostereier	6 Kr.
Die Augsburger Ptg. auf ¼ Jahr	1 fl. 30 Kr.
Das Haarschneiden kostete	12 Kr.
Ein neuer Weiden Korb	28 Kr.
Ein Rehrbesen aus Birkenreisig	1½ Kr.
Ein neuer Heu-Rechen	9 Kr.

# Schloß Oberhausen bei Reichenhall

Eine heimatkundliche Studie von Oberlehrer L. Auer, München

„Bitte, wo liegt Schloß Oberhausen?“

Mit dieser Frage wandte ich mich bei meiner Durchreise durch Bad Reichenhall vertrauensvoll an einige Ortsansässige.

„Ein Schloß Oberhausen in der Nähe der Stadt? Das gibt's hier nicht.“

„Vielleicht eine Ruine Oberhausen?“

„Ist uns ebenfalls ganz unbekannt.“

„Auch der Name Oberhausen überhaupt?“

„Ist uns fremd, vielleicht weiß jemand anderer hier Bescheid.“

Dieser zuletzt wohlgemeinten Weisung und meinem eigenen Wissensdrang folgend, wandte ich mich sodann an „ältere Semester“. Und richtig: da endlich erhielt ich die gewünschte Auskunft, ja in dankenswerter Weise sogar eine kleine Wegskizze zum „Schloß“.

An der Hand dieses Ortsführers und in Gedanken an die bedauerliche Tatsache, wie in manchen Volkskreisen nach verhältnismäßig kurzer Zeit Erinnerungsblätter aus der eigenen Heimat- und Ortsgeschichte verlorengehen, trat ich meinen Marsch mit dem Entschlusse an, nach meiner Heimkehr zu versuchen, mit Beziehung einiger in den Staatsarchiven aufgefundener Dokumente hier in der Heimatpresse in einem Aufsatz über das so unscheinbare Oberhausen Sinn und Interesse für Heimatkunde in manchen Kreisen zu wecken oder zu festigen. Vorerst aber

## a) Über den gegenwärtigen Zustand des ehemaligen Schloßes Oberhausen.

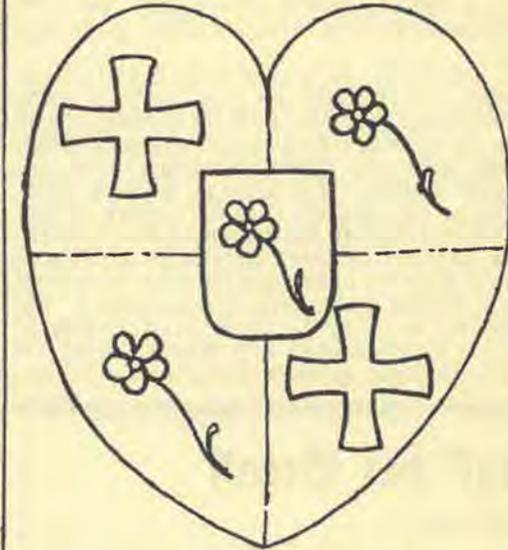
Es liegt auf der Gmainer Höhe an der Berchtesgadener Straße und ist heute weder Schloß noch Adelsitz, daher auch unbeachtet und „unbekannt“. Unscheinbar, jedoch in den beträchtlichen Ausmaßen an bessere Zeiten und an ihre frühere Zweckbestimmung erinnernd, stehen die meist zweistöckigen Gebäulichkeiten, ein langer Haupt- oder Mitteltrakt mit zwei anschließenden Flügelbauten, vor uns.

Ein Aufgang zum langgestreckten Mittelbau führt vom Hof aus mittels einer gedeckten Außentreppe durch eine ebenfalls geschlossene, altertümliche Veranda, die sich immerhin ganz malerisch an die sonst einförmig kahle Außenwand schmiegt. — In der rechten Hofecke vermittelt ein einfacher, rundturmähnlicher Anbau den Zutritt zu dem einen Seitenflügel, dessen Räumlichkeiten ehemals vermutlich nur als Vorrats-, als Magazinräume dienten. Die sehr primitiven Holzdecken der hier zu Wohnungen notdürftig umgestalteten, früher unheizbaren Räume sowie ein ehemaliger Warenaufzug unter dem hohen Giebel dieses Flügelbaues lassen obige Annahme wohl berechtigt erscheinen.

Gingegen enthält der linke Seitenflügel schöne, hohe Zimmer mit prächtiger Aussicht. Hier ist auch noch ein sehenswerter Kachelofen aus der Zeit des Adelsbesitzes erhalten. Unter diesen Wohnungen befinden

sich verschiedene, ursprünglich als Stallungen benützte Parterreräume, winterlich vielleicht sehr willkommen als Vorwärmer der Fußböden des 1. Stockwerkes in dem damals einsam stehenden, den rauhen Stürmen schutzlos preisgegebenen Schloße. Architektonisch völlig schmucklos, nur an der Straßenseite steigt ein einfacher Erkerbau bis zum oberen Stockwerk hinauf.

Unauffällig an verwahrloster Mauer erblickt man noch das einzige aus alter Zeit stammende Andenken an einen ehemaligen Besitzer (Besitzerin?). Gut, daß es dem Blick des Wanderers entzogen, sonst hätte längst ein unberufener „Sammler“ einige Groschen



Wappen am Schloß Oberhausen

damit zu verdienen versucht. Es ist ein Steinwappen auf herzförmigem Schild (scuta cordis formam habentia, Trier 1714), eine nicht oft anzutreffende Form. Sie „wird von einigen Deutschen Damen, die Liebe gegen ihre Gemahnen anzuzeigen, wie auch zuweilen von Jungfrauen, geführt“ (Trier). Sollte das städtische Museum kein Interesse an diesem kleinen Altertum haben? —

## b) Ehemalige Schloßbesitzer.

Während jetzt das „Schloß“ Oberhausen unter verschiedene werktätige Familien aufgeteilt ist, die in Zeiten der großen Wohnungsnot hier glücklicherweise Eigenheime käuflich erwerben und nach Gutdünken sich darinnen häuslich zurechtichten konnten, waren früher natürlich meist Herren „von und zu“ Inassen oder Besitzer des Schloßes.

Ursprünglich ein Adelsitz des Erzstiftes Salzburg, kann Oberhausen auf eine mehr als 500jährige Vergangenheit zurückblicken. Über Bauzeit (es bestand schon i. J. 1400), Bauherrn und die ersten Bewohner des Schloßes sind wohl keine genauen Nachweise mehr zu finden. Erst nach bereits zirka 200jährigem Bestehen Oberhausens ist (nicht in handschriftlichen Archivalien, sondern in noch viel verlässigerer Steinmetzarbeit) Aus-

kunft über einen Besitzer des Schloßes zu erhalten, nämlich: Ein trotz hohen Alters im früheren Schmuck noch wohlhaltener, ansehnlicher „Untersberger“ unter dem Kirchturm Großmains meldet: „Andre Han zu Oberhausen, gestorben am 25. Nov. 1612.“ Darunter ein flott gemeißelter Hahn im Familienwappen. —

Und nun von dieser auf rotem Marmor verewigten Inschrift des hübschen (eines anderen Plätzchens würdigen) Grabsteins zu den handschriftlich auf vergilbtem Papier noch erhaltenen archivalischen Berichten und Urkunden.

Ein „Brief“ aus dem 16. Jahrhundert unterrichtet uns über Lage und Besitzstand Oberhausens, zu dem auch drei im Umkreis liegende kleine Güter gehörten, wie folgt: „Bei diesem Schloß, im Pfliegericht Reichenhall entlegen (gelegen), befindet sich kein Dorf, sondern die 3 Gütten liegen zerstreut umher.“ Bemerkenswert ist hier, daß sogar noch i. J. 1840 Oberhausen als Weiler mit immer noch 4 Häusern und 39 Einwohnern genannt wird (Eisenmann-John).

Weiter ist dem Staatsarchiv die Namensangabe eines Schloßbesizers zu entnehmen: „Titl. Herr v. Fabian Zehenter i. Jhr. 1647.“ Ob die vorhergegangenen 35 Jahre etwa ein junger Hahn den Besitz seines verstorbenen Vaters innehatte, ist aus den mir vorliegenden Akten nicht zu ersehen, denn diese stammen ja überhaupt erst aus der Zeit des „großen“ Kurfürsten.

Da ist nun zu lesen: „Fabian Zehentner hatte dem Hochlöblichsten Churhauf bei dem Salzweesen erspriessliche Dienste gelaisst“ und durfte deswegen an den Kurfürsten das Ansuchen „um Befreyung des Schloßes Oberhausen samt dene 3 Gütten“ stellen. Er erhielt diese gnädigste Vergünstigung auch. Aber „wegen der damaligen Kriegsunruhen ist Inn hirüber keine gnaden Berschreibung erthaillet worden“. Erst laut einer „Concession“ vom 12. Okt. 1671 ist dem Fabian Zehentner „auf seiner inngehabten Behausung zu Oberhausen u. den dazu gehörigen 3 Gütten für ihn, seine Erben u. Nachkommen die Nidergerichtsbarkeit gnedigst verliehen u. das gedachte Oberhausen zu einem Sitz u. Süßl erhoben worden“.

Im Jahre 1656, nicht 1671, wie es irrtümlich in einem Bericht vom Jahre 1802 lautet, erkaufte Frz. Feyertag, erzbischöfl. salzburg. Geheimer Rat, das dem Salzburger Gericht Plain „stüßtbare Oberhausen samt den 3 dazugehörigen Gütten, deren eines das Habichgütl heißet (ist ganz freyen), das andre das Reichengütl (ein Törringisches Lehen) u. das dritte das Allengütl (dem Kloster S. Zeno stüßtbare).“

Frz. Feyertag wußte aber diesen seinen größtenteils lehenhaften Besitz bald in ein völlig unabhängig freies Eigentum umzuwandeln. So hatte er im Jahre 1667 „Oberhausen selbst von allen Stüßts- u. Grund-

herrschafts-Anlagen ganz abgelebigt“ und im Jahre 1674 konnte er auch obige 2 Gütl lebens- und abgabefrei machen, abgesehen von der „Rittersteuer“ (s. u.).

Im Jahre 1671 wurde dem Schloßbesitzer Feuertag, die schon dem Fabian Zehentner im Jahre 1647 ausgesprochene Befreiung, worüber aber wegen der „damals gewesten Kriegsunruhen keine gnaden Verschreibung erthailt worden, aniezo bestätigt u. confirmiert.“ Dieser Befreiungsbrief enthält u. a. folgende Bestimmungen: ... Oberhausen samt denen 3 Gütlen alldorthen, so demahlen Franz Feuertag inne hat u. genüßt, wird zu einem Siz u. Sidl bergestalten erhoben, daß besagten Zehentners Erben u. den nachkommend Inhaber auf obangezogener Behausung u. denen gütlen, gleich ander Siz u. Sedln in unserm Land zu Bayern, die zuegelassene Fretheit u. Nidergerichtsbarkeit haben u. gebrauchen sollen, u. mögen, doch ausgenommen der Scharwerch, deren sich der ieszige u. allkünfliche Inhaber dieses Haus und dreien gütlen in keinerley weiß anzumassen haben, wie unß dan auch (auf der ordentlichen Landstraßen so gegen Berchtoltsgebden oder von dannenhern auf Reichenhall gehet, dan zugleich auch so weith, u. so vill, des Reichenhallischen Salzärztes, u. Wasserlaith halb, die Zehentnerische Güter, Gründ u. Wöden vor diesen, u. izezo Beriehrht sehn: u. künftig noch Beriehrht werden mechten) die ungeperrte Hand, alle obrig-

keit u. Jurisdiction, in allweg vorbehalten u. ewiglich bleiben solte. Hingegen die ieszige u. allkünfliche Inhaber u. den Erben schuldig u. verbunden sein sollen, Buß auf all Begebenem Fahl mit einem gerüstten Pferd, wie andre dergleichen gehorsam u. gewertig zu sehn, auch sonst alle gebühr wie andre Siz u. Sedl neben Abstattung der schuldigen Rittersteuer ze tragen... So geben u. geschehen in unser Haupt u. Residenzstadt München<sup>1</sup>.

gez. Ferdin. Maria, Churfürst.“

Weiter wird in späteren Urkunden gemeldet, daß auf Fabian Zehentner die Herrn von Reßl, sodann die von Zöpf, weiter die Grafen v. Armansberg zu Loheim, ferner die Grafen v. Berchem auf Piesing folgten. Im Jahre 1790 kam aber Oberhausen mittels Kauf an „Titl Herrn Joseph Ignaz des hl. röm. Reichsgrafen von und zu alten Franking,

<sup>1</sup> Interessant ist auch, mit welcher vielheitigem Befehl der Kurfürst die dem „gefreyten Siz Oberhausen“ verliehenen Rechte sicherte: „Schaffen u. gebietten allen u. ieden unsern Landhofmeistern, Hofrathspräsidenten, vicedomen, Haupt Leutten, Rentmeistern, Pflegern, Richtern u. amt Leutten, dan all andern nachgesetzten Obrigkeiten hiemit gnedigt u. zuuerlebig, daß Ihr gedachten Zehentners Erben u. Nachkommen bei mehrbesagter Behausung u. 3 Gütlen wider diese Begnadigung u. Befreyung des Siz u. Sedls keine Hinderung oder eintrag zuefügen noch solches jemand andern zu thun gestatten sollet.“

Herrn auf Hagenau, Hueb, Stern, Neundling, Schweidertzreuth u. Oberhausen, dann ober- u. Unterfrankin, Churpfalz-bayerischer Kämmerer, des St. Georgi Ordens Ritter u. österr. Landstand zu Linz.“ So lautet eine „Anzaig des Fränking'schen Amtsverwalters über den abgewechselten Besitzstand des gefreyten Sizes Oberhausen im Landgericht Reichenhall, verfaßt am 8. April 1802“.

Einer weiteren vom 25. Sept. 1802 datierten Anzeige zufolge wurde der Siz Oberhausen an den „Herrn Frz. Kav. des hl. röm. Reiches Freyherrn v. Lerchenfeld amerland u. Unterpremberg auf Sießbach, churfürstl. Kämmerer, wirkl. Hof- u. Hofammerrath, dann der Landschaft in Bayern Verordneter, Rentamts München durch Kauf wirklich überlassen u. abgetreten.“

Eine letzte Erwähnung Oberhausens in Akten des Staatsarchivs erfolgte unterm 19. Februar 1812. Hier wird als Besitzer des Schlosses der „Kgl. quieszierte Rosenheimer Landrichter v. Wehstein“ genannt. Er bietet dem „Kgl. bair. Gen. Kreis-Komissariat“ das Schloß zur Pfarrerrwohnung an, da in Großgmain eben zu dieser Zeit über die Erbauung eines eigenen Pfarrhauses beraten wurde. Der Landrichter will das Schloß, das mit 2000 fl. in der Feuer-Affekurranz steht, um 1500 fl. verkaufen. Es scheint aber schon damals ziemlich verwahrloßt gewesen zu sein, denn er glaubt bezüglich seines „3stöckigen Schlosses“ folgenden Vorschlag machen zu müssen: „Das eine Stockwerk ist groß genug zur Aufnahme der Pfarrerrwohnung. Die andren zwei könnnten abgebrochen und mit den Steinen das stehen bleibende Gebäude ausgebaut, die übrigbleibenden Steine verkauft werden.“

Das Landgericht begutachtete aber den Ankauf nicht,

1. „weil die Wege bei schlechtem Wetter und zur Nachtzeit beschwerlich, im Winter wegen gar so vieler großer Schneewaden und Gähwinden gefährlich sind;

2. weil Wehstein den ungleich schöneren und besseren Teil des Schlosses schon an jemand andern verkauft hat. Der Hof wäre dadurch gemeinschaftlich und zu vielen Widerwärtigkeiten der Grund gelegt;

3. der in Betracht kommende Trakt des Schlosses ist in einem unbewohnbaren Zustand und würde 3500 fl. Reparaturkosten erfordern“.

Aber trotz dieser schon 1812 konstatierten Abbruchreife der „zwei unbewohnbaren Stockwerke“ ist heute noch der ganze Bau erhalten und wird hoffentlich auch die nächste Zukunft überdauern, denn jeder derzeitige „Schloßbewohner“ hat als verbuchter, nunmehriger Eigentümer einer „Behausung“ ja selbst das größte Interesse an deren Pflege und Erhaltung und wird auch sein Besizrecht entsprechend zu verhandeln und zu verteidigen wissen.

„Wir wollen auch, daß einem jegeleichen purger sein heim seine veste sei.“

(Haimburger Stadtrecht, 1244.)

## Das „Galgenhölzl“ bei Straß

Von A. Dollacker

Hinter der Ortschaft Straß, links der Bezirksstraße von Wasserburg nach Schnaitsee, kurz nach ihrer Abzweigung von der Staatsstraße nach Salzburg liegt das Wäldchen „Galgenhölzl“.

Aber die Herkunft dieses Flurnamens zerbrach ich mir lange den Kopf, weil das ursprünglich zuständige Gericht Kling und auch das Nachbargericht Wasserburg, zu dem die Gegend um das genannte Wäldchen später kam, ihren Siz viel zu weit von diesem hatten, als daß es als ehemalige Richtstätte in Betracht kommen könnte.

Da klärte mich 1907 der alte Kaufmann Hauner vom Schnaitsee, den ich deswegen befragt hatte, dahin auf, daß nach einer alten Überlieferung im Galgenhölzl bei Straß, d. h. an der dortigen Straßengabel der — von Wasserburg aus gerechnet — erste Viertelsgalgen des Gerichtes Kling stand und bezeichnete mir auch die Stellen an der Schnaitseer Straße, an denen die übrigen drei Viertelsgalgen gewesen sein sollen.

Von dieser Einrichtung war mir bis dahin nichts bekannt; ich habe sie aber inzwischen auch in anderen Gegenden angetroffen und attemmäßig bestätigt gefunden, so daß die Haunersche Angabe zweifelsohne richtig war.

Was war nun aber ein Viertelsgalgen? In der guten alten Zeit wurden schwere

Verbrechen, besonders Hoch- und Landesverrat, dadurch bestraft, daß der Henker den verurteilten Verbrecher zuerst köpfte, dann seinen Körper in vier Stücke zerhieb, und schließlich diese als „Rabenspeise“ zur Abschreckung der Untertanen an verschiedenen Stellen, meist hart an der Landstraße, ausstellte. Zum Aufhängen, oder richtiger gesagt, zum Aufstecken der einzelnen Viertel des Hingerichteten diente je ein dauernd aufgerichteter Pfahl mit eiserner Spitze darauf und mit einem Rad um diese, was man Viertelsgalgen oder Galgensäule nannte, und davon haben manche anstoßenden Grundstücke ihren Namen erhalten.

## Lose Blätter

Von R. B.

Dem Gangler ist ein Spiel auf dem Rathaus zu halten bewilligt und soll sich bescheidenlich verhalten, auch über 1 Kr. nit begehren. (Wasserburger Ratsprotokoll 29. Dezember 1618.)

\*

Als den Herrn Kapuzinern auf ihr Bitten eine alte Schiffsketten zur Bausteuer geschenkt worden, solche aber zum Stein- und Kugelheben im Innstrom auf Bericht des Mautners wieder begehrt und behalten worden, ist ihnen, weil sie 12 Centner wiegt, bezahlt worden 120 fl. (Kammerbuch Wasserburg 1625 pag. 64 v. Stadtschankung.)

# Eine interessante Urkunde aus dem Jahre 1211

Nachstehende Urkunde (abgedruckt in: Monumenta Boica, Band I Seite 280), über Staudham, Gemeindebezirk Attel, beweist, daß schon in altersgrauer Vorzeit hier eine ganz ansehnliche Siedlung bestand und daß nach anderer Überlieferung Handel und Verkehr die damaligen Straßen und Saumwege belebte. Sogar ein anscheinend strittiges Vogteirecht ist erwähnt in Verbindung mit dem „Fischweiher“ des Gutshofes. Gemeint ist wohl der See in Staudham, in genannter Urkunde als „Staudheim“ benannt.

Es folgt nun der Originaltext einer Schenkungsurkunde, worin vor 10 Zeugen bekundet, bzw. bestätigt ist, daß das Gut Staudheim von einem „Mann mit großem Namen“ Siegfried, genannt Wolfvel, an das Kloster Attel geschenkt wurde; den Vorsitz bei dem Akte führte Konrad von Gottes Gnaden Graf zu Wasserburg:

Universa negotia, quae starecupiunt in statusolido literarum fiunt a testimonio firmiora. Nosigitur Chunradus dei gratia Comes de Wasserburg notitiae cunctorum declaramus, quod quidem homo magni nominis, videlicet Sigifridus diotus Wolfvel pro remedio animae suae carorumque suorum in presentia nostra fideliumque nostrorum, quorum nomina sunt subarata, tradidit Ecclesiae sanctae Mariae perpetuae virginis & sancti Michaelis in Atila curiam Staudheim nuncupatam, sine advocacionis ambiguitate, cum piscinula huic attinente; tali subaudita conditione, quod hanc tota ipsius posteritas ad sustentationem fratrum Ecclesiae memoratiae, pietatis intuitu, ab incursu malignantium studeat defendere Hujus relictus sunt Ortolfus de Layming, Dominus Siboto de Schonsteten, Dominus Hainricus de Griesteten, Dominus Gotfridus de Chazpach, Domius Hainricus de Holzenhausen, Dominus Hainricus de Gutteling, & alii quam plures de familia Ecclesiae, scilicet Gephardus Hereticus, Rudigerus claviger, Hainricus Holauge, Siboto dictus Zinke. Acta sunt hec anno Verbi incarnati M.C.C.XI. Ulricho Abate de Sewn feliciter regimen sepe dicte Ecclesiae exerzente Cujus rogatibus propter titubationem tam modernorum quam futurorum, stabilitatipetue hanc cartam conscribi, & sigilli nostri impressione jussimus muniri, & in testimonium veritatis prefatos testes adnotaris.

Datum sub die quarto Kalendas Februii.

Zu deutsch: Alle Geschäfte, von denen man wünscht, daß sie einen guten, schriftlichen Bestand haben, werden fester durch Zeugen. Daher verkünden Wir Konrad von Gottes Gnaden Graf zu Wasserburg zur Kenntniß aller, daß ein gewisser Mann von

großem Namen, nämlich Sigfried, genannt Wolfvel, zu seinem und seiner Lieben Seelenheil in unserer und unserer Getreuen Gegenwart, deren Namen unten genannt, übergeben hat der Kirche der hl. Maria, der ewigen Jungfrau und des hl. Michael in Attel das Gut Staudheim genannt ohne das strittige Vogteirecht mit dem dazugehörigen Fischweiher; unter solcher Bedingung, daß seine ganze Nachkommenschaft bestrebt sei, dieses aus frommem Sinn zum Unterhalt der Brüder der genannten Kirche Gegebene gegen den Angriff Ubelgesinnter zu verteidigen. Dieses Geschäftes Zeugen sind: Ortolf von Layming, Herr Siboto von Schonstett, Herr Gotfried von Kapbach, Herr Hainrich von Griesstätt, Herr Hainrich von Holzhausen, Herr Hainrich von Gutteling und mehrere andere von den Leuten der Kirche, nämlich Gebhard Hereticus, Rudiger Schlüsselträger, Heinrich Holauge, Siboto genannt Zinke. Geschehen ist das im Jahre der Fleischwerdung des Wortes 1211, als Ulrich Abt von Seon glücklich die Herrschaft über die oft genannte Kirche führte. Auf dessen Bitten habe ich wegen der Unsicherheit sowohl der jetzt als in Zukunft Lebenden zur ständigen Sicherstellung diesen Brief niederschreiben und durch den Beidruck Unseres Siegels festigen und zum Zeugniß der Wahrheit die vorgenannten Zeugen aufführen lassen. — Gegeben am 4ten Tage des Februar.

Man ersieht aus obiger Urkunde, daß einer von der damaligen Aristokratie, (allgemein gesprochen), also ein Landgut zu verschenken hatte. Zunächst fällt dem Unbefangenen der tiefe Gottesglaube auf, der diesen edlen Stifter zu solchem Vermächtnis veranlaßte. Ja, sogar Sicherungen gegen etwaige, feindliche Raub- oder Sabotageabsichten sind sinnreich in dieses Legat eingebaut. Das anscheinend nicht ganz gefestigte Vogteirecht ist in diesem Zusammenhang zu flüchtig erwähnt, um Schlüsse daraus ziehen zu können. Den mit „Fischweiher“ bezeichneten See zu „Staudheim“, wie es damals hieß, bekamen jedoch in späteren Zeitläuften doch noch die Klosterbrüder von Attel in Besitz; wurde dieses beliebte Fischwasser nach sicherer, mündlicher Überlieferung im Laufe des 18. Jahrhunderts doch um den Betrag von 500 Gulden zurückgekauft. — In den alten Grundstücksakten finden sich Flurnamen wie: Saumerweg, Saumerweg, Mühlweg, welche bestätigen, daß zu der Zeit, als Wasserburg eine Metropole für Salz, Wein und Getreide vorstellte, hier lebhafter Verkehr herrschte. Saumpferd, Saumer, (Saumer-Hd, Saumer-Buchsee) sind die gediegenen Zeugen; — „Saumer“ kommt von: Saumpferde führen an Flüssen, (Schiffszüge), oder auf den Heeresstraßen mit Fuhrwerken, die mehrfach vorgespannt hatten. Eine solche wichtige Straße führte

um die Mitte des vorigen Jahrhunderts durch Reitmehring, jedoch nicht an Stelle der heutigen Staatsstraße, sondern quer durch das Dorf beim Kienzlbauern und Weberanwesen vorbei.

Doch kehren wir nach dieser Abschweifung zurück nach Staudham. Lange Jahre nach jener Schenkung bleibt „Staudheim“ als Eigenbesitz unerwähnt. Später erscheinen zwei Generationen „Siebl“, welche das Gut jahrzehntelang im Besitz hatten.

Im Jahre 1891 erwarb es Herr D. Seiden schwarz, ein Brauereibesetzerssohn von Schloß Burgrain, welcher das fast im Zentrum seiner ausgedehnten Grundstücke und Waldungen, (Jagdrecht), gelegene, schöne Landgut heute noch musterhaft führt. Auch diese 40 Jahre sind nicht spurlos vorübergegangen. Im Jahre 1903 brannte der Gutshof fast vollständig nieder. Nur rastlose Arbeit und wackeres Streben des Besitzers und seiner Getreuen vermochten den Wiederaufbau; denn der Boden ist hier nicht allzu freigebig, und die Waldstücke waren gelichtet. Ein weiterer Schicksalsschlag blieb der Familie Seiden schwarz nicht erspart: Der einzige, hoffnungsvolle Sohn starb den Heldentod im Jahre 1917 in Rumänien. Heute ist Staudham mit seinem Bad und einer von Frau und Töchtern vorzüglich betriebenen Tafelwirtschaft ein beliebtes Ziel für Ausflügler und Sommerfrischler.

M. E.

\*

## Die „Teufelsbrücke“ bei Schambach

Bezirksamt Wasserburg.

Die Flur am rechten Ufer des Inns nördlich von Schambach heißt im Volksmund „Teufelsbrücke“, obwohl dort oder in der Nähe keine Brücke ist und war.

Dieser sonderbare Name kommt, wie mir 1913 ein damals schon bejahrter Bauer der dortigen Gegend sagte, davon her, daß früher, als er noch jung war, auf der fraglichen Strecke im Hinnsal des Inns eine Reihe von gewaltigen Steinblöcken, ähnlich den Pfeilern einer Brücke, lag und bei hohem Wasserstand unsichtbar und so der Schifffahrt gefährlich wurde, weshalb man sie inzwischen behufs Verwendung zu Flußbauten entfernte.

Solche einst vom Innjüngler hergetragene Hindernisse gab es früher im Inn auch an anderen Stellen, und es erscheint mir deshalb die Namensklärung dieses Bauern sehr glaubhaft.

A. Dollacker.

## Eine Bierordnung aus dem Jahre 1493

Von Josef Scheuerl, Freising

In der Sammlung der ältesten bayerischen Landgebote im Haupt- und Staatsarchiv zu München ist auch nachstehende Bierordnung vorhanden.

1) Wir Georg von Gottes Gnaden Herzog in Niederbayern ec. entbieten unserm Pfleger zu Wasserburg unsern Gruß zuvor, lieber Getreuer. Wiewohl wir im vergangenen Jahre ein gebot haben ergehen lassen, die Landshuter Maß Bier um einen Pfennig zu schenken, so haben wir doch aus Rücksicht auf die Menschen welche solches trinken, nach Rath unserer Räte und etlicher unserer Landleute eine neue Ordnung vorgenommen, daß es bis auf weiteres mit dem Biere gehalten werde wie folgt:

Nämlich daß in allen unsern Städten und Märkten, auch bei den Klöstern, Schlössern, Hofmärkten, wo Bier gebraut oder solches anders woher eingeführt wird, im Winter und Sommer das Bier durch die Bierbrauer per Maß nicht höher als das Viertel um 2 Pfennig, die Landshuter Maß um 3 Heller und der Kopf (Seidel) um einen Pfennig gegeben werden soll.

Die Brüer sollen auch nichts zum Biersieden gebrauchen, als Malz, Hopfen und Wasser, auch sollen weder die Brüer noch Wirthe etwas anderes in das Bier thun bei Vermeidung der Strafe an Leib und Gut.

Es sollen auch die Wirthe ihre Biere nicht aufthun und ausschütten bevor das Faß durch die Saßmeister gekostet und die Mäfferei geprüft ist. Entspricht das Bier dem Geldwerthe nicht, so sollen die Saßmeister das Viertel, Maß oder Kopf (Seidel) um so viel heruntersetzen, als es schlechter ist. — — —

Es sollen in einer jeden Stadt oder Markt zwei vom Rathe und ein Bierbräu zu Saßmeistern und Bierkiesern erwählt werden. Diese und ein jeder Bräu und Wirth sollen unserm Pfleger oder Richter und dem Rathe einen Eid zu Gott und den Heiligen schwören, daß sie dem, wie voranstehet, getreulich nachkommen, darin keine Untreue begehen, keine Schmieralien annehmen, noch Günst und Freundschaft berücksichtigen wollen, bei Vermeidung einer Strafe an Leib und Gut.

Wird ein Bräu oder Wirth strafbar befunden, so soll er gestraft werden nach dem Ergebniß der gerichtlichen Verhandlung. Geschieht die Bestrafung an des Schuldigen Gut, so soll den Saßmeistern zu Ende des Jahres ein bestimmter Antheil verabfolgt werden. Wenn in einer Stadt oder in einem Markte geringere Biere geschenkt, so sollen Kammerer und Rath verordnen, daß eine Landshuter Maß nicht höher als um einen Pfennig verkauft werde; auch soll ein solches Bier zuvor durch die Saßmeister gekostet und geprüft werden.

1) Aus handschriftlichen Notizen von Dr. J. B. Prechtl.

Weder unsern Amtleuten, noch jemand andern soll vergönnet und gestattet sein Bier zu schenken, sondern nur den Ehebasernen. Jeder Prälat oder Edelmann, der Bier braut, soll wachsam sein und von den Brau-ern den vorgeschriebenen Eid abnehmen, damit es überall gehalten werd. nach dieser Ordnung, und zwar bei Vermeidung unserer Ungnade und gebührender Strafe.

Wenn Bier von auswärtigen Städten in unser Land, oder von den Brau-ern unsrer Landes in die Geitasernen geführt wird, so soll der Wirth, welcher solches Bier ausschütet, von der ortsüblichen Maß einen Heller zu Gewinn haben, und mehr nicht. Welcher Wirth das Bier höher ausschütet, der soll von den Amtleuten der Hofm. gestraft und ihm Uebertheuerung nicht gestattet werden. Geschähe solches aber dennoch, so soll ein solcher Hofmarkwirth durch unsern Pfleger oder Richter da, wo er in unserm Landgerichte betreten wird, zur Haft genommen und von ihm bestraft werden.

Solches alles sollst du Pfleger öffentlich verrufen und in einer jeden Hofmark verkünden lassen bei der Pflicht, womit du uns verbunden bist. Wenn du aber lässig sein oder jemanden darin verschonen wolltest, wollen wir dich darum ungestraft nicht lassen; darnach wisse dich zu richten!

Datum Landshut unter unserm Sekret am Samstag sankt Julianatag (16. Februar) anno 1493.

## Bayer. Zeitschriftenschau

**Zeitschrift für bayer. Landesgeschichte.** Verlag der Kommission München, Ludwigstr. 231 (Jahrgang 16 RM.). — Die von der Kommission für bayer. Landesgeschichte herausgegebene Zeitschrift wächst sich immer mehr als ein ganz bedeutsames Quellenwerk nicht nur zur Erforschung der Landesgeschichte selbst, sondern auch zur Erkundung der Ortsgeschichte aus. So enthält das 3. Heft des III. Jahrgangs 1930, der hiermit seinen Abschluß findet, einen kritischen Versuch der Darstellung der Bevölkerungsentwicklung des altbayerischen Landgerichts Dachau im Laufe früherer Jahrhunderte von J. Scheidl, der uns bereits die Dachauer Chronik schenkte. Der Aufsatz ist vorbildlich und wirkt anregend auf andere Bezirke. — Paul Ruf gibt eine neue Deutung des Holzschmittstegels des Augsburger Pfarrers Molitoris. — In die Neuzeit greift die ausführliche Biographie des langjährigen Oberbürgermeisters von Nürnberg Joh. Gg. v. Schuch. — Aus den kleineren Beiträgen sei auf die bayer. Postzeitungsliste von 1848 verwiesen. Wertvolle kritische Buchbesprechungen, Berichte und Mitteilungen aus den Geschichtsvereinen und Geschichtsmuseen Bayerns beschließen den dritten Band, der allen Skeptikern zum Trost bewies, daß die Zeitschrift nicht nur ein Bedürfnis war, sondern auch lebensfähig ist, insbesondere auch hinsichtlich der Bereitstellung des Materials.

**Dech-Harland.** Aus der Monatschrift des Heimatverbandes Huosigau (Verlag Heimatverband Huosigau, Weilheim, Bezugspreis im Jahr 3 RM.). Im Januarheft bespricht L. Faubel das Kloster Wessobrunn als eine alte Kulturstätte in Bayern: Prälatenstod, Theatertrakt und Fürstentum stehen heute nur mehr. — Im Anschluß an den neuen Lösungsversuch von Prälat Dr. Hindringer im Bayer. Heimat-schau 1930 nimmt der Herausgeber Benefiziat Gebhart Stellung zum bekannten Dreikönigszeichen, das von der Kirche nicht eingeführt, son-

dern vorgefunden worden sein soll als heidnisches Licht- und Jahreszeichen. B. Seipel macht auf die Kapelle in Bierdorf bei Diessen aufmerksam, als einer der ganz seltenen Erscheinungen des spätgotischen Stils vom Jahre 1607. — Das Februarheft bringt eine ausführliche Geschichte Murnaus in seinen Brandunglücken vom Schriftleiter. — Aus dem Märzheft ist der Aufsatz über die Diessener Kirchentrippe von J. Stenger erwähnenswert: F. X. Schmädl schuf für sie Figuren und J. B. Straub, leider erfahren wir nicht, in welchem Jahr die Künstler hier am Werke waren. Pfarrer Henkel gibt den Anfang einer Ortsgeschichte von Wengen bei Diessen.

**Liturgische Zeitschrift.** Hergsg. v. Joh. Pinst, Verlag Friedrich Pustet, Regensburg. Jahrg. 6 RM. Einzelh. 60 Pf. — Im 5. Heft untersucht Agape Riesgen, O.S.B., die Beziehungen von Liturgie und Gewand und geht den Spuren der Kafel im profanen Leben der Antike nach. — Zur liturgischen Predigt in der Fastenzeit gibt P. Dr. Jähringer im Gegensatz zu den üblichen Fastenpredigten wertvolle Anregungen aus der Deutung der Evangelien im Geiste der Liturgie. Weitere Aufsätze beschäftigen sich mit dem Breviergebet vor dem Sanktissimum, der Technisierung des Gottesdienstes und der Teilnahme des Volkes an der liturgischen Feier der Fastenzeit, wie sie mit Erfolg in der Münchner Paulskirche eingeführt wurde. (Im übrigen auch bereits von Pfr. Fiedler in St. Silvester in München vor 6 Jahren.)

**Gelbe Seite.** Historische und politische Zeitschrift für das katholische Deutschland. Hrg. v. Prof. Dr. Buchner (Würzburg) (Preis des Heftes 1 RM.) München VIII. Breglingstr. 4. — Aus dem Inhalt: Moderne Tanzbewegung und Katholizismus von Dr. Paul Graf v. Westerholt. Die Wandlungen der römischen Frage in den letzten 60 Jahren von Dr. P. Bruno Wilhem, O.S.B. Zur Frage der Arbeitsdienstpflicht von Frhr. v. Stözingen. Das alte Jagdschloß in Neuhausen von Natalie v. Nikitin.

**60 Jahre Tiroler Grenzboten** (Kufstein Ed. Lippolt). Preis 6.50 Schilling. Die Zeitschrift des Tiroler Grenzboten zeichnet sich gegenüber anderen Erscheinungen bei ähnlichen Anlässen ganz bedeutungsvoll aus. Sie hat sich zu einer kleinen Chronik Kufsteins und Nordtirols ausgewachsen und wird allen Freunden Tirols wie der Volkstunde willkommen sein. Sie bietet zunächst die erste vollständige Chronik Kufsteins mit Einschluß der neuesten Zeit mit seinem vielverzweigten Wirtschafts- und Kulturleben und greift dann hinaus in die nähere und weitere Umgebung. Der allgemeine und der dem Zeitungs-Jubiläum gewidmete Teil umfaßt 21 Aufsätze. An der Spitze finden wir das Bild des Gründers des Zeitungsverlages, Ed. Lippolt den Älteren und die Geschichte seiner Gründung. Nach Redaktionsluß mußte noch das Gedenblatt mit der Nachricht von seinem Hinscheiden am Ende des Wertes eingefügt werden. Der heimatkundliche Teil enthält 18 Aufsätze und Übersichtstafeln von den Professoren Dr. M. Schloffer und Rud. Sinwel, J. Tremmel, Dr. Matth. Mayer, Franz Tafatscher, Dr. Christian Bader, Dr. Schadelbauer, Dr. Hans Bruner, Dr. E. v. Lentner, Dr. Walder usw. Aus Kufstein und den Nachbarorten berichten noch eine Menge buntgemischter Artikel. Wir erwähnen: „Kufstein und die deutsche Schutzvereinsbewegung“, „Kufsteiner Projekte“, „Eine alte Dorf-ordnung“, „Tiroler Freiheitskämpfer“, „Untersländer Volkstheater“, „Geschichtliches von Wörgl, Ritzbühel usw. Ferner die Industrien im Bezirke Kufstein. Eingestreut sind zehn Gedichte und vier Kompositionen mit Noten. Besondere Sorgfalt wurde auf die bildliche Ausstattung der Zeitschrift gelegt.



# Die Heimat am Inn

Sammelblätter zur Heimatgeschichte und Volkstunde

In zwangloser Folge erscheinende Beilage zum „Wasserburger Anzeiger“

Herausgeber: Friedrich Dempp, Wasserburg. / Verantwortl. Schriftleiter: Wilh. Jils, Bad Reichenhall, Ludwigstraße 14  
(Nachdruck verboten)

## Im Mai

### Zum hl. Kreuztag am 5. Mai.

Im Jahre 326 ließ Kaiser Konstantins Mutter, die Kaiserin Helene, auf dem Leidenberge Golgatha mehrfache Nachgrabungen anstellen, bei denen man, jedoch erst nach geraumer Zeit und sehr mühseligen Arbeiten, die Grabeshöhle fand, in der einst des Heilands Leichnam ruhte. Etwas entfernt davon lagen drei Kreuze und an anderer Stelle die Tafel mit der von Pilatus bestimmten Aufschrift: I. N. R. J.

Von den drei Kreuzen sollte dann das festgestellt werden, an dem Jesu Leib gehangen, allein das war ungemein schwierig. Da machte der greise Jerusalemer Bischof Makarius den Vorschlag, alle drei einer todkranken Frau aufzulegen. Und siehe da: beim dritten fühlte die Frau Kraft in ihren Gliedern und war geheilt. Nun brachte man die Kreuzesreliquie in kostbarer Fassung zur Aufbewahrung und zugänglicher Verehrung in die Grabeskirche zu Jerusalem.

Bei der Eroberung der Stadt durch die Perser unter ihrem König Chosroüs II. im Jahre 616 wurde das Kleinod als Beute mitgenommen, kam aber zwölf Jahre später, von Kaiser Heraclius wieder erobert, an seinen Ort zurück, wo es von der Kanzel herab dem jubelnden Volke gezeigt wurde.

Zur Erinnerung an dieses hochwichtige Ereignis feiert man in der katholischen Kirche am 3. Mai das Fest der Kreuzeserfindung (Kreuzesauffindung) und am 14. September das der Kreuzeserhöhung.

In der Zeit zwischen beiden wird in den Kirchen der „Wetterregen“ gegeben. Dabei läutet die „Wetterglocke“, der Geistliche betet: „Vor Blitz, Hagel und Ungewitter“ und die Gläubigen antworten: „Verschone uns, o Herr!“

Zum Schlusse betet der Pfarrer: „Der Segen des allmächtigen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes komme herab über euch und die Früchte der Erde und verbleibe allzeit!“

1606 war das dreijährige Bublein eines Hofbeamten aus Freising todkrank und bereits aufgegeben. Da machte der Vater ein Verlöbniß zum heiligen Kreuz von Schehern und träufelte aus dem kleinen Becher, der unten an den metallischen Nachbildungen der berühmten Reliquie angebracht, ein paar Tropfen Wasser in den Mund des Kindes, und siehe, der Bub genas wieder und wurde später — Benediktinerpater in Schehern.

Oft wird aus alter Zeit berichtet, daß die kleinen silbernen oder messingenen Nachbildungen des Scheher Kreuzes sich bei heftigen Gewittern halbkreisförmig gebogen haben. Das Volk erkannte darin die abwehrende Schutzkraft dieser weltberühmten Reliquie.

Bei den sogenannten Benediktuskreuzen ist unten am Ende des Längsbalkens ein becherartiger Stiel angebracht. Der dient nicht etwa zum Aufstecken des Kreuzes, sondern Kranke, besonders Kinder mit Fraisen, tranken aus diesem Becherlein zu ihrer Heilung Wasser.

Weil St. Helena das heilige Kreuz aufgefunden hat, wurde sie früher auch als Helferin bei verlorenen Gegenständen angerufen. So zum Beispiel in der Helenenkapelle in der Nähe des Gasthofes Kröpfl bei Unger.

Hochberühmt war das große Kreuzifix am Eingang des alten Nikolai-Kirchleins in München-Schwabing. Hier soll nämlich die Sagenform des „Ewigen Juden“ auf seiner ruhelosen Wanderschaft, die ihn auch nach München führte, gefastet haben. Westertier nennt sogar den Tag, den 22. Juli 1721. Der Jude habe auch verschiedenen Leuten erzählt, daß bei allen Juden, die von solchen Isracliten abstammen, die Christus Backenstreiche gegeben haben, die rechte Hand doppelt so groß sei als die linke.

Aventin berichtet, es sei ganz fester Volksglaube, wer das berühmte Scheher Kreuz bei der öffentlichen Vorzeigung nicht sehe, der habe entweder eine schwere Sünde auf sich oder er müsse im selben Jahr sterben.

### Der Maibaum.

Unser heutiger Maibaum geht eigentlich auf den folgenden Brauch zurück: Wenn im Dorf der Winter endgültig erledigt war, machte man eine Strohpuppe, behing sie mit alten Fegen und trug sie prozessionsartig auf einer Stange aus dem Dorf auf die Flur hinaus. Dort versenkte man sie in einem Weiher oder verbrannte sie. Dann zog man zurück, diesmal aber trug man einen jungen Tannenbaum mit, der dann im Dorf als „Maibaum“ aufgestellt wurde. Damit erweist sich die Sitte des Maibaumsegens als der Rest des alten Baumkultes, der Verehrung der jungen Wachstumskraft in der Natur.

Eine Rechnung des Chorberrnstiftes Berchtesgaden vom Jahre 1644 nennt als Ausgabe: den Soldaten wegen aufgestecktem Maibaum 1 fl. 30 Kreuzer gegeben.

Eine besondere Art des Maibaumes waren die jungen Bäumchen, die von den Burschen am 1. Mai vor das Kammerfenster der Angebeteten gesetzt wurden als stiller Glückwunsch des erhofften grünenden Ehelebens. Stand ein Mädel nicht in gutem Ruf, hing man ihr vor das Fenster eine wüste lebensgroße Puppe mit Strohhöpfen als Sinnbild des Verbrauchten und Verblühten.

Untreuen Ehemännern steckte man in der Oberpfalz noch vor 50 Jahren einen deutlichen „Maibaum“ vors Haus, nämlich einen dünnen Birkenbaum an die Hundshütte. Unsaubere Liebesleute wurden dadurch gebrandmarkt, daß man Sägspäne von dem Haus des einen zu dem der anderen streute.

## Der Honighandel Kuprecht Surauers\*)

Von † R. Brunhuber

In einem Schreiben vom 5. Januar 1605 berichtet der Rat der Stadt an den Herzog, daß der Bürger und Lebzelter Kuprecht Surauer in Wasserburg überaus große Mengen von Honig seit vielen Jahren aus Krain zum Wiederkauf ins Land einführe, worüber nicht nur von den Handelsleuten, sondern auch von den Metziedern und Lebzelttern Beschwerde geführt werde. Den Handelsleuten werde das Brot vom Maule abgeschnitten, die Lebzelter aber müßten, wie man so sage, der Raß das Schmer abkaufen, da es bei Surauer stünde, wieviel und ob er einem andern Honig verkaufen wolle. Auch die Lebzelter in München hätten sich schon schriftlich über Surauer beklagt. Surauer habe, wie es scheine, mehr Privilegien als ein im Lande ansässiger Adeligler, sintemalen keinem Edelmann der Handel im Lande gestattet sei. Der Magistrat habe nun Surauer erklärt, wann er ein Handelsmann sein wolle, müsse er von seinem Handwerk absteigen, oder aber als Lebzelter dürfe er nicht mehr Honig führen, als er zum Verarbeiten im Geschäft brauche. Dagegen nun verteidigt sich Surauer in mehreren Schreiben an den Herzog und Rat der Stadt, in denen er unter anderem darauf hinweist, daß er seit vielen Jahren schon aus Krain Honig, wenn auch nicht in solchen Mengen, wie berichtet, nach Bayern hereingebracht habe. Die Maut, Zölle, Wage, dann die Handwerksleute, als Kübler, Schmiede, Wagner, und andere würden dadurch nur gefördert. Sein Handel sei niemand im Lande ein Schaden, sondern für die Stadt nur rühmlich und dem Kammergute Sr. Durchlaucht zum Nutzen. Die Handelsleute Wasserburgs hätten übrigens, da sie „von Gott mit ehrlichem Vermögen begabt“ seien, gar kein Verlangen, ein Handwerk zu lernen und den Honighandel, der nicht zu den vornehmsten vier, als Getreide, Wein-, Eisen- und Tuchhandel gehöre, schon vor etlichen Jahren aufgegeben und seither nicht mehr getrieben. Die Lebzelter in Wasserburg hätten noch nie von der Raß das Schmer abkaufen müssen und die Lebzelter in München im Jahre 1594 sich bloß wegen des Metzfasses beschwert, den sie zu erhöhen begehrt. Über diese Verhandlungen zwischen den Magistraten zu München und Wasserburg liege bei der Kammerkanzlei ein Akt. Aber seitdem und besonders wegen des Honigkaufs sei nichts geschehen.

Was den Vorwurf betreffe, daß er mehr Privilegien habe als ein Adeligler, so übergehe er ihn, da sich deswegen noch niemand beklagt habe. Er habe jetzt in die 20 Jahre

den Honighandel ganz unperturbiert geführt und derselbe sei jederzeit recht gewesen. Übrigens seien dann die Lebzelter zu München ebensowenig zum Honighandel berechtigt wie er. Vor 3 oder 4 Jahren sei solchen Honigkaufs halber ein Meister aus München mit ihm nach Kärnten gereist. Zu Freising, Braunau, Detting, Rosenheim, Schongau und ander Orten gebe es Lebzelter, die nicht allein ihr Handwerk, sondern daneben, an jedem Ort verschieden, mit Getreide, Wein, Eisen, Tuch, Seidenwaren, Fastenspeisen, Krämerei und anderem ihre Hantierung, ja noch dazu gar offene Wirtschaft hätten. Er habe den Honighandel nun so lange mit großer Gefahr, Wagnis und Sorg geführt und nicht geringe Verluste dabei erlitten. Vor 10 Jahren seien ihm auf der Salzach bei Laufen über 54 Zentner Honig bei den großen Wassergüssen verdorben und zeronnen und in Villach habe er in die 600 fl. verlieren müssen. Er hoffe auf einen gnädigen Bescheid. Ein herzoglicher Erlaß vom 10. Februar 1605 wies nun Surauer ab und bestimmte, daß es beim Magistratsbeschlusse zu verbleiben habe.

Kuprecht Surauer wandte sich nochmals an den Herzog. Einleitend bemerkt er in seinem Bittgesuch, es sei ihm am Honighandel äußerst viel gelegen und so müsse er seine Durchlaucht nochmals „mit gebührender Reverenz anlaufen“. Der Honighandel sei seinem Handwerk nicht entgegen, sondern gehöre dazu, wie bei den Lederern das rohe Leder, bei den Kürschnern das rohe Fell, bei den Hutmachern die Wolle. Honighandel würde von den Lebzelttern zu Rosenheim, Otting, Braunau, Schongau, auch zu Freising und anderwärts getrieben. Dieser Honighandel gereiche dem gemeinen Wohle, zuvorderst dem durchlaucht. Kammergut durch Maut, Zoll u. a. zum Vorteile.

In Wasserburg sei es jedem Handwerksmann erlaubt, daß er aus Österreich Wein heraufbringe und wiederum unter dem Reifen verkaufe, also nach Belieben damit handle. Dieser Weinhandel sei nicht nur einer aus den vier freiten, sondern stehe auch noch dazu mit dem Handwerk in gar keiner Beziehung. Wann die Handelsleute in Wasserburg, denen doch auch „als teils nobilibus“ das Handeln verboten sein sollte, mit Honig handeln würden und bloß von ihnen und nur in Bayern gekauft werden dürfte, würde der Preis ganz in ihrer Hand stehen und er und seinesgleichen beengt und bedrängt werden.

Besonders heftige Angriffe richteten auf Surauer die Lebzelter Simon Hindermeier und Anton Schmidt in Wasserburg. In einer Beschwerdeschrift (1605) an den Magistrat sagen sie, Surauer habe in Steyr und Salzburg sehr viel Honig gekauft und denselben andern Meistern, auch in die Grafschaft Haag und andere Orte den Störern verkauft. Surauer verteuere den Honig im ganzen Lande. So habe man dieses Jahr den Zentner Honig in Salzburg um 30. Kr. teurer bezahlen und nehmen müssen, weil der Honig, infolge der großen Einkäufe

Surauers, nur mehr wenig gewesen sei. Wenn Surauer sehe, daß der Preis des Honigs in die Höhe gehe, so kaufe er alsbald alles zusammen und später verkaufe er den Honig mit Vorteil. Solcher Honigverkauf solle abgeschafft werden, damit sie „als junge Haushaber nit gar samt Weib u. Kind zum Tor hinaus und in das bittere Elend getrieben würden“.

Dieser Streit zog sich bis zum Jahr 1608 hin und wurde schließlich zugunsten Surauers entschieden. In dem herzoglichen Erlaß an den Magistrat heißt es, der Magistrat solle mehr darauf sehen, daß die Gewerbe gefördert, nicht, wie es scheine, gehindert würden. „Als wollen wir jetzt uneracht Cures und der Lebzelter unnötigen Einstreuens den Surauer bei dem hergebrachten Honigkauf und Wiederverkauf desselben gelassen und Euch geschafft haben, ihm diesmal ferner unangelangt zu lassen. An dem beschiebt unser Heißen. Datum München, den 22. Martii 1608.“

Quelle: Akt der Lebzelter. Kom. Archiv Wasserburg, Kasten F, Fach 4.

\*

## Bücherschau

Tagebuch des Stadt- und Landgerichtsprokurats Anton Thaler in Wasserburg am Inn (1800—1809). Mit einem Vorwort, Einleitungen und Anmerkungen versehen und herausgegeben von R. Brunhuber. (Heimatbücherverlag Friedrich Demps, Wasserburg am Inn, 1930.) 72 Seiten und vier Bildtafeln. Preis RM. 2.—.

Durch Zufall fiel dem langjährigen (im Januar dieses Jahres verstorbenen) Wasserburger Stadtarchivar Prof. R. Brunhuber das Kriegstagebuch des Wasserburger Stadt- und Landgerichtsprokurats Johann Anton Thaler, eines gebürtigen Rosenheimers, in die Hände; auf Brunhubers Anregung wurden die Aufzeichnungen Thalers dem Stadtarchiv Wasserburg überlassen. Im Jahre 1918 übergab Brunhuber den ersten Teil der Öffentlichkeit; in späteren Jahren folgten der zweite und dritte Teil des Tagebuches. Der um die Heimatgeschichtsforschung verdiente Verlag hat nunmehr in drei einzelnen Teilen, in ein Heft gebunden, neu herausgegeben. Das zur Besprechung übersandte und hier angezeigte Buch enthält Aufzeichnungen Thalers über die schicksale Wasserburgs in der Zeit der napoleonischen Kriege. Der erste Teil berichtet über den zweiten Koalitionskrieg (1800/01), der zweite über den dritten Koalitionskrieg (1806) und der letzte Teil über den Krieg Österreichs gegen Napoleon im Jahre 1809. Diese zeitgenössischen Mitteilungen Thalers sind besonders für Wasserburg, wie Brunhuber im Vorwort darlegt, insofern von großem Wert, als die Ratsprotokolle und Kammerrechnungen der Stadt wenig Aufschlüsse über die Kriegsergebnisse in Wasserburg geben. Bei dem Zusammenhang der kriegerischen Verwicklungen ist es klar, daß die Aufzeichnungen Thalers weit über Wasserburg hinausgreifen; es wird das Tagebuch daher auch im übrigen Lande am Inn von Thalers Heimatstadt Rosenheim bis hinab nach Mühlendorf Interesse finden. Sind die meisten Angaben, z. B. was Einquartierungen oder kleine Truppenzusammenstöße anlangt, natürlich nur von orts- und familiengehörigem Wert, so finden sich doch auch manche Aufzeichnungen, die darüber hinaus von allgemein wirtschaftsgeschichtlicher Bedeutung sind. Die Einleitungen des Herausgebers zu den drei Teilen führen in knappen Zügen in die geschichtlichen Zusammenhänge ein.

Karl Bourier.

\*) Kuprecht Surauer, Bürger, des Rates u. Lebzelter zu Wasserburg, wurde 1558 zu Wasserburg geboren und starb ebenda 1631. Er erhielt dd. München 1605 2. August einen Wappenbrief vom Kaiserlichen Pfalzgrafen Johann Gaikkircher zu Neuhausen und Rematen. Das Original dieses Wappenbriefs befindet sich im Stadtarchiv Wasserburg a. Inn (Schaufasten).

# Edling

Von Ludwig Gernhardt, München

Das alte Kirchdorf Edling bei Wasserburg taucht um 960 mit Adolt von Etlungun zum ersten Male in Urkunden auf. Demnach ist die „ing“-Siedlung Edling schon vor etwa tausend Jahren kein unbekannter Ort mehr gewesen.

Adolt gehörte jenem bekannten Geschlechte der Herren von Edling an, das in den Klosterurkunden von Reichersberg, Baumburg, Weyarn, Rott, Attel und Chiemsee öfters erwähnt wird. Man hat einige der Sprößlinge der Herren von Edling nach dem Weiler Edling bei Prutting verlegen wollen, doch scheinen die Urkunden mit großer Wahrscheinlichkeit für den Sitz Edling bei Wasserburg zu sprechen. So soll Gebehard von Ettligen, der um 1160 in den Urkunden von Chiemsee auftaucht, in Edling bei Prutting sesshaft gewesen sein. Aus dem Grundbuche des Siboto Grafen von Falkenstein und aus den Urkunden von Rott am Inn dürfte aber hervorgehen, daß Gebehard seinen Sitz in Edling bei Wasserburg hatte. Die Urkunden von Rott sprechen um 1190 von Gebehard von Etligen und seinem Sohne Heinrich und das Grundbuch des Falkensteiners führt um 1180 unter den Zeugen Gebehard von Etligen neben Konrad von Eifelsing und Sigboto von Griesstätt auf.

Um 1160 hören wir von Gebehard und seinem Bruder Rudolf von Etligen oder Etligen. Im Grundbuche des Grafen von Falkenstein erscheinen um 1180 Rudolf und Gebehard von Etligen, mit denen auch Ekkehard von Feichten, Sigboto und Friedrich von Griesstätt und der Ort Hohenowe oder Altenhohenau genannt werden.

Friedrich von Etligen erscheint 1145 unter Erzbischof Konrad von Salzburg als Zeuge, als der Hallgraf Engelbert von Wasserburg das Kloster Attel wiederherstellte und es mit fünf Kirchen, acht Höfen und dreißig Hufen ausstattete.

Perholt von Edlingen vermachte dem Stifte Baumburg, als er auf dem Sterbette lag, zwei Hörige, die der Priester Aswin 1130 dem Kloster überreichte. In den Urkunden von Baumburg stoßen wir um 1140 auch auf Altmann von Edlingen; um 1150 tauchen in den Urkunden von Reichersberg Gotfrid von Etligen und in den Urkunden von Benediktbeuern Sigifrid von Ettligen auf.

Heinrich von Etligen begegnet uns um 1140 in den Urkunden von Chiemsee. Im Jahre 1230 war Heinrich von Etligen als Zeuge anwesend, als Graf Konrad von Wasserburg dem Erzstifte Salzburg zur Entschädigung den Hof zu Hilgen in der Pfarrei Pfaffing übergab. Heinrich kommt 1233 nochmals vor und scheint um diese Zeit aus dem Leben geschieden zu sein. Das Bruderschaftsbuch von Seon nennt unter den Mitgliedern den Herrn Heinrich von Edlingen.

In den Urkunden von Salzburg werden am 6. Dezember 1268 Siboto, Rudolf und Konrad von Etligen aufgeführt. Nach den Schriftstücken aus dem Kloster Altenhohenau hat Sibot Etlinger am 6. Dezember 1295 dem Kloster zwei Schwaigen, die man Wärtelstein hieß, für 42 Mark zum Kaufe angeboten. Da seine beiden Brüder dagegen Einspruch erhoben, zahlte ihm das Kloster den Kaufschilling nicht aus. Für den Kaufabschluß stellte Sibot zwei Bürgen, nämlich die beiden Knechte Konrad und Ulrich von Etligen, auf. Auf Sibot von Etligen stoßen wir auch in einem Kaufbriefe vom 2. Februar 1295, in einem Briefe des Klosters Attel vom Jahre 1319 und in einem Pfriindestiftungsbrief des Klosters Altenhohenau vom Jahre 1320, wo er Seibot von Etligen genannt wird.

Ulrich von Etligen kommt 1296 in den Urkunden von Attel vor und die Gebrüder Peter, Thomas und Konrad von Edling erscheinen von 1393 an. Peter, Thomas und Conrad, die Etlinger, erstanden am 24. Juli 1393 von Wolfgang von Nschau die Mannschaft von drei Gütern in Etligen. Herzog Stephan bestätigte diesen Kauf. Wolfgang von Nschau war der Lehnsherr der Mannschaft.

Peter Etlinger ließ 1400 Hainzel Hilprant von Etligen und Friedel Chören von Etligen ins Gefängnis legen, weil sie gegen die Vorschriften des Lehnsrechtes Güter empfangen hatten. Bei ihrer Entlassung am 12. April 1400 gaben sie die Lehnbriefe, die sie sich unbefugterweise von Herzog Stephan über die Lehn zu Etligen hatten ausfertigen lassen, dem Peter von Etligen. Der Bürger Hans der Frusdorffer von Wasserburg vermittelte die Ausöhnung mit Peter Etlinger, und die beiden verpflichteten sich, für ihre Akung im Gefängnis 32 Gulden entrichten zu wollen.

Nach den Gerichtsurkunden von Kling kaufte Peter der Etlinger am 11. November 1400 von Heinrich dem Dorfspeck ein Gut in Etligen. Sein Bruder Chunrad wird 1362 unter den Deutschordensrittern erwähnt.

Elisabeth von Etligen überließ durch letztwillige Verfügung dem Heiliggeistspital von München einen Hof, den das Spital 1286 um sechs Pfund Pfennig ans Kloster Dietramszell veräußerte. Mit welchem der Herren von Edling Elisabeth vermählt war, geht aus dem Kaufbrief nicht hervor.

Konrad Graf von Wasserburg besaß im 13. Jahrhundert in Etligen einen Hof, den er am 15. Februar 1234 der Abtei Attel übergab. Auch das Kloster Ebersberg war in Etligen durch Wohltäter zu Gütern gekommen; Abt Konrad ordnete daher 1236 an, für diese Guttäter einen Jahrtag zu halten.

Die bayerischen Herzöge erhielten um 1280 von zwei Höfen in Etligen die dritte

Garbe. Die Güter waren damals um sechzig Pfund Pfennig an S. von Traunberg verpfändet, der behauptete, sie als Lehn innezuhaben. An den herzoglichen Kästen flossen vom ersten Hof jährlich fünf Schaff Weizen, sechs Schaff Hafer, ein Schwein im Werte von drei Schilling, drei Gänse, neun Hühner und hundert Eier und vom zweiten Hofe drei Schaff Weizen, vier Schaff Hafer, ein Schwein im Werte von fünfzig Pfennig, zwei Gänse, sechs Hühner und fünfzig Eier.

Auch das Kloster Rott am Inn besaß in Etligen ein Lehn, das es am 8. September 1329 an Abt Friedrich und Prior Ulrich von Attel schenkte, damit man auf dem Sankt-Jobs-Altar in Attel eine Jahresmesse halte.

In Etligen scheinen im 14. Jahrhundert Beamte gesessen zu sein, denn in einem Briefe des Klosters Altenhohenau hören wir 1350 von Ekel, dem amptman von Etligen.

Das Kloster Attel dehnte seinen Besitz in unserm Dorfe aus, indem es am 9. Juni 1351 von Johann dem Chrazel von Ostenaheim um 32 Pfund Münchner Pfennig eine Hube erwarb, die zu Etligen auf dem Pach lag.

In einem Briefe vom 21. März 1392 lesen wir, daß die Gebrüder Hans und Jörg von Frauenberg in Etligen Lehn besaßen, die sie an Chunrat Onhärtinger verließen. Nach Chunrats Ableben fielen die Stücke an seinen Vetter Albrecht den Onhärtinger, der sich 1392 verpflichtete, die Etlinger Lehn an Chunrats Sohn Ornolt weiterzugeben zu wollen, wenn Ornolt volljährig geworden sei.

Der bayerische Herzog besaß um 1400 in Etligen eine Wiese. Die Abgaben aus den zwei Höfen bestanden in den gleichen Reichnissen, wie sie im herzoglichen Grundbuche von 1280 angegeben sind. Der Herzog besaß damals auch eine Hube zu Etligen, die er lehnsweise an den Bürger Ulrich von Hallenberger verliehen hatte. Hallenberger veräußerte das Gütchen am 8. Juni 1403 an den Bürger Chunrat den Justeter von München und an Ulrich, den Sohn des Füllein von Eshelpach. Er erhielt dafür den Betrag von 36 Pfund Pfennig. Al Justeter von Eshelpach stiftete mit dem Haldenberger-Gute eine Ewige Messe ins Gotteshaus nach Etligen und Herzog Stephan schrieb am 12. März 1404 die Hube der Kirche von Edling als Eigentum zu.

Ein Verzichtbrief vom 20. August 1416 spricht vom Etlinger Gericht und von der Herrschaft Klingberg, woraus Herzog Ludwig von Bayern Steuern und Gülden bezog. Diese Einkünfte genoß bisher Oswald der Mautner zu dem Rakenperg, der aber „anlässlich einer Forderung von 148 Gulden“ auf offener Landstrasse zu Wasserburg vor dem Landrichter Wernhart Tolb

von Klingberg feierlich auf diese Nutznießungen verzichtete. Vom Ettlinger Gericht hören wir auch aus einer Urkunde vom Jahre 1417, die als Gerichtsuntertanen von Edling die Bauern Chunrat Gerer, Ulrich Füssel, Ulr Neuhofer und Martel Füssel aufzählt.

Ein anderes Schriftstück, das am 12. November 1431 ausgestellt ist, nennt uns Rupprecht Spilberger als Landrichter im Ettlinger Gericht; auch 1434 wirkte Spilberger noch als Landrichter in Ettlingen.

In den Gerichtsurkunden von Kling finden wir im 15. Jahrhundert den Namen Klinge, den ich auf Edling deute. Hier saßen, nach einem Schriftstück vom 20. Juli 1435, Jorig und Agathe Layminger zu Ötlinge; auch 1448 lesen wir noch von Jorig Layminger zu Ötling.

Im 16. Jahrhundert waren in Edling die Frauen von Altenhohenau begütert. Einem Kaufbrieft vom 12. August 1526 entnehmen wir, daß Priorin Hilgart von Uttrieb, die dem Kloster Altenhohenau vorstand, an den Pfleger von Wasserburg, Sigmund Perckhofer von Penzing, ihre Sölde zu Ettling veräußert hat. Die Sölde umfaßte zweieinhalb Joch Ackerland und wurde von dem Bauern Thoma Wagner bewirtschaftet. Priorin Margaret Fuchs verkaufte am 11. Juli 1527 ihr Joch Land an Konrad und Anna Mesner in der Pfarrei Ettling. Das Joch grenzte an die beiden Klostergrundstücke, die damals Lienhard Switzer und Conrad Schmidremsl innehatten.

Nach einem Lehnbriefe aus dem Jahre 1556 wurde das Seiwoltgut zu Edling dem Herrn Leonhard Magenreuter von Teising bei Neumarkt an der Rott als Lehn überlassen. Die kurfürstlichen Beutellehn aber, die wir im 17. Jahrhundert zu Edling finden, und die in der Kernhube und im Bruner-Gut bestanden, lagen im Weiler Edling in der Pfarrei Prutting.

Das Dorf Edling bestand 1804 aus 39 Häusern mit 39 Herdstätten, einer Kirche, einem Schulhause, einer Baderei, einer Hufschmiede, einer Mühle und einem Wirtschaftshaus. 1831 umfaßte es 42 Häuser, eine Filialkirche, einen Pfarrhof, ein Schulhaus, ein Wirtschaftshaus und eine Mühle an der Erbach mit drei Mahlgängen und einem Schneidgang. 1875 hören wir von 245 Einwohnern, 92 Gebäuden und einem Viehstande von 22 Pferden und 259 Rindern. 1900 wohnten hier 346 Einwohner in 56 Wohngebäuden.

Das Erbauungsjahr der Kirche von Edling ist heute nicht mehr bekannt. 1288 wird hier eine Kapelle erwähnt, und im 14. Jahrhundert lesen wir von der Pfarrei Edling. 1431 wirkte hier Otto Taubenkopff als Pfarrherr.

1524 wird die Kirche zu Ehren des hl. Cyriacus in Ettling eine Tochterkirche von Attel genannt, die ein Ordenspriester dieses Stiftes versah. 1527 spricht eine Urkunde von Altenhohenau wieder von der Ettlinger Pfarr. 1740 heißt es, daß die Tochterkirche Sankt Cyriacus in Ettling dem Kloster Attel einverleibt und schmuck erbaut war. Ihre drei Altäre waren dem hl. Cyriac,

der Muttergottes und der hl. Barbara geweiht. Mit Ausnahme vom Palmsonntag und dem Rosenkranzeste fand hier an allen Sonn- und Feiertagen ein Gottesdienst statt. Das Kirchweihfest fiel auf den Sonntag nach Jakobi, und das Patrozinium auf das Fest des hl. Cyriac. In der Woche wurden drei Messen gelesen. Um 1800 wird Edling eine Expositur von Attel geheißt. Das alte Gotteshaus wurde 1877 erneuert.

Das sind die Nachrichten, die ich den Lesern über die alte Siedlung Edling bringen wollte. Die Heimatforscher wollen sich durch meine Zeilen zur Ausarbeitung einer vollständigen Geschichte unseres Kirchdorfes aneignen lassen, denn ich habe nicht alle Quellen erschöpft, sondern der Forschung noch die Durchsüfung der reichen Schriften über Attel, zu dem Edling innig in Beziehung stand, offen gelassen.

Quellen und Literatur: Gerichtsurkunden von Kling im Bayer. Hauptstaatsarchiv München: Nr. 544, 7, 18, 22, 29, 32, 37, 40, 49, 95, 156, 160, 169, 170, 181, 182, 245, 688, 689, 690, 801. — MGRecr II 393, 119. — Regesta boica II 224, 254; VI 7, 304; VIII 216; X 305, 332; XI 305, 339; IV 324. — Oberbayer. Archiv 54, S. 411, 430; 58, S. 294 f. — Monumenta boica, siehe Registerband I—14! — Hazzl, Statistische Aufschlüsse III 2, S. 521. — Repertorium des topogr. Atlasblattes Wasserburg 1831. — Franz Martin, Regesten der Erzbischöfe und des Domkapitels von Salzburg I, Nr. 561, S. 73. — Monumenta boica I 36, S. 234; II 190, 552. — Mayer-Weßtermayer, Erzbistum München-Freising III 516 ff. — Bez. Gauerte-Mayerhofer, Drei bayer. Traditionsbücher 1880, S. 26, 29, 31. — Deutinger, Ältere Matrikel III 62, 383, 496.

★

## „Römergräben“ bei Penzing

Von A. Dollacker

Die Bezirksstraße von Wasserburg nach Kraiburg wird kurz nach ihrem Beginn, d. h. innerhalb des Lohrwaldes, rechts von zum Teil tiefen und streckenweise nebeneinander herlaufenden Gräben begleitet, mit denen der alte Fußweg von Wasserburg zum Penzinger See ungefähr zusammenfällt.

Sie heißen im Volksmund „Römergräben“, sind aber zweifellos nur verödete Hohlwege, die uns den ehemaligen Zug der Kraiburger Straße verraten und im Mittelalter entstanden sind, wo anscheinend noch starker Handelsverkehr von Italien aus das Innental abwärts ging, bis ihm die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien eine ganz andere Richtung gab.

Da diese Hohlwegstrecke mit der Zeit immer schlechter zu befahren war, suchten sich die Fuhrleute gleich nebenan einen anderen Weg, d. i. die heutige Straße, worauf die ausgefahrene alte Straße einging und so verödet auf unsere Zeit herüberkam.

In römischer Zeit wurden die Waren fast nur durch Saumtiere befördert und deshalb die Straßen nicht so leicht hohl abgefahren, davon ist eine römische Kunststraße bei Wasserburg überhaupt nicht nachgewiesen.

## Die Frühmesse in Sauerlach

Von Ludwig Wagner

Wenn man die Steuer-, Saal-, Scharwerksbücher der alten Landgerichte von etwa 1560 durchblättert, trifft man häufig auf die Bemerkung „sitz hinter der Frühmesse“. In vielen Orten sind damals derartige Stiftungen gewesen, auch in Sauerlach, und noch heute heißt dort ein Anwesen „beim Frühmesser“.

Über Stifter und Stiftungszeit dieser Frühmesse wurden mehrmals Erhebungen gepflogen, da die Urkunden darüber längst verloren gegangen waren, zum erstenmal unter Pfarrer Pöschl im Jahre 1730. Die Stiftung war anscheinend durch den 30jährigen Krieg und die folgende Zeit in Vergessenheit geraten, ähnlich dem Nächsteter Jahrtag, bis sie, wie Pöschl im Sauerlacher Taufbuch berichtet, durch Herrn Visitator Schmid vom Freisinger Ordinariat „von den Toten erweckt wurde“. Man erging sich über den unbekanntten Stifter in allerlei Vermutungen; der damalige Besitzer des Dischingerhofes, Rupert Dischinger, „ein nit alter Mann“, glaubte sogar, darauf verweisen zu müssen, daß Arget und Sauerlach einmal in der Pfarrei zusammengehört hätten, weshalb am Ende der Stifter gar in Arget zu suchen sei. „Diese Reden halten aber keinen Stich“, urteilt Pöschl mit Recht; denn Arget gehörte nie zur Pfarrei Sauerlach, sondern bis über 1500 zu Haching, wenn auch einige Sauerlacher Anwesen zum Besitzstand der Argeter Kirche zählten. Die Forschung nach dem Stifter mußte mithin mangels des geringsten Erfolgs, ja jeder Aussicht darauf, eingestellt werden, und 1739 löste man die Frage insofern praktisch, als „vermöge eines freisingerischen gnädigsten Befehls“ angeordnet wurde, „es soll ein jeder Pfarrer für den Stifter der Frühmesse wöchentlich an einem beliebigen Tage eine heilige Messe lesen und daraufhin jährlich 26 fl. haben. Auf gnädigstes freisingerisches Anbringen hat dies alles ein hochlöblicher Geistlicher Rat zu München gnädigst verwilligt und die Verwilligung nach Freising eingeschickt.“

Etwa 100 Jahre später tauchte die gleiche Frage wieder auf. Sie zu lösen, wurde Pfarrer Schnell von Arget, ein in der Heimatforschung erfahrener und erfolgreicher Mann, beauftragt. Aber auch ihm stellten sich unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg. Er nahm an, daß irgendein Kirchenschreiber — Stiftungsadministrator — im Laufe der Zeit eigenmächtig den Stiftungszweck aus der Rechnungsführung gestrichen habe, was natürlich die Nachforschungen aufs äußerste erschwerte. So war denn auch alles Suchen in den Archiven vergeblich. Der Überlieferung folgend, wurde auch weiterhin angenommen, daß die Sauerlacher Frühmessstiftung von den Nächstetern herühre, da andere Stifter nicht einmal geahnt, viel weniger genannt werden.

Hat nun die Volksüberlieferung recht? Es seien zur Beantwortung der Frage zunächst einmal die wichtigsten einschlägigen

## Unausrottbare Geister in der Isarwinkler Heimatkunde

Von Kaplan Anton Bauer

(Fortsetzung)

Nachrichten herangezogen. Die Matrikel von 1524 (Deutinger) erwähnt von einer Frühmesse nichts. Damit ist aber nicht gesagt, daß diese noch nicht bestanden habe. Wahrscheinlich übergeht sie die Stiftung, was bei der Häufigkeit der Frühmessen und der mehr als lakonischen Kürze der Matrikel nicht verwunderlich ist. Etwa 100 Jahre später heißt es in einem Bericht des Pfarrers Schwendter (vom Jahre 1610) „... von der Verriichtung zweier besonderbarer Wochenmessen . . .“ und nach seinem Tode wird am 6. November 1615 ein Priester Thomas Dräzl auf die Pfarr und die „dazu gehörige Frühmesse“ vorgeschlagen. Es liegt hier selbstverständlich die Vermutung nahe, daß Schwendter also die Stiftung gemacht habe. Dem ist aber nicht so; denn in den Steuerbüchern des Gerichtes Wolfratshausen von 1537—1585 steht bereits „Leonhardt Perkhaimer besitzt eine Huebe hinter der Frühmesse Sauerlach“. Die Errichtung der Frühmesse erfolgte also spätestens um 1550, aller Wahrscheinlichkeit nach aber bereits vor 1500. Man wäre nun auch versucht, den Stifter in dem größten Wohltäter Sauerlachs, der Kirche wie des Dorfes, in Friedrich Nischterter († 1464) zu sehen. Ganz von der Hand zu weisen ist die Annahme nicht, in seinem Testamente stiftet er ja für „... alle Samstage eine Wochenmesse auf meinem Altar hie zu Sauerlach . . . unserer lieben Frauen zu Lob und Ehren . . .“ Mit seinem Altar meint der Nischterter den Liebfrauenaltar, den er völlig erneuern ließ. Diese nischterterische Messe ist also die eine der beiden Wochenmessen, die Schwendter anführt; von der anderen spricht wohl eine Matrikel von etwa 1570, in Übersetzung: „Desgleichen besitzt die besagte Pfarrkirche ein Benefizium auf dem St. Leonhardaltar (dem heutigen Josephialtar), dessen Inhaber Herr Johannes Senz ist . . .“ Hans Seiz — wie der Name auch geschrieben wird — war bereits 1556 Pfarrer in S., hat aber später anscheinend resigniert, denn steht er in den angeführten Steuerbüchern noch als „Hans Seiz, auf des Pfarrer Widen“, so findet man im Scharwerksbuch 1585 „Hanns Seiz, hat des Pfarrer Widen besessen, anjetz baut er ihme selbs, ist kein Scharberch vorhanden.“ Im gleichen Jahr ist bereits Schwendter Pfarrer in Sauerlach.

Vielleicht haben wir in diesem beneficium ad altare S. Leonardi die Frühmessstiftung vor uns? Wenn diese Frage aber auch zu bejahen wäre, dann sagte das doch nichts über den Stifter. Einen Fingerzeig kann uns nur noch das Stiftungsobjekt geben. Dieses bestand nicht nur in dem Bauerngut, der Huebe, die heute noch Frühmesser heißt, sondern auch darin, daß aus mehreren Sauerlacher Gütern (Frühmesser selbst, Wastlhausl, Neuhäusler, Schub, Ettlwagner, Hausergilg und Zehentmayr) ein Teil des Zehents in die Frühmesse abzuliefern war. Folglich mußte der Stifter einmal im Besitz wenigstens eines Teiles des Sauerlacher Zehents gewesen sein. Dieser Zehent stand zu einem Drittel dem Pfarrherrn zu, die anderen zwei Drittel wechselten mehrfach

„Moriz von Piberburg“ in der Wackersberger Geschichte ist ein schon lange sein Unwesen treibender „Geist“ der Isarwinkler Heimatkunde, er möge endgültig „ausgetrieben“ sein! So berichtete ich in Nummer 11 dieser heimatkundlichen Beilage.

Heute sei auf einen Irrtum in der Lengrieser Heimatgeschichte mit allem Nachdruck hingewiesen, der nun schon manche Jahre „geistert“, d. h., immer wieder nachgeschrieben wird, einen Irrtum auf religiösem Gebiete. Ich meine

### 2. Das „byzantinische“ Madonnenbild „aus der Zeit der Kreuzzüge“ in der Schloßkapelle Hohenburg.

In einer Wandnische über dem Altare der Hohenburger Schloßkapelle, die Anno 1712 erbaut und 1859 renoviert worden ist, steht, umgeben von Wolken, Engeln und Strahlengloriole ein ganz altertümlich aussehendes Marienbild. Die stehende Madonna hält mit beiden Armen linksseitig das göttliche Kind. Beider Antlitz ist schwarz, beider Haltung steif, beider Gesichtsausdruck alt, von einer gewissen unheimlichen Feierlichkeit. Kein Wunder, daß diese aus Holz geschnitzte Statue, wie heute so auch früher, das besondere Interesse gar manchen aufmerksamen Beschauers erregt hat. Stephan Glöner, der eifrige Pfarrer und verdiente Geschichtsforscher hielt das Schnitzwerk für eine byzantinische, orientalische Arbeit<sup>1</sup>, Professor Dr. Joachim Sighart, der verdiente Kunsthistoriker der Erzdiözese München und Freising, sah in ihm „ein höchst ehrwürdiges Erzeugnis byzantinischer Kunst, das jedenfalls ins erste Jahrtausend zurückreicht“<sup>2</sup>. Beiden schloß sich der Tölzer Chronist Geistl. Rat Georg Westermayer an. Er schreibt in seiner Tölzer Chronik<sup>3</sup>: „Nichts liegt näher, als der Gedanke, daß diese Statue ein Kreuzritter von Hohenburg als seine fromme Beute aus Palästina in die Heimat gebracht habe.“ Die neuesten Führer von Lengries (1924) und Tölz (1924) haben nichts Besseres zu berichten gewußt<sup>4</sup>.

Bei meinen wallfahrtsgehistorischen Forschungen kam ich bald auf die wirkliche Be-

deutung des Hohenburger Madonnenbildes. Mit der Zeit der Kreuzzüge hat es nichts zu tun. Es ist überhaupt kein mittelalterliches Original, sondern eine späte Nachbildung eines ehrwürdigen, mittelalterlichen, hochverehrten Gnadenbildes, des Gnadenbildes von Loreto in Italien, das durch seine Legende von der Übertragung des hl. Hauses von Nazareth bekannt ist.

Unsere Erzdiözese München und Freising weist über ein Duzend Loretokapellen auf, die seit zirka 1600 entstanden sind und vielfach durch den Adel gestiftet worden sind. Manche wurden für Loreto-Nachbilder errichtet, manche auch für andere Marienbilder, nach der Größe der hl. Kapelle in Loreto erbaut, z. B. Reutberg, München-Berg am Laime, Landshut, Birkenstein usw. Auch die Grafen Hörwart von Hohenburg erwarben, wohl auf einer Wallfahrt, eine Loreto-Kopie, die Statue trägt auf ihrer Rückseite ein Siegel mit dem Hörwartwappen aus der Zeit um 1676<sup>5</sup>. Schon im alten Schloß, in der alten Burg, behüteten sie den hl. Schatz, beim Schloßbrande 1707 wurde er glücklich gerettet und dann in der neuen Kapelle des neuen Schloßes würdig aufgestellt. Ein Vergleich der beiden Bilder von Loreto und Hohenburg zeigt klar und deutlich, daß Hohenburg eine Kopie des Originales von Loreto besitzt<sup>6</sup>.

Ist somit der geschichtliche und künstlerische Wert des Hohenburger Madonnenbildes nicht groß, der Pietätswert bleibt ihm trotz meiner Berichtigung unbenommen.

<sup>1</sup> Westermayer Gg., Chronik der Burg und des Marktes Tölz, Tölz 1893, S. 33, Anm. 1.

<sup>2</sup> A. a. O., S. 32.

<sup>3</sup> S. 33.

<sup>4</sup> S. 68 bzw. S. 112.

<sup>5</sup> Westermayer S. 33, Anm. 1.

<sup>6</sup> Ein Photo der Hohenburger Statue, das ich der Güte des H. S. Benefiziaten Fischer, Hohenburg, verdanke, wurde mit der Abbildung des Originalbildes von Loreto verglichen, die bei Weißel Stephan, Wallfahrten zu Unserer Lieben Frau in Legende und Geschichte, Freiburg i. Br. 1913, S. 402 (Abb. 105) veröffentlicht ist.

ihre Besitzer: Kloster Admont, Heiliggeistspital zu München, herzogliche Beamte und Bürger zu München, bis Friedrich Nischterter den größten Teil dieses Zehents durch Kauf in seine Hand brachte. Er blieb im Besitz des adeligen Geschlechts bis 1484, ging darauf durch mehrere Hände (in einigen Teilen) und sammelte sich größtenteils wieder im Besitz des fürstlichen Kastners Hans Tanner, der ihn dann am 4. August 1528 mit Kasten (Zehentstapel) und zwei Ställen an Herzog Wilhelm IV. um 1000 fl. rheinisch verkaufte. Es können somit als Stifter der Frühmesse die genannten Zehentbesitzer in Frage kommen, denn daß es sich um diesen Zehent handelt, geht aus dem Saalbuch des

fürstlichen Kastens München von 1588 hervor, in dem steht, daß vom Zehentmayrhof der Herzog nur die Hälfte des zustehenden Zehents (also ein Drittel) einzieht, während die andere Hälfte in die Frühmesse „gefängt“ wird. Von allen den Genannten können wir die Nischterter am ehesten als die Stifter annehmen, die Volksüberlieferung wird auch hier, wie in vielen anderen Fällen, das Richtige treffen. Waren doch die Mitglieder dieses adeligen Hauses mit dem Dorfe innig verwachsen, hatten sie doch dort ihren Adelsitz und ihr Begräbnis. Wenn auch Friedrich nicht die Stiftung gemacht hat, was aus Alt Heimatland Die Frühmesse zu Sauerlach 3 seinem Testament geschlossen werden darf,

so kann mit um so größerer Wahrscheinlichkeit sein Sohn und Erbe Hanns (der Ältere) angenommen werden. Zu seinen Lebzeiten ist der Nichtstetterbesitz noch sehr umfangreich und der Zehent in den Händen des Geschlechts. Wohl brachte sein Enkel Hanns (der Jüngere) einen Teil des Zehents nochmal auf kurze Zeit an die Nichtstetter, aber er befand sich in steten Geldnöten und wird nicht in der Lage gewesen sein, die immerhin große Stiftung zu fundieren.

So lange also nicht durch weitere Archivreise neues Licht in das Dunkel dieser Frage gebracht werden kann, mag es bei den Nichtstettern als den mutmaßlichen Stiftern bleiben; die Vermutung kann sich auf Hanns Nichtstetter den Älteren, dessen Grabstein in der Sauerlacher Pfarrkirche noch heute zu sehen ist, verdichten.

Nur noch wenig über die Frühmeßhube.

Der ersterwähnte „Besitzer“, also Bauer, ist Leonhardt Perchheimer. Er sitzt freistiftsweise auf der Hube und hat Scharwerk zu leisten; „ein Priester ist befreit gewesen“ (1585). Soll das heißen, daß vor ihm ein Priester, eben der „Frühmesser“, die Hube inne gehabt hatte und aus irgendeinem Grunde, etwa Priestermangel, keinen Nachfolger erhielt, so daß die Frühmeßstiftung schon damals ihrem eigentlichen Zwecke entfremdet wurde? Kurz darauf liest man Kaspar Frühmesser, dann nichts mehr.

Um 1850 wurde das Gut zertrümmert. Das Haus gehört heute zu den schönsten alten Bauernhäusern Sauerlachs.

## Von Sitt' und Brauch

Im Schloß von Reichersbeuern sollen die 3 Jungfrauen Minbet, Oberbet und Fürbet auf eisernen Truhen sitzen und Schätze hüten. In den Rauhnächten und Losnächten erscheinen sie. Reichersbeuern, in dessen Keller einst ein geheimes Gericht stattgefunden haben soll, ist ja, wie der Volksmund sagt, mit der Tölzer Burg durch einen unterirdischen Gang verbunden.

\*

Bis in die Zeit der Aufklärung herein wurde den Gläubigen nach der Kommunion in einem Zinnbecher der sog. „Speiswein“ gereicht.

\*

In der Miesbacher Gegend suchen die Freunde eines Bräutigams am Hochzeitmorgen den Gockel aus dem Hof des zukünftigen Ehemannes zu stehlen. Gelingt den Burschen der Raub, so muß der Hochzeitzeit entweder den Hahn mit Geld wieder auslösen oder die Burschen drehen dem Gockel den Kragen um und verSpeißen die Beute, die der Wirt braten muß. Im Hahn ist das Zeichen der männlichen Fruchtbarkeit zu sehen.

\*

In der Hungersnot 1817 mußte ein Bäckermeister auf der Münchner Schranne für 17 Scheffel Getreide 1434 fl. zahlen.

## Die Fahrt nach Maria-Talheim

Von R. S.

„Dies ist ein Herbsttag, wie ich keinen sah!  
Die Luft ist still, als atmete man kaum,  
und dennoch fallen raschelnd, fern und nah,  
die schönsten Früchte ab von jedem Baum.  
O stört sie nicht, die Feier der Natur!  
Dies ist die Lese, die sie selber hält;  
denn heute löst sich von den Zweigen nur,  
was vor dem milden Strahl der Sonne fällt.“

Just diese Worte des 1863 verstorbenen deutschen Dichters Friedrich Hebbel kamen mir in den Sinn, als wir uns an einem Oktobertag auf das Stahlroß schwangen, um ins Holzland zu fahren. Nebelgrau verhängt war der Himmel, ungewiß der Ausblick, geheimnisvoll wie ein verschlossenes Buch. Da geht's hinüber über die grüne Ffar gegen Westen, dann umbiegend nach Südwesten, hinaus in die stille Au. Rührweiden auf den mageren Wiesen, fleißige Männer und Frauen und Kinder weilen bei der Kartoffelernte. In dichtem Qualm verbrennt das Kraut, die weite Ebene räuchernd. In der Ferne schreitet der Landmann in froher Zukunftshoffnung hinter dem Pfluge her. Die Eintönigkeit unterbricht eine Ortschaft: Pottenau, dann folgt Langenpreising, wo einst das Grafengeschlecht derer von Preshing (auf Kronwinkl) seinen Stammsitz hatte. Wir zweigen links ab. Durch die Stille des Dorfes brummt der Motor und summt der Dreschwagen, Erntesege in die Säcke gebend. Während wir schon die hohen Eisenmasten der Fernleitung des neuen Appenbornkraftwerkes da und dort gesehen, ändert sich das beschauliche Naturbild nunmehr zusehends. Der Oberwasserkanal des Pfrombacher Wertes wird überquert, und an „steinbewehrten“ Hängen geht's dem alt-historischen Markte Wartenberg zu. Verschiedene Brückenbauten der Mittleren Ffar gemahnen daran, was hier in den letzten zehn Jahren Arbeiterfleiß und Arbeiterschweiß, geleitet von deutschem, strebendem Geiste, geschaffen in den Monumentalelektrizitätswerken.

Links und rechts säumen Häuser den Weg, kleine und schmutze, große und stattliche, von behäbiger Bürgerwohlhabenheit ihrer Erbauer Zeugnis gebend. Altweg und Vorderauernbach entschwinden unseren Blicken, da kommt das Pfarrdörflein Riding mit seinem schlanken Spitzturm, und nun zweigt unsere Fahrbahn links ab. Bald nimmt uns der Wald auf. Es geht bergan.

Ein schmuckes, weißes Sträßchen führt, sobald wir die Höhe erklimmen, weiter bergauf, bergab — hei, wie die Räder sausen und fast lautlos, den Naturfrieden nicht störend —, wieder bergauf und dann im grünen Wald rechts talwärts. Häuser werden sichtbar, eine Kirche steht in ihrer Mitte gleich einem mächtigen Schirmvogt mit gewaltigem Kuppelturm — an einen russischen Tempel gemahnend: Wir sind in

## Maria-Talheim.

Still verborgen hier im einsamen Tale, ein kleines Juwel, das verdient, verständnisvoll beachtet und gläubigen Sinnes besucht zu werden, wie denn auch alljährlich viele Hunderte der Umgebung vertrauensvoll hierher pilgern. Geschlossenen Wallfahrtszügen geht ein weißgekleidetes Mädchen mit der großen Wachskerze entgegen (die der betr. W. früher hier geopfert), gefolgt vom Priester mit den Ministranten, der eine kleine Nachbildung des Gnadenbildes in Silber trägt. Solche Pilgerzüge kommen z. B. von Reichenkirchen und Bruckberg (letzteres die nächste Bahnstation von Moosburg in Richtung Landschut).

Bis 1439 reichen die geschichtlichen Berichte über diese Gnadenstätte zurück. Die Landleute der Gegend, so weiß der Mund frommer Legende zu schildern, fanden eines Tages zu ihrem Erstaunen inmitten eines Holunderbaumes das Bildnis Unserer Lieben Frau mit dem göttlichen Kinde. Voll Ehrfurcht nahen sie sich, beteten hier und wollten es auf den nahen Berg bringen, ein ehrwürdig Gotteshaus darüber zu wölben. Allein unsichtbare Hand schaffte das heilige Bild wieder zu Tal, so sah man darin Gottes Fügung und erbaute da ein Kirchlein. Übrigens steht noch heute auf dem Friedhof ein alter Holunderbaum mit weit-ausladenden Ästen, von einem eisernen Schutzgitter umgeben. Ein farbenfrohes Gemälde über dem Chorraum des jetzigen Gotteshauses stellt diese Legende im Bilde dar (auch interessant ob der alten Trachtendarstellung).

Der Chronist vermeldet schon in alter Zeit von „Talhamb“, daß dort zwei Priester gewirkt. Hinzu kam später ein Klausner, der auf dem nahen „Klausenberg“ (jetzt Schulgarten) wohnte. Von da stieg der fromme Mann zu Tal, unterrichtete die Jugend im Katechismus und versah wohl auch den Küsterdienst. Ersteres geschah in einem Gebäude im ersten Stock, dessen zu ebener Erde gelegener Raum einen Brunnen barg, in dem die Pilger sich erfrischten und wuschen. In gläubigem Vertrauen zur hilfreichen Mutter Gottes wurden auch leidende Augen besucht. Der Brunnen ward 1904 versteigert und gegenüber ein neuer erbaut, mit einer Muttergottesstatue geschmückt und einer Kundkapelle überdacht mit nicht geringem Kostenaufwande.

In der Michaelskapelle im Friedhof findet sich eine Epitaphie des ersten hiesigen Klausners, des Einsiedlers Frater Jakob Zeillmeier, des 3. Ordens St. Franziski, der am 7. Januar 1735 verstorben. Im Jahre 1803 gebot eine „Säkularisationsregierung“, der Einsiedler solle „arbeiten“, und seitdem ist der Klausenberg verwaist.

Häufig kam es vor, daß die Pfarrherrn von Riding in ihren alten Tagen nach Talheim zogen und hier den Gottesdienst versahen. So starb 1675 der Hochw. Herr Oswaldus Fembler, Pfarrer, dahier.

Wir betreten durch den wohlgeordneten Friedhof die Kirche. Was nur immer die

Formbeseelung und flutende Bewegung des gotischen Stiles mit der Naturnähe und Weltfreundigkeit der Renaissance zu verbinden wußte, hat in diesem Hochbarockbau lebendigsten Ausdruck gefunden.

Die einzigartig architektonische Wirkung zeigt sich unserem Auge besonders, wenn wir die Wendeltreppe an der Westwand zur ersten Empore ersteigen. So haben hier die jungen Männer des Ortes den schönsten Kirchenplatz inne. Die ganze Weite „katholischen“ Geistes, die Steigerung des Raumgeföhles durch die originellsten und persönlich eigenartigsten Mittel nimmer erschlahmenden Erfindergenies trefflicher Meister, die malerischen Brechungen, Überschneidungen, Verkürzungen, Licht, Farbe, Öffnung der Räume nach der Tiefe zu, Belebung aller Architekturglieder durch die entsprechende Plastik (z. B. die überaus zahlreichen, fein durchgearbeiteten Engelsfiguren mit den Gesichtszügen fröhlicher Kinder, die überlebensgroßen Kirchenväter Ambrosius, Hieronymus, Gregor und Augustinus am Hochaltare und die alle Altäre flankierenden durchgeistigten Heiligen in Lebensgröße), die wunderbare Malerei an der Decke (z. B. Regina coeli = Himmelskönigin, die Symbole aus der lauretanischen Vitanei: Arche des Bundes, Turm Davids usw.); die mächtigen Hochbauten der sieben Altäre mit eingefügten, säulenumgrenzten Ölgemälden und durchbrochenem Giebelabschluß (hier wohl das durch seine prächtige Lichtverteilung so zarte und innige Krippenbild unter allen das eindrucksvollste) — all das ergreift den Kirchenbesucher spontan, den Kunstfreund wie den schlichten Mann aus dem Volke; denn wahre Kunst wirkt aus sich, stimmt höher. Alles im heiligen Raume aber übertrifft noch der reichvergoldete, imposant aufgebaute Hochaltar, wo über dem mit Mannaregen geschmückten Tabernakel die Himmelskönigin mit dem Jesuskinde steht, von reichhaltigen Vorhangsflügeln umgeben. Bei diesem Anblick schwingt sich das Herz auf zu lichten Höhen seliger Andacht, und es kommen mir die Worte des alten Kirchenliedes in den Sinn:

„Verlasse nicht uns Sünder,  
uns arme Adamskinder,  
Maria, o Maria hilf!“

Noch nicht immer steht das Gotteshaus in solcher Pracht da. Fromme Wallfahrer verlobten sich in ihren Nöten hierher, fanden Erhörung und spendeten dankbar dem Gotteshause. So vermeldet eine Tafel von der Brechruhr in Reichenkirchen, die vom 17. September bis 18. Oktober 1854 27 Opfer forderte. Auch schon in früheren Jahrhunderten machten erhörte Wallfahrer reiche Stiftungen, so daß die Kirche wohlhabend wurde und 8 Hektar Wald erhielt. So spendete ein Pfarrer allein einmal 10 000 Gulden.

Im Jahre 1736 wurde der erste linke Seitenaltar vom Bischof in Freising konsekriert, nachdem damals das Gnadenbild auf den Hochaltar überführt worden. Ein

## Das Eheftsbüchl zu Hagsdorf bei Moosburg vom Jahr 1590

Von Josef Scheuerl, Freising

In der Bibliothek des Historischen Vereins Freising befinden sich verschieden handschriftliche Notizen von dem bekannten Freisinger Historiker Dr. F. B. Prechtl<sup>1</sup>, die noch nicht veröffentlicht sind. Darunter auch eine Abschrift von dem Eheftsbüchl zu Hagsdorf bei Moosburg vom Jahr 1590. Das Original deselben liegt heute im Haupt- und Staatsarchiv in München, dessen Inhalt sei nun hier ganz kurz zusammengefaßt wiedergegeben.

Unter Eheft verstand man gewisse Rechte und Bezüge der Schmiede, Bader, Müller, Wirte usw. von ihren Bauern und Söldnern, wofür ihnen gegen letztere auch gewisse Verbindlichkeiten oblagen. Die Hofmark Hagsdorf umfaßte die Ortschaften: Hagsdorf mit 3, / Sixthaslbach mit 8, / Winhausen (jetzt Weghausen) mit 1, / Schwaigersdorf mit 4, / Kleidorf (jetzt Kleindorf) mit 2, / Thal mit 3, / Schwarzenberg mit 1, / Inzkofen mit 3 Bauern und mehreren Söldnern.

Nach dem Eheftsbüchl vom Jahr 1590 saßen zu Hagsdorf: der Sedlmayr, der Dipold oder Stauber und der Hueber. Zu Sixthaslbach der Bürkmayr (Burgmaier), Kreuzer, Rächmair, Schönthamer, Ränhart, Scherzhueber, Nigenmaier, Riedl und Gugweit. Zu Winhausen der Winhauser. Zu Schweinersdorf der Maier, Hueber, Widenbaur (Pfarrbauer) und Lechner. Zu Kleidorf: der Kleiddorfer und der Lechner. Zu Thal der Bauer, der Martin, und der Jörg. Zu Schwarzenberg der Ostermayr, der Widman u. der Pichlmair.

Dem Eheftschmid mußte ein Bauer jährlich geben 4 Moosburger Meken Korn,

einen waren (schönen) Brotlaib, wenn er im Winter beschlagen läßt, und einen Ausrichtlaib, wenn er zu ackern fährt, und beim Auslanzen (Fugen) der Pferde und Ackergeräte. 2. Schleifgarben. Dagegen hatte der Schmied umsonst zu machen, was zu den Wägen und Pflügen gehörte.

Der Bader bekam von einem Bauern 2 Moosburger Meken Korn, 2 Laib Brot, 2 Garben, eine Ehrung zu den heiligen Zeiten und 2. Gratisfahrten. Dagegen mußte der Bader den Bauer baden und 2. Schäffel mit Wasser geben, ihm sowohl, als der Bäuerin. Dazu auch reiben und zwagen (waschen und trocknen).

Es soll auch der Bader das Bad unterhalten mit Boden und Bänken, wann er aber der Fahrten mit Steinen<sup>2</sup> zu den Bänken bedürftig, sollen sie ihm die Bauern fahren ohne Widerred.

Eheft noth (Arbeit) entschuldigte vom erscheinen bei Gericht und von anderen Arbeiten für den Staat und die Herrschaft an einem solchen Tage.

Anmerkungen:

<sup>1</sup> Johann Bapt. Prechtl, geistl. Rat, Doktor der Philosophie, freireligionierter Pfarrer von Reichertshausen bei Freising, geb. am 13. Februar 1813, gest. 20. Mai 1904, 91 Jahre alt, hat viele historische Schriften über Freising und Umgebung verfaßt. Siehe Sammelblatt des Historischen Vereins Freising, Nr. 8, 1910, S. 47 bis 85: Dr. Joh. Bapt. Prechtls Leben und Wirken.

<sup>2</sup> Es handelt sich hier um sogenannte Dampf- oder Dunsfbäder, die durch Aufgießen von Wasser auf erhitzte oder glühendgemachte Steine, die mit Flachs oder Hanfswerg bedeckt waren, erzielt wurden.

Schreinermeister von Reichersbeuern besorgte (gegen hohen Voten-Lohn) aus Rom heilige Leiber aus den Katakomben, nämlich die des hl. Hilarius und Florentinus auf den beiden ersten Seitenaltären.

1764 wurde die einst gotische Kirche (ein Rest der früheren bescheidenen Ausstattung findet sich noch auf dem Dratorium oberhalb der Sakristei) in den hochbarocken Stil übergeführt. Sehenswert ist eine wohlverwahrte Silbermonstranz, etwa 1 Meter hoch, mit reichem Edelsteinschmuck und prächtig vergolbet. In sinniger Anspielung an das Evangelium befindet sich unter dem Raum für die heilige Hostie eine kostbare Perle. Stilgerecht spiegelt sie den Aufbau des Hochaltars im kleinen wieder.

Der Säkularisationssturm brandete auch durch Talheim. Nicht nur, daß ein Teil der prächtigen, handgestickten Paramente und einige Kisten geweihter Kirchengeräte fortgeschleppt wurden, auch die wertvolle Mon-

stranz war dabei. Als das der Wirt erfuhr, eilte er den Soldaten nach, und es gelang ihm, diese für sich rückzukaufen. Die geschnitzten Schränke der Sakristei und das prächtige Gitter im Schiff der Kirche dürfen hier nicht unerwähnt bleiben, zumal ein Opferstock an diesem den Doppeladler des alten heiligen römischen Reiches deutscher Nation aufweist. Leider ist der geniale Künstler nicht mehr bekannt, sein Werk aber hat sein Wirken unsterblich gemacht.

Wir scheiden von dieser alten, hehren Stätte, die nicht nur ein Denkmal des Kunstsinnes, sondern auch hohen, künstlerischen Schaffens vergangener Jahrhunderte ist, und besteigen unser Rad zu froher Heimkehr. Da ringt sich die Sonne durch die dichten Nebelschleier und verklärt den scheidenden Tag. Auch wir haben heute geerntet, nicht mit dem schwerbeladenen Fruchtswagen des Landmannes, wohl aber mit Herz und Geist und Gemüt.

## Ein deutscher Lichtbildnachweis

Seit mehreren Jahren schon besteht in München in dem Deutschen Lichtbild-Nachweis eine Einrichtung, die zwar von Fachleuten und Unterrichteten sehr eifrig benützt wird, aber doch verhältnismäßig weiten interessierten Kreisen noch wenig bekannt ist. Dieser Deutsche Lichtbild-Nachweis wurde 1926 vom Zentralverband Deutscher Photographenvereine und -Zunungen und dem Verband Deutscher Amateurphotographen mit Unterstützung des Staates, der Stadt und der Handwerkskammer als gemeinnütziges Unternehmen gegründet.

Sein Zweck ist die Sammlung und Registrierung von Lichtbildern (Photographien) aller Art in einem Bildarchiv und einer Kartei, aber nicht, um sie darin schlummern zu lassen, sondern um sie im lebendigen Verkehr dahin zu bringen, wo sie jeweils benötigt werden, bei Zeitungen und Zeitschriften, bei Verlegern, Schriftstellern, Architekten, Künstlern usw. Denn der Anreger dieses Bilder-Nachweises, Oberstleutnant a. D. von Schintling, ging damals von dem Gedanken aus, daß bei den Berufs- und Amateur-Photographen ungeheures, teilweise sehr wertvolles Bildmaterial lagert, das oft von anderen Fachleuten für irgendeinen Reproduktionszweck benötigt wird und verwendet würde, wenn sie wüßten, wo es zu bekommen ist. Diesen Ausgleich zwischen Angebot und Nachfrage, diese Vermittlung zwischen Herstellern und Verbrauchern will der Lichtbild-Nachweis schaffen. Die Lichtbildner sollen damit eine Verwendungs- und Absatzmöglichkeit, die Verbraucher dagegen die Gelegenheit haben, ohne zeitraubendes Suchen von einer Zentrale das gewünschte Bildmaterial zu erhalten. Dies geschieht teils durch die dem Archiv übergebenen Bilder und die Anmeldung des bei den Lichtbildnern vorrätigen Materials sowie durch den eingerichteten Umfragedienst.

Im Bildarchiv des Nachweises sind bereits rund 65 000 Bilder hinterlegt, denen monatlich etwa 1500 Stück neu zuzufügen. In Listen angemeldet sind annähernd 90 000 Bilder, deren Abzüge bei Bedarf sofort zur Verfügung stehen. Die Bilder erstrecken sich auf alle Gebiete: Landschaften, Städte, Bauten, Kunst, Architektur, Historisches usw. Der Lichtbild-Nachweis, dessen Bedeutung ohne weiteres genommen und hat eine umfangreiche Vermittlungstätigkeit auszuüben. Angegeschlossen ist ihm auch das Bayerische Kriegsarchiv, so daß auch von diesem Institut Bilder durch den Nachweis eingeholt werden können. Untergebracht ist der Lichtbild-Nachweis im ehemaligen Kriegsschulgebäude, Plutenburgstraße 3/III. Dort wird auch jeder gewünschte Anschluß kostenlos gegeben.

\*

## Ein approbiertes Mittel, zu erkennen, ob eine Hexe ist, oder nicht

Erstlich schaue, daß du Johanneswurzeln bekommst und 1 Loth Kraut, Motto genannt, und folgende Buchstaben auf ein Zettelchen geschrieben und dazu gethan:

SATOR + Kreuz Jesus Christi mild epos  
AREPO + Kreuz Jesus Christi Mesepos  
TENET + Kreuz Jesus Christi Habenepos  
APERA  
ROTAS

Dieses muß man in ein Lederlein einnähen, und wenn man solches sehen will, nur bei sich getragen, man muß es aber in der Stunde zu sich nehmen, wo das erste Viertel

ist. Da wirst du sehen, wo eine Hexe ist, daß sie nicht mehr in der Stube bleiben kann. Probatum.

\*

## Karitaskerzen

Anfang April jeden Jahres zogen die Münchner scharenweis zum Paulaner-Kloster in der Au, wo das Fest des Ordensstifters Franz von Paula hochfeierlich begangen wurde. Während der ganzen Oktav wurden in dieser Kirche die „heilig Vaterkerzen“ geweiht. Korbmäßig brachten die Frauen das Wachs. Es war dann hochbegehrt in verschiedenen Nöten. Diese Kerzen hießen auch „Karitaskerzen“, weil das Wort Karitas die Losung des Paulanerordens war. — Auch das Kurfürstenpaar besuchte in dieser Festwoche die Klosterkirche, wo ihm eine solche Kerze feierlich überreicht wurde.

\*

## Von Schröngamer-Heimdal

Alle guten Geister, Spußgeschichten und andere merkwürdige Begebenheiten. Literar. Institut von Haas & Grabherr, Augsburg. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Viele rätselhafte Erscheinungen, die sich wirklich zugetragen haben, eine gruselige Lektüre, aber durch meisterhafte Formkunst auch für empfindliche Nerven geschrieben.

Die Sommerfrische. Eine Geschichte vom biederem Landvolk, von vornehmen Herrenleuten und allerlei Lumpen. Literar. Institut von Haas & Grabherr, Augsburg. M. 3.50, geb. M. 4.50.

Es ist köstlich zu lesen, wie Schwindler und Hochstapler von noch Geriebeneren überkölpelt werden.

Urwuchs. Fröhliche Geschichten. Literar. Institut von Haas & Grabherr, Augsburg. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Der Erzähler zwingt mit seinen kurzen, derb-lustigen Geschichten auch das trübseligste Gemüt zum Lachen. Als Vortragsbuch für jung und alt gleich gut geeignet.

Bei dieser Gelegenheit sei auch auf die einzigartige Novellensammlung Schröngamer-Heimdals „Am Sonnenbühl“ mit den köstlichen Zeichnungen Kofjellers hingewiesen, das zum Preise von 3 M. in Ganzleinen gebunden im Heimatbücherverlag Müller & Königer, Bad Reichenhall, und München 13 erschienen ist. Auf das Werk machen wir aus Anlaß des bevorstehenden Geburtstags des Dichters am 12. Juli besonders aufmerksam.

\*

## Der Pfarrer von Arget und sein Misthaufen

Ein streitbarer Pfarrer war Johann Thurmhuber, der 1640 in Arget aufzog. Schon im ersten Jahr seiner Wirksamkeit kam er mit seinen Bauern arg übers Kreuz. Und das ging so. Vor kurzem war über die Gemeindeflur von Ober- und Niederham ein furchtbarer Hagel niedergegangen. Die Leute hatten nun, um einigermaßen vor derartigen Schlägen sich sicher zu fühlen, das Gelübde gemacht, an den Samstagen zu Ehren Unserer lieben Frau „nit in Mist zu arbeiten“. Der Argeter

Pfarrhof liegt nun in Niederham, und so nahmen natürlich die Bauern an, das Gelübde binde auch den Pfarrer in seinen ökonomischen Arbeiten. Johann Thurmhuber war aber anderer Ansicht. Was geht mich euer Gelübde an? Ich war ja noch gar nicht da, als ihr das Versprechen gemacht habt! So stand Meinung gegen Meinung. Nachgeben ist in solchen Sachen beim Altbayer nicht üblich. Der Streit wanderte nun, wie leider manchmal es heute noch der Brauch ist, auf die Kanzel. Der Pfarrer führte da eine scharfe Klinge, die aber an den harten Köpfen abprallte. Das Vertrauen ging bei dieser Art ganz in Scherben. Da wandte sich der Pfarrer an den Freisinger Bischof. Ein neuer Hagel — trotz des kräftig verteidigten Gelübdes — zeigte den Argetern, daß man mit unserm Herrgott nicht einfach so eine Art Kofshandel eingehen könne. Das Bischofswort half auch noch mit, Beruhigung wieder in die Pfarrgemeinde zu tragen. Und keiner sagte mehr noch was zum Pfarrer, wenn sein Baumeister am Samstag mit dem Mistwagen aufs Feld kutschierte.

D. H.

\*

## Bayer. Zeitschriftenschau

Wald-Flarland. Monatschrift des Heimatverbandes Huosfigau, Weilheim. Bezugspreis im Jahr M. 3.—.

Das Aprilheft des 7. Jahrgangs leitet ein Heimatfreund mit einer kräftigen „Epistola Huosfica“ ein, in der in beredten und durchaus zutreffenden Worten der Ruf „Zurück zur alten Einfachheit ertönt. Möge er nicht abermals unglücklich erschallen. — Pfarrer Hentel (Dießen) gibt den zweiten Teil der Ortsgeschichte von Wengen bei Dießen. Weitere interessante Mitteilungen und Notizen füllen das Heft.

Die Liturgische Zeitschrift, herausgegeben von Dr. Joh. Pinst, in Verbindung mit Dr. Dr. H. Dausend, D. F. M. und P. Dr. F. E. Hecht, P. S. M. Bezugspreis im Jahr RM. 6.—, für Theologiestudierende nur M. 3.—.

Das Osterheft 1931 als Doppelnummer 6/7 war besonders reichhaltig und interessant. Zum Beginn wird das Triduum Sacrum von Dr. J. Dillersberger in geistvoller Weise charakterisiert. Dr. Basilius Ebel bringt einen wertvollen Beitrag zum Verständnis des „Ersultet“ und deutet aus Bildern der Ersultet-Rollen und Kirchenvätertexten in neuartiger Weise vieles, was bisher noch unklar war. Aus Texten der griechischen und römischen Liturgie erklärt Theodor Bogler das Bild des Guten Hirten als Symbol des Opferpriesters und des Opferlammes. Agape Riesgen setzt ihre Arbeit über das priesterliche Messgewand fort. Die Bedeutung der liturgischen Exerzitten wird von Pater Rebstock und Dr. Pinst in grundsätzlichen und praktischen Erwägungen klargestellt. Dr. Hecht wendet sich gegen die Verlegung von Feiertagen auf den Sonntag und gibt die in solchen Fällen geltenden rubrizistischen Bestimmungen. Das neue Kölner Gesang- und Gebetbuch erfährt durch Hubert von Lassaulx eine ausführliche und anerkennende Würdigung. Zur Anregung für weitere Arbeiten zeigt Dr. Pinst an einem praktischen Beispiel die Bedeutung der textkritischen Untersuchungen für das Römische Missale. Die Umschau bringt einen interessanten Hinweis von Dr. Hugo Dausend auf die liturgischen Weisungen einer modernen Ordensfrau sowie ein weiteres offizielles Schallplattenverbot.



# Die Heimat am Inn

Sammelblätter zur Heimatgeschichte und Volkskunde

In zwangloser Folge erscheinende Beilage zum „Wasserburger Anzeiger“

Herausgeber: Friedrich Demps, Wasserburg. / Verantwortl. Schriftleiter: S. Zimmermann, Fürstfeldbruck, Hauptstraße 21  
(Nachdruck verboten)

## Pfingsten im Brauchtum des Volkes

Von Franz Herrmann, Fürstfeldbruck

Pfingsten war einst umrankt von einem Kranz hübscher Sitten und Gebräuche. Sie sind heute größtenteils nicht mehr; nur Überreste finden sich bisweilen noch, oft genug nur mehr in entstellter und verzerrter Form.

Der Pfingstlümmele ist ja heute noch so bekannt wie sein Vetter, der Palmesel. Er wird übrigens auch noch Pfingstschwanz oder einfach Pfingstl genannt. Weil ihn der Bettzipfel nicht ausgelassen hat, muß er sich allerlei Spötteleien und Neckereien gefallen lassen, wie etwa den folgenden Vers:

Pfingstschwanz, Pfingstschwanz,  
Bist heut nacht im Bett derfror'n,  
Läus und Flöh san hupfat worn,  
Waart ehnda aufg'stand'n,  
Waart net da Pfingstschwanz worn!

Heute hat jedes Haus seinen spätaufgestellten Pfingstlümmele. Ehedem hatte das ganze Dorf nur einen einzigen. Dies hing mit dem Weidebetrieb zusammen. Sehr häufig war nämlich Pfingsten die Zeit des ersten Weidetriebes. Da beeilten sich nun die Hütbuben, ihre Schützlinge möglichst früh an Ort und Stelle zu bringen. Wer nun trotz aller Schliche und Eile als letzter mit seinem Vieh auf der Weide eintraf, erhielt den wenig schmeichelhaften Namen Pfingsthammel oder Pfingstlümmele. Sein Leitochse aber wurde mit frischem Grün und Blumen aufs abenteuerlichste aufgeputzt und als Pfingstochs durch das Dorf geführt. Bisweilen wurde aus dem Schmutzkranz auch ein richtiger Spottkranz, indem zu seiner Herstellung Brennesseln und Hundsbüchsen verwendet wurden. Die volkstümliche Redensart „aufgeputzt wie ein Pfingstochs“ entstammt diesem Brauche.

Weit verbreitet, namentlich im Altbayerischen, war der Wasservogel, der daneben auch Pfingstl hieß. Ein Bursch des Ortes wurde durch namentliche Wahl oder durch das Los zum Pfingstl bestimmt. Er wurde in frisches Buchen- oder Birkenreis

gehüllt und trug eine Kopfbedeckung aus Schilf und Röhricht. In lärmendem Zug wurde er von den Burschen des Dorfes, die sich beritten gemacht, durch das Dorf geleitet. Vor jedem Haus sagte er sein Sprüchlein, auf das die Begleiter antworteten.

Solch ein Lied lautet:  
Pfingsten ist kommen,  
Da freu'n sich Alte und Junge.  
Wir reiten, wir reiten den Wasservogel:  
Wir wissen nicht, wo er ist hingeflogen.  
Ist er geflogen über das Ried,  
Macht den Fischen das Wasser trüb,  
So trüb, so trüb bis auf den Boden.  
Und wenn die Bauern uns wöllet das Pfingstreiten verbieten,  
Nachher wöllet mir ihnen keine Roß mehr hüten,  
Kein Roß mehr hüten, kein Füllen mehr treiben,

Kein Korn mehr schneiden,  
Nachher wöllet mir alle gen Friedberg reiten,  
Gen Friedberg reiten ins obere Schloß,  
Da kommen die Bauern und holen die Roß.  
Nachher müssen sie einen Sack voll Taler mittragen.

Ein Sack voll Taler ist noch nit gnug,  
Ein Hut voll Bazen gehört auch dazu.  
Ein Hut voll Bazen ist noch nit gnug,  
Ein Krähen voll Goißle gehört auch dazu.  
Ein Krähen voll Goißle ist noch nit gnug,  
Ein Hasen voll Schmalz gehört auch dazu.  
Ein Hasen voll Schmalz ist noch nicht gnug,  
Ein Krähen voll Eier gehört auch dazu,  
Ein Krähen voll Eier ist noch nit gnug,  
Ein' schöne Maia gehört auch dazu,  
Ein' schöne Maia ist noch nit gnug,  
's Himmelreich gehört auch dazu.  
Jez ist gnug,  
Jezt laufen die Bub'n 'm Wasservogel zu.  
Eier, Schmalz und Geld  
Regieren die ganze Welt!

War jedes Haus abgeklopft, so wurde der Pfingstl zum Dorfbach oder Weiher oder Dorfbrunnen geschleift und nach kurzem Scheinkampf ins Wasser gestoßen und untergetaucht.

Im Holledauerischen erwarteten den Wasservogel zwei unbefohlene Mädchen des Ortes und wuschen ihn im Bache oder Tümpel. Dann schlang der Bursch seine Arme um den Nacken der Mädchen und tauchte gemeinsam mit ihnen dreimal unter.

Wo natürliche Wasseransammlungen fehlten, übergoss man den Pfingstl in jedem Haus mit einem Kübel voll Wasser, meist von der Altane im ersten Stock aus. Hierzu forderten schon die Begleiter des Pfingstl in ihrem Spruch auf:

Hoïha, hoïha, der Pfingstl is da!  
Nehmts an kübl Wasser und schütts'n brav an!

„A Kübel Wasser is no net gnua,  
A Schüssel voll Krapfn gehört aa dazu!“  
Alle diese Bräuche versinnbildeten in ihrer Urform die Befruchtung durch den Regen. Sie stellen in ältester Zeit eine religiöse Kulthandlung dar, einen Regenzauber, durch den auf Wiese und Feld das köstliche Naß herabbeschworen werden sollte. So ist auch zu verstehen, daß in einigen Orten und Gegenden der Aftersmann, der zum ersten Male vom Felde heimkehrte, oder die Frau und das Mädchen, das von der ersten Arbeit im Hausgarten ins Haus zurückging, mit Wasser übergossen wurden. Oder, wenn im Fränkischen das Mädchen, das zum ersten Male Grünfutter heimholte, eine kalte Frühlingstaufe erhielt. Man stellte durch all diese Handlungen die Wirkung dar und wollte den Zweck erreichen.

Am tiefsten führt in den Sinn dieser Bräuche ein das sogenannte Pflugfest, das einst allgemein verbreitet war. Da wurden zeitig am Morgen die heiratsfähigen Mädchen des Dorfes aus den Häusern geholt und vor einen Pflug gespannt. Sie, wie die gesamte Einwohnerschaft, waren festlich gekleidet. In feierlichem Zuge ging es um die ganze Dorfflur herum. Überall, wo ein Bach oder Fluß oder Brunnen am Wege war, wurde haltgemacht und der Pflug wie die Mädchen reichlich mit Wasser übergossen. Im Pflug, der die Scholle zur Aufnahme

des Samens lockert, im befruchtenden Regen und in der blühenden Mädchenjugend, haben wir alle Symbole der Fruchtbarkeit vereinigt.

Der Winter war in der primitiven Volksanschauung ein böser Dämon. Sein Bleiben war in der Pflingstzeit auf Erden nicht mehr, er mußte jämmerlich zugrunde gehen. Auch dieses wurde sinnbildlich in Bräuchen dargestellt. So war es im Pfälzischen üblich, einen Burschen als „Pflingstlümmele“ ganz in Stroh zu hüllen und wie ein wildes Tier an einem Strick durch das Dorf zu führen oder auf einem Wagen herumzuführen. Dabei mußte er sich allerhand unsanfte Plackereien von Seiten der Erwachsenen gefallen lassen, wofür er sich seinerseits wieder mit fürchterlichem Mienenspiel und drohenden Gesten, mitunter auch mit einer derberen Abwehr, rächte. Zuguter Letzt wurde ihm die Strohülle vom Leib gerissen. Der böse Dämon war damit erledigt. Daneben trat auch eine blumenverhüllte Gestalt, der „Pflingst-Quack“ auf; er stellte den siegreichen Lenz dar. Der ganze Brauch ist nichts anderes als eine Variation des uralten und weit verbreiteten Spiels vom Sommer und Winter, das auf die Pflingsttage herüber genommen ward.

Noch häufiger trat nur die Gestalt des Sommers allein auf. So wurde da und dort ein Pferd ganz in Blumen und Kränze gehüllt („Quack“ nannte der Volksmund diese Tier), wobei blühende Ginsterbüsche in zahlreicher Menge verwendet wurden. Zuletzt setzte man einen halbwüchsigen Burschen darauf und stülpte ihm eine Blumenkrone aufs Haupt, so daß er vollständig verummumt war. Im Zuge ging's durch den Ort, von Haus zu Haus wurde das Quacklied gesprochen und die Gaben eingeholt. Im Wirtshaus endete der fröhliche Zug.

Bei diesen Umzügen war es nicht selten, daß der ganze Ort, Kirche, Schulhaus, Wohnhäuser, ja sogar die Dorfstraße zu beiden Seiten mit Blumen und frischem Grün geschmückt waren.

Mitbekannt und teilweise heute noch geübt ist das Maibuschenstecken an Pflingsten. Wer seiner Liebsten seine Zuneigung und Liebe kundtun wollte, steckte ihr des Abends, wenn sie schlief, einen frischen, grünen Busch ans Fenster. Dabei mußte der Bursch eifrig darauf bedacht sein, daß nicht mißgünstige Nebenbuhlerschaft das Zeichen der Liebe zu stehlen versuchte. Daher kam es häufig vor, daß der Verehrer die ganze Nacht vorm Fenster seiner Liebsten wachte. Das Dirndl aber holte voll Freude und Stolz am frühen Morgen den grünen Busch vom Fenster.

Wollte man aber einem Mädchen wegen seines nicht einwandfreien Lebenswandels seine Verachtung zeigen, so wurde ihm der Lenzmaien gesteckt. Dies war ein dürrer Reis, so am Fenster angebracht, daß es nicht leicht zu beseitigen war. Oder das Mädchen bekam aufs Dach den Pflingstlümmele gesteckt, eine Strohfigur, die schon von weitem die Blicke der Vorübergehenden auf sich zog. Diese Art Volksjustiz entsprang einem gewissen Reinlichkeits-

gefühl in Dingen der Liebe, artete aber häufig aus. Mancher Liebhaber, der einen Korb erhalten oder aus sonst einem Grunde einem Mädchen nicht recht gewogen war, konnte auf diese Weise sein Rachegefühl befriedigen.

Ein hübscher und lustiger Brauch war das Wettklettern auf den Maibaum am Pflingstmontag. Eine Anzahl begehrenswerter Gegenstände hingen in verschiedener Höhe, zu höchst die Fahne. Nach der Losnummer, die sie gezogen, kletterten die Dorfburschen, barsuß und in Hemdärmeln, vor der dichtgedrängten Zuschauermenge hoch. Gelächter und Spott erfolgte, wenn kurz vor dem Ziele die Kraft versagte und eine Rutschpartie den glatten Stamm herunter alle Hoffnung auf einen Preis zerstörte. Tosender Beifall dagegen und eine Geldspende empfing den Eroberer der Fahne. Ein Tanz um den Maibaum, der im Wirtshaus fortgesetzt wurde, beschloß den Tag.

Hier haben wir nun einen der ausgesprochenen Frühlingsbräuche vor uns, in denen die Freude über den Einzug des Lenzes zum Ausdruck kam. Ein auf das Pflingstfest verlegter Frühlingsbrauch ist auch die Wahl einer Pflingstbräut und ihres Bräutigams, ursprünglich Maikönigin und Maikönig. Die Pflingstbräut wurde meist von den Mädchen des Ortes selbst ausgewählt, während die Ehre des Bräutigams dem Sieger in einem Wettrennen oder Wettreiten zufiel. In festlichem Umzug wurden

die beiden, in prangendem Festtagsstaat und mit Grün und Blumen geschmückt, durch das Dorf geleitet. Im Bayer. Walde schloß sich hieran noch die Pflingstlochzeit, ein Brautspiel in Form einer fingierten Hochzeit. Auch dies ist nur ein Sinnbild der Fruchtbarkeit, hier der menschlichen, deren Quell die Verbindung zweier jungblütiger Menschen in der bräutlichen Liebe darstellt.

Enge Verbundenheit mit der Scholle ist es, die in diesen alten schönen Bräuchen ihren Ausdruck findet. Sie ist es auch, aus der der deutsche Bauer selbst in schlimmster Notzeit Kraft zum Durchhalten und die Hoffnung auf Besserung seiner Lage geschöpft hat. Dieselbe Fähigkeit, mit der er an der Scholle haftete, ließ ihn auch an seinen alten Bräuchen Jahrhunderte lang festhalten. Erst Technik und Chemie und eine damit Hand in Hand gehende „Aufklärung“ und Umstellung der Wirtschaftsweise haben den schönen Bräuchen ein Ende bereitet. Sie haben altes deutsches Volksgut zerstört, ohne an seine Stelle auch nur annähernd Gleichwertiges zu setzen. Der Bauer ist gewiß gescheiter geworden und ein besserer Wirtschaftler und Rechner, aber er ist dafür auch gemütsärmer geworden. Das alte Gut der Bräuche ist fort und kehrt wohl nimmer wieder; aber die Erinnerung daran dürfen wir nicht untergehen lassen; denn schon sie vermag eine Quelle der Kraft zu sein.

## Von Sitt' und Brauch

Im 15. Jahrhundert hatten eitle Herren auf ihren Schuhen kleine Spiegel angebracht, um jederzeit ihr Äußeres prüfen zu können.

Der „ärostatifche“ Künstler Silvestrini ließ im August und September des Jahres 1804 jedesmal 2 Luftballone aus dem Garten der Barmherzigen Brüder in München aufsteigen. Die Flugungetüme kamen bis Trudering, Ramersdorf, einer sogar bis Ebersberg.

Ein Erlass 1639 bestimmte für Eltern und Lehrherren, die ihre Kinder nicht in die Christenlehre schickten, die entsprechenden Geldstrafen. Von diesen anfallenden Beträgen sollten kleine Geschenke für fleißige Kinder gekauft werden: Hl. Rosenkränze, Agnus Dei, Amulette, Skapuliere, Bilder und Täfelchen.

Im Stift Herrnsheimsee bestand der Brauch, daß sämtliche im Dienst des Klosters stehenden Arbeiter sich am Ende jeder Woche den sog. Samstagstuchen holten. Der Bestand aus 7 Röcheln, von denen jedes einen bairischen Schuh, das sind etwa 30 Zentimeter, lang sein mußte. Das Kloster brauchte für diese Spende jährlich etwa 20 Zentner Schmalz.

Hochgeehrt und vielbegehrt ist beim altbayerischen Bauer der sog. „Rauh“, den

die sammelnden Klosterbrüder bei sich tragen und gern hergeben. Es sind das besondere getrocknete Kräuter — an Maria Himmelfahrt geweiht —, die bei Krankheiten dem Vieh unters Futter gemischt werden.

Zur Zeit Walters von der Vogelweide bot die Frau zuerst dem Mann den Gruß.

Bei der Schweinsjagd und Fuchsgejaid wurden ein silberner Becher und eine Speischiüffel des Herzogs Albrecht verloren bei Haag. (Ratsprotokoll Wasserburg vom 7. November 1619.)

### Wenn ein Kind beschrien ist.

So stehe mit dem Kinde gegen die Morgensonne und sprich: Sey mir Gott willkommen Sonnenschein, wo reuist du hergeritten, hilf mir und meinem lieben Kind, Gott der himmlische Vater bitte, helfe mir bitten den Heiligen Geist, daß er wolle geben meinem Kinde sein Blut und Fleisch. †††.

### Daß dich eine lieben muß.

Nimm Federn von dem Hahnenschwanz, druck sie dreimal in die Hand. Probatum. Oder: Nehme eine Turteltaubenzung ins Maul, rede mit ihr lieblich, küsse sie danach auf den Mund, so hat sie dich so lieb, daß sie dich nicht mehr lassen kann.

# Wallfahrtsjubiläum auf dem Heiligen Berg Andechs

Hans Zimmermann, Fürstenfeldbruck

Das Bedürfnis, den religiösen Kult an bestimmten Orten gleichsam zu konzentrieren, in das kirchliche Alltagsleben Möglichkeiten religiöser Hochstimmung einzuschalten, ist eine jener Erscheinungen, die, im Grundplan der Seelen verwurzelt, schon deshalb innerlich echt sein müssen, weil sie gemeinsames Gut aller Zeiten und Völker sind. Insbesondere die katholische Religion mit ihrem, nicht nur den Verstand, sondern auch das ganze Gemüts- und Sinnenleben umspannenden Kult ist der gegebene Boden für eine reiche Entfaltung dieses Bedürfnisses. Und wieder besonders in unserer bayerischen Heimat hat es in der Form der Verehrung ehrwürdiger Gnadenstätten, der Wallfahrten zu religiösen Heiligtümern einen breiten Raum im Volksleben eingenommen.

Nächst Altötting ist in altbayerischen Landen der Heilige Berg Andechs am Ammersee, dessen Klosterturm auf stolzer Höhe über die glitzernde Fläche des Ammersees grüßt, der bedeutendste Wallfahrtsort. Die Geschichte dieses von Mönchen des Benediktinerordens besiedelten Klosters und des zuvor an seiner Stelle befindlichen Stammschlosses der ehemals mächtigen Grafen von Andechs reicht bis ins 9. Jahrhundert zurück. Der Vorgänger des derzeitigen Priors des Klosters, Prior Pater Magnus Sattler, hat in mühseliger Arbeit die Geschichte des Heiligen Berges erforscht und in seiner großen Chronik von Andechs niedergelegt.

Doch nicht die eigentliche Geschichte von Andechs sollen in diesen Zeilen behandelt werden, sondern nur ein Teilstück aus ihr, die geschichtliche Entwicklung seiner Wallfahrten, soweit sie an Hand der vorhandenen Unterlagen festgestellt werden kann.

Aber dem Kirchenportal prangt gegenwärtig, von Girlanden umgeben, die Zahl „800“. Sie erinnert den frommen Pilger daran, daß heuer eine ganze Reihe von Gemeinden zum 800. Male in der Bittwoche mit dem „Kreuz“ zum heiligen Berge Andechs gezogen sind.

Der Ursprung der Wallfahrt nach Andechs liegt in der Verehrung der zahlreichen bedeutsamen Reliquien, die sich die frommen Burgherren bei ihren Zügen nach Italien, dem Heiligen Lande und wo immer sie hinkamen, zu erwerben verstanden. Trotzdem ein großer Teil dieser Heiligtümer in der Säkularisation der Zerstörung durch blinde-wütige Aufklärer zum Opfer fiel, besitzt heute noch Andechs eine Reihe wertvollster Reliquien.

Die — wenn man so sagen darf — Hauptreliquie des Heiligtums sind die wunderbaren heiligen drei Hostien. Es befindet sich unter diesen Hostien jene, die auf ein inständiges Gebet des Papstes Gregor

sich in lebendiges Fleisch verwandelte, um eine fürstliche Spöttlerin zu bekehren.

Kaiser Maximilian verehrte der Kirche im Jahre 1502 in zierlicher Fassung eine Reliquie des Spottsepters Christi.

Durch Gräfin Agnes kam 1201 eine Reli-



## Alter Totentanz

O Mensch, denk oftmals an dein End,  
Der Tod kommt glossen oder grennt  
Und jedesmal schier in andrer Gestalt,  
Er treibt der Handwerk mannigfalt.

Der Tod ist wie ein Greiter schier,  
Er ziehet auf vor jeds Quartier  
Und schlägt die Stund, löst er dich ab:  
March in d' Kasern, hinab ins Grab!

Ein rechter Doktor ist der Tod,  
Macht frei von Krankheit und von Not,  
Und seine Frau, die schwarze Pest,  
Hilft ihm dazu aufs allerbest.

Den Tod trifft man als General,  
Beim Trommel- und Kanonenschall,  
Er gibt, bist Preuß, bist kaiserlich,  
Daß du dran gnug haßt, seinen Stich.

Als Fuhrmann ist er auch bekannt,  
Er fährt weit fort ins Seelenland,  
Und jeden kost gleich viel die Reif'  
Der Passaschir ist selbst der Preis.

Als Schmitter kennt der Baur ihn gut,  
Da packt ihn manchmal große Mut.  
Vor seiner Sens sinket in Staub  
Die schönste Blum, das grünste Laub.

Als Klapperdürer Musikant  
Zieht er durch deutsch und welsches Land,  
Und wenn er geigt, tanzt alles geschwind:  
Der Mann, das Weib, der Bursch, das Kind.

Als Büttel sieht man ihn auch oft,  
Er kommt zum Tanz ganz unverhofft,  
Und eh' man's denkt, schafft er schon ab  
Vom Brauttanz weg ins kalte Grab.

Als Mesner wird er auch genannt,  
Hantieret gut bei Meß und Amt,  
Und ist die Kirch' oft noch nicht aus,  
Löscht er schon manche Lichter aus.

Der Papst in Rom, der Kaiser z' Wien,  
Die können ihm auch nicht entziehn.  
Er leidet keinen Widersatz,  
Bank, Sessel, Thron fällt seiner Haß.

Wer hier gut dient, wird dort belohnt,  
Wer leidet hier, wird dort verschont,  
Drum schük uns, lieber Herr und Gott,  
Vor einem unvorgesehenen Tod!  
Einsmal, einsmal wird die Welt in Feuer

Gnad uns, gnad uns, daß wir dann vor dir  
bestehn. Amen.



quie der Dornenkrone Christi von Paris hierher.

Von der hl. Elisabeth, deren Mutter eine Gräfin von Andechs war, besitzt das Kloster ein Teil des Brautkleides, ihr Brustkreuz, eine herrliche frühgotische Arbeit, und ein silbernes Paszifkale mit feiner Pergamentmalerei.

Ein silberner Rahmen, dessen Rückseite einen sehr wertvollen Kupferstich enthält, wohl eines der ersten Erzeugnisse dieser Kunstgattung, umschließt ein Stück vom Schleier der Mutter Gottes.

Der Hochaltar birgt in einem prachtvollen Reliquienschreine den Leib der hl. Märtyrin Paulina und der hl. Serena.

Auch die goldene Tugendrose, die Papst Nikolaus V. dem Stifter des Klosters, Albrecht III., verlieh, wird in Andechs aufbewahrt.

Außer diesen finden wir noch eine große Zahl mehr oder minder wertvoller Reliquien, wie Stücke vom Gürtel der hl. Magdalena und des hl. Johannes, Partikel vom Kreuze des hl. Apostels Andreas, eine Armspindel des hl. Laurentius und andere.

Naturgemäß ist die Echtheit der meisten dieser Reliquien umstritten.

Neuen Aufschwung nahm die Wallfahrt, die seit der Zerstörung des Klosters Mitte des 13. Jahrhunderts sehr zurückgegangen war, mit der Wiederauffindung des Reliquienstückes im Jahre 1388. Ein und ein halbes Jahrhundert lang hatte sich die Tradition vom Vorhandensein eines vor der Zerstörung der Burg vergrabenen Schatzes erhalten, aber niemand wußte, wo er lag. Da begab es sich, daß ein Messe lesender Priester auf ein Mäuschen aufmerksam wurde, das ein Zettelchen von der Art, die man zur Kennzeichnung von Reliquien verwendet, aus einer Ritze zwischen den Altarstufen hervorbrachte. Man grub nach und fand eine eisenbeschlagene Kiste, die die drei heiligen Hostien, das Kleid der hl. Elisabeth, das Schweißtuuch des Herrn und viele andere Reliquien enthielt.

Ehedem waren es 328 Gemeinden, die alljährlich, vorab in der Bittwoche, auf den Heiligen Berg wallfahrteten, nur mehr 156 sind es heute; dafür hat aber die Zahl der einzeln oder familienweise kommenden Pilger ständig zugenommen, namentlich seit der raschen Verbesserung der Verkehrsverbindungen. Allerdings, viel vom alten Brauchtum der Volkswallfahrten ist dadurch verloren gegangen.

Zu erwähnen wären schließlich im Zusammenhang mit unserer Beschreibung der Wallfahrt nach Andechs die sogenannten „Ewiglichtstiftungen“ der Wallfahrtsgemeinden und einzelner Pilger, meist fürstlichen Geschlechts, große vielpfündige Opferkerzen, die in einem eigenen „Wachsgebölbe“ aufbewahrt sind; manche besitzen wegen ihres Alters oder kunstvollen Verzierung hohen Wert.

## Geschichte der Pfarrei Wenigmünchen

Nach dem Manuskript des † H. S. Pfarrers  
Jof. Lettenbauer, bearbeitet von H. S.  
Pfarrer Wilh. Gerner.

### III.

Aus den bisherigen Aufzeichnungen scheint hervorzugehen, daß ein Pfarrherr von Wenigmünchen, auf der kleinen Pfarrei, ohne im Besitze eigenen Vermögens zu sein, des geringen Einkommens halber, besonders z. B. des 30jährigen Krieges, sich nicht lange halten konnte. Das war auch der Fall für die nach diesem schrecklichen Kriege folgenden Hungersjahre. — Konnten doch 1652 die Widumsgründe nicht verpachtet und der Pachtzins für die vorausgegangenen Jahre mußte gestundet werden. — Deshalb fanden sich auch keine Bewerber, oder sie ließen sich abschreiben.

### Erledigung der Pfarrei 1642—1664.

Vikarierung derselben von Ebertshausen aus.

Während des Dreißigjährigen Krieges erschienen die Schweden öfters in der Umgebung von Wenigmünchen; den 22. April 1632 zum ersten Male im nahen Rottbach, dann wiederholt 1633 u. 1635, und zum letzten Male 1648.

Gerade in dieser traurigen Zeit war die Pfarrei Wenigmünchen unbesetzt, wo ein Seelsorger in der Pfarrei selbst so notwendig gewesen wäre. Nachdem Pfarrer Grandauer auf eine andere, jedenfalls bessere Pfarrei befördert worden war, wurde Wenigmünchen zuerst von Georg Caplmeier, Pfarrer in Ebertshausen 1642—1658, exkurr. parastoriert.

Ende 1658 wird ein 11. Pfarrer Silius in Wenigmünchen erwähnt, der aber schon im Frühjahr 1659 die Pfarrei wieder verließ und zwar ohne Erlaubnis.

12. Pfarrer Joh. Bapt. Silius (Ende 1658 bis Frühjahr 1659).

Der Schreibname Silius ist eine Verkürzung von Basilus; wie zum Beispiel Robus aus Jakobus, Hanssen aus Johannes, Thysen aus Matthiesen = Mathias oder Matthäus zusammengezogen ist. — In Wenigmünchen saß auf dem Hofe ein Philipp Loder, daher Lippbauer, statt Philippsbauer, eine Aussprache, die unserm deutschen Volke etwas zu lang und unbequem schien. Wolf, Lipp entstanden aus: Wolfgang, Philipp.

Im Jahre 1659 ließ sich Pfarrer Joh. Haunsperger von Oberweikertshofen vom Kloster Hohenwarth auf die Pfarrei Wenigmünchen präsentieren, ohne aber auf seine bisherige Pfarrei zu verzichten. — Unter diesen Umständen wurde vom Generalvikariate Freising wegen cumulat. beneficiorum die Präsentation besagten Pfarrers nicht angenommen. — Man braucht sich nicht gerade den Kopf zu zerbrechen, warum sich für Wenigmünchen keine Bewerber meldeten; die Pfarrei war zu wenig erträglich; in Kriegszeiten wie damals, erst recht. Verließ doch auch Pfarrer Neumahr 1639 die Pfarrei sine licentia; auch

dessen Nachfolger Pfarrer Grandauer wurde schon nach drei Jahren auf eine bessere Pfarrei befördert (1642). Ohne genaue Kenntnis der hier einschlägigen Akten ist ein Urteil nicht möglich, warum die Pfarrer Neumahr und Silius die Pfarrei verließen. — Aus Furcht vor den Schweden? Wegen nicht ausreichenden Einkommens? Die Widumsgründe konnten schlecht oder gar nicht verpachtet werden! Für unsern Zweck genügt es, auf die Widumsrechnungen 1650 p. p. hinzuweisen, in der es heißt: jeder Fischer ist „jüngstlicher Hungersnot halber“ annoch außer Land; daher auf neigt keine Bezahlung zu erwarten. — Schulden zum Pfarrwidum hatte jeder Wenigmünchner in dieser Zeit. Pfarrvikar Rappelmayer sogut, wie „der Paur“ (heut Hs. 3), oder der Söldner.

Pfarrer Caspar Hofwiertl 1664 bis 1668 wurde um 1600 geboren zu Dürnbuch, das bis zum Jahre 1885 noch zur Pfarrei Auffkirchen gehörte. Seine Eltern waren dort Bauern-Gehelute. Sein Bruder, Besitzer des elterlichen Anwesens, kommt im Taufbuche um die Mitte des 17. Jahrhunderts öfters als Taufpate vor. Pfarrer Hofwiertls von der Abtissin Anna Johanna und gesamtem Convente ausgestellter Präsentationsbrief ist datiert vom 1. April 1664. Zu bemerken ist, wie aus diesem Briefe hervorgeht, daß die Pfarrgemeinde Wenigmünchen sich selbst bittlich an das Kloster wendete, um einen recht eifrigen Seelenhirten zu erhalten.

Andreas Gottschneider. 1668 bis 1716. Dieser ehrwürdige Priester war 48 Jahre und 2 Monate, fast ein halbes Jahrhundert in der Pfarrei tätig. Er muß ein musterhafter Hirte seiner Schäflein gewesen sein; denn er hat in dieser langen Reihe von Jahren 235 Kinder getauft, darunter nur 5 illegitime.

Unter den von ihm Getauften war auch ein Andreas, Sohn der Schneiderschleute Andreas und Anna Kelle, geb. Hedenauer zu Wenigmünchen. Dieser kleine Andreas, geb. am 2. April 1681, wurde später Priester, und kommt im Matrikelbuche vor als Aushilfsgeistlicher (Provisor) für den bejahrten und frankten Pfarrer Gottschneider. — Priester Kelle starb als Frühmehrbenefiziat in Jekendorf bei Schehern. — Pfarrer Gottschneider hatte im letzten Jahre seines Lebens noch einen andern Provisor, namens Paulus Schmid. (Taufmatrikel 1716.)

Wenn auch Pfarrer Gottschneider keine weiteren Spuren seiner eifrigen seelsorgerlichen Wirksamkeit hinterlassen hätte, als eine sittlich hochstehende Pfarrei, so würde das allein genügen, ihm einen Ehrenplatz in der Reihe der hiesigen Pfarrer anzuweisen. Eine kleine Marmorkofel (rotbraun), am Triumphbogen neben dem St. Mathiasaltar eingemauert, enthält seine Grabinschrift.

Mathäus Wimmer. 1716—1727. Dieser Pfarrer taufte in der Pfarrei 37 Kinder, darunter nur 2 illegitime; dagegen wurden von ihm 48 Personen, darunter 18 Kinder unter 6 Jahren, beerdigt. —

Sein kaum noch lesbares Epitaphium (eine kleine Marmortafel) ist vor der Communionbank am Boden (über seinem Grabe) eingelassen.

Joseph Wenig, 1727—1741. Präsentiert vom Kloster Hohenwarth i. J. 1727; installiert 27. Januar 1737. Pfarrer Joseph Wenig ist der Begründer des Pfarrbuches, oder „der documenta parochialia“ des lobwürdigen Gottshaus St. Michael und Pfarrei Wenigmünchen, Anno 1732. — Ohne dieses Pfarrbuch würden die wichtigsten Urkunden des Pfarramtes unbekannt sein; denn die Originale derselben gingen verloren oder fielen „Antiquitätenjägern“ zur Beute.

In Pfarrer Joseph Wenig tritt uns eine interessante und sympathische Erscheinung, eine wahrhaft fromme Priesterpersönlichkeit entgegen.

Der Geist des frommen und demütigen Pfarrherrn spricht aus den Blättern seines Pfarrbuches zu uns, liebenswürdig und fast kindlich naiv.

Er war ein Mann des Gebetes und der Betrachtung, und aus dieser frommen Gesinnung entstanden seine zwei dauernden Schöpfungen, nämlich die Stiftung des Fastnachtsgebetes und die Errichtung des sogenannten Calvariberges zu Wenigmünchen, mit dem heiligen Kreuzweg und der Gruftkapelle. Der Calvariberg ist von ergreifender Darstellung, besonders die Kreuzigungsgruppe. In der Tat! Die Pfarrherrn Abraham Weit, Andreas Gottschneider und Joseph Wenig sind drei Lichtgestalten in der Priesterschaft Wenigmüchens. Schwer ist es, sie nachzuahmen, schwerer noch, sie zu übertreffen.

Lazarus Vidl. 1741—1768. Bei seinem ersten Tauseintrag bezeichnet er sich als Theologiae et ss. Canon. licentiat. In seine Amtsführung fielen mehrere Jahrestiftungen.

Pfarrer Vidl hat hier 108 Kinder getauft; die Zahl der von ihm Beerdigten ist 79; darunter 7 unerwartet Gestorbene und nur 12 Kinder unter 13 Jahren (gewiß ein Beweis einer guten Obforge von seiten der Eltern). — Von den erwachsenen Verstorbenen sind zu erwähnen: Wolfgang Loder, gestorben 2. Februar 1742 und dessen Ehefrau Maria, „nachdem sie 35 Stunden Witib war“, am 3. Februar 1742.

Im Pfarrbuche hat Pfarrer Vidl keine Einträge gemacht; er war, wie es scheint, kein Freund des vielen Schreibens.

Joh. Nep. Ignatius Meitlinger. 1768—1806. Er war 38 Jahre hier tätig; er taufte in dieser Zeit 152 Kinder, darunter nur 15 uneheliche; Beerdigungen nahm er 132 vor; unter diesen 14 von plößlich Gestorbenen und nur 22 Kinder unter 12 Jahren; daher immer sorgsame Kindererziehung.

Er ist der Erbauer des Pfarrhofes, aber der Bau stand nur wenige Jahre, denn 1796, den 30. April, nachts 11 Uhr, entstand

die fürchterlichste Feuerbrunst. (Hier bricht der Chronist ab.)

(Fortsetzung folgt.)

# Sinn und Bedeutung der Heimatmuseen

Von Professor Dr. Lill

Das neueste Jahrbuch der deutschen Museen verzeichnet in Deutschland nicht weniger als 1601 Museen mit 499 hauptamtlichen Museumsbeamten. Wenn man die großen Zentral- und Provinzmuseen reichlich genommen mit 100 annimmt, so bleiben rund 1500 Heimatmuseen, angefangen von den Stadtmuseen bis herunter zu den kleinen Heimatmuseen und den allerkleinsten Dorfmuseen. Deutschland marschiert heute mit seinen Museen ohne Zweifel an der Spitze aller Länder der Welt.

Um so eindringlicher tritt uns Deutschen die Frage nach „Sinn und Bedeutung der Heimatmuseen“ entgegen. Es ist nicht Zufall, daß wir Deutsche, und zwar gerade im 19. Jahrhundert, aus unserer Art und der zeitlichen Sinnesrichtung heraus, den Gedanken der Heimatmuseen gefaßt und geprägt haben. Die grundsätzlich historische Einstellung des 19. Jahrhunderts hat den Blick auch auf die Kunstwerke und Altentümer unserer eigenen Vergangenheit gelenkt. Als Ahnen dieser Bewegung treten uns hier so klangvolle Namen wie Freiherr vom Stein, Goethe, Aufseß, König Max II. entgegen, die im Gegensatz zu den internationalen zentralen Kunstmuseen die Idee von Provinz- und vaterländischen Museen durch Wort und Tat befürworteten. Aber das eigentliche „Heimatmuseum“ war damit noch nicht geschaffen. Seine Geburtsstunde scheint mir nicht vor der Einigung des deutschen Volkes von 1870 zu liegen. Vor 1870 ging der aktive politische Sinn der Besten des deutschen Volkes, aber auch der wissenschaftlichen Bestrebungen seiner Forscher und Sammler in erster Linie auf die Einigung und Einheitlichkeit des deutschen Volkes. Als dies heiß ersehnte Ziel erreicht war, als gleichzeitig eine überhäufte Industrialisierung Deutschlands einsetzte, erkannten besinnlichere Menschen die stilleren Kräfte im engeren Rahmen aufs neue. Die gemütvollere Eigenart, aber auch die individualistisch-föderalistische Einstellung des Deutschen machte sich so weniger auf politischem als auf kulturellem Gebiete bemerkbar. Heimatdichtung, Heimatforschung, bodenständige Bauweise, all das erwuchs aus der nämlichen Einstellung. Die Zahl der Heimatmuseen wuchs langsam von 1870 bis zur Jahrhundertwende, um dann bis zum Kriegeausbruch eine ungeahnte Ausdehnung zu erreichen.

Was versteht man nun heute unter einem Heimatmuseum? Heimat ist in einem gewissen Gegensatz nur der Ausschnitt aus dem größeren Begriff „Waterland“. Waterland haben wir nach dem heutigen Wortbegriff nur eines: das ist Deutschland. Aber geblieben ist dem Deutschen in dem Gefühl einer fein variierten Sonderung der Begriff der Heimat. Heimat — in erster Linie die Zelle des Seins: die väterliche Familie, väter-

liches Haus und Grundstück, dann wachsend mit dem langsamen Ausschließen des kindlichen Gesichtskreises: Straße, Stadt, Umgebung, Nachbar, Schule, Kirche, bis zu dem Augenblick, wo der Erwachsene, Reife, für kurze oder dauernde Zeit vom Strome des Lebens hinausgetragen wird in die Ferne, in die Fremde, eben dorthin, wo er erst aus dem Gegensatz heraus empfindet, was das kleine Wort „Heimat“ umschließt, umschlossen hat.

Jeder von uns trägt den Gedanken „Heimat“ irgendwie mit sich, im Leben und im Traum, in Sehnsucht, vielleicht auch in Schmerz und Leid. Und unter dem Wort Heimat erhebt sich aus der Erinnerung bald ein Bauernhaus, eine alte Patrizierwohnung oder auch nur eine einfache Dachkammer, eine liebe Mutterhand oder ein besorgter Großvater, ein altes Kinderlied, Geschichten, Märchen, Wassergräben mit Fröschen und Steinen, eine Waldwiese mit Anemonen, eine alte verträumte Kapelle unter hohen Bäumen.

Heimat ist nicht ein Einfaches, Isoliertes, Heimat ist eine Umwelt, eine Kleinwelt von Vielerlei, von Realem und Idealem, von Trübsal und Tiefstempfundem. Gesichter von Menschen, alte Häuser und Kirchtürme, Straßen und Plätze, Berge und Wälder, in buntem Kaleidoskop zieht es an uns vorüber, wenn nur das Wort Heimat in uns in stillen Stunden aufklingt. Heimat ist eben Lebensgemeinschaft in kleinem Ausschnitt, in dem Ausschnitt, wie zuerst unser kindlicher Geist, unser weiches Gemüt erfährt, in der Zeit, wo sich Eindrücke am unvergänglichsten einprägen. Heimat ist die Verschlingung und Durchsetzung aller Lebensumstände, von Hohem und Niederem, von Frommem und Bösem, von Vergangenheit und Gegenwart.

Damit sind aber die Grenzen eines Heimatmuseums gegeben, das ja die ganze Heimat schaubar vorführen soll. Im Raumgebiet vielleicht eng begrenzt, nur eine Landschaft, eine Stadt, ein Dorf, aber in dem Vielfältigen des Umfakten von der ganzen Unermeßlichkeit des Lebens zeitlich hinaufgreifend in die Zeit der Ahnen und Urahnen, um sich greifend nicht nur in die nächste Umgebung der menschlichen Gesellschaft: der Stände und Berufe, der Staats- und Kirchengewalt, sondern ebenso hinaus in die Natur, in Erdoberfläche, Natur, Pflanze, Tier, Gebirg, Wasser. Für diese Auffassung ist es von einem gewissen Standpunkt gleichgültig, ob ein Einzelding von größter allgemeiner Bedeutung und einmaliger Schönheit ist, oder ob es nur in seiner Kleinheit eine Farbnuance in dem riesigen Mosaik des Heimatbildes gibt.

Hierin liegt Vorteil und Gefahr für das Heimatmuseum, wenn es den kleinen, aber

in seiner Mannigfaltigkeit so unendlichen Mikrokosmos seiner Heimat völlig erfassen will. Wenn wir unvoreingenommen sind, werden wir zugeben müssen, daß kein Heimatmuseum weder in Kenntnis, noch Raum, noch Geld, den Umfang seines so erfakten Aufgabenkreises erschöpfen hätte oder erschöpfen könnte. Jedes Museum wird nur Teilgebiete erschließen können, vor allem Teilgebiete, die die Eigenart, die besonderen Bedingungen und Vorzüge seiner Heimat ausmachen. Ein wahlloses Aufhäufen oder die Eier nach der absoluten Vollständigkeit würde das Scheitern an der Aufgabe bedeuten. Dagegen kann ein überlegtes Sondern und Beschränken das besondere charakteristische Gesicht der Heimat in schärfster Prägnanz und Eindringlichkeit heraustreten lassen. Ein gutes Heimatmuseum muß seine ganz individuelle Note haben, die ebenso von der Sonderart seiner Umwelt wie von den Persönlichkeiten, die das Museum im Laufe der Jahre und Jahrzehnte geschaffen haben, diktiert ist.

Grundlegende Faktoren für die Ausgestaltung eines Heimatmuseums sind: System, Ordnung und saubere, gefällige, übersichtliche Aufstellung. Die stärkste Gefahr, die einem Heimatmuseum droht, ist die ziel- und wahllose Überfüllung. Gewiß hat auch der kleinste heimatliche Gegenstand irgendeine Bedeutung. Aber wo dieser Gegenstand verwertet wird, in welchem Zusammenhang, ob in der Schausammlung oder im Depot, an einem hervorragenden Platz oder auf einer Vitrine, wo Verwandtes nebeneinandersteht, da liegt die ordnende, überlegende, systematische Aufgabe. Und noch problematischer wird die Frage, wenn eigennützige Schenker aus einer falschen Perspektive heraus Nebensächliches dem Museum unter undurchführbaren Bedingungen zum Aufstellen übergeben. Auch solche Museen gibt es, die statt dem Wertvollen und Charakteristischen kleine menschliche Eitelkeiten in den Vordergrund stellen, die einer Stadt zum Spotte, nicht zur Ehre gereichen. Und noch mehr kleinere Museen soll es geben, die nicht Kraft und Verständnis aufbringen, aus dem Chaos ihrer Gegenstände ein wohlgeordnetes Ganzes zu machen. Ein Museum sollte vor allem in einem würdigen Bau untergebracht sein, wo jede Abteilung für sich zur Geltung kommt, wo kleinere intimere Räume das Zusammengehörige aufnehmen können, wo richtige Verteilung von Einzelwerten und typischen Werten vorgenommen werden kann. Auch die Umgebung, die Zimmerfarbe, die Vitrinen und Konsolen müssen der Würde entsprechen, ja sie können gerade in ihrer schmuckhaften Aufstellung die kleineren Gegenstände heben und für die wertvolleren Kunstwerke einen würdigen Rahmen bilden.

(Fortsetzung folgt.)

## Ursprung und Geschichte von Bayrischzell

Die Ortschaft Bayrischzell, früher Margarethenzell, so genannt nach seiner Kirchenpatronin, der hl. Jungfrau und Märtyrin Margarita von Antiochia in Pisidien (starb den Märtyrertod bei der diokletianischen Christenverfolgung am Ende des dritten Jahrhunderts), im Volksmunde gewöhnlich „Zell“ geheissen, reicht mit ihrer Gründung und der Erbauung der ersten Kirche, der im Jahre 1733 durch Neubau an derselben Stelle die jetzige Pfarrkirche im hübschen Barockstil folgte, bis zum Jahre 1077 zurück. Sicher ist aber, daß es schon lange vorher im Zellertale und dessen Umgebung, wenigstens vorübergehend, einzelne menschliche Ansiedlungen gab, ehe Graf Hermann von Castell-Sulzbach, der erste Gemahl der Herzogin Haziga, der ersten uns bekannten Stammutter des Fürstengeschlechtes der Wittelsbacher, 1045 von Willing b. Aibling aus mit seinen Mannen die freigewordene Waldung „Helingersweng“ vom Berge „Chittinrain“ (heute Kittenrain, d. i. der Berg, über den der Weg von Geitau nach Birkenstein führt) bis Chivirins Ursprung (Ursprung des Kiefernbaumes in der Nähe des bekannten und

von Bayern vielbesuchten Grenzwirtschaftshauses „Ursprung“) und darüber hinaus in Besitz genommen hatte. Das sagt uns die Bezeichnung: „Frei“, d. i. freigewordene Waldung „Helingersweng“. Sie muß früher einem „Helinger“ gehört haben. Bereits zur Zeit der Einwanderung der Bajuwaren, die von 580 bis 620 vor sich ging, und ihres immer weiteren Vordringens in das Alpenvorland befanden sich inmitten des Urwaldgebietes der hiesigen Gegend einzelne Niederlassungen, einsam gelegene verborgene Zufluchtsorte zurückgedrängter flüchtiger Romanen. Darauf weisen zweifellos die romanischen Bezeichnungen hin: Bondaich, Gütleranwesen am Hange des Wendelsteinausläufers, in der Nähe der Bahnstation Hammer gelegen (Bondaich = Fantache = fons aquae), ferner Valepp (beste Erklärung vallis apris = Ebental), Glendsalm (eliland, aliland = fremdländisch). Außerdem wird nicht ohne Grund vermutet, wenn es auch bis jetzt nicht nachgewiesen werden konnte, daß von der Haupttrömerstraße aus, die von Augsburg über Schöngesing, Grünwald, Rosenheim nach Suvarium (Salzburg) führte, etwa von

Valley weg über Wenarn, Miesbach, Schliersee durch das Zellertal und Bayrischzell eine Zweigstraße nach Süden bis Rattenberg in Tirol ging, und dort in die Straße nach Innsbruck einmündete. Für diese Annahme scheint auch folgender Umstand zu sprechen: Südlich von Bayrischzell, auf dem Wege durch das enge Hörhagtal, befindet sich ein vom Seeberge vorspringender Bergfegell mit dem Namen „Burgstall“, der zu einem römischen Wachturme (specula) wie geschaffen war. Von seinem Plateau aus kann man die Straße nach beiden Richtungen hin auf weite Entfernungen übersehen, nach Süden bis Ursprung, nach Norden bis Bayrischzell hinaus; und außerdem sieht man auch noch in die enge Wadbachschlucht hinein, die hinter den Seeberg führt.

Ort und Kirche Bayrischzell entstanden, wie bereits erwähnt, erst 1077. 1076 zogen sich zwei adelige Männer, Otto und Adalbrecht, in die damals wilde Einsamkeit am obersten Ende des Zellertales zurück und errichteten sich hier eine Eremitage. Nach einer alten Volkssage soll der eine seine Behausung am Bache in der Nähe des Tannerhofes (der Bach führt jetzt nur mehr bei Regen und zur Zeit der Schneeschmelze Wasser) oder, wie andere meinen, bei der jetzigen Tannermühle, woselbst der Wendelsteinbach in einem Wasserfalle zu Tale rauscht — der andere weiter unten am Wendelsteinbache unter einer großen Linde gegenüber dem jetzigen Pfarrhause aufgeschlagen haben. Noch lange Zeit hieß letzterer Platz der „Herrenfleck“. Gleichgesinnte Männer gesellten sich zu ihnen. Man erbaute eine gemeinsame Zelle und ein Kirchlein an der Stelle, an der heute die Pfarrkirche steht. Herzogin Haziga, in zweiter Ehe mit dem Grafen Otto II. von Scheyern vermählt, unterstützte tatkräftig das Unternehmen dieser frommen Männer. 1077 wurde das Kirchlein auf Anordnung des Bischofs Ellenhard von Freising (1052 bis 1078) durch den Weibbischof Solitano eingeweiht. Haziga erbat sich für das Kloster Bayrischzell von dem Benediktinerstifte Hirschau in Württemberg eine Anzahl Priester und Laienbrüder und überwies dem Gotteshause reiche Schenkungen, so Güter in Högling und in Tirol. Auch der Zehent war von nun an aus der ganzen Umgebung an die Kirche in der Zell zu verabreichen. 1080 übergab sie Ort und Kirche Bayrischzell dem Kloster Hirschau im württembergischen Schwarzwald. Wegen der Unwirtlichkeit und Wildheit der Gegend, der Rauheit des Klimas und der schlimmen Wegverhältnisse war es den Mönchen sehr schwer, sich hier mit dem nötigen Lebensunterhalte zu versorgen. Der Mönch Conrad von Scheyern (Mon. boica X 382) nannte die Gegend eine: „vasta solitudo, quae paulo ante fuerat salus ferarum et cubile draconum: eine wüste Einsamkeit, in der noch kurz vorher wilde Tiere und Drachen hausten.“ So vertauschte denn die Herzogin Haziga mit ihren Söhnen im Jahre 1085 ihre Güter bei Chittinrains-

## Eine unbekannte Jugenddichtung des Bayernkönigs Ludwig II.

Es war erst ein Jahr nach seinem Regierungsantritt verfloßen. An einem Sonntag des Sommers 1865 ist es gewesen. Da hatte sich wie immer nach Schluß des Gottesdienstes vor dem Portale einer Münchener Hofkirche eine stattliche Volksmenge aufgestellt. Alles wollte beim Ausgange den vielvergötterten Herrscher in der Fülle seiner Jugendkraft und Schönheit sehen, bewundern und ihm begeistert huldigen. Nachdem er den harrenden Hofwagen bestiegen, überreichte ihm ein unbekanntes bildhübsches Mädchen in schmucker Oberländertracht einen Strauß von Enzianen und Alpenrosen, seine Lieblingsblumen, den er freudig entgegennahm. An den folgenden Sonntagen wiederholte sich der gleiche Vorgang. Als nun an einem Feiertag im August die fremde Blumenpendlerin nach der weniger besuchten Nachmittagsvesper dem aus der Kirche tretenden Monarchen mit anmutvollem Knick wieder einmal einen herrlichen „Buschen“ der nämlichen Gebirgsblumenart überreicht hatte, da fühlte sie plötzlich ein schmal zusammengefaltetes Papierblättchen in ihre Hand geschoben. Unerkannt und schnell aus der Menge verschwindend, eilte sie klopfenden Herzens von dannen, in ihrem stillen Heime erst den geheimnisvollen Streifen enthüllend, der nachfolgende tiefempfundene Dichtung des königlichen Poeten enthielt:

Rosen gibst du mir und Gentianen,  
Scheues, fremdes Kind!  
Und durch meine Seele lind  
Zieht ein wunderbares Ahnen.

Ahnen von des Glückes Segen,  
Das ich nie besah,  
Das der Himmel schier vergah  
Auf des Königs Pfad zu legen!

Glück? Ich wollt' es nie begehren,  
In die Einsamkeit,  
Selbst in holder Jugendzeit  
Bannt mich ewiges Entbehren.

Da — noch liegt vom heil'gen Worte,  
Mir im Ohr ein Klang —  
Stehst du lieblich, säu und bang  
Blumenpendend an der Pforte!

Bringst du Leiden? Bringst du Wonnen?  
Könnst' ich's nur versteh'n!  
Laß, o laß mich wiederseh'n  
Deiner Augen blaue Bronnen!

Rosen gibst du mir und Gentianen,  
Scheues, fremdes Kind!  
Und durch meine Seele lind  
Zieht ein wunderbares Ahnen.

Die anmutige Gebirglerin war ein Freifräulein Elisabeth, deren Stammburg, ein reizendes Felsenschloßchen, überaus romantisch in den bayerischen Alpen hart an der nahen Tiroler Grenze gelegen ist. Sie war eine Vollwaise und schied noch in der Blüte ihrer Jahre nach nur kurzer Krankheit aus dem Leben. In ihrer Hinterlassenschaft befand sich ein prächtig gemaltes Elfenbeinbildnis mit einer goldenen Königskrone und der vieldeutigen Inschrift:

„Der Tod vereint —  
was der Tod scheidet!“  
E. und L.

hofer (heute Kloohof), Arnhofen und Weng gegen das dem Stifte Freising gehörige Fischbachau. In Trach, nahe bei Fischbachau, besaß Haziga ein Schloß. Unverzüglich ließ sie in Fischbachau eine Kirche erbauen, erwirkte ihr das Recht der Begräbnis und ließ dieselbe 1087 von Bischof Meginward von Freising einweihen. 1095 vertauschte sie ihre Zehntrechte in Kloohof und Arnhofen gegen die Zehnte in Fischbachau. 1096 oder 1097 wurden die Klostergebäude aufgeführt und 1100 oder 1101 durch den Bischof von Freising eingeweiht. Das Kloster wurde 1102 zur Abtei erhoben. Erzhimbold aus Hirschau war der erste Abt. Unter ihm wurde Graf Leonhard von Scheyern, Hazigas Sohn, selbst Benediktiner in Fischbachau. Am 21. November 1103 wurde das Kloster dem römischen Stuhle übergeben. Bald darauf starb die edle Stifterin. Der Ort Fischbachau gehörte bis dahin zur alten Pfarrei Elbach, die bischöflich-freisingisches Gut war. Dies erhellt daraus, daß den Tauschvertrag mit der Gräfin Haziga Gottschalk von Marchpach (bei Elbach) und die beiden Elbacher Priester Adalbert und Willibald als Abgeordnete von Freising unterzeichneten. Dies ist weiter daraus ersichtlich, daß Haziga erst das Begräbnisrecht für Fischbachau von Elbach erwerben mußte.

Da sich das Kloster Fischbachau wegen des großen Andranges von studierenden Jünglingen aus adeligem Geschlechte bald zu klein und ungeeignet erwies, erwirkte Abt Erzhimbold durch Vermittlung des Grafen Otto III. von Scheyern, Sohnes der Haziga, und des Grafen Berthold von Burgheim die Verlegung des Klosters in die Burg Glanek bei Eisenhofen an der Glonn (Petersberg) im Amtsbezirksgerichte Dachau. Im Jahre 1104 zog der Abt mit seinem Konvente in die umgebaute Burg ein. Da der nun folgende Abt Bruno auch mit dem neuen Klosterheime nicht zufrieden war — die Räumlichkeiten waren zu beschränkt, auch herrschte Mangel an Wasser — erhielten endlich die Söhne des hl. Benediktus von Otto III. das Stammschloß Scheyern mit den dazugehörigen Besitzungen zu Zell, Fischbachau und Eisenhofen. Im Jahre 1113 hielten die Benediktiner in Scheyern ihren feierlichen Einzug.

So führt uns die Geschichte der ehrwürdigen Benediktiner-Abtei Scheyern in ihren ersten Anfängen nach Bayrischzell.

Im Jahre 1127 wurden die Gebeine der Gräfin Haziga und ihres Gemahls Otto II. von Fischbachau nach Scheyern übergeführt und dort im Presbyterium der Kirche beigesetzt. Eine später angebrachte Marmortafel erinnert dortselbst an die edlen Stifter.

Das Kloster Fischbachau blieb Propstei bis zur Säkularisation 1803. Benediktinermönche versahen von dort aus bis 1615 die Seelsorge in Bayrischzell.

Die Klostergebäude in Bayrischzell sollen später wegen Bauauffälligkeit niedergelegt worden sein. Das älteste Anwesen, das in seinem Entstehen in diese Zeit zurückreicht, dürfte wohl der Zellerbauernhof sein. 1615 erhielt Zell einen eigenen Seelsorgepriester als Kooperator-Expositus mit ständigem

Wohnsitz daselbst. Er stand unter dem Propste von Fischbachau. 1811 wurde Bayrischzell, welches bis dahin Filiale von Fischbachau war, eine unabhängige selbständige Kuratie. 1892 wurde die Pfarrei Elbach, das merkwürdigerweise der Pfarrei Elbach inkorporiert war, obwohl es zur politischen Gemeinde und seit 1865 auch zum Schulsprengele Bayrischzell einverleibt. Ursprünglich stand Geitau, wie Bayrischzell, unter der Propstei Fischbachau. Als im 16. Jahrhundert die Grafen von Hohenwaldegg b. Schliersee den Protestantismus einzuführen versuchten und auch die beiden Herren (Priester) zu Fischbachau hierfür gewonnen hatten, schlossen sich die Bewohner von Geitau der Pfarrei Elbach an. Wolf Dietrich, Graf von Maxtrain und Waldeck, dem das untere und mittlere Leikachtal sowie die Gebiete von Miesbach und Schliersee gehörten, war der Lehre Luthers zugetan (1556). Er gewann für die neue Lehre auch die beiden Geistlichen von Fischbachau. Auf Befehl Herzog Wilhelms V. mußte 1581 der Abt von Scheyern den Pfarrer und Kooperator von Fischbachau (Benediktinermönche) ihres Amtes entsetzen.

1893 wurde der Kuratiebezirk Bayrischzell in seinem damaligen Umfange zur Pfarrei erhoben.

Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts gehörte auch noch das vier Stunden weit entfernte „Walepp“, Forsthaus mit Kapelle, zum Seelsorgsbezirk Bayrischzell. In dieser Zeit hat der damalige Pfarrer von Schliersee aus Anlaß der Beerdigung eines in der Walepper-Gegend verunglückten Holzknechtes, welche der Bayrischzeller Seelsorger vornahm, Anspruch auf die „Walepp“ erhoben. Heute gehört Walepp zur Pfarrei Egern a. Tegernsee.

## Brotglauben in Bayern

1. Wenn ein Stück Brot unter dem Herabschneiden zerbricht, hat der Empfänger nicht gebetet.

2. Wenn Brot am Messer hängen bleibt, gibt es eine Teuerung.

3. Wer den Anschnitt eines Weckens oder Laibes allein ißt, wird geizig.

4. Wenn ein Kind hart reden lernt, soll man ihm Bettelbrot zu essen geben, sagt man im bayerisch-böhmischen Waldgebirge. Freilich, die Bettelleute sind in der Regel nie ums Wort verlegen und haben ein gutes Mundwerk.

5. Wenn du von einer Wohnung in die andere ziehst, darfst du kein Brot verlieren, sonst hast du künftig Nahrungsmangel. Nahrungssorgen wohl zufolge deiner Unachtsamkeit, die die wichtigste Gabe nicht genügend im Auge behält.

6. Wer das Brot nicht schön eben und gleichmäßig herabschneidet, wer sogenannte Keile macht, bekundet falsches Wesen und kann nicht haushalten. Dies kündigt auch ein altes Sprüchlein: Wer will werden reich, schneid das Brot fein gleich. Im Allgäu: Ebe(n) und unebe(n) hat den Laib 'gesse(n).

7. Wer das Brot über Nacht ausgehen läßt, dem geht der Segen im Hause aus.

8. Wem Brot als Gast in einem Hause angeboten wird, und er schlägt's aus, ist kein wahrer Freund; denn das Brot ist eine heilige (Familien-)Gabe (eine Spende der Liebe). Mit der Darreichung bekundet man gleichsam Aufnahme in die Familien- oder Brotgemeinschaft.

9. Wer das Brot (den Wecken oder den Laib) aufs Gesicht legt (auf seine obere braune Seite und so gegen die gewohnte Ordnung verstößt) jagt Glück und Frieden aus dem Haus und macht die Engel weinen.

10. Wenn dich das Brot, das du gegessen hast, drückt, so war es dir nicht vergönnt (oder wird dir mißgönnt).

11. Bevor man zu Bette geht, soll man den Tisch völlig abräumen — auch vom Brot, damit die armen Seelen ruhen können.

12. Soviel Brotkrümel man auf den Boden fallen läßt, so viele Jahre muß man im Fegfeuer büßen, behauptet man in Engelsburg (zwischen Mühldorf und Trostberg).

13. Wenn eines in die Fremde muß und nimmt ein Brot mit, gewöhnt sich's am neuen Platz leichter ein und kriegt das Heimweh nicht. Darum gibt heute noch manche Mutter ihrer Tochter, wenn diese in den Dienst fortgeht, oder ihrem Sohn, wenn er zum Militär einrücken muß, ein großes Stück Hausbrot (mit geweihtem Salz bestreut) mit. Dieses Eingewöhnbrot hält gleichsam die Verbindung mit der Heimat und der Familie aufrecht. Mancherorts gibt auch der Verkäufer eines Pferdes oder Kindes dem Käufer ein Stück Brot mit, damit er etwas davon im neuen Stall in den Futterbarren tut.

14. Geweihtes Brot — vor allem das Agathabrot — vermag sogar Feuer zu löschen. Ratsam ist es nach altem Volksglauben auch, bei einem Gewitter einen Laib Brot auf den Tisch zu legen. Die hl. Gottesgabe vermag unter Umständen sogar vor dem wilden Feuer des Himmels (dem Blitz) zu schützen.

15. Wenn der Kammerwagen (die Aussteuer) anfährt, soll die Braut zuerst das Kreuzifix und einen Laib Brot ins Haus schaffen. Das ist Glücksbrot, das vor Unheil und Not schützt.

In einigen Gegenden Bayerns gibt der Bauer, wenn er zum ersten Male zum Pflügen fährt, den Zugtieren geweihtes Brot. Dieses Mäh-, Pflug- oder Ackerbrot ist auch ein Glücksbrot, es bringt nach dem Volksglauben reichen Gewinn bei der Arbeit und im Feld.

## Neue Skelettfunde aus Bayerns Frühgeschichte

Baggerarbeiten bei der Anlage der Kanalisation in Pasing bei München eröffneten ein Gräberfeld aus der Merowingerzeit. Teile menschlicher Skelette wurden aus der geringen Tiefe von 40 bis 50 Zentimeter zutage gefördert, dazu Bronzebeigaben in Ringen, auch ein Kurzschwert wurde gefunden. Das Gräberfeld ist durch eine Erdschicht gekennzeichnet, es stammt aus der Zeit von 480 bis 600 n. Chr.

## Bauernzeugnis für einen Dienstfnecht aus dem Jahre 1844

Da Peter Polz, welcher bei mir ein Jahr weniger 2 Monate als Oberknecht gedient, nunmehr aus dem Dienst austritt, und dem landesfürstlichen Befehl zufolge von mir ein Zeugnis seines Verhaltens begehrt, so bezeuge ich hiemit, daß Peter Polz seine ganze Dienstzeit hindurch, soviel mir wissend ist, nichts veruntreuet, sondern an Sonn- und Feiertagen beim Bierkrug seinen eigenen Dienstlohn dergestalt zugefetzt habe, daß er schon um Michaelis damit zu Ende war, wobei er für die nachfolgenden Feiertage sich genöthigt fand, einiger seiner Kleidungsstücke zu versehen, so wie denn auch sein Rock deswegen bei mir noch jetzt in Verhaft liegt. Mit der Arbeit verhält sich Peter Polz ganz mäßig und bescheiden, und wird sich schwerlich dadurch zum Krüppel machen. Den Pferdestriegel hat er mir dieser Tage eben so neu und schön verzinnt wieder zugestellt, wie ich ihm denselben vor 10 Monaten in die Hand gegeben habe. Keine Sünde haßt er ärger als das Arbeiten an abgeschafften und anderen Feiertagen. Um sich vor dieser Sünde recht sicher zu stellen, macht er gewöhnlich schon Tags zuvor um 3 Uhr nachmittags Feierabend, und pflegt dabei zu sagen: Anstatt meiner lasse ich die Bauern arbeiten, um die ist ohnehin kein Schade, wenn sie verdammt werden! Peter Polz ist übrigens ein seelguter Kerl, macht nichts und bricht nichts, und man hört ihn nie über etwas klagen, als daß die Feiertage so schlecht geheiligt werden, daß der Dienstlohn so gering, das Bier so dünn und die Maß so theuer ist. Solches bezeugt der lieben Wahrheit zur Steuer.

Peter Hoß, Bauer zu Aidling.

## Der Löwenzahn

Er führt jetzt unbestritten die Herrschaft im Reich der Wiese. Und wo er zu Tausenden gehäuft seine gelben Köpfe leuchten läßt, da ist ein Anblick, an dem man unmöglich vorbeigehen kann. Am allerwenigsten natürlich die Bienen, die in hellen Scharen sich einstellen und summend und brummend von Köpfchen zu Köpfchen fliegen, bis ihr Pumphörschen dick genug geworden ist.

Der Bauer hat ja gerade keine rechte Freude an dem schönen Teppich; für ihn ist der Löwenzahn ebenso Unkraut wie für den Gärtner und Gartenbesitzer, der sich über ihn grün und blau ärgert, weil er sich in seiner Lummelhaftigkeit ausgerechnet immer in die schönsten Blumenbeete setzt, wo er ihn absolut nicht haben kann. Und wie er drin steht! Ein Schiff kann nicht besser

verankert sein als der Löwenzahn mit seiner imponierend langen und kräftigen Pfahlwurzel! Kein Wunder, daß sich die Abneigung gegen diesen Eindringling auch im Namen ausdrückt. Das Wort Hundsbäume, Krotensblume, Teufelsblume, Saubäume, Sauröhrl sagt genug.

Des Bauern Vieh ist ja den saftigen Blättern nicht abgeneigt und darum mit dem anderen Namen Kuhblume wohl einverstanden. Freilich fördert es die Verdauung etwas gar zu sehr; daher die nicht gerade ehrenhaften Bezeichnungen Bettpisser und Rühlschiffer. Dagegen weiß der Bauer die Wirkung auf den Milchtrag wohl zu schätzen; er kennt nämlich im allgemeinen keinen Löwenzahn, sondern nur eine Milldistel. (Diese Annahme ist allerdings ein Irrtum.)

Die Mütter sind ihr feind; die Schürzen und Kleider, die die Kinder heimbringen! Seife und Bürste und Lauge und Bleiche sind fast machtlos gegen den heimtückischen Saft. Aber die Kinder haben sie dafür um so mehr in ihr Herz geschlossen. Kettenblüml heißen sie's, weil sich aus keiner anderen so schöne Ketten, Ringe um Ringe aneinander, fügen lassen. Und erst wenn die Lichtlein fliegen! Sieht so ein Blütenstand nicht aus wie eine „Laterne“? Man bläst darauf hin, und in alle Winde stiebt's! Bleiben schwarze Tüpfelchen auf dem Blütenboden zurück, so waren's lauter Teufelchen, die fortflohen; die weißen Tüpfelchen aber sind die Heimat der Engeln. Und wie komisch sieht so ein nackter Blütenboden aus! Wie der geschorene Kopf eines Mönches (Mönchspalten, Mönchstopf, Pfaffenröhrl).

Die Alten rechneten sie auch unter die Heilkräuter, und ihr Saft gehörte mit zu den vielerlei Säften für eine Frühjahrskur; aber eine hohe Wissenschaft hat sie degradiert und hinter ihre Heilwirkung mehr als ein großes Fragezeichen gemacht. Nur die frischen jungen Blätter sollen, als Gemüse gerichtet, schmackhaft und heilsam sein.

## Alte Hauskapellen in Wasserburg

Heiserer zählte in seiner „ausführlichen Beschreibung der Kirchen Wasserburgs“ vom Jahre 1841—42 folgende Hauskapellen in Bürgerhäusern auf:

1. Die Laibinger Kapelle im späteren Posthaus Nr. 14, zu ebener Erde im Gebäude linker Hand gelegen, zu Ehren der hl. Dreifaltigkeit geweiht. Nach einem Regierungsbefehl vom 25. Juni 1804 durften zu dieser Zeit nur noch 3 stille hl. Messen ohne öffentliches Zeichen gelesen werden. Schließlich fiel dieses häusliche Heiligtum doch dem Geist der Aufklärung und Nüchternheit zum Opfer.

2. Die Elverezinische Kapelle auf dem Gries, an der Rückseite des Hauses Nr. 285 über 2 Stiegen gelegen, zu Ehren der Apostelfürsten Peter und Paul geweiht. Das Wohnhaus wurde durch einen Umbau in 2 getrennte Stöcke geteilt und die Kapelle mußte bei dieser Gelegenheit ihr Leben lassen.

3. Die Reiterkapelle von dem Kastner und Mautner (Zollbeamten) Ferdinand Reiter und seinen zwei Schwestern erbaut und zu Ehren der unbefleckten Empfängnis Mariä geweiht. Die Kapelle mit einem sehr geräumigen Vorplatz und einer eigenen Sakristei ist jetzt (1841—42) noch ziemlich gut erhalten, doch der Altar beinahe ganz unbrauchbar.

4. In der anderen Reiterkapelle im ehemaligen Dallinger- und Rauchweinhaus Nr. 10 stand ein zu Ehren des hl. Antonis errichteter Altar. Altarstein und Altarbild sind noch vorhanden. Der Altar selbst ist veräußert worden. Gegenwärtig dient die Kapelle als Schenke.

5. Die Kopauerkapelle im ehemaligen Schlichterhaus Nr. 11 mit einem Altar zu Ehren Mariä und des hl. Sebastian. Ist jetzt profaniert, obwohl der Raum noch vorhanden ist.

## Die Ostermäre in St. Ahas ein früherer Brauch

Von † Oberstudienrat A. Brunhuber.

Heiserers Chronik vom Jahre 1836<sup>1</sup> gibt eine Aufzeichnung über die früher am Ostermontag in St. Ahas übliche Predigt, in der alle Geschehnisse seit dem letztvergangenen Ostern in besonderer Form besprochen wurden. Es heißt da am 4. April (Ostermontag): Nachmittags ist Predigt in St. Ahas und alles eilt dahin — zu Ostermark, sagt das Publikum; es soll heißen Ostermärchen, einer gleichgültigen Erzählung der Jünger auf dem Wege nach Emmaus. Früher und selbst unterm vorletzten Pfarrer Dechant Winnerl<sup>2</sup> war es Sitte, daß der Prediger alle im ganzen Jahr sich ereigneten Fakten in der Predigt vorbrachte und darauf die Nutzenwendung machte. Daß diese Märchenpredigt oft ausartete und von vielen nur eine Spaßpredigt geheißt wurde, läßt sich leicht denken; übrigens ist die Sache doch nicht ganz ohne.

<sup>1</sup> Handschrift im Stadtarchiv Wasserburg.

<sup>2</sup> Von Dechant Benno Winnerl, Exkonventual von Benediktbeuern, sagt Mayer-Westermayer (Statistische Beschreibung des Erzbistums München-Freising III. Regensburg 1884 S. 570.), daß er „ein zwar gelehrter, aber illuminatistisch angehauchter Priester“ war. Winnerl gründete 1808 in Wasserburg eine Lesegesellschaft. Sein Grabdenkmal mit seinem Bilde befindet sich im Friedhofe zu Wasserburg links von der Aussegnungshalle. Die Grabchrift rühmt von ihm: omnibus pater bonus, egenis praecipue quos ita iuvat et fovit, ut ipse tandem egeret. (Allen war er ein gütiger Vater, vornehmlich den Bedürftigen, die er so sehr unterstützte, daß er endlich selbst Mangel litt.) Über Winnerl, der 1764 zu München geboren wurde und 1824 in Wasserburg starb, siehe Brunhuber A.: Die Bibliothek der Stadt Wasserburg am Inn. In: Zeitschrift für Bücherfreunde. Leipzig 1906/07, S. 292 f. Vergl. dazu: Derselbe, Zur Geschichte der St.-Jakobs-Pfarrkirche in Wasserburg und ihrer Denkmäler. Wasserburg 1929. Dempf. S. 18 ff.



# Die Heimat am Inn

Gammelblätter zur Heimatgeschichte und Volkskunde

In zwangloser Folge erscheinende Beilage zum „Wasserburger Anzeiger“

Herausgeber: Friedrich Dempf, Wasserburg. / Verantwortl. Schriftleiter: S. Zimmermann, Fürstensefeldbrunn, Hauptstraße 21  
(Nachdruck verboten)

## Lebensgeschichte des Magisters Michael Keller

Chemaliger Kaplan in Wasserburg a. J., dann evangelischer Pfarrer in Augsburg

Von Th. Trenkle

In der Zeitschrift „Die Heimat am Inn“, Jahrgang 1927, Heft 16, las ich in diesem Frühjahr einen von Herrn Bürgermeister Alfons Winter verfaßten Artikel über: D. Johann Pfeffinger. Von meinen kirchengeschichtlichen Studien her war mir D. Johann Pfeffinger als Freund Luthers und Melancthons und als späterer Pfarrer und Superintendent von Leipzig wohl bekannt, aber daß er in Wasserburg am Inn geboren war, war mir neu und interessierte mich um so mehr, als ich zur selben Zeit einen zweiten Wasserburger entdeckte, der von der gewaltigen religiösen Bewegung ergriffen, die von Wittenberg ausging, seine Vaterstadt im Jahre 1567 verließ und nach Augsburg floh, wo er Hilfsgeistlicher wurde. Ich besitze ein Porträt von ihm, einen hübschen Kupferstich. Da sieht man in einem Oval sein Brustbild, ringsherum zieht sich die Umschrift: Herr Georg Sunderreuter, Helfer zum Barfüßern in Augsburg 1567. Darunter aber steht: Ist No. 1541 zu Wasserburg in Bayern geboren, kam hierher No. 1567 d. 26 Jan. u. wurde No. 1586 auch mit den andern Predigern abgeschafft, u. soll nachgehends in der obern Pfalz einen Pfarrdienst erhalten haben. Als Verfasser des Bildes ist genannt: Johann Conrad Stapff, Augsburg.

Daß Pfeffinger und Sunderreuter die einzigen in Wasserburg blieben, die von der großen reformatorischen Bewegung im Anfang des 16. Jahrhunderts erfaßt wurden, ist nicht wahrscheinlich; ist doch bekannt, daß den bayerischen Herzogen die allenthalben sich rührende „Ketzerei“ viel Sorgen machte. Die kleine Grafschaft Haag, nahe bei Wasserburg gelegen, war samt ihrem Grafen Ladislaus evangelisch geworden, was die herzogliche Regierung veranlaßte, den Verkehr zwischen Wasserburg und Haag scharf überwachen zu lassen. Aber geistige Bewegungen lassen sich durch Polizeiverordnungen nicht aufheben. Das zeigt sich erst deutlich in der Geschichte des Michael Keller mit seinem lateinischen Namen: Cellarius, der zwar kein Wasserburger Stadtkind, aber ein Priester in Wasserburg war. Über sein früheres

Leben ist nicht viel bekannt. Er ist geboren zu Burgheim, Amtsgerichts Neuburg a. d. D. Das Jahr seiner Geburt ist nicht bekannt. Zwischen 1514 und 1517 studierte er in Leipzig, dann wurde er Kaplan oder Kooperator in Wasserburg. Dort machte er sich bald durch seine Hinneigung zur lutherischen Lehre verdächtig und wurde vor eine aus herzoglichen Räten und Geistlichen zusammengesetzte Kommission gestellt, die ihn noch glimpflich behandelte und mit einer strengen Verwarnung, die neue Lehre in s. fürstlichen Gnaden Landen zu verbreiten, entließ. Keller versprach dies und hielt es auch „einen Monat und etlich Wochen“, aber es fiel ihm schwer aufs Herz, daß er immer schweigen sollte von dem, was ihm aus Gottes Wort als die Wahrheit offenbar geworden war. Nach heißem Gebet zu Gott wurde es in seinem Innern gewiß, daß er nicht länger schweigen dürfe, daß er aber sowohl um seines Versprechens willen, wie um „der frommen Wasserburger“ willen, nicht in Wasserburg bleiben dürfe, denn die von



Wasserburg, seine „geliebte Freund und Brüder“, wären, wenn sie seiner Predigt Beifall gegeben hätten, dann auch der Gefahr der Verfolgung ausgesetzt gewesen. So ging er von Wasserburg fort, aber nicht heimlich, wie eine spätere Anklage ihn beschuldigte, sondern er ging nach München und fragte den herzoglichen Rat Emershofer darum, der ihm sagte: „Wer wollt' es Euch wehren?“ Darauf reiste er nach Wasserburg zurück und fuhr „öffentlich“ von der Lend auf einem Schiff den Inn hinab und dann auf der Donau bis Krems, um einen in der Nähe wohnenden Bruder zu besuchen, den er aber nicht mehr am Leben traf. Dann reiste er weiter über Prag nach Wittenberg, „um zu beschauen, wie es Martinus Luther mit den Seinen halt und wes Bericht und Ordnung nach Laut der Schrift sie daselbst halten“.

Von persönlichen Beziehungen, in die er zu Luther oder Melancthon getreten wäre, wissen wir nichts. Vielleicht stammen aber aus dieser Zeit seine Beziehungen zu Johann Matthesius, dem Schüler, Freund und Tischgenossen Luthers, der die erste Biographie desselben verfaßte. Als Matthesius, um sich von der Ausbreitung der Wiedertäufer, die er scharf bekämpfte, im südlichen Deutschland Kenntnis zu verschaffen, im Herbst 1524 oder 1525 nach München kam, kam Keller, der am 24. November 1524 nach Augsburg kam, zweimal mit ihm zusammen. Auch in Augsburg hatten sich damals, um das im voraus zu bemerken, Wiedertäufer in großer Zahl eingekerkert, welche der Rat der Stadt teils einkertern, teils der Stadt verweisen ließ, teils auch durch die Prädikanten von ihrem Irrtum zu überführen und zu bekehren versuchte.

In einer Chronik heißt es: „Die Obrigkeit ließ die „fürnehmsten Prädikanten“: Herrn Doctor Stephan Agricola / mit seinem deutschen Namen Rastnbauer / Herrn Doctor Frosch und Herrn Magister Keller mit ihnen / den Häuptern der Wiedertäufer / disputieren, aber sie konnten sich nicht miteinander verständigen.“

Daraus, daß Keller schon drei Jahre nach seiner Anstellung zu den „fürnehmsten Prädikanten“ der Stadt gezählt wurde, erhellt, welche Stellung und welches Ansehen er sich in kurzem zu erringen wußte. Er verstand es auch, sich daselbe bis an seinen Tod zu erhalten. Als 1531 von den auf Befehl des Kaisers 1530 aus der Stadt geschafften evangelischen Predigern der Rat die bedeutendsten, die zum Teil von ihren Anhängern stürmisch verlangt wurden, zurückzurufen beschloß, fiel die Wahl neben D. Urban Rhegius, D. Agricola und D. Frosch auf Magister Keller, der zwar an Gelehrsamkeit den Vorgenannten nicht gleichkam, aber an kraftvoller, eindringlicher, temperamentvoller Predigtweise sie übertraf und dadurch sich nicht nur in hohem Maße die Gunst des Volkes, sondern auch vieler der einflussreichsten Männer der Stadt erwarb. Beim Volk hieß er gewöhnlich kurzweg: Meister Michel.

Durch den großen Anhang, den Keller im Volk hatte, übte er auch auf die politischen Verhältnisse, namentlich auch auf die Wahlen zu den magistratischen Ämtern einen großen Einfluß aus. Bei der Bürgermeisterwahl des Jahres 1538 wies er in einer Predigt, ohne den Namen Georg Herwart zu nennen, auf diesen hin, „daß man mit Jüngern hätte mögen auf ihn weisen“, und viele gelobten sich: dieser wird unser künftiger Bürgermeister, und er wurde es und hielt auch während seiner Amtstätigkeit schützend seine Hand über Keller.

Das kam ihm bei den ständigen Kämpfen, die er, der sich mit Begeisterung dem Schweizer Reformator Zwingli angeschlossen hatte, nicht nur mit den Anhängern der alten Kirche, sondern auch mit den Lutheranern hatte, sehr zustatten. Sein Einfluß und sein Ansehen stiegen immer mehr. Mit Neid und Ingrimm merkten es seine Gegner. Sie brachten den Spottvers auf ihn in Umlauf: Bet den Abgott zu den Barfüßern an, so wirst du gut Platz in Augsburg han. Keller war zuerst Hilfsgeistlicher dann Pfarrer an der Barfüßerkirche geworden. In den Reihen der Anhänger Kellers, deren Zahl immer wuchs, konnte man dagegen die, wenn auch vielleicht ein wenig übertriebene, so doch nicht grundlose Rede hören: daß er es dahin gebracht hätte, daß man in vielen Dingen mehr Aufmerken auf ihn haben müsse als auf den Bürgermeister. Bei den evangelischen Fürsten und Städten galt Augsburg, dessen evangelische Bevölkerung beim Beginn der Reformation ganz evangelisch-lutherisch war, in der Hauptsache durch Kellers und seiner Freunde Wirken, als eine „Zwinglische Stadt“. Doch es wird Zeit, daß wir uns nach dem Privatleben Kellers umsehen. Wir haben gehört, daß er in Burgheim bei Neuburg a. d. D. geboren wurde, aber schon das Jahr seiner Geburt ist nicht bekannt, auch von seinen Eltern wissen wir nur, daß seine Mutter 1527 noch lebte. Von seiner Studienzeit erzählt er selbst nur, daß er 1514 (oder 1517?) in Leipzig studierte. Seine erste Anstellung fand er als Priester in Wasserburg am Inn, von wo er aus schon gemeldeten Ursachen sich 1524 nach Augsburg begab, wo er erst Hilfsgeistlicher, dann

Pfarrer an der Barfüßerkirche und 1544 an der St.-Moritz-Kirche wurde. Der Herzog Wilhelm von Bayern konnte es ihm nicht verzeihen, daß er, der in Wasserburg „sein Landsasse“ gewesen, ihm „entlaufen“ war und ließ ihn noch lange Zeit überwachen, und als Keller drei Jahre nach seinem Weggang nach Augsburg, auf eine Einladung des Bürgermeisters Ulrich Rehlinger hin, sich nach dessen, auf bayerischem Gebiet gelegenen Landgut Leder begab, wollte der Herzog, der durch seine Spione davon erfahren hatte, ihn dort verhaften lassen. Die Schergen fanden ihn aber nicht, und die Augsburger Ratsherren gaben dem Drängen des Herzogs, Keller ihm auszuliefern, nicht nach. Im Jahre 1526 verheiratete sich Keller mit Felizitas Streicher, der Tochter eines angesehenen Augsburger Bürgers, des Papiermachers Hans Streicher. Seine Ehe war mit Kindern gesegnet, von deren Zahl und Namen und späterem Leben uns aber nichts weiter bekannt ist.

Keller scheint sich im allgemeinen einer guten Gesundheit erfreut zu haben, neigte aber zu Schlaganfällen. Schon im Oktober 1526 erlitt er, wohl infolge der vielen Kämpfe, die er mit seinen „Widerstachern“ hatte, und der damit verbundenen Aufregungen, einen Schlaganfall, der sich am 12. Oktober 1538 in noch heftigerer Weise wiederholte, so daß er sehr geschwächt und teilweise gelähmt fast drei Jahre lang seines Amtes nicht walten konnte. Es ist begreiflich, daß dadurch Keller in schlimme pekuniäre Lage geriet, zumal er, wie andere seiner Kollegen, durch Bettler aller Art, darunter auch vertriebene oder entlaufene Mönche und Nonnen, Pfarrer und Lehrer, sehr in Anspruch genommen wurde. Der Magistrat genehmigte ihm in Rücksicht darauf auf seine Bitte im Jahre 1544 einen Beitrag von 100 Gulden zur Bezahlung „der drückenden Schulden“. In den nächsten Jahren sollen sich seine Verhältnisse noch verschlimmert haben, so daß, wie der Chronist sagt, zu befürchten war, „der gute Mann möchte in Melancholei verfallen“.

Am Ende seines Lebens mußte Keller noch eine große Angst durchmachen. Kaiser Karl V. war im Sommer 1546 nach Augsburg gekommen. Er wollte dort auf dem Reichstag, weil der Papst die Berufung eines Konzils zur Schlichtung der Differenzen zwischen Katholiken und Protestanten immer wieder verschob, diese Sache selbst in die Hand nehmen und erließ zu diesem Zweck das sogenannte „Interim“, d. h. eine Verordnung, wie es einstweilen in Glaubenssachen solle gehalten werden. Er drohte mit strengen Maßregeln allen, die das Interim nicht annehmen würden. Da geschah es nun — ich lasse nun den Chronisten, der dies erzählt, selbst reden — „als der Kaiser einstmals zu Nacht allein war, berief er Herrn Magister Michael Keller durch einen Trabanten zu sich, weil er dermalen nicht weit von St. Moritz wohnte, worüber Herr Michael Keller hart erschrocken, wurde aber von den Trabanten getröstet, sich nichts Arges zu versehen, sondern nur fest und unerschrocken zu sein... denn sie verhofften,

Ihre Majestät schickten in Gutem und nicht im Bösen nach ihm. Doch war die große Furcht bei ihm (Keller), weil es bei nächstlicher Weil geschah, daß er nicht anders vermeinte, als er werde nicht mehr heimkommen; segnete derothalben sein Weib und Kinder und ward, in des Kaisers Zimmer begleitet, von Ihrer Majestät köstlich empfangen, wegen seiner Lehre befragt, der dann Ihre Majestät kurze und richtige Antwort gab, was alles schriftmäßig war; ließ ihn darauf durch die Trabanten wieder in sein Haus begleiten; und nach diesem geschah es noch einmal, daß er bei dem Kaiser erscheinen mußte, da dann der Kaiser sonderlich und ganz ernstlich von vielen Sachen mit ihm redete, hörte ihm auch fleißig und gerne zu. Bald darauf ist Herr Michael Keller gestorben, da man dann vermeinte, daß er also erschrocken sei“. Der Chronist will sagen, daß Keller nach der Meinung der Leute an dem ausgestandenen Schrecken gestorben sei, was ja bei der apoplektischen Anlage Kellers wohl möglich war, ja wahrscheinlich ist. Der Tag seines Todes ist nicht festgestellt, sondern nur, daß er im Februar 1548 starb.

Und nun, wie wird nach all dem, was ich von Michael Keller berichtet habe, das Urteil über ihn ausfallen? Ich denke, daß alle Leser, wie sie auch über den Glaubenswechsel desselben denken mögen, darin übereinstimmen werden, daß dieser Mann, der nicht nur höchst merkwürdige Lebensschicksale hatte, sondern auch sich so kraftvoll in dem Lebenskreis, in den Gott ihn hineinstellte, bemerkbar und geltend machte, es wohl verdient, daß sein Name nicht vergessen wird.

## Hausinschriften für Handwerker

### Bäcker

Morgens, wenn die Erde taut,  
Frühe, eh' der Tag noch graut,  
Müssen Bäcker wachen,  
Brot und Semmeln backen.  
Dies wär' eine feine Kunst,  
Hätten sie das Mehl umsonst.

### Mecher

Die Kuh muß auf den Beinen stehen,  
Das muß doch jeder Mensch einsehen;  
Drum kann es auch nicht möglich sein,  
Fleisch herzugeben ohne Bein.

### Maler

Wenn ich könnt' die Jungfern zieren  
Wie die Häuser renovieren,  
Wäre ich Meister in der Welt  
Und hätte mehr als jetzt an Geld.

### Wirt

Ein Wirt fürs Volk bin ich,  
Dem durstigen Bürger dien' ich.  
Wer recht bezahlt, erfreuet mich;  
Nur Halunken scheuen mich.  
Schlag dir die Sorgen aus dem Sinn  
Und den' nicht an die Hauskreuzspinn'!

# Sinn und Bedeutung der Heimatmuseen

Von Professor Dr. Lill

(Schluß)

Um ein Museum wirklich in der Art eines Heimatmuseums schaffen und erhalten zu können, dazu gehört eine entsprechende Resonanz aus der Bevölkerung, Initiative der Verwaltungsstellen. Es gehört dazu der Opfermut einzelner Bürger, die mit Stiftungen uneigennützig dort eingreifen, wo in der heutigen Zeit die öffentlichen Stellen nicht allein wirken können. Der Gemeinfinn des Bürgertums, die gegenseitige Selbsthilfe, der Bürgerstolz und die Bürgerfreude kommen hier am glänzendsten zur Erscheinung und Heil der Stadt, die in unseren häufig rein materialistischen und egoistischen Zeiten Bürger mit solchem Sinn noch ihr eigen nennen kann!

Das Museum selbst muß dann von einzelnen Persönlichkeiten gestaltet werden. Sammeln und Auswählen, Ordnen, Sichten und Aufstellen muß in der Hand eines einzelnen oder nur weniger Verantwortlicher liegen. Von diesen muß die Initiative und Anregung ausgehen, daß nun tatsächlich alles Geeignete in das Museum kommt, sei es durch veranlaßte Schenkung oder durch Kauf. Und was noch wichtiger ist, hier muß auch die Auswertung des Museums für die Allgemeinheit ihren eigentlichen Stützpunkt haben. Nicht jedes Museum kann sich einen eigenen Fachgelehrten als Museumsdirektor leisten. In vielen Fällen müssen es Freunde von Kultur und Kunst sein, die im Nebenamt diese Aufgabe erledigen, unterstützt von staatlichen Stellen oder größeren Gesellschafts- und Vereinsorganisationen.

Viele glauben, solche Museen seien in erster Linie für Gelehrte, Kunsthistoriker und Altertumsfreunde da. Gewiß hat die Kunst- und Kulturgeschichte, besonders aber die Volkskunde und die Vorgeschichte aus den vielen kleinen und mittleren Museen außerordentlich wertvolles Material gezogen. Aber weit über diesen engbegrenzten Fachzweck steht Ziel und Zweck, die Einwohner einer Landschaft, einer Stadt, in Werden und Geschehen, in Kultur und Natur ihrer Umwelt einzuführen. Es ist davon auszugehen, daß der Heimatbegriff mit dem Kinde entsteht und wächst. Auch die Schule wird schon für dieses entstehende Heimatgefühl Wesentliches in belehrender Form beitragen können. Wirklich zur warmen Hingabe an die Heimat kann sich dies Gefühl erst im Erwachsenen herausentwickeln. Wenn selbst erst einmal Kinder um ihn spielen, wenn er selbst im Getriebe des Lebens steht, wenn er auch in die großen staatlichen und kommunalen Beziehungen seiner Heimat mit hineingezogen wird, dann wird unwillkürlich das Interesse an den früheren Geschichten seiner Umwelt, seiner Vaterstadt wachsen. Geschichtlicher Sinn wächst mit der Besinnlichkeit des zunehmenden Alters, weil der Blick von der Vergangenheit mehr und mehr gefesselt wird als von der Zukunft, auch der Egoismus und die Selbstbehauptung der Jugend sich mehr zum Gemeinschaftsgefühl wandelt. Und gerade

in dieser Stimmung und in diesem Streben wird gefragt werden nach der heimatischen Vergangenheit. Es ist z. B. staunenswert, wie in gewissen Gegenden Norddeutschlands, Württembergs, aber auch in Bayern, etwa in der Pfalz, das Interesse für die vorgeschichtliche Vergangenheit, die wir nur aus Gräbern und Bodenfunden kennen, gewachsen ist; wie selbst ganz einfache Bauern sich an dieser Forschung beteiligen und den ihnen bekannten Museumsbeamten ständig

Werken einer großen Vergangenheit, durch den Einblick in Kämpfe und Erfolge der Vergangenheit zu stärken in ihrem ethischen Gefühl, in der Liebe zur Heimat, in dem Verständnis für die Vorzüge und Fehler ihrer eigenen Art. Deutsches Wesen ist heute wie selten bedroht, durch wesenfremde Art seine schönsten Vorzüge: Gründlichkeit, Besinnlichkeit, Treue, Bescheidenheit, Idealismus zu verlieren; heute können unsere Heimatmuseen mit dazu beitragen, unsere ruhmvolle Vergangenheit im großen wie im kleinen als Spiegelbild, als Mahner und Warner entgegenzuhalten. Gerade sie können in den kleineren Städten einen kulturellen und geistigen Mittelpunkt gegen die Verarmung des Herzens und Gemütes bilden. Sie werden und können nicht jeden mit gleicher Stärke und Wärme ergreifen. Aber irgendwie werden sie auch den Lauen berühren. Das Gefühl der inneren Schicksalsverbundenheit wird gerade von ihnen ausgehen können.

Diese innere Schicksalsverbundenheit braucht aber der Deutsche, um eines seiner höchsten Güter, das Gemüt, entfalten zu können. Deutschland ist heute von einer schweren seelischen Gefahr bedroht, wie sie vielleicht in seiner Geschichte noch nicht da war. Industrialisierung und Mechanisierung, wirtschaftliche und politische Verhältnisse möchten den Deutschen uniformieren und egalisieren, möchten womöglich alle zarteren Bande der Verwandtschaft, Freundschaft, Nachbarschaft zerstören. Eine kalte, rein mechanisch erdachte Organisation soll alles ersetzen. Mit demselben Hut, mit demselben Konfektionsanzug soll auch der Kopf unter diesem Hut, das Herz unter diesem Rock, dieselben oberflächlichen banalen Gedanken, dieselben äußerlichen Gefühle hegen.

Immer war es Deutschlands Größe — sicher auch manchmal Deutschlands Leid — aus seiner Individualität, seiner blutnähtigen, stammeskundlichen Eigenart zu schaffen, zu denken, zu handeln. Wollen wir nicht um eine armselige Einförmigkeit den Reichtum deutschen Fühlens und Erlebens verlieren! Wollen wir dieses echt europäische, germanische Gut der Persönlichkeit pflegen, nicht im Sinne der Verbohrtheit, sondern im Sinne unserer reichen Kraftanlage!

Von diesem Gesichtspunkt erwächst gerade unseren Heimatmuseen heute eine ganz besondere Aufgabe. Hier kann und muß mit jenen zarten, fast nicht wahrnehmbaren Banden, wie denen zwischen Mutter und Kind, das seelische Gefühl erwachen, das das Einzelindividuum, den Staatsbürger wissen läßt, wo sein Ursprung, sein Wesen herkommt: die Wiege im Vaterhaus, aber auch die Wiege in einem ganz besonderen deutschen Volkstum, wo Sprache und Glaube, Sitte und Tun in einer stark verbundenen Volksgemeinschaft ineinander fließen.



## Wer's Lieben erdacht

Zum Sterben bin ich  
Verliebet in dich,  
Deine tiefblauen Auglein  
Verführen ja mich.

Bist hier oder dort.  
Oder sonst an ei'm Ort,  
Wollt' wünschen, ich könnt' reden  
Mit dir ein paar Wort!

Mein Herz ist verwund't,  
Komm, Schächerl, mach mich g'sund;  
Ach, erlaub mir zu küssen  
Dein' purpurroten Mund!

Dein purpurroter Mund  
Macht Herzen gesund,  
Macht Tote lebendig  
Und Kranke gesund.

Sonst keine ist hier,  
Dieselbig g'fall' mir,  
Hätt' deine blauen Auglein,  
Deine schöne Manier.

Der 's Viebel hat g'macht,  
Hatt' 's Lieben erdacht;  
Drum wünsch' ich mei'm Feinsliebchen  
Viel tausend gute Nacht!



auf dem laufenden über neue Beobachtungen halten.

Stolz auf die Heimat, Freude, mitschaffen zu dürfen, an einer tieferen Erkenntnis der Vergangenheit, selbst einmal Einblick zu bekommen in gewisse, vom Geheimnis umhüllte Dinge, das ist der rein ideale Anreiz für diese Mitarbeiter. Und ebenso haben die gut geleiteten Stadtmuseen durch gute Beschriftung der Gegenstände, durch populäre gedruckte Führer, durch Spezialschriften, durch Vorträge sich einen Freundeskreis erworben, der oft in die Tausende und Zehntausende geht.

Belehrung, Freude und Verständnis am guten Handwerklichen, all das wird durch diese Museen vermittelt. Aber schließlich kommt es bei den Heimatmuseen darauf an, ihre Besucher durch das Schauen, durch die Verbindung mit den großen und kleinen

## Beiträge zur Geschichte der Industrie in Altbayern

Berggrat Joh. Gg. Lori schreibt in seinem Bergrecht 1764, daß der Bergbau unter allen deutschen Provinzen in Bayern zuerst betrieben worden sei. Die Salzgewinnung im südöstlichen Winkel Altbayerns war ja sicher schon vor der bayerischen Römerzeit bekannt. Aber auch Eisen-, Kupfer-, sogar Silber- und Goldbergwerke finden wir in der Frühgeschichte Bayerns. Landesherrn und Kirchenfürsten stritten sich um diese wirtschaftlich so bedeutenden Nutzungsrechte. Nach den Äbten von Berchtesgaden waren es die von Tegernsee und Steingaden, die 1169 bzw. 1189 von Kaiser Barbarossa das Recht erhielten, nach Erz zu graben.

Im 15. Jahrhundert kam der Bergbau zu neuer Blüte in Altbayern. Herzog Ernst, der sich selbst viel für Goldmacherei interessierte, begann 1426 in Fischbach das Schürfen nach Silber. Sein Sohn ertheilte 1446 der Gewerkschaft von Fischbach einen Freiheitsbrief. Diese Rechtsordnung wurde vorbildlich für alle bayer. Bergwerke.

Für die Goldbergwerke im Ammergau wurden 1464 eigene Freiheiten herausgegeben.

Ende des 15. Jahrhunderts kommen auch die ersten Rechte der Saliter auf. Einem Heinrich Part, Bürger von München, wird 1505 die Erlaubnis erteilt, am Jochbach, „der über den Kehlberg herab rinnet u. bey unserm Gottshaus Benediktin Peuren gelegen“, Schmelzhütten für Messingfabrikation anzulegen. In der freisingischen Herrschaft Werdenfels war man schon 1418 auf Eisen gestoßen, 1476 auf Silber. In der Tegernseer Gegend erhielt 1470 ein Bernher von Röh das Abbaurecht für Erze am „Allpach“ u. „anderen Enden diser Gegend“.

Das beginnende 18. Jahrhundert sah einen neuen Aufschwung des Bergbaues. Die Bauten der großen Schlösser machten den Mangel an inländischem Metall recht bemerkbar. Vor allem die Chiemgauer Werke erlebten jetzt die Zeit ihrer Hochblüte. Bergen, der Sitz des Berg- und Hüttenamtes, Mchau, Siegsdorf, waren die Hauptpunkte. Eine Heimatbeschreibung vom Anfang des 19. Jahrhunderts sagt: Ein Hochofen, 2 englische Kupolöfen, mehrere Hämmer waren in Betrieb. Die Erze kommen von dem 3/2 Stunden entfernten Frey- und Kressenberg. Jährlicher Bedarf beträgt 12 000 Ztr. Ein Teil dieses geförderten Metalles wird auch an die Privathüttenwerke Mchau, Eisenerz, Kugelhammer und kleinere Hammerhütten abgegeben. Die nötigen Holzkohlen wurden von den in den egl. Salinenwäldungen ständig beschäftigten 66 Holz- und Kohlenarbeitern erzeugt und auch vom benachbarten Landvolk gekauft. Dieses Bergener Hüttenwerk besteht über 400 Jahre schon, nachdem Bayern 1505 die Tiroler Eisenbergwerke an den Kaiser abtreten

und daher nach anderen Quellen sich umsehen mußte.

Diese Eisenindustrie nährte im Chiemgau nicht wenig Familien, die Köhlereien, die Waffenschmieden, die fast 300 Personen beschäftigten, die Drahtziehereien mit 65 Arbeitern.

Von Siegsdorf sagt z. B. Obernberg: „Im Dorfe hämmert und klopft alles von früh bis abends. Denkt man sich 4 Nagelschmiedmeister mit Hammerwerken, mit 2 Waffenschmieden, 2 Hufschmieden mit Wasserwerken, einer Mühle, so ergibt sich ein Begriff von jener Regsamkeit, die hier so angenehm auffällt und den Wohlstand des Ortes erklärt.“

Eine weitere alte Bergwerksstätte in Altbayern war südlich des Schliersees, im Josefstal. Zeitgeschichtlich interessant ist ein Vertrag zwischen diesem kurfürstlichen Hüttenwerk und der Scheyrer Hofmark Fischbachau vom 18. Juni 1760.

Die Hofmark verpflichtete sich, jährlich 2—3000 Fuder Holzkohle ans Werk zu liefern, die mit je 2 fl 30 Krz. an die Propstei F. bezahlt werden. Ein eigener Kohlemesser soll Menge und Güte der gelieferten Kohle prüfen. Damit nicht, wie vor 34 Jahren, etliche 1000 Tagwerk Holz zwecklos und mutwillig abgeschlagen und zum Verfaulen liegen gelassen werden, wird ein Abholzungsplan ausgearbeitet, der 100 Jahre zum Aufwachsen vorsieht. Die in diesem Gebiet liegenden Ämnen sollen den Untertanen erhalten bleiben, Neuanlagen sind untersagt. Das Fischen in der Leizach ist den Angestellten des Hüttenwerkes verboten. Nach etwaiger Auflassung des Betriebes haben die Angestellten keinerlei Domizil dort erworben. — Der Ortsname „Hammer“ erinnert uns heute noch an dieses Werk.

Nicht weit von Hammer entfernt, bestand früher noch eine Erzgrube. Kurz nach 1700 hat der letzte Graf von Hohenwaldeck, Johann Graf von Maxrain (gestorben 1734) in der damaligen Wildnis einen Hochofen errichtet am sog. Prufkogel, ihn bald aber wieder aufgelassen. Seinen dort beschäftigten Arbeitern hatte er erlaubt, sich an dieser Stelle niederzulassen. Allein nach dem Tod des Grafen erhob sich über die Rechtllichkeit dieser Siedelung ein 70 Jahre langer Streit. Man riß den Ansiedlern die Zäune ein, steckte sogar manches Häuschen in Brand. Endlich, 1789, gelang es dem Amt in Miesbach, den 8 Ansiedlern Ruhe zu verschaffen. Aus den Resten des zerfallenen Hochofens wurden 1798 eine Papiermühle und weiter oberhalb eine Schneidmühle erbaut.

Die reichen Wasserkräfte lockten im bayer. Gebirgsgebiet schon unsere Ahnen, sie dem Gewerbe dienstbar zu machen. Die meisten der obengenannten Werke trieb das Wasser. Von Birkenstein berichtet Obernberg, daß die dortige Einiedelei ein Lehrer bewohnt, der die Schule hält und

zugleich die Orgel spielt, deren Bälge vom Wasser gezogen werden. Aus dem nahen Ellbach lobt er die neuerbaute Dreschmaschine im Pfarrhof, die von einem Bergbach betrieben wird, und die Schloßerei des Andreas Auer.

Ein bewundernswürdiges Werk der Technik war in dieser Zeit auch die große Schleuse bei Balepp (Kaiserklause). 2000 Bäume waren kastenförmig ohne einen Nagel oder eine Klammer zusammengefügt als Stauwehr. Diese Erfindung schreibt Obernberg einem Wildschützen zu. Die Breite betrug 148 Fuß, die Tiefen- neigung 75 Fuß. Zur Speisung dieses Staudammes konnte auch der Spizingsee abgedämmt werden, und der Abfluß bildete beim Öffnen einen prächtigen Wasserfall.

„Am gehen bis eif Uhr“, schreibt das Reisebuch, „verrichten die Holzknechte ein kurzes Gebeth mit lauter Stimme und schlagen die Klause, das ist: sie öffnen die drey übereinanderstehenden Gesperre. Die Schleuse erzittert, der Felsengrund bebet, zum hohlen Donner ein heulendes Echo vom Berg wiederhallt. Kaskade auf Kaskade fixieren das staunende Auge. Eine Wasserstaubwolke erhebt sich und fällt im sanften Regen hernieder. Die von den Schlägen zusammengetriebenen Hölzer wirft der mächtige Strom wüthend hindurch, stürzt sie in den Abgrund und wirft sie wieder empor, bis sie im geschlängelten Wasserbett von Felswand zu Felswand geschleudert, endlich zur ruhigen Trift gelangen.“

Der Pracht dieses Schauspiels, das Kunst und Natur mit vereinter Kraft bewirkt, verdankt die einsame Wildnis den Besuch der Fremden.“

Aber die altbayerische Marmor- gewinnung in Berchtesgaden, am Tegernsee und bei Lengries ist im Altheimatland schon berichtet worden.

\*

### Vom seligen Conrad Nantwein zu Wolfratshausen

Um das Jahr 1286 kam ein Pilgram mit Namen Conrad Nantwein gen Wolfratshausen, wollt' nach Rom wallfahrten; da ließ ihn aber der Richter daselbst, genannt Ganthar, der ein Auge auf des Pilgers Geld geworfen, und ihm darum ein schändliches Verbrechen angezogen hatte, in den Kerker werfen und nach gefälligem Spruche den Feuertod erleiden.

Das Gerücht von dieser ungerechten Tat und die Wunderzeichen, welche sich an dem Orte des erlittenen Martertodes offenbarten, zogen bald viel andächtiges Volk von nah und fern herbei, und so wurde an dieser Stelle, die eine Viertelstunde vom Markte Wolfratshausen entlegen, jene Wallfahrtskirche dem Martyrer zu Ehren erbaut, die noch heute steht und den Namen St. Nantwein führt.

Das damalige Daisenbergerhaus zu Wolf-

ratshausen, auf dem Vormarkte Mühlberg, wird als dasjenige bezeichnet, in welchem Nantwein eingekerkert gewesen. Als ein früherer Besitzer desselben, seines Handwerks ein Schlosser, die im Kellergewölbe noch vorhandenen Ketten, an welchen Nantwein gelegen war, wissentlich verarbeitet, soll er darob närrisch geworden sein. —

Von dem Orte, da Nantwein gerichtet worden, meldet die Sage: als ihm auf dem Gerichtsplatze der Burg Wolfratshausen das Urteil gesprochen war, sei er von den Schergen befragt worden, wo er seinen Geist aufgeben wolle; da habe er den Knopf seines Pilgerstabs zur Hälfte abgeschraubt und gesagt, wo er beim Hinwegschleudern hinfalle, dort wolle er gerichtet sein; darauf habe er den Kopf des Stabes mit Macht hinausgeschleudert, wo dieser niedergefallen, sei er verbrannt worden.

Noch werden als Reliquen Nantweins Hirnschale und sein hölzernes Pilgramsfläschchen, beides in Silber gefaßt, aufbewahrt; aus letzterem wurde zu gewissen Zeiten den Wallfahrern und an Nantwinkirchweih dem Volke Wein vom Priester gereicht; der Brauch hat sich bis in die neuere Zeit erhalten, ist aber nochmals wahrscheinlich nur aus dem Grunde abgestellt worden, weil dem „Pilgramsfläsch“ die Eigenschaft von Sankt Dtmars Fläschlein, nie leer zu werden, abgegangen.

## Unsere alten Volkskalender

Heute wird man auf dem Lande wenig Häuser finden, in denen nicht eine Zeitung gelesen wird. Unsere Urgroßeltern waren noch in der Hauptsache auf kolportierte Gerüchte und örtliche Überlieferungen angewiesen. Erst der große, dickleibige Hauskalender brachte ihnen alljährlich die wichtigsten politischen Nachrichten des abgelaufenen Jahres. Er wurde neben Bibel und Gebetbuch zum richtigen Hausbuch. Noch im 18. Jahrhundert war der Volkskalender sogar dem städtischen Mittelstand, besonders aber den Landleuten, dasselbe, was ihnen heute die Tagespresse ist. —

Die ältesten gedruckten Kalender gehen zurück ins 15. Jahrhundert und sind sogen. Einblattkalender, geschrieben in lateinischer Sprache. Der erste deutsche Kalender in Buchform ist der „Münchener Türkenkalender“, so genannt, weil er in Versen zum Kampfe gegen die einfallenden Türken aufforderte. Im Laufe der Jahrhunderte statete der Kalendermann den Volkskalender immer mehr und mehr aus. Allerlei Wissenswertes war in ihnen zu lesen: Sie brachten die notwendigsten, allerdings sehr trockenen politischen Berichte, eine naive Jahresrundschau mit viel Kleinigkeitskrämerei und Berichte über Krönungs-, Verheiratungs- und Leichenfeierlichkeiten großer und kleiner Potentaten in epischer Breite. Nachdem aber der Kalender in seinen Mitteilungen immer ein Jahr nachhinkte, war er natürlich in seiner Politik ohne jegliche Einflußmöglichkeit. Eine geschätzte Beigabe im Kalender waren die Aderlaßregeln mit einem Bilde des „Laß-

männleins“. Eine „Laßtafel“ gab darüber Aufschluß, in welcher Zeit „gut, böß, oder mittel“ zu Ader gelassen werden konnte. Eine Übersicht über die heilsamsten und wirksamsten Hausmittel, Latwergen, Pflizen und Tees fehlte nicht. Eine Reihe erprobter und abergläubischer Gesundheitsregeln machte die Kalender noch lesenswerter.

Überhaupt war der ganze Inhalt der Volkskalender, wie der Name schon sagt, volkstümlich gehalten. Sitten, Bräuche, Aberglauben und Wetterpropheten fanden in ihm Raum, und das alles las der gemeine Mann mit solchem Interesse und so oft, daß er den ganzen Inhalt bald auswendig konnte. Bildlichen Darstellungen der Monate und der Arbeit des Bauern, wie wir sie heute noch, allerdings teilweise in künstlerischer Form, finden, begegnete man schon im 17. Jahrhundert. Schon damals begann man die Kalender mit Holzschnitten zu illustrieren, die dann mit ihren Texten eine Art Zeitgeschichte verwirklichte.

In Stil und Inhalt blieben sich die Kalender fast das ganze 18. Jahrhundert hindurch ziemlich gleich. Alle die großen Geister dieser Zeit, wie Goethe, Herder, Lessing und andere große Dichter, Philosophen und Historiker, hatten soviel wie keinen Einfluß auf den zeitgeschichtlichen Inhalt und die leberne Form des Volkskalenders. Auch die Kalenderbilder blieben in der Hauptsache kindisch und geistlos. Erst später brachte man es so weit, namhafte Künstler für die bildliche Ausstattung der Volkskalender zu interessieren, nach dem man endlich zur Einsicht gelangt war, daß das Beste für das Volk gerade gut genug sei.

Diese besser ausgestatteten Kalender fanden überall, in Stadt und Land, am Ausgang des 18. Jahrhunderts und besonders im 19. Jahrhundert schnell große Verbreitung. Sie spezialisierten sich allmählich und verfolgten somit einen bestimmten Zweck. Nach ihm legte sich der Kalender auch den passenden Namen zu, und es gab bald einen Neuigkeits-, Chronik-, Haus- und Familien-, Geschichts-, Astrologie- und Landwirtschaftskalender, einen akademischen, astronomisch-physikalischen und geistlichen Kalender. Letztere erschienen sogar schon zu Ende des 17. Jahrhunderts, so 1698 zu Regensburg der „Geistlich Ganz trostreiche Kalender — Gezogen auß dem güldenem Büchlein des weitberühmten und geistreichen Thomä de Kempf. (Thomas a Kempis.) Andere Kalender aus der Mitte des 17. Jahrhunderts sind unter vielen der „pfälz-bayrische landwirtschaftliche Kalender“, der „Churbayrische Chronikkalender“ und der „Churbayrische geistliche Kalender“. —

Schon im 19. Jahrhundert ist der Kalender Werkzeug der Volksbildung geworden. Das erhellt daraus, daß in Bayern damals schon gegen 250 000 Kalender verbreitet waren, „Haus-, Sad- und Wandkalender“ nicht mit eingerechnet. Man befeiligte sich auch, die Kalender immer mehr künstlerisch auszugestalten und mit Beiträgen hervorragender Männer zu bereichern. Erste

Meister der Malerei und der Feder, wie Kaulbach, Schwind, Kobell usw., stellten sich in den Dienst der Kalenderkunst und halfen mit, das Kalenderwesen so zu heben, daß sie begehrte und geschätzte Volksliteratur wurden.

Nachdem der Kalender mit dem wachsenden Einfluß des Zeitungswesens auf Politik und Nachrichten verzichten konnte, trug er mehr der Unterhaltung Rechnung. Die bildenden, erheiternden und lustigen Kalendergeschichten in Prosa und gebundener Form werden überall an den langen Winterabenden heute noch von groß und klein gerne gelesen.

\*

## Altbayerische Tieropfer

In der Reichersbeurer Kirche hängt eine Verlöbnistafel mit folgender Inschrift: „Als im Jahr 1743 in hiesiger Refier der leyndige Viehfall eingerißen und im Jahr 1770 zur Herbstzeit fast im ganzen Dorf in alle stül das Vieh erkrankte, u. fast bey 100 Stück umbkamen, so hat in solch gross bevorgestandner gefahr u. noth die gesambte Dorfgemeinde Reicherspeirn ihre Zusucht u. Vertraun zu der wunderthätigen Gnadenmutter u. zu dem S. Leonard genommen, daß wenn durch ihre mächtige vorbitt vermelte Dorfschaft von solch leyndigem Viehfall befreuet bleibt, sye die erste Kuh, so von der Viehherdt zu dem gatter hereingehet, aufopfern wollen, so auch wirklich vollzogen worden. renov. 1794.“

Auf dieser Tototafel sieht man das Schloß und die Hofmarkung, sämtliche Einwohner sind voller Erwartung am Gatter versammelt, die Bauern auf der einen Seite, Pfarrer, Pfleger und Schulklausner auf der anderen Seite, es ziehen schon die Tiere heran, die schönste Kuh geht an der Spitze, muß also das Opfertier werden.

Die mündliche Überlieferung will nun wissen, daß man die Kuh geschlachtet und das Fleisch unter die Armen verteilt habe; eine andere Quelle sagt, der Dorfhirt habe kurz vor dem Gatter seine Tiere noch richtig durcheinandergetrieben und sie dann frei hineinlaufen lassen, wobei des Pfarrers Kuh die erste gewesen sei. Man habe das Stück sofort verkauft, den Preis auf die ganze Gemeinde verteilt und dafür hl. Messen lesen lassen.

In Benedikbeuern ließ man in ähnlicher Weise bei einer Viehseuche die Tiere aus dem Stall, legte Stangen auf den Boden, und das erste Stück, das den Fuß darüber hob, wurde geopfert, es kam den armen Leuten oder der Kirche zugute.

Eine andere Art des Opfers wird vom Klaffenbauern am Beurerhof berichtet. Durch ständiges Verwerfen des Viehes hatte man großen Schaden im Stall. Da gab man dem Klaffen den Rat, einer lebendigen Kuh den Kopf abzuhacken. Der Bauer tat's, freilich mit schwerem Herzen.

Sogar aus den Jahren 1885 und 1887 meldet eine Münchener Zeitung, daß ein Bauer von Wigelshausen bei Freising ein Kalb als Opfer lebendig eingegraben habe.

## Schlaraffenland im Freisinger Moos

Am 24. Mai, dem Pfingstdienstag des Jahres 1831, wurde in der von dem viel gerühmten und viel gelästerten „Eremiten von Gauting“, dem Freiherrn Theodor von Hallberg-Broich, im Freisinger Moos gegründeten Kolonie Hallberg-Moos mit großem Getöse und Geschmause im dortigen Gasthof „Otto v. Wittelsbach“ die erste Kolonistenhochzeit begangen. Nicht nur alle Kolonisten, nein, auch „Alle Bayern“ waren im Auftrag des großzügigen Koloniegründers als „Freigäste“ zu dieser Hochzeit geladen. Kein Wunder, daß es da toll und voll zu- und Küche und Keller des Herrn Gastgebers ordentlich an den Krügen ging.

Allein Hallberg liebte ja gerade solch ungehemmtes Volksleben, solch übersäumende urwüchsige Lebensäußerung, solch kraftvollen Lebensrausch seiner Bauern, die ja ehedem samt und sonders arme Teufel gewesen, die auf einer gar fargen Scholle werkten.

Als man nun wegen der zunehmenden Cholerafaher auch in München begann, ein Weniges unruhiger zu werden, da erschien im „Freisinger Wochenblatt“ vom 3. Julius 1831 eine „Allgemeine Einladung“ Hallbergs an seine „Lieben Mitmenschen“, „dieweilen es eine bekannte Sache und auch durch alle Schriften zu beweisen ist, daß gegen jede ansteckende Krankheit das beste Mittel ist, lustig und fröhlich zu sein“.

Und es beehrte sich in besagter Anzeige der philanthropische „Bürger Freising's Theodor Hallberg“, seine „Hochgeschätzten Mitbürger, ihre Frauen und alle schönen jungen Mädchen auf Sonntag, den 3. Julius, zu einem großen Freikaffee einzuladen, indem er sie zu diesem geselligen Bergnügen mit Musik und Tanz im Gasthof „Zum Otto v. Wittelsbach“ erwarde, und er versicherte, daß alle, die ihm die Ehre erzeigen, zu kommen, von der Cholera verschont bleiben“.

Auch persönliche Einladungen ließ Hallberg in alle Welt, besonders in die um München und Freising flatternd, und auf einer, die sich in München niederließ, stand geschrieben: „Bringen Sie mit, wen Sie wollen, Gelehrte, Künstler, Dichter, Doktoren und mehr der gleichen Müßiggänger und Pflastertreter.“

Nun, an derlei Herrschaften hatte München Anno dazumal nicht gerade Mangel. Ein wahrhaft toller Auftrieb ins sonst so arg und ängstlich gemiedene „Moos“ setzte ein. Schon in allerherrgottsfrühe rollten in endloser Karawane vornehme Equipagen und Kutschen, biedere Kaleschen und Fiaker, Droschken und Chaisen, Leiterwägelchen, Schweizer Gespanne und ungetüme Gesellschaftswagen auf der scholligen Landstraße nach Hallbergmoos, zumal an jenem verheißungsvollen splendiden Sommersonntag die ganze Landschaft ringsum in einem wahrhaft festlichen Prang und Glanz leuchtete. Tausende und Tausende wallten eiligen Fußes, den schönsten Sonntagsstaat dem

Gastgeber zu Ehren angetan, tapfer nebenher und schluckten angesichts der Dinge, die da kommen sollten, den dunklen, grauen Staub der durch die vielen Fuhrwerke aufgewühlten Landstraße ohne Murren.

Selbst die Frau Herzogin von Leuchtenberg war mit zahlreicher Hofgesellschaft, voll Neugier auf dies „Volkschauspiel ohne Gleichen“ inmitten des bislang so unsagbar unvirtlichen Mooses, mit vielen Wagen erschienen, auch um die „Niedlichen Häuslein und die trefflichen Kulturen von Hallbergmoos zu bestaunen“.

Es war schon eine tüchtige, richtige Reise in dies Märchenland, allwo Milch und köstlicher Kaffee so verschwenderisch fließen sollte. Man konnte zu „Schiff“, zu Wagen oder auch zu Fuß an dieses tröstliche Ziel gelangen. Ganz Gescheite, wenigstens hielten sie sich dafür, wählten den staubfreieren Wasserweg auf der Isar. Punkt 12 Uhr nachts reisten sie vom Floßwirt ab, fuhren bis Grünsee, um von da in mehrstündigem Marsche durch das in der Sonnenhitze und greller Hellsnis allerding's trostlos langweilige Obland bis Birkensee zu pilgern, wo sie dann, da ja noch alles ringsum so ur-sprünglich, ohne jeden Weg und Steg, ohne Pfad und Weisung gewesen, nach langem Umherirren nachts um 9 Uhr, völlig ermattet und ausgehungert, hinkamen. Aber auch diese so arg hereingefallenen Spätlinge wurden von dem freiherrlichen Gastfreund trotz der Späte noch liebevoll aufgenommen und auf das beste bewirtet, obwohl doch schon die Schlacht längst geschlagen und das Schlachtfeld total aus- und aufgeräumt war.

Die albernen Staubschlucker aber, die hatten doch das bessere Los gezogen, dieweilen sie halt die ersten gewesen sind, die ans Tor dieses Schlaraffenlandes pochen konnten, das sich ihnen allsgleich gastlich auf-tat.

An der Ostseite des „Otto v. Wittelsbach“ waren riesige blau-weiße Zelte aufgeschlagen. Am Eingang zum größten, dem mittleren Zelte, hing ein mordsgroßer Blumenkranz, bunt, duftend nach Heide und Moos, drin inmitten als Inschrift der fromme Wunsch grüßte: „Gott erhalte Freising!“

Über 1000 Gedecke waren in den Zelten bereitgestellt. Alle Tische waren mit riesigen Blumensträußen geschmückt. Sechs an 10 Schuh hohe Pyramiden, je mit mehreren tausend knusprigen, braun glänzenden Kaffeebrezen und Nudeln, waren seitwärts auf Lattengestellen aufgetürmt, deren ledere Basis aus ganz weiß gezuckerten Guglhupfen und köstlichen Kaffeekekuchen gefügt war. Der ganze Festplatz stand im besten Schmalzgeruch.

In einer mit waldbrischen Tannengirlanden reichgezierter Regalbahnen dudelten und fibelten unaufhörlich Musikanten alte Bauernlandler und besinnliche Draherer, aber auch die neuesten Opern und die aller-neuesten Wiener Walzer von Strauß.

Mittags, Punkt 12 Uhr, nach dem Gebetläuten, erschien der „Hausherr“, der

Herr Baron v. Hallberg, mitsamt seiner ganzen Familie. Der alte General trug ein wirklich kostbares und malerisch schönes alt-deutsches Gewand, auf seiner Brust prangten alle Orden und alle Ehrenzeichen, die sich der kühne Kämpfer in den Kriegen jener Zeit fast auf der ganzen Welt durch seine Tapferkeit verdient hatte.

Er als Gastgeber gab das Zeichen zum Beginn des Festes. Alt und jung stürzte sofort wie besessen auf die schmalzduftenden Pyramiden der Brezen, Kuchen und Nudeln los. Ein ungeheures Geschrei und Geräuse hub an, brach los wie ein gewaltiges Gewitter. Im Nu, nach wenigen Minuten war die ganze Arbeit tapfer geleistet, die hohen Pyramiden dem Erdboden gleich gemacht. Kein Bissen, kein Brösel von all diesen leckeren Dingen und Schmankelein mehr vorhanden.

Hallberg selbst servierte seinen viel mehr denn tausend Gästen den köstlichen Kaffee, der ein fremdwürziges Nüchlein verströmte, selbst. Den Kaffee, der ja damals den aller-meisten überhaupt noch unbekannt, mindestens aber eine große Karität war, und für den Spender dieser seltenen Genüsse sicher eine sehr teure Sache...

Für die Mannerleut aber, die den weiblichen Genüssen mehr abhold waren, gab es sogar Freibier, auch Freieffen in Hülle und Fülle. Die ganze junge Kolonie, die noch aussah wie aus der Spielzeugschachtel heraus, mitten ins graue, düstere Moos hineingestellt, war eine einzige große Schlemmerbude

\*

Noch einmal, und zwar am 18. Oktobris desselben Jahres, feierte Hallberg, der glühende Patriot und Vaterlandsfreund, durch ein nicht minder großes, solennes „Freifest“ mit Freibier, Freiwein und Freieffen für alle seine „vielgeliebten Kolonisten und auch für alle Bauern der Umgebung und alle Freisinger Bürger“ zu Hallbergmoos im „Otto v. Wittelsbach“ das Befreiungsfest der Deutschen.

\*

Hallberg hatte seinen Zweck und seine Freude erreicht: er und seine junge Kolonie, der er soviel uneigennütige Opfer an Geld und Gut, an Arbeit und Ruhe gebracht, war wieder einmal zum Mittelpunkt des Interesses geworden. Diese Schlaraffentage vergaß man lange nicht. — Seine Tasche allerdings war leichter geworden, sein Wechselstübentkonto magerer. Aber „man“ hatte seine „Welt und Gott verlassene“ Kolonie, wie man im Spott ob des Barons Optimismus so gerne sagte, kennengelernt und gesehen, was der kühne, menschenfreundliche Unternehmer, der völlig uneigennütige Philantrop, gewollt und geschaffen, allem Spott und Anfeindungen zum Trotz. Hallberg schwebte Kultivierung und Nutzbarmachung des mehr als 20 000 Tagwerk großen Freisinger Mooses zum Besten seines geliebten Vaterlandes und zum Wohle seiner „Brüder“ vor.

# Bräuche um den St.-Johannes-Tag

## Unveröffentlichtes aus alten Aufzeichnungen

Der Johannitag ist heute noch ein Tag, an dem sich altes Brauchtum erhalten hat, freilich etwas verschrumpft und verhuselt. Vor 50 und mehr Jahren war noch volles, frisches Leben darin. Heute ist nur mehr das Feuer übrig geblieben. Dies war ja auch damals die Hauptsache. Je größer die wabernde Lohe, desto größer der Stolz der Burschen. Daher galt es möglichst viel Material zu sammeln. An dem Sammelgeschäft beteiligten sich auch die Schulbuben. Mit einem Handwägelchen zogen sie von Haus zu Haus, und zwar am Tag des hl. Veit, der ja als Märtyrer im brennenden Stiesel auch zu den „Feuerheiligen“ gehörte. Die größeren Burschen bedienten sich zu ihrer Sammeltätigkeit eines pferdebespannten Leiterwagens.

Gesammelt wird ja auch heutzutage noch, aber nur mehr ganz sang- und klanglos. Ehedem gab es hiefür ein eigenes Sprüchlein, das je nach dem Ort und der Gegend verschieden war. Es lautete z. B.

O raus, liebe Bub'n,  
Aloane Scheitlan z'sammtragn!  
Heiliger Sankt Veit,  
Alle Jahr a Scheit,  
Alle Jahr a Flodaholz,  
Gibt uns gern a Steuresholz,  
Heiliger Sankt Jakob,  
Wir bitt'n um an Hackstod,  
Heiliger Sankt Florian,  
Zünd unjer Feuer an!  
Scheiter raus, Scheiter raus!  
Liegt a alter Mann im Haus,  
Gibt net gern Scheiter raus,  
Gibt er's aber gern,  
So ist er unsers Herrn,  
Gibt ers aber nit,  
Nimmt'n der Teufel mit!

oder:

Wo aus, liebe Bub'n?  
Aloane Scheitla z'sammtragn,  
Heiliger Sankt Veit,  
Alle Jahr a Scheit,  
Alle Jahr a Flatterholz,  
Gibst uns nia foa Steuer aufs Holz,  
O Gott, laß uns noch länger leb'n,  
Haßt uns nia foa Steuer geb'n.  
Scheiter raus, Scheiter raus!  
Liegt a alter Mann im Haus,  
Und gibt net gern Scheiter raus,  
O so vergeh — o so verriß!  
Du bist des Teufels gewiß!

Alle diese Verse gehen auf einen gemeinsamen Ursprung zurück, im Laufe der Zeiten haben sie sich da und dort etwas verändert, wurden mitunter auch wohl gar sinnlose Keimerei, weil auch ihr ursprünglicher Inhalt schon damals nicht mehr erkannt wurde. Die Verse enthalten alle eine Bitte um Scheiter fürs Feuer und daneben eine Verurteilung des Geizigen, den die kleine Gabe reute.

Gegeben wurden weniger ganze Scheiter als Reiserbüschel, alte Besen, Brettertrümmer u. dgl. Bei den Worten „Es liegt ein

alter Mann im Haus“ kam in der Regel der Hausherr vor die Tür und schalt zum Scheine seine Frau, daß sie so verschwenderisch sei und Holz für solche unnütze Zwecke hergebe. Er wurde natürlich von der Jugend tüchtig ausgelacht und gehänselt, während die Gaben der Frau mit Sauczen in Empfang genommen wurden.

Ein Gewährsmann der 70er Jahre verriet uns, daß auch damals schon das Holzstehlen für das Johannesfeuer üblich war, und „zwar in jedem Dorfe; denn niemand gibt gern freiwillig Holz her“; die Burschen aber wollten davon eine stattliche Menge haben, um mit dem größten Feuer glänzen zu können.

Neu ist die Mitteilung, daß neben dem Johannestage auch am Veitstag da und dort ein kleines Feuer entzündet wurde, besonders von der lieben Schuljugend. Im übrigen waren die Bräuche dieselben wie heute noch; nur wurde dazumal noch das paarweise Springen über das Feuer getätigt. Hierbei war folgender Spruch üblich:

Wir muntre Knaben springen heuer  
Wieder übers Himmelsfeuer,  
Daß der Flachs recht gut gerät,  
Und daß kein Schauer drüber geht,  
Daß wir kriegen Flachs und Lein,  
Wollen wir dies Feuer zum Opfer weihn.  
Der Glaube, daß der Flachs so hoch  
wachsen werde, als die Burschen und Mäd-  
deln springen, war ja allgemein verbreitet.  
Der Bursch forderte sein Mädcl zum  
Feuerprung mit den Worten auf:

Wer mich will lieben,  
Muß mit mir durchs Feuer fliegen!  
Ein sehr beliebtes, heute nur wenig mehr  
gekanntes Schmankekl an Johanni waren  
die Hollerkücheln. Wir glauben es dem gu-  
ten Gewährsmann von Anno 70 gerne, daß  
er darüber sogar das Johannfeuer im  
Stich gelassen hat.

\*

## Wasserburg am 16. Februar 1824

Im Verlagsbureau der Zeitschrift „Cos“, München, Schrammplatz Nr. 601, erschien 1824 eine Schrift: „Bayern am 16. Februar 1824“. An diesem Tage waren es 25 Jahre, daß der 1. bayerische König Max Josef I. regierte. In ganz Bayern erschütterte an diesem Tage der Donner der metallenen Schlände die Luft, in den Alpen loderten die Feuer, Jubel herrschte allenthalben.

Ein offizieller Bericht aus genannter Schrift schildert, wie Wasserburg das Jubelfest beging:

Am Vorabende Kanonenschalven, Trompetenklänge vom Turme herab, zuletzt Zapfenstreich mit Musik der Landwehr.

Am 16. morgens Kanonendonner, Glockengeläute und Tags-Reveille. Um 8 Uhr zogen zwei mit Kränzen und Blumen geschmückte, weiß gekleidete Mädchen, von 12 auf Ge-

meindkosten blau und weiß gekleideten armen Schulkindern und der gesamten übrigen Schuljugend begleitet, auf den Platz vor dem Rathaus, wo die gesamte Geistlichkeit, die kgl. Beamten und Offiziers, der Magistrat und die Gemeindebevollmächtigten versammelt waren, um sich in feierlichem Zuge mit dem Garnisons-Kompagnie-Detachement und der städtischen Landwehr in die Kirche zu begeben. Nach dem feierlichen Gottesdienste paradierte das Militär auf dem Marktplatz.

Zwischen 11 und 12 Uhr mittags wurden Aufzüge auf dem Turme gelassen und das 55 fl betragende Opfergeld an die Stadtarmen verteilt. Mittags war Gastmahl bei dem bürgerlichen Weinwirt und Landtags-Deputierten Buchauer, wobei um 2 Uhr unter Abfeuerung der Kanonen und Pöller die Toasts ausgebracht wurden. Zugleich sang die gesamte Schuljugend vor dem Rathause das Volkslied: „Heil unserm König, Heil!“ und hielt dann einen Umzug um die Stadt, wobei sie in mehreren Abteilungen allerlei Landtrachten, verschiedene Stände usw., mit dazwischen eingeteilten 50 weiß und blauen, dann weiß und roten Fahnen (Stadtfarben), vorstellte; nach beendigtem Umzug erhielt die Schuljugend eine angemessene Erfrischung.

Abends begann die festliche Beleuchtung der Stadt, wobei die Gebäude des kgl. Landgerichts, Rentamts, Zwangsarbeitshauses und der Salz-Oberfactorie sich auszeichneten, während an dem reich beleuchteten Rathause der auf einem transparenten Tableau angebrachte Genius der Stadt, mit dem weiß und roten Stadtpanier und Stadtwappen, auf die vor demselben symbolisch dargestellten merkwürdigsten Regierungsmomente zeigte; so wie auch die übrigen Einwohner durch die an vielen Privathäusern angebrachten Transparente u. Inschriften, worunter besonders die von einem hiesigen Silber- und Goldarbeiter veranstaltete Beleuchtung seines Warenlagers auffiel, ihren Eifer zur Verherrlichung des Festes an den Tag legten. Unter den Handlungen der Wohlthätigkeit verdient besonders diejenige des bürgerlichen Weinschmeisters und Landtagsdeputierten J. G. Buchauer eine ehrenvolle Erwähnung, welcher zum bleibenden Denkmale an diesen Tag seine in einem sichern Wert von 600 fl bestehende Wasserspritze der Bürgergemeinde eigentümlich überließ. Ein anderer ungenannt sein wollender Menschenfreund überreichte 40 fl zur Verteilung an die Armen, und der bürgerliche Magistratsrat und Bauwerksmeister Millinger beschenkte den Magistrat mit einem von ihm gefertigten zweckmäßigen Plan zur Herstellung eines Armen-Versorgungshauses. Nebenbei wurden die zwölf auf Gemeindekosten gekleideten armen Schulkin-  
der von einem Schulfreunde ausgespei-  
set und manchem Armen in den Häusern der Pri-  
vaten reichliche Gaben gespendet.

## Augustin Baumgartner, Bayerns Gesandter beim Konzil zu Trient

Augustin Baumgartner, berühmter Rechtsgelehrter seiner Zeit, und in der Geschichte geistiger Kultur unseres altbayerischen Landes merkwürdiger Mann, im 16. Jahrhundert Herzog Alberts V. vertrauter Rat und Kanzler, ist geboren 1529, gestorben 1599. — Zeitgenosse jener stillen und lauten Kämpfe für Verbesserung der Kirchengerechtigkeit in Deutschland, war er ein unerfrockener Herold der Wahrheit gewesen, aufgeklärten Geistes, kräftigen Gemütes, mit nicht gemeinem Rednertalent begabt. Seine merkwürdigste öffentliche Handlung bestand in der Teilnahme an dem Konzil zu Trient, wohin ihn sein Fürst mit unumschränkter Vollmacht gesandt hat, als er erst 33 Lebensjahre zählte.

Am 17. Juni 1562 war es, wo der bayerische Gesandte dort vor den versammelten Vätern der abendländischen Christenheit die denkwürdige Rede hielt, Wehklage über den Verfall der katholischen Kirche, über die Pestheule der Glaubenserneuerungen. Er erklärte, der Zweck seiner Sendung gehe nicht dahin, beim Konzilium anzutragen, die Sektierer zu widerlegen oder gar zurückzuführen, sondern vielmehr, wie die betäubenden Abergläubnisse des katholischen Volkes gestärkt und befestigt, dann ein besserer Zustand seiner Kirche erzielt werden könnte. Er eiferte gegen die allenthalben in den Reihen der Priesterschaft zu findenden Mißstände, schlug vor, daß der Klerus nach den alten Einrichtungen reformiert werde, daß man nur gelehrte und des Lehrens kundige Männer zu Priestern weise, das Verbot der Priesterehe aufhebe, endlich, daß man den Genuß des heiligen Abendmahles unter beiderlei Gestalten erlauben möchte usw.

Dieser große Mann hat seine ewige Ruhestätte in der Stiftskirche zu St. Martin in Landsbut nächst der Kapelle der hl. Familie gefunden. Ein roter Marmorstein ist dort rechts an der Wand eingemauert, worauf sein Bildnis mit langem Bart in Lebensgröße, am oberen Teile folgende Disticha zu lesen sind:

„Dum vixi, fidus Domini Commissa peregi,  
In Tritentino concilioque sui,  
Adque Triem quintum missus variaque personas“

Jam satis est, soli servio Christi tibi!“

Am Fuße steht: „Hier liegt begraben der edl hochgelehrt und fest, Herr Augustin Baumgartner zu Teitenkofen und Hundpoint, beeden Rechten Doktor, Frstl. Drcht. in Bayern in die 42 Jar geweser Rath und Canzler alhie zue Landsbut, welcher den 18. April 1599 in Gott cristlich verschieden, auch seines Alters bei 68 Jar gewest.“

Ein ewiges Gesetz, den Frevler richtend,  
Gebent: Willst du dein Erdenlos bestehen,  
Mußt du geschloss'nen Auges und verzichtend  
An manchem Paradies vorübergehen.

Lenau.

## Von Sitt' und Brauch

An Mariä Heimjuchung werden Haselnußzweige und Rosenkränze ans Fenster oder in den Kamin gehängt, damit das Wetter nicht einschlägt.

\*

Zum St. Ulrichsgrab in Augsburg gingen die Kranken mit einem Haselnußstod in der Hand. Das grüne Holz bedeutete hier wohl die alte Lebensrute.

\*

Wer aus dem vom hl. Ulrich gebrauchten Kelch im Tiroler Schloß Firmian trank, wurde von jeder schweren Beängstigung frei.

\*

Sonnwendfeuer am Johannisstag fanden sich früher auch inmitten der Städte, höchste Persönlichkeiten nahmen frohen Anteil daran. So sprang z. B. auf dem Münchner Schraffenplatz, dem heutigen Marienplatz, anno 1402 Herzog Stephan III. mit seiner jungen Gattin inmitten einer jubelnden Volkschar über das lodernde Feuer.

\*

Bei einer „großen Leiche“ wurden zu den 3 Seelengottesdiensten im Freisinger Dom 124 Pfund Wachs verbraucht. Zu dem darauffolgenden Leichenschmaus waren nicht weniger als 41 Ztr. Fleisch benötigt. Das verzehrten aber nicht allein die paar hundert Trauergäste, sondern auch die Armen erhielten einen stattlichen Anteil.

\*

Ein Erlaß der bayerischen Regierung aus dem Jahre 1803 wandte sich gegen die Sitte, „daß man an einigen Orten den Körper eines Verstorbenen mit einem weißen Tuch bedecke, auf selbes zur Gärung eine geknetete Mehlmasse lege und sonach daraus Kücheln bade und diese an die Trauergäste verteile“. Gefegnete Mahlzeit!

\*

Etwas bis zum Jahre 1400 behielten die Getauften meist ihren heidnischen Namen bei. Man kannte eben damals noch nicht so viele von der Kirche Heiliggesprochene.

## Bayer. Zeitschriftenschau

„Der Chiemgau“, von Franziska Hager, Heimatbücherverlag Müller & Königer, München. Dieses schöne Heimatbuch ist in seinem Bau eine Wanderung des Geistes und des aufspürenden Sammlers durch die Landschaft des Chiemgause und durch die Reste der urältesten, heute noch lebenden Zeugnisse seines Lebens. Es gibt, glaube ich, keinen deutschen Gau, in dem die merkwürdigsten Spuren der Sage, des Aberglaubens, der Zauber und Gebräuche aus der ältesten heidnischen Zeit noch so gut erhalten sind, wie im Chiemgau. Unsere altgermanische Tradition ist ja — wenn man sie z. B. mit der antiken Mythologie vergleicht — so verhältnismäßig spärlich in den Sprachwerken erhalten, daß wir alle Sachzeugnisse und halbvergessenen Erinnerungen sehr genau aufspüren müssen, wenn uns der Anschluß an unsere Urzeit innerlich überhaupt etwas bedeuten soll. Und hier im Chiemgau spüren wir tatsächlich noch alten Boden unter den Füßen, einen Boden, auf dem, wie es scheint, seit Jahrtausenden in ungebrochener Kette das Leben weiterwuchs, wo man nicht verstorbene

Altertümer ausgräbt, sondern am Leben selbst noch Vergangenheit abliest. Franziska Hager hat das mit großem Fleiß, mit klugem Urteil und mit einem verlässlichen Gefühl für den Sinn der Funde getan und was sie abgelesen hat, ist nicht eine Kuriositätenammlung, sondern ein großes Stück Volkstum.

\*

Im Verlag Herder in Freiburg (Breisgau) beginnt Anfang Juli „Der Große Herder“ (12 Bände und 1 Weltatlas) zu erscheinen. Schon die Probehefte bekunden deutlich, daß in diesem Werk ein neuer Typ geschaffen wird. Das erkennt man sowohl an der methodischen Art, wie das Wissen wiedergegeben wird, als besonders auch an der vorzüglichen Auswertung des Wissens und Abnehmens für die Lebenspraxis. Unsere Leser seien darauf hingewiesen, daß sie bei Vorausbestellung (bis 30. Juni 1931) das Werk zu einem ermäßigten Preis beziehen können!

\*

Die Liturgische Zeitschrift, herausgegeben von Dr. Joh. Bink in Verbindung mit P. Dr. H. Dausend, O.F.M., und P. Dr. F. X. Hecht, P.S.M. Verlag Friedrich Kuster, Regensburg. Es geht dem schaffenden Kreis, der diese religiöse Zeitschrift trägt, nicht nur darum, die geschichtliche Entwicklung der Liturgie zu erläutern und verständlich zu machen — so wichtig und unentbehrlich dies auch für die rechte Erkenntnis ist — sondern um ein aktives Mitleben — mit Herz und Verstand — aller gläubigen Christen. In herzerfrischender Offenheit und Lebendigkeit werden die Probleme des Tages angepaßt, spürt man dem Wesentlichen dieser modernen Fragen und Möglichkeiten nach, um alles von hoher Warte aus zu wägen und zu beurteilen und für die Gegenwart fruchtbar zu machen. Außer solchen mehr aktuellen Beiträgen enthält aber auch jedes Heft immer grundlegende Arbeiten bekannter Fachleute und Praktiker. Besonders interessant ist wieder das reichhaltige Heft Nr. 8. Sehr gründlich und aufschlußreich zu Beginn ist der Aufsatz von Dr. Otto Casel über Pfingsten. Prof. Dr. A. Supperz behandelt allgemein interessierende, viel diskutierte Fragen der Gestaltung des Kirchenraumes unter praktischen, rechtlichen, künstlerischen und liturgischen Gesichtspunkten — in erster Linie die Altar- und Tabernakelfrage. Eine amüsante Reminiszenz zum Thema „Schallplatte in der Kirche“ bringt Dr. Pastner: Die Drehorgel als Vorläuferin des Gramophons im Gottesdienst. Ferner enthält das Pfingstheft noch merkwürdige Ausführungen über Choral und Choralpflege im In- und Ausland, Buchbesprechungen u. a.

\*

Die Heimatliebe des Österreicher stellt keinen lärmenden, pathetischen Patriotismus dar, sie ist mehr Innerlichkeit, verkörpert die enge Verbundenheit mit der wundervollen, farben- und stimmungreichen Landschaft, ist unblöcklich mit der erhabenen Alpenwelt verknüpft. Darum auch die gemütvolle, warmherzige Veranlagung dieser Menschen. Dr. Friedrich Hedler kommt im Maiheft des „Getreuen Gart“ (der gediegenen Wiener Monatschrift, die sich besonders der Pflege der guten deutschösterreichischen und sudetendeutschen Kunst und Dichtung widmet) in leicht verständlicher Weise auf diese Fragen zu sprechen. Auch der sonstige Inhalt dieses über 100 Seiten starken Heftes zeugt von der frischen, naturverbundenen österreichischen Gedankenwelt. Hochwertige Romane, Novellen, Erzählungen und Gedichte, sachkundige, volkstümliche Aufsätze aus Natur und Wirtschaft lassen den Leser am Denken und Schaffen der Gegenwart umfassenden Anteil nehmen. Der Gart-Verlag Adolf Luzer, Wien 5, Spengergasse 43, ist entgegenkommenderweise bereit, unseren Lesern, wenn sie sich für den Bezug interessieren, ein vollständiges Probeheft unverbindlich zu schicken.

